Geschichte Karls V.

Von

Hermann Baumgarten.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1885.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort.

An dem ersten Bande der Geschichte Karls V., welchen ich dem Publikum vorzulegen wage, werden Manche vieles auszusetzen finden. Zuerst scheint es eine kategorische Forderung der heutigen Wissenschaft zu sein, daß eine historische Darstellung auf einer möglichst vollständigen Verwertung des urkundlichen Materials beruhe, des ungedruckten ebenso gut wie des gedruckten. Dieser Forderung genügt mein Buch nicht. Ich habe weder die unermeßlichen handschriftlichen Schätze, welche Spanien für die hier behandelte Epoche birgt, noch die Korrespondenzen Karls und seiner Räte, welche in dem Archiv zu Lille liegen, noch was das Wiener Archiv wenigstens für die Jahre 1520 und 1521 besitzen mag, durchforscht, noch unsere höchst ungenügende Kenntnis der politischen Verhandlungen des Wormser Reichstages durch eine umfassende Ausbeutung der deutschen Archive zu vervollständigen gesucht. Meine Darstellung ruht im Wesentlichen auf dem gedruckten Material; was ich aus handschriftlichen Quellen hinzugethan habe, ist zwar vielleicht nicht ganz unerheblich, kommt aber doch im ganzen nicht sehr in Betracht; es verschwindet gegen das, was aus

diesen Quellen für die erschöpfende Bearbeitung der Epoche noch zu gewinnen wäre.

Ich bin zu diesem scheinbar inkorrekten Verfahren durch folgende Gründe veranlaßt worden. Wenn ich die europäischen und deutschen Archive in dem an sich wünschenswerten Umfange für die Geschichte Karls V. hätte benützen wollen, so würde ich bei dem kolossalen Umfange der auf diesen Kaiser bezüglichen Akten genötigt gewesen sein, auf meine Lehrthätigkeit ziemlich lange zu verzichten, und doch wahrscheinlich nur ein partielles Resultat erzielt, vermutlich zu den vielen vorhandenen Quellenpublikationen eine neue gefügt, oder im besten Falle die erdrückende Masse unserer historischen Monographien um eine Nummer vermehrt haben. Weder das eine noch das andere schien mir zweckmäßig. Wir sind, wie mir scheint, allmählich mit unserer historischen Gelehrsamkeit dahin gelangt, daß wir in der Hauptsache nur für unsere Fachgenossen und zwar für eine mit jedem Jahre sich mindernde Zahl derselben arbeiten. Denn die Detailforschung ist so angeschwollen, daß das Gebiet, welches der einzelne Historiker wirklich zu beherrschen vermag, immer enger wird. Nun dürfte es doch aber unbestreitbar sein, daß die Geschichte nicht eigentlich die Aufgabe hat, die Historiker zu belehren, daß eine Forschung, welche nicht schließlich zu dem Ergebnisse führt, die nationale oder die allgemeine Bildung zu fördern, daß namentlich die geschichtliche Forschung, welche auf dieses Ziel verzichtet, sich in falschen Bahnen bewegt. Auch der penibelste Spezialist wird nicht in Abrede stellen können, daß Quellenpublikationen nicht um ihrer selbst willen erfolgen, monographische Untersuchungen nicht darin ihren höchsten Zweck haben sollten, irgend ein Detail aufzuklären, sondern durch diese Aufklärung den Zusammenhang der historischen Entwicklung zu erhellen. Wenn die umfassendsten Publikationen, die scharfsinnigsten Forschungen Decennien hindurch

so gut wie unbenutzt daliegen, wenn sie schließlich durch ihre Massenhaftigkeit sogar für den Historiker unerreichbar werden, der sich nicht in die Enge einiger Dezennien einsperren mag, so ist das für das wirkliche historische Wissen wenig förderlich. Sie ins Grenzenlose zu vermehren, ohne den Versuch, die historische Summe aus diesen kostbaren Materialien zu ziehen, ist ein Unterfangen, das mit dem wahren Sinne wissenschaftlicher Forschung im Widerspruche steht.

Das ist aber seit lange in betreff der Zeit Karls V. unsere Lage gewesen. Ranke's großes Werk, in seinem Kern vor bald fünfzig Jahren entstanden, verfolgt eine ganz andere Aufgabe, als die eine Geschichte Karls zu bieten. Die Werke von Henne und de Leva haben die Verhältnisse der Niederlande und Italiens im Auge. Eine allgemeine Geschichte Karls V. zu schreiben, ist überhaupt seit Robertson nicht versucht worden. Ich habe diesen Versuch in der Meinung gewagt, daß ich, wie mangelhaft er ausfalle, wie große Blößen er der Kritik namentlich derjenigen darbieten möge, welche es für die höchste Aufgabe halten, sich stets im engsten Kreise zu bewegen, daß ich dadurch die Wissenschaft und das Leben so sehr fördern würde, als mir das überhaupt vergönnt ist. Es wäre sehr viel leichter und wahrscheinlich auch sehr viel dankbarer gewesen, eine Reihe kritischer Untersuchungen zur Geschichte Karls V. zu schreiben oder die von mir verwerteten handschriftlichen Materialien zu publizieren. Ich habe geglaubt, mich der schwierigeren und vielleicht undankbareren Aufgabe zuwenden zu müssen, weil selbst die unvollkommenste Lösung derselben nützlicher sein würde, auch für die Spezialforschung.

Von dem Leben Karls V. hat man bis zu seinem Erscheinen in Deutschland bisher wenig gewußt. Auch was ich darüber habe sagen können, ist sehr unbefriedigend. Nichtsdestoweniger wird derjenige, welcher die große Bedeutung dieses

Herrschers kennt, es nicht überflüssig finden, daß ich über diese Jahre der jugendlichen Entwickelung ein so helles Licht zu verbreiten gesucht habe als möglich. Daneben schien es notwendig, die europäischen Verhältnisse, unter denen sich der junge Karl bewegte, die Art und Wirkung seines Regiments über Spanien, seine anfängliche Stellung zur Reformation, lauter Dinge, um welche sich die Forschung bisher wenig gekümmert hat, im Detail zu verfolgen. Dadurch ist nun allerdings dieser erste Band in ein unverkennbares Mißverhältnis zu dem Ganzen geraten, welchem er angehören soll. Denn wenn ich in dieser Weise fortfahren wollte, die Geschichte des Kaisers zu erzählen, so würde eines jener bändereichen Werke entstehen, welche nur der mit demselben Gegenstand oder Zeitraum beschäftigte Gelehrte beachtet. Das ist nicht meine Absicht. Sondern nachdem ich in diesem ersten Band die Leser über fast alle in Betracht kommenden wichtigen Momente genau orientiert habe, soll meine Erzählung im weiteren Verfolge derart fortschreiten, daß sie ihr Ziel mit drei, höchstens vier Bänden erreicht.

Der Leser wird alsbald wahrnehmen, daß meine Darstellung in ausgedehnten Partien vornehmlich auf den englischen Calendars ruht. Ohne diese große, von der englischen Regierung mit preiswürdiger Weitherzigkeit und Liberalität veranstaltete Sammlung würde eine europäische Geschichte in den ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts unmöglich sein. Man hat bei uns öfter über die Mängel dieser Publikation geklagt. Ohne Zweifel bleibt sie hinter dem Ideal einer derartigen Sammlung in manchen Beziehungen zurück. Aber wollte Gott, daß wir ein deutsches Werk ähnlicher Art über diese Zeiten besäßen! Der gelehrte Idealismus, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, welcher mit seiner Gründlichkeit so oft nicht zum Ziele kommt, gelegentlich den wichtigsten Epochen fernbleibt, weil er die kleinsten und nicht selten auch die historisch

gleichgültigsten Dinge mit einer Peinlichkeit untersucht, welche nur bei wichtigen am Platze ist, dieser Idealismus ist unserer Wissenschaft keineswegs immer förderlich geworden. Ich wenigstens habe mich recht häufig in der für einen Deutschen verdrießlichen Lage befunden, auf die Fragen, welche ich an die englischen Quellen richtete, fast immer Antwort zu erhalten, während die deutschen Publikationen nur die dürftigste Aufklärung boten.

Aehnlich wie zu England stehen wir zu der Schweiz. Wir haben leider den eidgenössischen Abschieden, der Strickler'schen Aktensammlung nichts an die Seite zu stellen. Und doch sollte die Zeit Karls V. für kein Volk größeres Interesse haben als für das deutsche. In der That nimmt unser Volk, und in der jüngsten Zeit fast mehr als je, an dieser Epoche das lebhafteste Interesse. Aber die umfassenden Quellenpublikationen, welche einer Darstellung dieser Zeit allein eine zuverlässige Grundlage bieten könnten, Publikationen, welche der Einzelne nicht zu schaffen vermag, welche nur mit bedeutenden Mitteln und vereinigten Kräften herzustellen sind, sie lassen leider noch immer, soweit es sich um die politische Geschichte handelt, auf sich warten. Was wir bisher für diese Seite der Reformationszeit, namentlich ihrer Anfänge, an Quellen besitzen, ist kaum der Rede wert. Ehe wir, um nur das Wichtigste zu nennen, ehe wir nicht die wirkliche Korrespondenz Karls V. besitzen (von der Lanz nur dürftige Fragmente bietet) und die Reichstagsakten dieser Jahre (die z. B. bei dem Wormser Tage vorwiegend aus nichtdeutschen Archiven gewonnen werden müssen), muß unser Wissen von der Reformationszeit Stückwerk bleiben. Möchte doch die Hoffnung, welche vor einigen Monaten aufzuleuchten schien, daß endlich dieser Zeit ihr volles Recht werde, sich bald erfüllen!

Leider ist es mit den französischen Quellen noch übler bestellt. Die Politik Franz' I. wird bis jetzt von tiefem Dunkel

bedeckt. Den einzigen Moment seiner Gefangenschaft ausgenommen, hat die sonst auf dem Gebiete der neueren Geschichte so thätige französische Forschung die wichtige Epoche dieses Königs kaum berührt. Und doch bergen die unvergleichlichen Handschriftenschätze der Pariser Nationalbibliothek für diese Zeit die wichtigsten Materialien! Leider freilich in einem Zustande, welcher ihre Benützung ungewöhnlich erschwert. Die Korrespondenzen namentlich aus den ersten zehn Jahren König Franz' I. liegen da großenteils zerrissen, verwirrt durcheinander und überdies meistens ohne Jahresdaten. Eine radikale Heilung dieses großen Uebelstandes wäre nur dadurch herbeizuführen, daß die zum Teil kostbaren Bände, in welche die Sammler namentlich des siebzehnten Jahrhunderts die zufällig zusammengebrachten Briefmassen hineingestopft haben, aufgelöst und dann eine neue Ordnung geschaffen würde. Da man sich aber dazu schwerlich entschließen wird, bleibt nur übrig, ein Verzeichnis herzustellen, welches die Korrespondenzen der einzelnen Personen in genauer chronologischer Ordnung mit Verweis auf die Nummern des jetzigen Katalogs aufführt. Ohne eine derartige Vorarbeit, welche ein Einzelner nicht bewältigen kann, wird die französische Geschichte in dieser so wichtigen Zeit noch lange in dem bedauerlichen Zustande verharren, in welchem sie sich jetzt befindet. Daß es heute selbst für einen in Paris lebenden ausgezeichneten Gelehrten unmöglich ist, die erwähnten handschriftlichen Schätze voll zu verwerten, beweist das bekannte Werk Mignets über die Rivalität Franz' I. und Karls V., in welchem man auf viele wichtige Fragen vergeblich eine Antwort sucht. Einzelne Partien ließen sich indessen schon heute mit Erfolg bearbeiten. So würde z. B. die Herausgabe der für die ganze Zeit bedeutenden Korrespondenz des Grafen Carpi, soweit sie in Paris ist, wohl keine zu großen Schwierigkeiten bieten. Was ich daraus für Mai und Juni 1521 mitgeteilt

habe, reizt vielleicht einen französischen Gelehrten, diese sehr dankbare Aufgabe zu lösen.

Das meiste für die volle Aufhellung der Geschichte Karls V. könnte Spanien thun; ich wage indessen nicht, mich in dieser Beziehung großen Hoffnungen hinzugeben. Möchte aber der heutige Leiter der spanischen Regierung, welcher ein so lebhaftes und sachkundiges Interesse an historischen Dingen nimmt, wenigstens den oft geäußerten Wunsch aller Historiker erfüllen und die in Simancas vergrabenen Schätze durch Uebertragung nach Madrid oder einer andern großen Stadt, in welcher Forscher gedeihlich arbeiten können, endlich der gelehrten Welt zugänglich machen!

Sehr viel verdanken wir Italien. Aber auch hier fehlt noch sehr wesentliches. Das weitaus Wichtigste könnte die heutige liberale Verwaltung des vatikanischen Archivs thun, wenn sie die Korrespondenz der Kurie mit ihren Nuntien in dem unerläßlichen Umfange veröffentlichen wollte. Man wird vielleicht in Rom mit meiner Darstellung der Politik Leo's X. nicht zufrieden sein. Nach den jetzt vorliegenden Materialien konnte sie aber nicht anders ausfallen. Was uns Balan darüber kürzlich vorgelegt, habe ich sorgfältig benützt. Aber ich muß leider bekennen, daß mir dieser Mann für die von ihm übernommene Aufgabe nicht sehr geeignet erscheint, da seine Kenntnis der historischen Litteratur ebenso gering ist wie sein kritisches Vermögen und sein Urteil über das, was wichtig und unwichtig ist. Inwieweit das groß angelegte Regestenwerk des Kardinals Hergenröther über Leo X. wesentliche Belehrung bieten wird, läßt sich nach dem bis jetzt erschienenen ersten Hefte nicht beurteilen.

Die, wie man sieht, oft sehr empfindlichen Lücken der gedruckten Litteratur habe ich, wie schon gesagt, nur in sehr ungenügender Weise ausfüllen können. Das Wertvollste war,

daß mir die weltbekannte Güte des Ritters von Arneth die Benützung der im Wiener Archiv aufbewahrten Kopie der Diarien Marino Sanuto's ermöglichte. Diese, wenn ich nicht irre, zu Anfang dieses Jahrhunderts angefertige Kopie ist zwar nicht so gut, wie ich sie in Venedig rühmen hörte, wo man fast bedauerte, nicht lieber das Original an Wien abgetreten zu haben; aber sie ist wenigstens brauchbar, und durch das jedem Bande angefügte ziemlich genaue Register wird die Benützung der mächtigen Folianten wesentlich erleichtert. Ohne Sanuto's Hilfe wäre mir der Zusammenhang der europäischen Politik oft völlig verloren gegangen. Freilich darf man die Aufzeichnungen dieses unvergleichlichen Venezianers nicht so unbedingt preisen, wie wohl geschieht. Verwechslungen, wie ich sie S. 484 nachgewiesen habe, mögen ihm nicht oft begegnet sein; aber die Knappheit seiner Auszüge ist nicht selten derart, daß man schwer errät, was der Sinn des Originals gewesen sein mag. Trotz alledem ist der Wert Sanuto's ein sehr großer. Möge die in Venedig unternommene Herausgabe seiner Diarien immer eifriger, namentlich aber auch immer sorgfältiger fortgeführt werden!

Solange Herr Dr. Brosch in Venedig lebte, war jeder deutsche Forscher gewiß, bei ihm die liebenswürdigste und sachkundigste Unterstützung zu finden. Ihm verdanke ich die Auffindung und Mitteilung der wenigen, aber zum Teil wichtigen Berichte des damaligen venezianischen Botschafters am Hofe Karls, welche sich erhalten haben, sowie mancherlei sonstige Unterstützung, dem Herrn Grafen Soranzo an der Markusbibliothek aber die Kopie einer Reihe Depeschen Gasparo Contarini's vom Wormser Reichstage. Die Berichte dieses ausgezeichneten Mannes vom kaiserlichen Hofe hätten längst eine Veröffentlichung verdient.

Wenn ich oben die englischen Calendars rühmte, wie sie

es verdienen, so schließt das natürlich nicht aus, daß man in ihnen manches vermißt, was zwar der englischen Geschichte fern liegt, für die europäische aber wichtig ist. Es war mir deshalb sehr erwünscht, daß ein längerer Aufenthalt in London es dem Herrn Dr. J. Bernays möglich machte, Nachforschungen für mich im British Museum anzustellen, denen ich eine Reihe wichtiger Nachträge aus den Berichten des kaiserlichen Gesandten in Rom verdanke. Verschiedene andere in der reichen Fülle spanischer Handschriften, welche das British Museum besitzt, von Bernays aufgefundene Daten konnte ich leider nicht mehr verwerten, weil der Druck bereits vorausgeeilt war. Eines aber muß hier nachgetragen werden.

In Add. 9930 fol. 2—9 findet sich eine Mitteilung über die Cortes von 1518 (Abschrift aus einem Codex des Escurial), in der Bernays einen Auszug aus dem offiziellen Protokoll zu erkennen meint, wie mir scheint, aus gutem Grunde. Zu meiner Freude werden dadurch die von mir mit einiger Mühe aus den konfusen spanischen Berichten gewonnenen Daten über jene Cortes (S. 89 ff.) in der Hauptsache bestätigt und in einigen Punkten erweitert. Nach dieser Aufzeichnung versammeln sich die Abgeordneten zuerst am 2. Februar zur Prüfung der Vollmachten. Dabei erheben sie Protest dagegen, daß ein Fremder den Vorsitz haben soll, und formulieren die bekannten Wünsche. Am 5. Morgens wird ihnen mitgeteilt, daß Karl den Eid geleistet habe, was wunderlich ist. Sie bitten, er möge ausdrücklich schwören, keine Fremden anzustellen. In der Abendsitzung desselben Tages erscheint der König. Mota hält seine Rede. Darauf wird des Königs Eid verlesen, wonach zuerst die Abgeordneten und dann Karl schwört. Sonntag den 7. leisten die Granden den Eid, und Karl wiederholt den seinigen auf Bitten der Procuradoren. Am 9. trägt Mota die königliche Proposition vor und bittet, einen größeren

Servicio als gewöhnlich zu bewilligen; am 12. erfolgt diese Bewilligung.

Dr. Bernays hat sich ferner der Mühe unterzogen, eine Anzahl Originale mit den in den Calendars gegebenen Auszügen zu vergleichen. Das Resultat war ein überraschend günstiges nicht nur für Brewer, sondern auch für Bergenroth. Nur selten gab der Auszug den Sinn des Originals nicht getreu wieder, nur sehr selten enthielt er wirkliche Irrtümer.

Allen genannten Herren, wie auch den Vorstehern und Bibliothekaren der Bibliotheken zu Paris, Venedig, München, Stuttgart und hier, den Leitern der Archive von Brüssel, Venedig, Frankfurt und Straßburg sage ich meinen aufrichtigen Dank.

Zum Schlusse die Bemerkung, das ich Sandoval nach der Ausgabe von Pamplona 1634, die **Lettere di Principi** nach der von Venedig 1581 und die Briefe Martyrs nach der Amsterdamer von 1670 benützt habe.

Straßburg, 21. Januar 1885.

H. B.

Inhalt.

Zweites Buch.

Einleitung.

Es ist in weiten Kreisen üblich geworden, von derjenigen Geschichtschreibung, welche die großen Völkerschicksale, die Umgestaltungen des allgemeinen Lebens durch politische und kriegerische Thaten vorzugsweise ins Auge faßt, geringschätzig zu reden. Man weist auf die innere Leerheit der „Staatsaktionen", auf die Oberflächlichkeit von Darstellungen hin, welche sich mit diplomatischen und militärischen Kämpfen beschäftigen, und preist dagegen den Wert der Kulturgeschichte, welche sich in das Leben der Völker vertiefe, ihre Sitte, Bildung, ihr tägliches Dasein in Haus und Familie schildere. Nur da, sagt man, sei doch eigentlich das zu finden, was die wahre Substanz des geschichtlichen Lebens ausmache, nur da die Kräfte zu erkennen, welche den Gang der Entwickelung bestimmen.

Es hat wohl niemals einen Geschichtschreiber, welcher diesen Namen verdient, gegeben, der nicht gesehen hätte, daß auf der stillen geistigen und gemütlichen Arbeit einer Zeit ihre Bedeutung wesentlich ruhe. Aber auch nur wenige, die sich darüber täuschten, daß dieses stille Walten vergangener Zeiten nur schwer zu fassen, daß die Kulturzustände eines großen Volkes in einer bestimmten Periode getreu zu schildern, so, daß nicht verschwimmende Allgemeinheiten, sondern eine scharfe und zugleich korrekte Zeichnung entstehe, fast unmöglich sei, teils weil

das Material, aus dem ein solches Bild hergestellt werden könnte, in den meisten Fällen nur höchst mangelhaft vorliegt, teils weil das Bild selbst aus einer Unendlichkeit von Einzelzügen zusammengesetzt werden müßte, welche über den Rahmen einer geschichtlichen Darstellung in allen Richtungen hinauswachsen. Es unternehme doch nur jemand, den heutigen Zustand unseres Volkes treu zu schildern, über den ihm eine unvergleichliche Fülle der genauesten Zeugnisse vorliegt, den er zugleich mit eigenen Augen prüfen kann! Wenn er nicht seltsame Begriffe von dem hat, was Wahrheit ist, wird er nicht mehr als gewisse Seiten unseres gegenwärtigen Lebens zu schildern wagen, oder das Befinden einer einzelnen Volksklasse in einer bestimmten Gegend, und doch darauf gefaßt sein, daß sich gegen die Treue seiner Zeichnung unzählige Widersprüche erheben, weil auch ein so beschränktes Gebiet für die Auffassung und Beobachtung eines einzelnen viel zu groß ist. Denn wo es sich um ein Leben handelt, in welchem jedes Individuum seine eigenen Wege geht und diese Wege unendlich oft sich wenden oder auch umkehren, da kann es nur in gewissen Gesamtäußerungen gefaßt, nicht in seinem innersten Wesen aufgezeigt werden.

Von diesen Gesamtäußerungen ist das Staatsleben vielleicht nicht die höchste oder tiefste, aber die bedeutendste, wirksamste. Was ein Volk in Religion, Dichtung, Kunst ist, macht sein innerstes Wesen in gewissen Beziehungen mehr aus, als was sein Staat zeigt: aber im Staat hauptsächlich summieren sich alle Thätigkeiten eines Volkes auf den verschiedensten Lebensgebieten, und der Staat wiederum bietet allen jenen Thätigkeiten die unentbehrliche Grundlage, bedingt ihr Gedeihen und Wirken. Gewiß verdankt das Menschengeschlecht die kostbarsten Elemente seiner fortschreitenden Bildung gerade solchen Völkern, deren staatliche Fähigkeit eine untergeordnete gewesen: Juden, Griechen, Italienern und Deutschen. Aber auch dieser Völker höchste geistige Blüte ist an einen gewissen Aufschwung oder

auch an tragische Katastrophen ihrer politischen Existenz gebunden gewesen, und die universale Wirkung des von ihnen Geschaffenen hing zum großen Teile von mächtigen politischen Faktoren ab, welche es zum Gemeingut der Menschheit machten. Die griechische Bildung ohne Alexander d. Gr. und das Römerreich, wer weiß, ob sie ohne diese politischen Träger nur zu uns gedrungen wäre? Die italienische Renaissance ist eine Weltmacht zu einem erheblichen Teile durch den großen Hader der neugeborenen Staaten um die Herrschaft über Italien geworden. Wie sehr unsere moderne deutsche Bildung durch Friedrich d. Gr. bestimmt worden ist, der ihr doch in ihrem inneren Wesen so fremd war, wie dieser König den litterarisch seit fast einem Jahrhundert vorhandenen Gedanken der Aufklärung mit seinem Schwert die Welt eroberte, wie unsere heutige Bildung, von der doch wohl niemand behaupten wird, daß sie hoch über derjenigen der vorausgegangenen Generation stehe, nicht kraft ihrer eigenen Vorzüglichkeit, sondern dank der sie verklärenden Macht des deutschen Reiches von den fernsten Nationen gesucht wird, weiß jedermann.

Eine Geschichtschreibung also, welche nicht träumerischen Schatten nachjagen, sondern lebendige greifbare Wirklichkeiten fassen will, wird immer den Staat in erste Linie rücken müssen und, was sie sonst von den Zuständen einer Zeit zu sagen weiß, an die Schilderung der politischen Bewegung anschließen. Selbstverständlich wird dadurch den einzelnen Disciplinen der Kirchen, Litteratur, Kunst, Wirtschaftsgeschichte u. s. w. ihr Wert nicht im mindesten geschmälert; aber was sie bieten, kann immer nur eine Einzelheit, eine von dem Gesamtleben eines Volkes im Staate bedingte Einzelheit sein.

Niemals ist unser Volk in tieferer und mächtigerer religiöser Bewegung gewesen, als in den Tagen Luthers. Nichtsdestoweniger wurde das Schicksal dieser Bewegung nur zum Teil durch religiöse oder kirchliche Momente bestimmt; von Anfang an stand sie unter dem gewaltigen Drucke politischer Verhältnisse,

und dieser Druck wurde mit der Zeit immer stärker, bis zuletzt die Festsetzungen über die kirchlichen Verhältnisse des deutschen Reiches fast nur durch politische Faktoren herbeigeführt wurden. Da es sich um die Reform nicht einer National, sondern einer Universalkirche handelte, da das kirchliche Leben nicht nur Deutschlands, sondern der Christenheit in Frage kam, da jene Universalkirche mit allen politischen Bildungen und Interessen der damaligen Welt aufs innigste verschlungen war, da die kirchliche Bewegung selbst allmählich alle germanischen und romanischen Nationen ergriff, bei keinem Volke aber das religiöse Interesse nur zu so selbständiger Geltendmachung gelangte wie bei dem deutschen, vielmehr überall, bei den germanischen Britten und Skandinaviern kaum weniger als bei Franzosen, Italienern und Spaniern, die kirchliche Reform von den politischen Machthabern nach wesentlich politischen Gesichtspunkten gefördert oder unterdrückt wurde, so mußte der Ausgang des großen Kampfes in einem beträchtlichen Maße durch politische Interessen entschieden werden.

Es ist bekanntlich unser Schicksal gewesen, daß, abgesehen von dem unvermeidlichen Einflusse der großen Weltverhältnisse, damals in unserem innersten Leben ein fremdes Element waltete. Ein in Deutschland geborener, mit seinem Volke vertrauter, mit ihm empfindender, innerhalb der deutschen Machtsphäre sich bewegender Kaiser würde zu der großen Bewegung selbstverständlich ein ganz anderes Verhältnis gewonnen haben als der in den Niederlanden geborene, in französischer Bildung aufgewachsene, mit noch nicht achtzehn Jahren in die spanische Welt verpflanzte, nur durch die spanischen Geldmittel zur Kaiserwürde gelangte Karl. Dieser mächtige Gebieter, welcher durch die innerste Natur seines Weltreiches zur Weltkirche unwiderstehlich wäre hingezogen worden, wenn ihn auch nicht seine persönlichen Ueberzeugungen wie seine ersten Lebenserfahrungen unzertrennlich an diese Kirche gebunden hätten. Wenn wir den Mann suchen, mit dem Luther und das von ihm entzündete

Volk hauptsächlich zu ringen hatte, so ist es nicht dieser oder jener Papst, dieser oder jener wenn auch noch so bedeutende Vorkämpfer der alten Kirche, sondern dieser Kaiser Karl V., in dessen Reichen die Sonne nicht unterging. Derselbe Karl, welcher in die gesamten Schicksale seiner Zeit mächtiger eingriff als irgend ein anderer Sterblicher, welcher Spanien wesentlich auf die Wege stellte, die es unter den späteren Habsburgern zu beispiellosem Verfall führten, welcher die Herrschaft dieses Spanien über Italien konsolidierte, welcher in den Niederlanden das Werk seines Sohnes Philipp vorbereitete, welcher der neuen Welt ihre ersten Organisationen gab, welcher auch die von ihm unabhängigen Staaten, wie Frankreich und England, mit seinem tiefwirkenden Einfluß ununterbrochen berührte. Eine jener seltenen Persönlichkeiten, welche, indem sie das Leben einer wichtigen Epoche bestimmen, in die entfernteste Zukunft wirken.

In Karl V. ist kaum irgend etwas Geniales, vielleicht nicht einmal so viel wie in Ludwig XIV. Wer könnte auch nur daran denken, seine Persönlichkeit neben die Friedrichs d. Gr. zu stellen? Und doch wüßte ich keinen Monarchen zu nennen, der außer Friedrich d. Gr. in den letzten fünf oder sechs Jahrhunderten so gewaltig in unser Schicksal eingegriffen hätte wie Karl V. Daß die deutschen Geschicke in Luthers Tagen sich gestalteten, wie sie thaten, woraus dann alles Spätere sich fast notwendig so entwickelte, wie es geschah, das ist ganz vorwiegend Karls V. Werk.

Seit Ranke weiß das jedermann. Nun aber bewegt sich des mächtigen Kaisers Thätigkeit nicht ausschließlich, nicht einmal vorwiegend auf deutschem Boden. Er selbst ist von deutscher Kultur kaum berührt. Die wesentlichen Bedingungen seiner Wirksamkeit, die Interessen seiner Macht, die Richtung seiner Ueberzeugungen, die Menschen, welche ihn umgeben und beraten, gehören nicht der deutschen Welt an. Es sind mit geringen Ausnahmen Niederländer, Italiener, hauptsächlich aber Spanier, welche zuerst ihn bestimmen, dann von ihm verwendet werden.

Es sind ganz wesentlich spanische Interessen und Anschauungen, welche für sein Thun immer mehr maßgebend werden. Oder richtiger Weltinteressen und Anschauungen, wie sie dem Inhaber einer wesentlich auf Spanien und Italien ruhenden Macht entstehen mußten. Daß ein solcher Herrscher nicht in den Grenzen der deutschen Geschichte voll gewürdigt werden kann, daß man sich vielmehr in sein Machtgebiet stellen, ihn zuerst in den Niederlanden aufsuchen, von da nach Spanien begleiten, von Spanien ihm wieder nach den Niederlanden und Deutschland folgen, danach der eigentlichen Festsetzung seines Charakters und seines Strebens in Spanien nachgehen und ihn so sein unendlich bewegtes Leben hindurch immer da beobachten muß, wo er gerade steht, ist wohl klar. Sehr zweifelhaft dagegen, wie weit die Lösung einer solchen Aufgabe gelingen möge. Wen sie aber einmal viele Jahre hindurch gefesselt hat, der darf es wenigstens wagen, ihre Lösung zu versuchen. Wie mangelhaft der Erfolg sei, er wird doch wohl immer das eine oder andere wesentliche Moment zur Geltung bringen, das bisher übersehen oder doch nicht genügend beachtet worden ist. Jedenfalls wird er das Interesse seiner Leser für einen Gegenstand in Anspruch nehmen, der ernster Beachtung würdig ist.

Erstes Buch.

Familie und Erziehung.

Auch für ein Fürstenkind ist Haus und Familie von großer Bedeutung, wie sehr die zarteren Beziehungen zu Eltern und Geschwistern und die tieferen Einwirkungen des häuslichen Lebens ihm nur zu oft unter dem Druck ceremonieller Aeußerlichkeiten und politischer Rücksichten verkümmert werden. Dem, welcher der mächtigste Kaiser vieler Jahrhunderte werden sollte, war ein eigentümlich düsterer Anfang des Lebens beschieden.

Sein Vater, Philipp der Schöne, unseres Maximilian einziger Sohn, hatte im Jahre 1496 der zweiten Tochter der Katholischen Könige, Johanna, die Hand gereicht. Montag den 24. Februar 1500 erblickte der erste Sohn dieser Ehe im Prinzenhofe zu Gent das Licht der Welt. Wohl nach seinem Urgroßvater, dem einst so mächtigen und stolzen und zuletzt so unglücklichen Karl dem Kühnen, gab man ihm den Namen Karl. Schon zu Ende des Jahres 1501 verließen die Eltern Flandern, um nach dem Wunsche der Katholischen Könige ihren Aufenthalt in Spanien zu nehmen, während der kleine Karl in den Niederlanden zurückblieb. Denn eine überaus glänzende Zukunft hatte sich vor Erzherzog Philipp aufgethan. Als er sich mit Johanna vermählte, schien das nichts weiter zu bedeuten, als daß die Interessen des spanischen Königshauses mit denen der Habsburger eng verbunden werden sollten. Das mächtige Erbe

Isabelle's und Ferdinands ruhte auf ihrem einzigen Sohne Johann. Durch denselben Vertrag, welcher die Heirat Philipps mit Johanna feststellte, war ausgemacht worden, daß dieser Johann Philipps Schwester Margarete eheliche. Im April 1497 war dieser Bund in Burgos vollzogen worden, von dem sich Spanien Großes versprach, da der Prinz so tüchtig war wie seine Gemahlin klug. Aber schon Anfang Oktober erlag Johann in Salamanca einem hitzigen Fieber. Nun ging die Erbfolge auf seine älteste Schwester Isabelle über, welche kurz vor Johanns Tode die Gemahlin des Königs Manuel von Portugal geworden war. Aber während man mit den Cortes von Aragon über die Anerkennung ihres Erbrechts haderte, starb sie unmittelbar nach der Geburt eines Sohnes Ende August 1498. Diesem huldigten ohne weiteres die Cortes von Aragon, wie die von Castilien und Portugal. Der junge Miguel schien die Reiche der gesamten pyrenäischen Halbinsel in seiner Hand vereinigen zu sollen. Er starb, ehe er sein zweites Jahr vollendet hatte. Jetzt war Johanna Erbin von Castilien und Aragon, von Neapel und Sizilien, von der Neuen Welt, welche aus einem fernen Ocean auftauchte; ihr Gemahl Philipp, Herr der Niederlande, durfte hoffen, seinem Vater in der deutschen Herrscherwürde zu folgen.

Isabelle und Ferdinand wünschten, daß ihr Schwiegersohn mit dem Lande vertraut werde, das er einst regieren sollte. Aber das Maß des häuslichen Unglücks, welches den gewaltigen politischen Erfolgen der Katholischen Könige die Wage hielt, war noch nicht gefüllt. Die ersten Monate von Johanna's und Philipps Aufenthalt in Spanien brachten zwar eitel Jubel und Herrlichkeit. In Toledo huldigten die castilianischen, in Barcelona die aragonischen Cortes. Aber nun war der Erzherzog des spanischen Lebens schon überdrüssig. Er verlangte nach Flandern zurück. Johanna konnte ihm dahin nicht folgen, denn sie stand vor einem neuen Wochenbette. Umsonst flehte sie, umsonst baten ihre Eltern den leichtfertigen Herrn, sie nicht

so unbarmherzig zu verlassen. Längst hatten sich in Johanna Anfänge des Trübsinns gezeigt, von Ausbrüchen der Eifersucht auf ihren lockeren Gemahl begleitet, dem sie wenig Reize bot. Was drohte, wenn er sich jetzt von ihr trennte, war wohl vorauszusehen; aber nichts konnte ihn halten. Da kam schwere Melancholie über die Arme. „Sie erhebt die Blicke nie vom Boden," schreibt Petrus Martyr, der italienische Lehrer dieses spanischen Hofes, in den ersten Tagen des Jahres 1503; „Reichtum, Macht, Herrschaft, die Eltern selbst sind ihr gleichgültig. Mit umdüsterter Stirne denkt sie nur an den Gemahl, nur er ist ihre Sorge und Leidenschaft." So gebar die Unglückliche am 10. März 1503 in Alcalá de Henarez ihren zweiten Sohn Ferdinand. Ihr Zustand verschlimmerte sich nur, da man gegen ihre Reise nach Flandern auch jetzt noch Bedenken erhob.

Im Frühling 1504 mußte man ihr den Willen thun, sie nach den Niederlanden fahren zu lassen. Philipps Herzlosigkeit verschlimmerte die Finsternis, welche den nie starken Geist der Unglücklichen umnachtete. Diese trüben Nachrichten versetzten der längst dahinsiechenden Königin Isabelle den letzten Stoß; am 26. November 1504 verschied die Herrscherin, welche die spanische Macht geschaffen hatte.

Jetzt war Johanna Königin von Castilien. Die Cortes leisteten ihr und Philipp als ihrem Gemahl den Eid der Treue, erkannten aber zugleich nach dem Testamente Isabelle's, da Johanna außer stande sei, die Regierung zu führen, ihren Vater, König Ferdinand, als Regenten an. Das paßte indessen einem großen Teile des castilianischen Adels wenig, der vielmehr seine Blicke auf Philipp richtete, diesen leichten, unerfahrenen Herrn, dessen Regiment sehr viel schwächer sein mußte als das des klugen, harten Aragonesen. Johanna erklärte sich zwar völlig damit einverstanden, daß ihr Vater für sie die Verwaltung führe; aber Philipp sah darin eine empfindliche Kränkung, stellte die Arme unter strenge Aufsicht

und beschloß, sich des Regiments über Castilien zu bemächtigen, auf welches er, Johanna's Gemahl, besseres Recht zu haben meinte als ihr Vater. Im April 1506 erschien er mit ihr in Spanien. Ferdinand sah sich im Juni genötigt, vor ihm das Feld zu räumen. Aber am 25. September 1506 schlug des jungen Königs letzte Stunde. Seine Witwe versank in den Abgrund des Wahnsinns.

So schwere Schatten lagen über der ersten Kindheit Karls. Nur kurze Zeit ist er mit seinen Eltern zusammengewesen. Als der Vierjährige die lange entfernt gewesene Mutter wieder erblickte, zum erstenmal vielleicht mit gemütlichem Verlangen in das Mutterauge sah, war es schon von Trübsinn verdunkelt. Das Leben der Eltern bot dem Kinde nur Trauriges. Der Tod des Vaters, der Wahnsinn der Mutter machte den sechsjährigen Erzherzog Karl zum Herrn der Niederlande, zum Erben der spanischen Reiche.

Man sollte meinen, von einem Prinzen, den so Großes erwartete, würde uns die emsige Berichterstattung zahlreicher Diplomaten und sonstiger Beobachter reichliches Detail über seine jugendliche Entwickelung hinterlassen haben. Nur zu früh wurde ja dieses Kind der Gegenstand wetteifernder Bewerbungen eifersüchtiger Mächte. Kaum hatte es das erste Jahr vollendet, so wurden eifrige Verhandlungen mit Frankreich über seine Vermählung mit Madame Claude, der Tochter Ludwigs XII., eröffnet, welche im Vertrage von Trient (Oktober 1501) förmlich stipuliert wurde. Fast jeder Wechsel der Politik brachte dem Unmündigen eine neue Braut. Ueberhaupt wurde er zehnmal verlobt, bis er wirklich heiratete. Aber die Persönlichkeit des so eifrig Umworbenen schien dabei nicht in Betracht zu kommen. In einer Zeit, wo König Heinrich VII. sich in seinen alten Tagen um die wahnsinnige Johanna bewerben und dabei erklären konnte, der Wahnsinn solle ihn nicht stören, erregte es den nur auf Machtgewinn gerichteten Politikern wenig Interesse, wie es persönlich mit dem Erben so vieler

Länder bestellt sei, der ja noch lange von anderen geleitet werden mußte. Ueberdies scheint Erzherzog Karl den Beobachtern lange wenig Anlaß zu besonderen Wahrnehmungen geboten zu haben. In dem Briefwechsel seiner Tante Margarete, unter deren Obhut er nach seines Vaters Tode gestellt wurde, mit ihrem Vater Maximilian ist zwar von Karls Hofe, von der Anstellung dieser oder jener Person an demselben, häufig genug die Rede; aber von dem jungen Herrn selbst erfahren wir auffallend wenig. Ehe Karl das achte Jahr vollendete, wurde er mit der Prinzessin Marie von England, der Schwester des späteren Heinrich VIII., versprochen. Um diesen Bund gegen die französischen Anerbietungen zu sichern, um zugleich die reichen Niederlande auf englischer Seite gegen Frankreich festzuhalten, um den wichtigen Handelsverkehr mit ihnen nach den Anforderungen des englischen Interesses einzurichten, und endlich durch den flandrischen Hof auf Maximilian zu wirken, wurde derselbe fast ununterbrochen von englischen Agenten beobachtet. Die Fülle ihrer Berichte liegt vor uns, aber auch in ihnen finden wir nur selten ein Wort, das uns in die Persönlichkeit des heranwachsenden Prinzen einen Blick thun ließe.

Karl lebte nicht allein mit seiner Tante; drei Schwestern, Eleonore, Isabelle und Marie waren ihrer Obhut ebenfalls anvertraut, während der Bruder Ferdinand und die jüngste Schwester Katharine in Spanien erzogen wurden. Diese vier Kinder treten uns wohl einmal in voller Jugendlust entgegen. Am 27. Juni 1512 schreibt der englische Gesandte Poynges an Heinrich VIII. aus Brüssel, er habe am 24. bei dem damals in den Niederlanden weilenden Maximilian Audienz gehabt. Da fand er Margarete mit dem Prinzen und seinen Schwestern vor dem Thore des Palastes, „wo ein großes Feuer zu Ehren des heiligen Johannes angezündet war". Während er sich mit Margarete unterhielt, „tanzte der Prinz und seine Schwestern und das junge Volk, und zwischen neun und zehn machten sie ein Ende". Er fand die fürstliche Jugend „recht

schön und groß und aufrecht auf ihren Gliedern". Am 27. war der Gesandte wieder bei Hofe; er sah den Prinzen nach der Scheibe schießen. „Er wußte," schreibt der Engländer, „mit seinem Bogen ganz vortrefflich umzugehn*)." Schon 1508 hatten ihn die von Mecheln zu ihrem Schützenkönige erwählt. Ehe er zehn Jahre alt war, fand er großes Gefallen an der Jagd. „Wir waren sehr erfreut," schreibt Maximilian im Februar 1510 seiner Tochter, „daß unser Sohn Karl so viel Vergnügen an der Jagd findet. Man hätte ihn sonst für einen Bastard halten können." Zu Ostern, wenn das Wetter milde, möge sie ihn nach Antwerpen und Löwen bringen, daß er sich tüchtig in der frischen Luft tummele und reite „für seine Gesundheit und Kraft". „Mein Herr Neffe," schreibt Margarete dasselbe Jahr, „ist in gutem Befinden und Wohlsein und wächst täglich und schickt sich sehr wohl zu allen ziemlichen Dingen**)."

Eine so geistreiche, an den litterarischen und künstlerischen Bestrebungen ihrer Zeit mit so lebhaftem Verständnis teilnehmende Frau wie Margarete verwendete natürlich auf die geistige Ausbildung ihres Neffen umsichtige Sorgfalt. Sie umgab ihn mit den besten Lehrern und Erziehern. Der eine derselben, Luis Vacca, rühmt sie ihrem Vater im Dezember 1507, sei eifrig, den Erzherzog in den Wissenschaften und guten Sitten zu unterweisen, „worin er nach seinem Alter große Fortschritte macht". Schon im Herbst 1508 wünscht Maximilian, daß Karl einen Brief an den Papst schreibe; Briefe unterzeichnen mußte er schon ein Jahr früher. Dieser Vacca, schreibt Margarete im Jahre 1512, habe allein Karl und seine Schwestern drei Jahre zusammen unterrichtet, dann Karl allein mit seinen Ehrenknaben drei weitere Jahre, bis zur Ankunft des anderen Schul-

*) **Brewer**, Letters and papers of the reign of Henry VIII. 1, 363. 369 f.

) **Le Glay, Correspondance de Maximilien I. et de Marguerite d'Autriche 1, 241 f. 394.

meisters, wo dann diese beiden den Unterricht des Prinzen geleitet. Sie rühmt die großen und erheblichen Verdienste, welche sich Vacca seit acht Jahren durch die sorgfältigste tägliche Unterweisung Karls erworben habe*). Diese begann also schon mit dem fünften Jahre. Karl selbst scheint seinem Lehrer ein dankbares Andenken gewidmet zu haben; denn er verlieh ihm später den Titel eines Rats und eine nicht unbeträchtliche Pension.

Spätere Biographen haben viel von Karls Studien zu erzählen gewußt, das als unverbürgt für uns keinen Wert hat. Große Bedeutung dürfen wir dagegen wohl dem Umstande beilegen, daß Adrian von Utrecht, ein durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Theologe, wir wissen nicht genau wann, neben Vacca mit dem Unterrichte des Erzherzogs betraut wurde. Ein wärmeres Interesse für die Studien scheint auch er in dem jungen Herrn nicht geweckt zu haben; aber wir werden kaum fehl gehen, wenn wir annehmen, daß dieser gewissenhafte, wirklich religiöse Mann wesentlich dazu beigetragen hat, in seinem Zögling eine ernste Auffassung kirchlicher und menschlicher Dinge zu begründen.

Im Jahr 1513 vernehmen wir, allerdings nicht von einem Augenzeugen, die erste ausführliche Aussage über den Prinzen. Der bekannte italienische Humanist Petrus Martyr, welcher seit vielen Jahren als Lehrer und Vertrauter am spanischen Hofe weilte und seine Mitteilungen in den meisten Fällen aus den besten Quellen schöpfte, schreibt da an Lope Hurtado Mendoza, man höre am Hofe vieles über den künftigen Herrn der gewaltigen Reiche. Es heiße, er gebe viele Beweise eines hohen Sinnes; obwohl noch Knabe, begünstige er Schmeichelei und Lüge nicht nur nicht, sondern trete ihr offen entgegen; er verabscheue solche Menschen. Die Nüchternheit liebe er sehr; wenn einer von seinen Leuten zu viel getrunken, sehe er ihn scheel

*) Le Glay 2, 115.

an und schelte ihn den anderen Tag aus „wie mit dem Unwillen eines Greises". Von diesem über sein Alter hinaus entwickelten Ernste Karls werde viel gemeldet. In seinem ganzen Gebaren, in Bewegung, Antworten, Gebärden, sei er höchst bescheiden. Kurz, man könne bis jetzt nichts wünschen, das die Natur ihm nicht verliehen habe. Man dürfe hoffen, in ihm einen ausgezeichneten Herrscher so vieler Reiche zu bekommen, da auch in seiner Erziehung nichts versäumt werde. Von früher Jugend an habe er den Luis Vacca, einen Spanier aus edler Familie, von reichem Wissen und vortrefflichen Sitten, ein Vorbild aller Tugenden, zum Lehrer gehabt. Dann, da er mehr herangewachsen, sei Adrian von Utrecht, Dekan von Löwen, zu seinem Unterrichte herangezogen, ein Mann, den an theologischer Gelehrsamkeit niemand im Norden, an Heiligkeit des Lebenswandels niemand in der Christenheit übertreffe*).

Wenn ein Hofmann über einen Prinzen schreibt, den er bald als seinen Gebieter zu begrüßen erwartet, so müssen wir natürlich von seinem Lobe einiges abziehen; Petrus Martyr schildert alle Mitglieder des spanischen Königshauses mit etwas überschwenglicher Bewunderung. Aber nichts wäre doch verkehrter, als deshalb sein Lob des jungen Karl in eine bissige Karikatur zu übersetzen, wie ein verdienter englischer Gelehrter gethan hat, welcher die Charakteristik Martyrs so auslegt, als sei Karls frühreifer Ernst eine eisige Kälte und starre Unbeweglichkeit gewesen, an der die mächtigsten Erlebnisse abgeglitten seien, ohne den geringsten Eindruck zu machen**).

Im Juni 1515 schickte König Franz I. eine große Gesandtschaft an Karl, um seit Monaten schwebende Verhandlungen zu beenden. Bei dieser Gelegenheit sollen nun die französischen Gesandten nach dem Berichte Du Bellay's***) zu ihrer Verwunderung wahrgenommen haben, wie Karl trotz seiner Jugend

*) Opus epistolarum Brief 515.

**) Brewer l. c. Introduction p. 63 f.

***) Mémoires (Coll. Petitot) 17, 256.

in die Regierung eingegriffen habe. „Alle Berichte, welche aus den Provinzen kommen," sagt Du Bellay, „wurden ihm vorgelegt; oft brachte er selbst einen Teil der Nacht mit ihrem Studium hin und den anderen Tag erstattete er selbst in seinem Rate darüber Bericht und alles wurde in seiner Gegenwart entschieden."

Eine ganz andere Schilderung entwirft im März 1516 der Bischof von Badajoz in einer ausführlichen Denkschrift für den Regenten Spaniens. Dieser Bischof war nicht, wie die Franzosen, ein flüchtiger Beobachter, sondern weilte seit 1509 am flandrischen Hofe; er stammte aus einem der ersten spanischen Häuser, dem der Manrique, hatte als eifriger Anhänger Philipps des Schönen auch nach dessen Tode an der Opposition gegen König Ferdinand so mitgewirkt, daß er Spanien verlassen und, von Maximilian warm empfohlen, bei Margarete eine Zuflucht suchen mußte*). Er wurde nicht lange nach Abfassung seines Berichts von Karl ausgezeichnet, zum Bischof von Cordoba, später zum Erzbischof von Sevilla befördert. Dieser Alonso Manrique schreibt nun am 8. März 1516: „Der Prinz, unser Herr, hat, Gott sei gepriesen! sehr gute Neigungen und große natürliche Anlagen, aber sie haben ihn erzogen und erziehen ihn noch in großer Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit, besonders von den Spaniern. Man sollte ihm mehr Verkehr gestatten, vorzüglich mit den Spaniern. Seine Hoheit kann noch kein Wort spanisch reden, und wenn er etwas versteht, so ist es sehr wenig. Er wird sehr gelenkt, so daß er nichts zu thun und zu sagen weiß, als was sie ihm raten und sagen. Seinem Rat ist er durchaus unterworfen; da er aber schon ins siebzehnte Jahr geht, möchten wir, daß er sich in irgend einer Weise selbst zeigte" **).

---

*) Le Glay, Correspondance 1, 220 f. Hefele, Kardinal Ximenez S. 375.

**) Compte-rendu de la commission royale d'histoire sér. 1 t. 10 p. 23 ff.

Da sich Manrique in der ganzen Denkschrift als einen sehr einsichtigen und scharfen Beobachter zeigt, der allerdings streng auf dem spanischen Standpunkte steht, so müssen wir seiner Aussage mehr Glauben schenken als dem entgegengesetzten französischen Zeugnisse, das weniger auf eigener Wahrnehmung als etwa auf einer prahlerischen Mitteilung irgend eines flandrischen Hofmanns beruht haben wird, um so mehr, da wir das thatsächliche Verhalten Karls mit den Worten des spanischen Bischofs durchaus in Uebereinstimmung finden. Man hatte den Erzherzog, wie schon erwähnt, im Dezember 1507 mit Marie, Schwester Heinrichs VIII., versprochen. Im Oktober 1513 wurde zwischen Maximilian und Heinrich verabredet, daß die Heirat im nächsten Mai vollzogen werden solle. Frankreich bot alles auf, um diese intime Verbindung Karls mit England zu hintertreiben, für deren Vollzug England keine Mühe scheute. Nun sollte man doch wohl erwarten, daß in dieser ihn so nahe berührenden Angelegenheit der schon vierzehnjährige elternlose Prinz auch ein Wort mitgesprochen habe, daß die englischen wie die französischen Agenten sich bemüht hätten, ihn zu gewinnen. Die ganze reiche Korrespondenz der englischen Gesandten aus dieser Zeit liegt vor uns: von dem Prinzen selbst wird so gut wie nie geredet. Die Frage dreht sich lediglich darum, wie Margarete und die Räte Karls denken. England hat Margarete, Frankreich die Räte auf seiner Seite. Ein einziges Mal, am 20. Mai, schreibt Wingfield, Karl solle sich für die Heirat erklärt haben. Aber die Räte setzten ihren Willen durch. Noch am 10. Juli 1515 schreibt Sampson an Wolsey: „Der Prinz wird von seinem Rate wie ein Kind geleitet.“

Anfänge der Regierung.

Am 5. Januar 1515 wurde Karl, nachdem Maximilian dem Wunsche der flandrischen Stände und Räte zugestimmt, in feierlicher Versammlung der nach Brüssel berufenen allgemeinen Stände der Niederlande für großjährig erklärt *); er war jetzt selbständiger Gebieter der Niederlande, d. h. er war jetzt ausschließlich dem Einfluß der flandrischen Räte unterworfen. Das ganze Abkommen war, wie Margarete wenigstens klagte, hinter ihrem Rücken getroffen worden; sie wollte sich in Zukunft um nichts mehr kümmern. Maximilian, welcher bisher als Vormund Karls wenigstens das Recht besessen hatte, in die Regierung der Niederlande einzugreifen, konnte jetzt nur noch Wünsche äußern, die selten beachtet wurden.

Es gehörte zum Schicksal Karls, daß er nicht nur niemals fürsorgliche Elternliebe erfuhr, sondern die ihm nächststehenden, seine beiden Großväter, Maximilian und Ferdinand, seine Tante Margarete und die ihm bestellten Räte fast immer entgegengesetzte Interessen verfolgten. Maximilian hatte in der traurigen

*) Maximilians Patent d. d. Innsbruck 23. Dezember 1514. Compte-rendu sér. 2 t. 7 p. 71 ff. Die Räte Karls hatten ihm zugesichert, er solle die 50000 Livres, welche er bisher als Vormund des Erzherzogs aus den Niederlanden bezogen, solange er lebe, jährlich ausgezahlt erhalten. Compte-rendu sér. 3 t. 13 p. 23 ff.

Hilflosigkeit, welche er der Zerrüttung des deutschen Reiches und der phantastischen Unbeständigkeit seines eigenen Wesens verdankte, in Bezug auf die Niederlande keinen dringenderen Wunsch, als sie möglichst für die Füllung seiner stets leeren Kasse zu benützen. Auch die Heiratsgeschäfte, welche sich mit seinem Enkel machen ließen, suchte er in derselben Richtung auszubeuten. Als er denselben mit Marie von England verlobte, wurde er, wie er seiner Tochter selber gesteht, dabei hauptsächlich durch den Wunsch geleitet, von England „eine große Summe Geldes" zu bekommen*). Margarete konnte in den meisten Fällen nicht anders, als der nicht selten geradezu widrigen Begehrlichkeit ihres Vaters nachgeben, wenn sie auch hie und da sich erlaubte, ihn vor gar zu großen Unbesonnenheiten zu warnen. Eine solche Politik Maximilians hatte zur natürlichen Folge, daß die Niederlande, daß die Großen des flandrischen Hofes den Einfluß Maximilians und seiner Tochter möglichst zurückzudrängen suchten. Die ewig wechselnde Politik Maximilians, welche heute gegen Frankreich Himmel und Hölle in Bewegung setzte, morgen ein Herz und eine Seele mit demselben war, welche England die herrlichsten Dinge in Aussicht stellte, solange das englische Geld floß, und ihm den Rücken kehrte, sobald die Zahlungen stockten, diese Politik war an sich den niederländischen Interessen höchst nachteilig. Sie warf das reiche Land, dessen Handel eben anfing die erste Stelle in der Welt zu erringen, in ununterbrochener Unsicherheit hin und her, wo eine stetige, möglichst friedliche Politik allein seiner Lage entsprochen hätte. Die Bevölkerung wollte von den unseligen Welthändeln, in denen es sich um ihr eigenes Wohl fast niemals handelte, möglichst wenig wissen. Aber Maximilian stieß sie immer wieder in den Strudel hinein und machte dazu an die Steuerkräfte des Landes endlose Ansprüche. Auf dieses

*) **Van den Bergh**, Correspondance de Marguerite d'Autriche 1, 135.

unzweifelhafte Landesinteresse stützten sich die Großen, die Führer der Stände, die Häupter der Regierung, welche im eigenen Interesse den fremden Einfluß möglichst einschränken, womöglich ganz beseitigen wollten.

An der Spitze dieser Großen stand Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres. Er hatte, 1458 geboren, sich früh in den Kriegen Maximilians ausgezeichnet, dann aber Karl VIII. auf seinem Zuge nach Neapel begleitet und auch unter den Fahnen Ludwigs XII. in Italien gefochten. Bei Philipp dem Schönen hatte er fortdauernd in großer Gunst gestanden und dieselbe erfolgreich benützt, um Maximilians Pläne, so oft sie sich gegen Frankreich richteten, zu durchkreuzen, überhaupt aber eine recht konsequent antideutsche Politik verfolgt. Im Jahre 1497 ernannte ihn Philipp zum Großbailli des Hennegau; als er 1501 nach Spanien ging, beförderte er Chièvres zum Mitgliede des Staatsrats der Niederlande; bei den Verträgen, in welchen dann Philipp die spanischen und auch die habsburgischen Interessen so auffallend an Frankreich preisgab, wirkte Chièvres wesentlich mit. Im Jahre 1503 wurde er Gouverneur der Grafschaft Namur. Als Philipp im Frühling 1506 die Niederlande für immer verließ, ernannte er Chièvres zum Haupt der für dieselben eingesetzten provisorischen Regierung und zum Gouverneur seiner vier Kinder, welche dort zurückblieben. Der Tod Philipps machte dieser großen Stellung ein Ende. Maximilian ernannte seine Tochter Margarete zur Statthalterin der Niederlande und betraute sie mit der Erziehung seiner Enkel. Chièvres zog sich jetzt nach Namur zurück. Aber schon im Jahre 1509 fand es Margarete angemessen oder notwendig, ihn zum Gouverneur und ersten Kammerherrn Karls zu ernennen. Chièvres scheint mit großem Geschick gearbeitet zu haben, jeden Rivalen in der Gunst Karls zu verdrängen, bei dem Sohne eine noch mächtigere Stellung zu erringen, als er beim Vater eingenommen hatte. Da es sich um die Entscheidung über die englische Heirat handelte, schlugen Chièvres und seine Freunde

Margarete vollständig aus dem Felde. Maximilian schien aufs äußerste gegen ihn erbittert. Er erklärte den englischen Agenten bei jeder Gelegenheit, Chièvres müsse beseitigt werden. Aber Chièvres verstand es sogar, den immer geldbedürftigen Kaiser gegen seine Tochter zu gewinnen. Gegen den Willen Margaretes, wie wir hörten, wurde Karl für großjährig erklärt. Jetzt war Chièvres der Herr Karls. Der kaum fünfzehnjährige Prinz war seinem väterlichen Großvater, seiner Tante entrissen, dem habsburgischen Interesse zunächst entfremdet.

Viel heftiger noch tobte um ihn der Kampf der spanischen Parteien; die unberechenbaren Windungen der Politik seines mütterlichen Großvaters Ferdinand bedrohten die Zukunft des fürstlichen Kindes unabläſsig. Sein Vater Philipp war, wie bemerkt, König Ferdinand geradeswegs feindlich entgegengetreten. Dieser hatte vor ihm aus Castilien weichen müssen. Nach Philipps frühem Tode nahm er zwar die Herrschaft über Castilien wieder in die Hand, fühlte sich aber fortwährend von der Partei Philipps, welche jetzt natürlich die Partei Karls war, bedroht. Ueberdies erhob Maximilian Anspruch darauf, in Castilien seinen Enkel ebenso zu vertreten wie in den Niederlanden. Erst im Jahre 1509 wurde ein Ausgleich gewonnen, der aber dem gegenseitigen Argwohn doch kein Ende machte. Wurde dem Kaiser wirklich einmal ein erheblicher Erfolg in Italien zu teil, so zitterte Ferdinand in dem Gedanken, Maximilian könne Karl zum Herrn Neapels machen. Je mehr sich seine castilianischen Gegner an Karls Hofe sammelten, desto eifersüchtiger überwachte er denselben. Der englische Heiratsplan für seinen Enkel war ihm widerwärtig, weil er fürchtete, nach dem Vollzug der Heirat möge auch England die Hand dazu bieten, Karl in die Herrschaft Castiliens einzusetzen. Als seine Freundschaft mit Heinrich VIII. im Jahre 1513 einen schroffen Bruch erlitten hatte und dann, da die Heirat Karls mit Marie von England aufgegeben war, Chièvres nun nach einer Verbindung desselben mit dem französischen Königshause

strebte, wünschte Ferdinand die zunächst von Chièvres ins Auge gefaßte Prinzessin Renée für seinen zweiten Enkel Ferdinand zu gewinnen, den er überhaupt dem älteren Bruder in jeder Weise entgegenstellte. Je mehr Karl heranwuchs, desto lebhafter fürchtete er, derselbe könne eines Tages in Spanien erscheinen und sich zum Herrn Castiliens machen *). Als der venezianische Gesandte Badoer zu Anfang des Jahres 1515 aus Spanien zurückkehrte, teilte er in seiner vor dem großen Rat verlesenen Relation mit, es werde in Spanien gesagt, König Ferdinand zahle jährlich 20000 Dukaten an Margarete, damit sie Karl in Flandern festhalte. Die Beliebtheit des jungen Infanten Ferdinand beim spanischen Adel sei dem Könige sehr erwünscht; denn dieselbe werde Karl abhalten, etwas gegen Castilien zu unternehmen, da er fürchten müsse, daß der Adel seinen Bruder zum Könige erhebe **). Ferdinands Gesandte am flandrischen Hofe arbeiteten mit allen Mitteln, in dem Gewirr der europäischen Politik die Interessen ihres Herrn gegen die Anschläge heute Maximilians, morgen Frankreichs, dann Englands, immer gegen die Feindseligkeit der um Karls

*) Knight an Heinrich VIII. Valladolid den 12. Mai 1513: He would be glad, if the Prince of Castile were to die, for so he might continue governor of Castile and do as he liked. Brewer 1, 569.

**) Ueber den damaligen Verkehr zwischen dem spanischen und dem niederländischen Hofe liegen bisher keine Dokumente vor. Mir ist ein einziger Brief Chièvres' an König Ferdinand vom 3. Juli 1515 bekannt geworden, der sich in einer Kopie aus Simancas im British Museum (Add. 28572 no. 55) befindet. Dieser Brief trägt namentlich insofern einen auffallenden Charakter, als sich Chièvres darin ausdrückt, als wäre er der Fürst. Er, schreibt er, habe das Beglaubigungsschreiben Ferdinands für seinen Gesandten erhalten und gehört, was derselbe ihm in Ferdinands Auftrage gesagt; er danke dafür unterthänigst. Was er dem Gesandten erwidert, werde Ferdinand von demselben hören. Ferdinand könne überzeugt sein, daß er in der Welt nichts mehr wünsche, als daß die gute Freundschaft zwischen Ferdinand und Karl und dieses Gehorsam dauere und wachse. Er zweifle nicht, daß Karl gegen Ferdinand immer seine Pflicht thun werde, wie es einem guten und gehorsamen Sohne zieme, bitte aber, daß es auch Ferdinand gefallen möge, dasselbe zu thun, und Karl keinen Anlaß zu anderem Verhalten zu geben.

Gunst werbenden Spanier zu verfechten. Welche Blicke mag der junge Fürst trotz seiner politischen Passivität nur zu früh in die grenzenlose Unwahrhaftigkeit und Treulosigkeit der Politik seiner Zeit gethan haben, mit der seine nächsten Verwandten um ihn rangen!

In diesen Verhältnissen lagen, meine ich, die wichtigsten Momente, welche Karls Charakter und Gemütsbildung bestimmten. So fröhlich es auch in den Niederlanden aussah, so laut der Jubel der Schützen und anderen Feste, an denen der junge Prinz teilnahm, so glänzend die Empfangsfeierlichkeiten waren, mit denen die reichen Städte ihren künftigen Herrn bei seinen zahlreichen Fahrten durch das Land begrüßten, der Grundton seines Daseins mußte ein ernster, ja trüber sein. Wenn er sah, wie sich seine Großväter befehdeten, wenn er den ununterbrochenen Kampf beobachtete, welcher seine nächste Umgebung zerriß, wenn die entgegengesetzten Bestrebungen aller, die ihm nahestanden, auf ihn eindrangen, wo sollte er einen zuverlässigen Halt finden? Und wenn die natürliche Sehnsucht einer so bedrängten Jugend den früh verlorenen Vater und die Mutter suchte, welche in der spanischen Bergfeste den Leichnam des Gemahls als einzigen Schatz hegte, wie unendlich traurige Bilder stiegen da auf! Man begreift den frühreifen Ernst eines solchen Knaben und die ängstliche Verschlossenheit und Zurückhaltung, mit der er andere thun ließ, was er selbst unmöglich thun konnte. Denn wie hätte er sich in diesem chaotischen Gewirr diplomatischer Intriguen selbständig zurecht finden sollen! Wenn er es mit vierzehn oder fünfzehn Jahren hätte unternehmen wollen, er selbst zu sein, so hätte er ja alsbald in die schlimmsten Verlegenheiten geraten müssen. Das Natürlichste wäre wohl für ihn gewesen, sich einem seiner Großväter hinzugeben, und da Ferdinand nichts im Sinne hatte, als ihn nieder und fern zu halten, den Wegen Maximilians zu folgen. Aber daß diese Wege in ihrer unberechenbaren Planlosigkeit nie zu etwas anderem führten als zu empfindlichen

Niederlagen und schweren Demütigungen, das mußte wohl auch Karls jugendlicher Einsicht klar werden, zumal wenn Chièvres diese Einsicht in jeder Weise beförderte. So blieb ihm denn nichts übrig, als sich eben Chièvres und dessen Genossen hinzugeben. Wenn er aber bei solcher Situation sich scheinbar gleichgültig zurückhielt, oder vielleicht wirklich gleichgültig wurde, wenn er es Chièvres überließ, eine Politik durchzuführen, welche ihn nicht selten seiner ganzen Familie gegenüberstellte, wenn er sich immer scheuer in sich zurückzog, so wird man das wohl erklärlich finden.

Die peinliche Lage Karls schien erheblich gebessert zu werden, als König Ferdinand am 23. Januar 1516 starb. Das ruhelose Leben des machtgierigen, verschlagenen, skrupellosen, aber sicher rechnenden, allen Zeitgenossen durch seine politische Klugheit imponierenden Fürsten war in der letzten Zeit, da Altersschwäche den eben Sechzigjährigen überraschend traf, sehr qualvoll gewesen. Seit dem März 1513 hatte ein Herzleiden, wie es scheint, den Monarchen heimgesucht, auf dem die Last der Regierung fast allein ruhte. Da er trotz der wachsenden Gebrechlichkeit auf die Freuden der Jugend nicht verzichten konnte, um alles gern von seiner zweiten Gemahlin Germaine de Foix einen Erben gehabt hätte, wuchs das Leiden rasch. Schon früh traten Erstickungsanfälle ein, welche sein Leben bedrohten. Rastlos zog er nun von einem Jagdbezirk zum anderen, „meinend, der Ort sei die Ursache des Leidens“, ohne Erleichterung zu finden. Schon im November 1513 schildert ihn Martyr als von stiller Traurigkeit erfüllt, den Regierungsgeschäften, der Hauptfreude seines Lebens, abgeneigt. Im Dezember 1514 trat die Wassersucht hervor. Weder Ruhe noch Bewegung konnte das schleichende Uebel hemmen. Im Oktober 1515 schreibt Martyr: „Der König weiß nicht, wohin er gehen soll, noch was er will, so bedrängt ihn die Krankheit“ *).

*) Petr. Martyr, Epp. 517. 519. 530 f. 542. 558. 561.

Der von diesem Zustande natürlich genau unterrichtete flandrische Hof fand es zweckmäßig, einen Gesandten an Ferdinand zu schicken, damit dieser nicht in seiner eingewurzelten Abneigung gegen Karl und seiner Vorliebe für dessen Bruder Ferdinand vor seinem Tode verhängnisvolle Anordnungen träfe. Man betraute Karls Erzieher Adrian mit dieser schwierigen Mission. Eine auffallende Wahl, weil sich dieser fromme Mann nicht gerade durch diplomatische Geschicklichkeit oder imponierende Persönlichkeit auszeichnete. Vielleicht schien es erwünscht, durch diese Sendung denjenigen zu entfernen, welcher bei Karl etwa dem ausschließlichen Einflusse Chièvres' entgegenwirken konnte. Wie seine Instruktion für die Verhandlung mit König Ferdinand lautete, wissen wir nicht. Dagegen liegt mir die Vollmacht vor, welche Adrian für sein Auftreten nach Ferdinands Tode erhielt *). „Karl von Gottes Gnaden Prinz von Spanien und beider Sizilien, von Jerusalem ꝛc., Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund, Lothringen, Brabant, Istrien, Krain, Luxemburg, Geldern, Graf von Flandern, Habsburg, Tirol, Elsaß" u. s. w. (nicht die kleinste Herrschaft wird übergangen) thut darin allen, welche Gegenwärtiges sehen, kund, daß er für den Fall von Ferdinands Tode Adrian ernenne zu seinem „wahren und unzweifelhaften Generalbevollmächtigten und speciellen Botschafter" mit dem Auftrage, vor den Fürsten und Prälaten, Edlen und Bürgern Castiliens seine Rechte auf die Succession wahrzunehmen, zu dem Zwecke die Cortes zu berufen und ihnen seine Absichten und seinen Wunsch zu erklären, rasch nach Castilien zu gehen und von seinen Reichen Besitz zu ergreifen. Dasselbe könne er in Aragon, Catalonien und Valencia thun, auf welche Karl Erbansprüche habe. In allen diesen Reichen solle und dürfe er alles thun, was einem guten und getreuen Verwalter und Vertreter zukomme. Alles, was Adrian

*) Sie ist datiert Brüssel 17. September 1515 und befindet sich in der großen Sammlung Salazar (A. 16 fol. 6 ff.), welche einen kostbaren Bestandteil der Bibliothek der Madrider Akademie der Geschichte bildet.

in dieser Beziehung thue, werde er genehmigen und nie zurücknehmen.

Erst Anfang Dezember erreichte Adrian Ferdinands Hoflager. Ueber den Verlauf der Verhandlungen wissen wir nichts, hören nur, daß es um die Mitte Januar 1516, hauptsächlich wohl durch die patriotischen Vorstellungen einiger spanischen Räte und durch die Gunst der Weltverhältnisse, gelang, die Antipathie Ferdinands gegen Karl zu überwinden, ihm den Wunsch auszureden, seinen Lieblingsenkel auf Kosten des Landeswohls zu bedenken und so eine leidliche Abmachung herbeizuführen. Danach sollte Karl zwar dem Großvater, solange dieser lebe, die Verwaltung Castiliens überlassen, aber nach Spanien kommen, die Huldigung der Cortes empfangen und einen beträchtlichen Teil der Einkünfte beziehen. Sobald sich Karl auf die Reise mache, solle sein Bruder nach Flandern absegeln. König Ferdinand dürfe ohne Karls Zustimmung mit keiner Macht Verträge schließen *). Kaum war dieses Abkommen nach Flandern expediert, wo es an Karls Hofe lebhaftes Mißvergnügen erregte, so nahte Ferdinand der Tod. Nur mit Mühe konnte das Testament zustande gebracht werden. Darin hielt der König seine Tochter Johanna als eigentliche Erbin fest, in deren Verhinderung jedoch ihr Sohn Karl eintrete. Von dem Regiment Adrians war keine Rede; vielmehr solle, solange Karl in Flandern weile, der Primas von Spanien, Kardinal Jimenez de Cisneros, die Verwaltung von Castilien, Ferdinands natürlicher Sohn, der Erzbischof von Zaragoza, die von Aragon führen. Seinem Lieblingsenkel und seiner Gemahlin wies Ferdinand bedeutende Dotationen an. Wenige Stunden, nachdem er dieses Vermächtnis unterzeichnet hatte, entschlief der König in einem kleinen Hause des kleinen Dorfes Madrigalejo.

Jetzt war Karl Herr Spaniens. Von dem feindlichen

---

*) Petr. Martyr, Ep. 565.

Großvater brauchte er nichts mehr zu fürchten. Aber eine neue Schwierigkeit trat sofort an die Stelle der eben geschwundenen. Er lebte in den Niederlanden, unter dem Drucke niederländischer Interessen und Persönlichkeiten. Was hatten diese Niederlande mit Spanien gemein? Spanien war in alle Wege auf den Gegensatz zu Frankreich gestellt. Seit zwanzig Jahren hatten französische und spanische Waffen um die Herrschaft über Italien gerungen. Die kluge Politik der Katholischen Könige hatte die Kurzsichtigkeit Karls VIII. benützt, um an den Ostpyrenäen die natürliche Grenze zu überschreiten, durch die Erwerbung Roussillons im eigensten Machtbereiche Frankreichs Fuß zu fassen. Dann hatte Ferdinands Schlauheit vor wenigen Jahren erst die große Koalition gegen Ludwig XII., das Erscheinen eines verbündeten englischen Heeres in den Baskenlanden zu einem glücklichen Streiche gegen Navarra benützt, den französischen Gebieter dieses Landes, Jean d'Albret, über die Pyrenäen geworfen und so hier im Westen die spanische Grenze gegen Frankreich glücklich geschlossen. Es war ein selbstverständliches Gebot des spanischen Interesses, diese Positionen im Osten und Westen der Pyrenäen um jeden Preis zu behaupten, ein ebenso selbstverständliches Gebot des französischen Interesses, sie wiederzugewinnen. Den Niederlanden lagen alle diese Dinge völlig fern. Eine weitblickende niederländische Politik hätte freilich wohl erkennen mögen, daß eine Schwächung der seit Karls des Kühnen tragischem Ausgang so schwer auf den kleinen nördlichen Nachbar drückenden französischen Macht für das Gedeihen der Niederlande von großem Wert sei; aber das nächste Interesse, welches die Menschen zumeist bestimmt, forderte nur Ruhe vor dieser gefährlichen Macht, welche die reichen flandrischen Gebiete in den letzten Jahrzehnten so oft mit ihren Verheerungen heimgesucht hatte. Und in dem Sinne Chièvres' und der anderen großen Herren, des im Januar 1515 zum Großkanzler ernannten Jean le Sauvage, des Grafen Heinrich von Nassau u. s. w. nahm dieses nächste heimatliche

Interesse noch eine besondere persönliche Färbung an. Sie waren mehr oder weniger alle an Frankreich gebunden, zum Teil von Frankreich gewonnen. In ihrem Kampfe gegen Maximilian und Margarete hatten sie immer die französische Seite vertreten, zuletzt, da es sich um Karls englische Heirat handelte, durch die Vereitelung derselben Frankreich einen großen Dienst geleistet.

Ganz in der Richtung dieser Politik schien es ihnen wünschenswert, sobald sie die Großjährigkeit Karls durchgesetzt hatten, mit Frankreich die innigsten Beziehungen zu gewinnen. Gleich im Januar 1515 ging eine große Gesandtschaft an den eben zur Regierung gelangten König Franz I. ab, um nicht nur einen Freundschaftsvertrag abzuschließen, sondern für Karl um die Hand der zweiten Tochter Ludwigs XII., Renée, zu werben. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand Graf Heinrich von Nassau, welcher durch die Gunst Franz' I. sich mit der am französischen Hofe erzogenen Prinzessin von Oranien verloben konnte. Nach sehr mühseligen Verhandlungen kam der Vertrag am 24. März zum Abschlusse. Renée sollte, wenn sie das siebente Jahr vollendet (sie zählte jetzt vier), mit Karl verlobt, im dreizehnten mit ihm vermählt werden. Von den altburgundischen und sonstigen Landschaften, welche man mit dieser Heirat zurückzuerlangen gehofft hatte, wurde nichts gewährt, nur eine Mitgift von 600 000 Sonnenkronen verheißen. Der Freundschaftsvertrag wurde so stipuliert, daß der überwiegende Vorteil auf die französische Seite fallen mußte. Acht Tage nachher sahen sich Karls Gesandte gar noch zur Annahme eines Zusatzartikels genötigt, wodurch sich beide Teile verpflichteten, König Ferdinand zu einem Vergleiche mit dem Könige Jean d'Albret von Navarra aufzufordern; wenn ein solcher Vergleich binnen Jahresfrist nicht zustande gekommen sei, solle derjenige, welcher ihm widerstrebt, vom Frieden ausgeschlossen sein. Wie Frankreich diese Streitfrage um Navarra ansah, versteht sich von selbst; wenige Tage vor dem Abschlusse des Vertrags

mit Karl war Franz ein Schutz- und Trutzbündnis mit Jean d'Albret eingegangen *).

Dieser Vertrag konnte lediglich dem engsten niederländischen Interesse insofern entsprechen, als er Ruhe vor Frankreich zu schaffen verhieß. Die burgundischen Ansprüche Karls waren einfach zurückgewiesen worden. Und wenn er sich während dieser Verhandlungen nicht mehr Erzherzog von Oesterreich, sondern Prinz von Castilien oder auch von Spanien titulierte, so hatte er die als solchem ihm obliegende Pflicht, das spanische Interesse zu wahren, durch den auf Navarra bezüglichen Artikel so gut wie hintangesetzt **). Das ließ sich indessen dadurch entschuldigen, daß er am französischen Hofe die ihm entgegenstrebende Werbung König Ferdinands auszustechen hatte. Sehr anders lagen die Verhältnisse, seit er durch dessen Tod Herr Spaniens geworden war. Jetzt mußte ihm das spanische Interesse über dem niederländischen stehen. Aber seine niederländischen Räte dachten anders. Wie sie früher gegen Maximilian und Margarete ihr partikulares Landeswohl und ihren

---

*) Lanz, Korrespondenz Karls V. 1, 22 ff. Le Glay, Négociations 2, 1 ff. Du Mont IV, 1, 198 ff.

**) König Ferdinand war natürlich in keiner Weise geneigt, auf derartige Verhandlungen einzugehen. Verschiedene von Karls Regierung an ihn erlassene Schreiben scheinen unberücksichtigt geblieben zu sein; denn Ende Juli entschloß man sich, einen Herrn von Marsilles an Ferdinand zu senden mit dem Auftrage, er solle den König mit Hinweis auf jene Briefe ersuchen, in die Verhandlung über Navarra einzutreten. Die Marsilles erteilte Instruktion macht jedoch den Eindruck, als habe die Sendung mehr stattgefunden, um Frankreichs Drängen zu genügen, als um die Sache selbst zu fördern. Sie entschuldigt den mit Frankreich abgeschlossenen Vertrag damit, daß er für Karl estoit plus que nécessaire et sans lequel il ne pouvoit entretenir son estat. Karls Räten war diese Gelegenheit offenbar sehr erwünscht, durch Marsilles möglichst genaue Erkundigungen über das Befinden König Ferdinands, daneben aber auch über den Zustand der unglücklichen Johanna und des Infanten Ferdinand einzuziehen. Marsilles erhielt Auftrag, womöglich Johanna aufzusuchen und ihr einen Brief Karls zu überreichen. (Instruktion d. d. Brüssel 30. Juli 1515. Kopie aus Simancas Brit. Mus. l. c. no. 57.)

persönlichen Vorteil zu wahren gesucht hatten, so standen sie jetzt gegen den mächtig andringenden spanischen Einfluß im Kampf. Fast alle die Spanier, welche bisher am flandrischen Hofe Karls Sache gegen König Ferdinand verfochten hatten, gerieten jetzt in Widerspruch zu Chièvres und seinen Freunden, welche in Karl noch immer vornehmlich den Herrn der Niederlande sahen und von den großen spanischen Weltinteressen nichts hören wollten.

Dieser neue Konflikt, welcher Karl bedrängte, tritt uns in voller Anschaulichkeit in dem früher erwähnten Berichte des Bischofs von Badajoz entgegen. „Derjenige," schreibt er, „welcher hier hauptsächlich regiert und durch dessen Hand absolut alles geschieht, ist Herr von Chièvres, ein kluger und milder Mann; aber bei allem Volk hier herrscht die Habgier; in allen Ständen, so fromm sie seien, gilt das für keine Sünde. Sogar der Kanzler von Burgund, obwohl er für sein Amt sehr geschickt ist und ein Ehrenmann, soll nicht frei davon sein; dasselbe gilt von allen anderen, welche an der Regierung teilhaben. So hat man bei dem jüngst aufgestellten Etat nicht die lange hier gewesenen und verdienten Spanier, sondern die kürzlich angekommenen berücksichtigt, man sagt und glaubt, weil sie Geld gegeben haben. Wenn man nun hier die spanischen Geschäfte in die Hand nähme und die Stellen und Benefizien vergäbe, so würde großer Nachteil entstehen; denn es würde alles Kauf und Verkauf werden. Es sind hier einige Spanier angekommen, welche sehr übel von der Inquisition reden und behaupten, die Maßlosigkeiten derselben hätten das Reich zerrüttet. Man wird suchen sie zu beseitigen oder doch einzuschränken, um so mehr, da man hier von Ketzerei und Inquisition wenig versteht. Herr von Chièvres stammt von väterlicher und mütterlicher Seite aus Frankreich; auch alle übrigen, welche an den Geschäften teilnehmen, stammen entweder ebenfalls aus Frankreich oder sind ihm so ergeben, daß es auf das Gleiche hinauskommt. Sie halten den Prinzen in großer Unterthänigkeit gegen den

König von Frankreich; Briefe an denselben lassen sie ihn unterzeichnen: Euer unterthäniger Diener und Vasall. Die mit Frankreich abgeschlossenen Verträge sind wenig ehrenvoll. Allerdings hatte damals die französische Freundschaft aus verschiedenen Ursachen für den Prinzen Wert, aber man gewann sie durch unschickliche Mittel. Gewiß wäre es ein großes Glück, wenn diese beiden größten Fürsten der Christenheit sich vertrügen und ihre Macht gegen die Ungläubigen kehrten; aber ich weiß nicht, wie das geschehen soll. Denn die Franzosen halten weder Wahrheit noch Freundschaft und werden sie gegen diesen unseren Herrn vermutlich am wenigsten halten, weil sie auf seine größere Macht eifersüchtig sind. Deshalb werden sie thun, was ihrem Vorteil paßt, und haben auch schon damit angefangen. Alle von hier nach Spanien geschickten Boten haben sie angehalten und ihre Briefe zu sehen verlangt *), und dasselbe ist den von dort kommenden geschehen, was ein übler Anfang der Freundschaft ist. Ferner hat der König von Frankreich dem Prinzen durch seinen Gesandten sagen lassen, er besitze einen unzweifelhaften Anspruch auf das Königreich Neapel oder wenigstens auf die Hälfte desselben; er bitte ihn, sich zu rechtfertigen, damit nicht unter ihnen Streitigkeiten entständen und in Neapel Unglück geschähe, wo verschiedene Meinungen herrschten. Darauf antwortete man ihm mit ungebührlichem Gleichmut. Wenn es auch gut sein mag, daß der Prinz, so lange er hier ist, sich mäßige und gegen Frankreich freundlich stelle, bis er in Spanien ist, so sollte doch diese Mäßigung und Verstellung nicht so weit getrieben werden, daß die Franzosen meinen, wir fürchten sie. Hier aber fürchtet man sie wirklich und liebt sie zugleich; und für die hier gibt es in der Welt nichts als Frankreich. Nur mit großem Schmerz kann man sehen, wie sie den französischen Gesandten nicht als

*) Eben dieser Brief des Bischofs kam geöffnet in Spanien an. „Und es schien," schreibt Jimenez, „er sei durch viele Hände gegangen."

Gesandten behandeln, sondern als wenn er Kammerherr des Prinzen wäre und dabei sein müßte, wenn er aufsteht und sich niederlegt. In den mit Frankreich geschlossenen Verträgen übernahm der Prinz, wie ich glaube, so ziemlich die Verpflichtung, Navarra zurückzugeben, sobald er es könnte. Und doch müssen wir Navarra durchaus behalten, zumal wir mit Frankreich voraussichtlich keine Freundschaft haben werden. Wenn man auch prüfen muß, ob der Prinz ein gutes Recht auf jenes Königreich hat, so ist doch hier nicht der Ort darüber zu entscheiden, sondern wenn der Prinz in Spanien angekommen ist und sich mit dem Kardinal beraten hat."

Der Bischof berührt noch viele später zu erwähnende Punkte, in denen überall der Gegensatz des spanischen Interesses gegen das flandrische hervortritt; ich erwähne hier nur das Verhältnis zu England. „England," sagt er, „ist immer ein guter Freund dieses Hauses gewesen und man sollte sich um so mehr an England halten, als zu fürchten ist, daß die Franzosen keine guten Freunde sein werden. Allerdings besteht gegenwärtig eine gewisse Freundschaft, aber sie ist nicht sehr aufrichtig. Sie sollte aber fest und stark sein, weil England unser Haus liebt und die Franzosen verabscheut."

Es mag sein, daß der spanische Prälat in diesem Bericht von seiner nationalen Empfindung hie und da zu Uebertreibungen verführt worden ist*); aber im ganzen hat er doch wohl ein richtiges Bild gegeben, wenn man auch lediglich das habsburgische Interesse ins Auge faßt. Als im Frühling 1515 der Vertrag mit Frankreich abgeschlossen wurde, galt es nicht nur König Ferdinands Anschläge zu vereiteln, sondern auch einer gewissen Feindseligkeit Englands zu begegnen. Nun aber hatte sich im Herbst durch den erstaunlichen Erfolg, welchen

*) So habe ich wenigstens in den dieser Zeit angehörenden Briefen Karls an König Franz, welche ich in verschiedenen Bänden der Pariser Nationalbibliothek gefunden, von der durch Manrique gerügten Unterthänigkeit nichts wahrgenommen.

der junge König Franz vor Mailand errungen, durch die gebietende Stellung, welche ihm der Sieg von Marignano in Oberitalien verschafft, die Weltlage wesentlich verschoben. Seitdem sah England die dringendste Aufgabe darin, der französischen Uebermacht entgegenzutreten, und bemühte sich in aller Weise, Maximilian, Ferdinand, die Schweiz, den Papst und Karl zu einem großen Bündnisse zu vereinigen. Wie dieses so bedrohlich aufsteigende Frankreich gegen Spanien dachte, trat alsbald nach Ferdinands Tode an den Tag. Die wichtige Nachricht von dem Abscheiden des klugen Monarchen traf den französischen Hof in Avignon. „Sofort," meldet der venezianische Botschafter am 5. Februar, „haben sie einen Kurier an den Prinzen von Spanien und den Papst geschickt, und schon flüstert man von einem Unternehmen gegen Neapel." Den nächsten Tag schreibt er: „Die hier sind wunderbar mit dem Königreiche Neapel beschäftigt. Der König will gleich fünfundzwanzig Galeeren dahin senden, um zu sehen, ob er ihnen Schrecken einjagen kann." Fast gleichzeitig mit diesen Meldungen erfuhr man in Venedig durch den dortigen französischen Gesandten, König Franz wolle Navarra zurückerobern; da er auch zur See gerüstet sein möchte, bat er Venedig um zwölf Galeeren. Venedig, das mit Maximilian im Kriege lag, knüpfte an Ferdinands Tod große Hoffnungen. Marino Sanuto meldet in seinen Diarien, wo er von dem Eindrucke dieser Nachricht spricht, man erwarte infolge des Todes mancherlei Verwirrungen. Der Erbe Spaniens weile in Burgund; aber am spanischen Hofe lebe sein Bruder, dem die Großen Castiliens zuneigten, und der sich deshalb leicht zum Könige machen könne. Der Vizekönig von Neapel, Don Ugo de Cardona, sei ein Bastard Ferdinands; der könne leicht auf den Gedanken kommen, sich die neapolitanische Krone aufzusetzen. „So wird es große Neuigkeiten geben" *).

---

*) Marino Sanuto, Diarii t. 21 p. 472. 482 ff.

Alle Hoffnungen der Venezianer gingen zwar nicht in Erfüllung. In Neapel blieb Cardona treu, verkündigte dem Lande Karl als seinen neuen Herrn und traf die geeigneten militärischen Maßregeln, um die Ordnung zu erhalten. Aber der venezianische Konsul konnte doch schon am 1. März aus Neapel melden: „Die Dinge hier sind in Bewegung." Venedig und Frankreich thaten wohl das Ihrige, diese Bewegung zu stärken. Viel schlimmer stand es in Palermo. Da brach auf die Nachricht von Ferdinands Tod eine wütende Bewegung gegen den Vizekönig, Don Ugo de Moncada, los, zwang ihn zur Flucht nach Messina und verbreitete sich weit über die Insel*). Zugleich aber fiel Jean d'Albret mit französischer Unterstützung in Navarra ein, wo ihm die Neigung der Bewohner und der Zwist des Gouverneurs Herzog von Najera mit dem Connetable von Castilien in die Hände arbeitete. Wenn es auch trotzdem den Spaniern gelang, die Invasion rasch zurückzuwerfen, so blieb doch die Lage so bedenklich, daß Jimenez nötig fand, die Befestigungen verschiedener Städte niederbrechen zu lassen, da sonst die Unzuverlässigkeit der Bewohner starke Besatzungen nötig gemacht haben würde**).

So hatte sich die französische Freundschaft gleich im ersten Augenblicke nach König Ferdinands Tode bewährt trotz aller Dienstwilligkeit der flandrischen Räte Karls. Um nun aber die volle Uebersicht über die Lage zu gewinnen, in welcher sich Karl befand, müssen wir uns nach Spanien versetzen.

Ferdinand hatte, wie wir uns erinnern, durch sein Testament die Verwaltung Castiliens dem Kardinal Jimenez de Cisneros, Erzbischof von Toledo, übertragen, jenem gewaltigen Kirchenfürsten, der unter Königin Isabelle die Mißbräuche der spanischen Kirche mit unerbittlicher Energie angefaßt, ihr zugleich die Reinheit der Sitten, den Ernst der Pflichterfüllung

*) **Marino Sanuto** 22, 1. 33. 163 ff. **La Lumia**, La Sicilia sotto Carlo V. p. 45 ff. Coleccion de documentos inéditos t. 24 p. 136 ff.

**) Cartas de Jimenez 1, 101. 108.

zurückzugeben und das Licht der Wissenschaft zuzuführen gesucht hatte. Seit der Königin Tod war allerdings seine Wirksamkeit erheblich beschränkt worden, da er mit König Ferdinand nicht auf dem besten Fuße stand. Nichtsdestoweniger hatte er gerade jetzt in der Eroberung Orans, der Festsetzung spanischer Macht auf afrikanischem Boden, zeigen können, was er auch in weltlichen Dingen vermöge. Die Pflege der von ihm geschaffenen Universität Alcala war seitdem seine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Da weilte er, als ihn die Nachricht von Ferdinands Tode zu neuer Thätigkeit berief. Ein Siebzigjähriger, griff er die ihm übertragene Aufgabe mit der Frische voller Manneskraft an. In Flandern hatte man, wie wir sahen, den seltsamen Gedanken gehabt, der fromme und gelehrte Adrian solle nach des Königs Abscheiden die Regierung über Spanien für Karl in die Hand nehmen. Adrian wies nun seine Vollmacht vor, welche ihn zum Gouverneur Spaniens bestimmte *). Er wird aber wohl kaum ernstlich versucht haben, Jimenez den Platz streitig zu machen. Jedenfalls hatte dieser keine große Mühe, den Fremden auf das zu beschränken, was er allein sein konnte, ein besonders vertrauter Vertreter der Wünsche und Interessen Karls, wenn er auch nominell eine Stellung neben dem Kardinal einnahm. Karl erkannte sofort das Regiment desselben in den wärmsten Ausdrücken an, forderte die Großen und Städte des Reiches auf, ihn in der Regierung zu unterstützen und verhieß zugleich, „sehr bald“ zu kommen.

Aber wenn so auch die Uebernahme der Regierung durch Jimenez glücklich genug von statten ging, so gab es doch bald Schwierigkeiten aller Art. Viele der Großen sahen den strengen Mönch sehr ungern an der Spitze der Regierung und versuchten den Infanten Ferdinand für ihre Zwecke zu gebrauchen. Jimenez fand es nötig, diesen unter genauester persönlicher Aufsicht zu halten; nicht einen einzigen Tag wagte er sich von demselben

*) Sandoval 1, 65 ff. Gomez p. 168.

zu trennen. Dazu brach die gewaltthätige Selbsthilfe einiger mächtigen Herren in Andalusien gleich im Februar los. Dazu der Angriff auf Navarra. Kurz die Dinge gestalteten sich so, daß Jimenez und der Rat von Castilien es nötig fanden, Karl aufs dringendste die Notwendigkeit ans Herz zu legen, daß er sobald als möglich nach Spanien komme. Nun war in der That an Karls Geburtstage der feste Entschluß gefaßt worden, die Reise so vorzubereiten, daß Karl Johanni absegeln könne. Aber schon Anfang März glaubte der Bischof von Badajoz nicht an den Ernst dieser Absicht, fürchtete, man werde den Sommer verstreichen lassen, im Winter durch das Wetter gehindert sein und so die Reise vor dem Sommer des nächsten Jahres nicht stattfinden, was doch von großem Nachteil sein müsse.

Mehr als mit der Reise beschäftigte man sich in Brüssel mit der anderen Frage, ob nicht Karl sofort den Königstitel annehmen solle. Der Rat von Castilien erklärte sich entschieden dagegen. Ebenso fand es der Bischof von Badajoz unpassend, da Karl das Reich nur für seine kranke Mutter verwalten könne. Aber dem jungen Fürsten schmeichelte natürlich der hohe Titel, der ihm ja auch in seinen Beziehungen zu anderen Staaten nützlich werden konnte; wer sich um seine Gunst bewarb, die massenhaft zudrängenden Spanier so gut wie die Niederländer, trieben trotz der Abmahnungen aus Madrid vorzugehen. So wurde am 14. März 1516, nachdem tags zuvor die Exequien für König Ferdinand stattgefunden, in der Brüsseler Kathedrale St. Gudule die Proklamation vollzogen. Der Herold rief dreimal: Der katholische und allerchristlichste König Ferdinand ist tot, worauf er die königliche Standarte von Castilien zur Erde senkte. Sie dann wieder erhebend rief er lauter: Es leben die katholischen Könige Johanna und Karl. Der König lebt, der König lebt, der König lebt. Zugleich wurde Karl seine Trauerhülle abgenommen, sein Degen dem Bischof von Badajoz überreicht, welcher die Messe gelesen, und

von diesem geweiht. Der Bischof führte dann den König auf eine hohe Estrade neben dem Altar; hier ergriff Karl den Degen und schwenkte ihn mit erhobenem Arm*).

In Spanien empfand man es bitter, daß man die spanischen Dinge in Brüssel besser verstehen wolle, als in Madrid; aber Jimenez machte zu der vollendeten Thatsache gute Miene und ließ Johanna und Karl auch in Castilien ausrufen. Er entschuldigte Karl damit, daß Papst und Kaiser ihm den Königstitel gegeben. Wenn indessen Castilien sich fügte, so wollte Aragon nichts davon wissen, einen König zu proklamieren, der nicht vorher persönlich die Fueros des Landes vor den Cortes beschworen. Jedenfalls mehrte die eilige Annahme des Titels die königliche Autorität in Spanien nicht. Vielmehr erfüllte sich das Reich mit immer stärkerer Unruhe, und Jimenez mahnte in jedem Briefe zu Beschleunigung der Reise. Bald schrieb Petrus Martyr seinem Freund Marliano, Karls Arzt und Vertrauten: Wenn ihr nicht eilt, wird alles zusammenbrechen. Spanien versteht nur seinen Königen zu gehorchen.

Diese Eile ließ sich nun aber nicht so leicht bewerkstelligen. Zunächst hatte man kein Geld zur Reise, suchte um ein großes Anlehen in England nach. Die Stände, welchen an sich die Entfernung ihres jungen Herrschers nicht erwünscht sein konnte, machten Schwierigkeiten, die geforderten Summen zu bewilligen, ehe nicht das Land gesichert sei. Dieses aber wurde nicht nur von Frankreich, sondern noch mehr von dem Herzoge Karl von Geldern bedroht, welcher seit den frühen Jahren Maximilians für die burgundische Politik der Habsburger eine der verdrießlichsten Schwierigkeiten gebildet hatte**). Die nördlichen Gebiete der Niederlande wurden seitdem von diesem ebenso kühnen als verschlagenen Herrn fast ununterbrochen heimgesucht, welcher der französischen Politik gegen Burgund dieselben Dienste leistete

*) **Sandoval** 1, 65. **Brewer** II, 1, 465. 474.

) **Ulmann, Kaiser Maximilian I. 1, 17. 45. 143 f. 179 234 ff. u. s. w.

wie Schottland gegen England. Alle Versuche, Geldern durch die Waffen zu bezwingen oder freundlich zu gewinnen, hatten sich bisher eitel erwiesen. Sobald nun die Reise Karls nach Spanien in Aussicht kam, ließ Frankreich seinen Schützling mit erneuter Energie vorgehen, um jene Absicht zu vereiteln. Denn Frankreich lag alles daran, Karl in den Niederlanden festzuhalten, dadurch Spanien in Verwirrung zu stürzen, womöglich Karl aus dem Besitze Spaniens zu verdrängen. Bald hörte man auch von heimlichen Intriguen, welche der französische Hof mit dem Infanten Ferdinand anzuknüpfen versucht habe. Die ganze Lage war derart, daß selbst Chièvres die Notwendigkeit erkennen mußte, vor Frankreich auf der Hut zu sein. In der That war denn auch bereits eine Annäherung an England erfolgt, bei dem man Schutz gegen die französischen Machinationen suchte. Lange schwebende Verhandlungen über en Handelsverkehr hatten durch einen Vertrag vom 24. Januar einen Abschluß gefunden, welcher für England überraschend günstig war*). Im übrigen jedoch gab es über Sinn und Bedeutung dieses Vertrags endlose Streitigkeiten. In Brüssel wollte man zwar mit England gut stehen, aber doch zugleich die französische Freundschaft in jeder Weise festhalten. England war unermüdlich, Karl auf seine Seite zu ziehen, die Niederlande für eine große antifranzösische Aktion zu gewinnen. Eben unternahm Kaiser Maximilian einen neuen Stoß auf Mailand. England wünschte nichts dringender, als daß Karl dieses Unternehmen energisch fördere durch reichliche Geldsendungen und dadurch, daß er seinen Großvater von Neapel her unterstützen lasse. Für den spanischen König schien sich eine solche Politik von selbst zu verstehen. Aber Karls Räte, so schien es wenigstens den englischen Gesandten in Brüssel, wünschten Maximilians Erfolg nicht, weil sie fürchteten, er werde ihnen dann das Regiment über die Niederlande streitig

*) Schanz, Englische Handelspolitik 1, 48 f.

machen. Trotz allem lag ihnen vornehmlich am Herzen, sich gut mit Frankreich zu stellen.

Am 4. Mai brachen Chièvres und Sauvage von Brüssel auf, dieses Ziel durch neue Verhandlungen in Noyon zu erreichen. Es kam jetzt hauptsächlich darauf an, die streitigen Ansprüche auf Neapel auszugleichen. Ludwig XII. hatte dieses Königreich im Jahre 1505 an König Ferdinand abgetreten als Mitgift für dessen zweite Gemahlin Germaine de Foix, aber unter der Bedingung, daß, wenn Germaine Ferdinand überlebe, ohne ihm einen Sohn geboren zu haben (der dann Aragon und Neapel geerbt haben würde), Neapel an Frankreich zurückfallen solle. Jetzt war Ferdinand gestorben, ohne einen Sohn zu hinterlassen, Frankreich konnte also Neapel zurückfordern. Daß es mit diesem Anspruche in der That nicht zurückhielt, wissen wir aus dem Berichte des Bischofs von Badajoz. In Noyon konnte man sich nicht einigen. Die Franzosen behaupteten, ihr König habe infolge jenes Vertrags von 1505 „ein gutes, richtiges und klares Recht" auf Neapel; die Niederländer erwiderten, ihr Herr sei Universalerbe des verstorbenen Königs Ferdinand von Aragon in allen von ihm besessenen Landen, wozu auch Neapel gehöre. Uebrigens könnten sie in die Erörterung der Streitfrage nicht näher eintreten, ehe sie sich aus den Titeln und Akten Ferdinands genau informiert, die dieser immer in Spanien aufbewahrt habe. Man verabredete deshalb, die Verhandlung am 1. August in Noyon von neuem aufzunehmen*).

Die Erfahrungen, welche Chièvres in Noyon machte, müssen doch wohl von der Art gewesen sein, daß er es nötig fand, etwas mehr auf die englische Seite zu rücken. Die englischen Gesandten schrieben am 6. Juni, die Verhandlungen in Noyon hätten das Mißtrauen gegen Frankreich vermehrt. Chièvres gab jetzt die bestimmte Versicherung, Karl werde unter keinen

---

*) Lanz, Aktenstücke und Briefe zur Geschichte Karls V. S. 25 ff.

Umständen durch Frankreich nach Spanien gehen, so dringend es Frankreich auch wünsche. Ja er nahm jetzt, was er früher immer abgelehnt hatte, eine englische Pension von 500 Mark an, Sauvage eine solche von 200. Aber die englischen Wünsche fanden deshalb keineswegs bereitwilliges Gehör. Weder wollte man darauf eingehen, daß Karl über England reise, noch diese Reise nach Spanien so, wie es doch alle Verhältnisse zu fordern schienen, beschleunigen, noch Maximilian, der in Oberitalien nach anfänglich raschen Erfolgen in immer ärgeres Gedränge geraten war, unterstützen. Man behauptete, man müsse alle verfügbaren Mittel auf die Abwehr Gelderns und die Vorbereitungen zur spanischen Reise verwenden; aber diese Vorbereitungen kamen gar nicht aus der Stelle. Man versicherte, die Verhandlungen mit Frankreich hätten keinen anderen Zweck, als Karl die Reise nach Spanien zu ermöglichen; im August, versprach Sauvage, solle sie stattfinden. Aber niemand konnte dem Glauben schenken. Heinrich VIII. wies schon jetzt darauf hin, wie gefährlich die Zukunft des Hauses Habsburg durch Frankreich bedroht werde, das, wenn man Maximilian im Stiche lasse, Italien und den Papst beherrschen werde. Wenn Maximilian, was bei seinem Alter zu fürchten sei, unter so ungünstigen Verhältnissen sterbe, so werde die Kaiserwürde wahrscheinlich auf Frankreich übergehen*).

Aber alle Vorstellungen Englands hinderten nicht, daß Chièvres und Sauvage Ende Juli abermals nach Noyon gingen. „Diese beiden," schreibt am 27. Juli der Vizekanzler Tunstal an Wolsey, „sind allmächtig. Die Franzosen werden diesen jungen Fürsten übervorteilen." Noch immer war es unmöglich, mit ihm persönlich irgend ein wichtigeres Geschäft zu bereden; er wies alles an seine Räte. Während des ganzen Jahres 1516 heißt es in den englischen Berichten immer wieder, der König sei auf der Jagd. Besonders in Abwesenheit seiner

*) **Brewer** II, 1, 659.

Räte rettete er sich durch die Jagd vor den Nachstellungen der Diplomaten. Tunstal meinte jetzt, es möge für England vorteilhafter sein, mit Karl kein Bündnis zu schließen.

Die englischen Beziehungen boten Karls Vertretern wenigstens den Vorteil, in Noyon seine Interessen leichter wahren zu können. Denn es lag ja auf der Hand: wenn Frankreich seine Prätensionen zu hoch steigerte, lief es Gefahr, Karl ganz auf die englische Seite hinüberzudrängen. Leider fehlt uns jede genauere Kunde über den Gang der Verhandlungen. Nur das Resultat, der Vertrag vom 13. August, liegt vor uns. Wenn Mignet meint, die klugen Unterhändler hätten sich bemüht, die engste Verbindung zwischen Karl und Franz herzustellen, so ist das wenigstens aus dem Vertrage nicht zu entnehmen. Die geheimen Artikel, welche ihm beigefügt worden sein sollen, sind uns bis zur Stunde nur durch ganz unzuverlässige Andeutungen bekannt. Der Vertrag selbst aber ist ein Meisterstück täuschenden Scheins. Er scheint allerdings die Freundschaft zwischen den beiden jungen Königen „auf ewig" zu begründen; er scheint die schweren Streitfragen über Neapel und Navarra in der liebenswürdigsten Weise beizulegen. Karl soll nicht Renée, er soll Louise, des Königs Franz eigene Tochter heiraten; mit dieser erhält er alle Ansprüche, die Frankreich auf Neapel machen kann, als Mitgift. Sobald er in Spanien angekommen ist, wird Karl die Ansprüche der Königin von Navarra (Jean d'Albret war inzwischen gestorben) hören und befriedigen selon la raison en manière qu'ilz se devront raisonnablement contenter. Leider war Madame Louise, welche diese ewige Freundschaft zwischen den Häusern Valois und Habsburg begründen sollte, noch nicht ein Jahr alt. Da Karl im siebzehnten stand, hätte er mindestens bis zum dreißigsten Jahr unvermählt bleiben müssen, was kein verständiger Mann erwarten konnte. Dadurch allein wurde der ganze Vertrag als ein leeres Trugbild charakterisiert, wenn man sich auf französischer Seite nicht etwa einbildete, durch ein solches Abkommen die ganze Zukunft

Karls fesseln zu können. Freilich traf man alle möglichen Verabredungen, um sich vor den Tücken des Schicksals zu sichern. Wenn Karl vor der Vermählung stirbt, soll sein Bruder Ferdinand an die Stelle treten, falls er nicht bereits mit der Tochter des Königs von Ungarn vermählt ist; und wenn Louise vor ihrer Hochzeit stirbt, so soll eine noch nicht geborene Schwester von ihr sie ersetzen, und wenn auch diese stirbt, die frühere Braut Karls, Renée. Wenn aber die Ehe überhaupt durch den Tod vereitelt wird, so sollen die gegenseitigen Ansprüche auf Neapel in Kraft bleiben. Kommt die Heirat durch Karls oder Ferdinands Schuld nicht zustande, so soll Neapel an Frankreich, trägt dieses die Schuld, an Karl zurückfallen. Man sieht, eine größere Fülle zukünftiger Möglichkeiten ließ sich nicht wohl aussinnen; sie lagen aber alle in blauer Ferne. Greifbare Wirklichkeit enthielt allein die Bestimmung, daß Karl bis zur Vollziehung der Ehe jährlich 100 000 Sonnenkronen, und von da bis zur Geburt eines Kindes die Hälfte an Frankreich zahlen solle, so lange König Franz lebe. Die Abmachung über Navarra war nicht weniger illusorisch. Denn nicht genug mit den oben angeführten vieldeutigen Ausdrücken: König Franz behielt sich sein Bündnis und seine Verpflichtungen gegen Navarra vollkommen vor*).

Obwohl sich Chièvres und Sauvage, soviel wir wissen, thatsächlich zu nichts verpflichtet hatten, als zur Zahlung jener Geldsumme, sah England in dem Vertrage doch eine empfindliche Niederlage. Die Intimität mit Frankreich, klagten seine Vertreter am flandrischen Hofe, wachse täglich. Von einer Unterstützung Maximilians in Italien, wo er mühsam nur noch Verona gegen Franzosen und Venezianer verteidigte, sei keine Rede. Freilich sage man, die Freundschaft mit Frankreich sei nur eine Maske, die man vorhalte, bis Karl glücklich in Spanien sei, aber die Thatsachen sprächen anders. Die Vorbereitungen zur

*) Du Mont IV, 1, 224 f.

Reise nach Spanien seien ganz ins Stocken geraten trotz den immer bedrohlicheren Nachrichten von dort*). Die englischen Diplomaten an Karls Hofe wiederholten den Rat, König Heinrich möge sich nicht länger nutzlos bemühen. Dieser aber blieb unverdrossen, Karl mit immer neuen Anerbietungen und Vorstellungen zu umwerben. Wirklich wurde im Oktober ein neues Bündnis zwischen Maximilian, Karl, England und dem Papste verabredet, aber es blieb auf dem Papiere. Englands letzte Hoffnung richtete sich nun darauf, daß Maximilian Karls Räte beseitigen werde, gegen welche er sich gelegentlich in den stärksten Worten äußerte. Statt dessen geschah, daß diese Räte Maximilian bestimmten, dem Vertrage von Noyon beizutreten, Verona preiszugeben, Freundschaft mit Frankreich zu schließen. Und als dann Maximilian Ende Januar 1517 nach den Niederlanden kam, mußte England erleben, daß die Macht der Räte durch den Kaiser selbst nur noch vermehrt wurde. Sie hatten ihn durch Geld gewonnen. „Glaubt Ew. Gnaden," schreibt Knight den 16. Februar entrüstet an Wolsey, „daß der Kaiser, der immer verschwendet und folglich immer in Geldnot steckt, der sein Blut und seine Ehre in dieser Weise für Geld verkauft, irgend ein Versprechen halten wird, welches er dem Könige gegeben hat oder geben wird?"

Die englischen Diplomaten hatten während dieses eigentümlichen Ringens wiederholt den Versuch gemacht, bei Karl selbst etwas zu erreichen. Oefter hatten sie, obwohl der junge König sich ihnen möglichst entzog, doch eine Audienz bei ihm erlangt; aber niemals war es ihnen gelungen, ihn zu einer Aeußerung seiner persönlichen Ansichten zu bringen. Mitte Dezember hatte z. B. der Vizekanzler Tunstal eine längere

*) Am 24. November 1517 schreibt der venezianische Gesandte Francesco Corner aus Valladolid an den Rat der Zehn, derselbe wisse wohl, wie König Franz Chièvres beim Abschluß des Vertrags durch große Geschenke (grandi doni) für sich gewonnen habe. Unter diesem Vertrage kann wohl nur der von Noyon verstanden werden. Archiv der Frari Busta 29.

Unterredung mit Karl, worin er ihm darlegte, wie große Verdienste sich England um Spanien erworben habe. „Dabei," schreibt Tunstal, „sah mich der König freundlich an. Nachdem ich geendet, sagte er, er glaube, es sei wahr, was ich gesagt, aber er habe seine Beschlüsse noch nicht gefaßt." Derselbe Tunstal brach im Februar gegen Margarete in die Worte aus, er finde Karl so unbeweglich, wie ein Idol. Sie bemerkte nichts dazu*).

So verging Monat auf Monat in diplomatischen Bemühungen, sich gegenseitig zu täuschen, und Spanien blieb sich selbst überlassen. Die Spanier am flandrischen Hofe sahen dieses Wesen mit wachsendem Verdrusse, und in Spanien selbst stieg Gärung und Unzufriedenheit. Wie energisch und geschickt Jimenez in den verschiedensten Richtungen auftrat, um Ruhe und Ordnung zu erhalten, bald hier, bald da brach die durch Isabelle's Regierung doch mehr beschwichtigte als beseitigte Gewaltthätigkeit der Großen und Städte los. Und wenn Jimenez in Castilien immerhin die Versuche der Selbsthilfe ziemlich leicht zügelte, in den Ländern der Krone Aragon sah es desto bedenklicher aus. „In Aragon, Catalonien und Valencia," schrieb er am 16. August, „wollen sie in keinem Ding gehorchen; es gibt keine Justiz, nicht einmal eine Erinnerung daran; und sie erkühnen sich, zu sagen, sie haben allein der Person des Königs zu gehorchen und niemand sonst; und alles das ist sehr schlimm, besonders wegen der Nachbarschaft Frankreichs"**). Aber mehr als Spanien ist Italien bedroht. „Neapel und Sizilien," schreibt der Kardinal, „laufen große Gefahr, und das alles läßt sich durchaus nicht in Ordnung bringen, wenn der König nicht hierher kommt. Und er darf sich nicht auf die Franzosen verlassen, wenn er auch Frieden mit ihnen macht, denn sie werden ihn nie halten. Und wenn sie Frieden

*) **Brewer** II, 2, 938.
**) Cartas 1, 141 f.

schließen, thun sie es nur, um sicher zu machen und desto besser thun zu können, was sie wollen.“ Er höre von bedenklichen Rüstungen in Marseille, welche für Sizilien bestimmt seien, wo die Franzosen mit mächtigen Grafen und Herren Einverständnis hätten. „Und die Franzosen selbst sagen öffentlich, daß sie auf jede Art und Weise die Ankunft Sr. Majestät verhindern würden. Denn sie wissen wohl, wieviel ihnen daran liegt, daß Se. Hoheit nicht so bald hierher komme. Denn von hier, von wo jene Reiche gewonnen wurden, müssen sie auch erhalten und andere neu erworben werden.“ Deshalb möge der König um keinen Preis die Reise länger verschieben. „Denn es ist unmöglich, daß tausend Uebel und Gefahren verhütet werden, wenn Se. Hoheit sie nicht durch Ihre Ankunft beseitigt.“

So mahnte, bat, trieb Jimenez Monat für Monat, ganz umsonst. Und es blieb nicht dabei, daß Karls Räte das dringende Verlangen des großen Reiches nach seinem Könige unbeachtet ließen, es kamen bald weitere Beschwerden hinzu. Mit überraschender Biegsamkeit hatte sich der sonst so unbeugsame Kardinal gleich im ersten Moment dem allmächtigen Chièvres angeschmiegt. Indem er es als ein besonderes Glück pries, daß ein Mann von solcher Güte und Tugend an solchen Platz gestellt sei, ließ er ihn durch seinen Vertrauten Ayala versichern, er werde sich um niemand als Chièvres kümmern, ihm alles mitteilen und anvertrauen, damit alles durch seine Hand geschehe. Wenn aber Chièvres sich unbedingt auf ihn verlassen könne, so sei es wünschenswert, daß sie beide in voller Einmütigkeit die Geschäfte leiteten, „daß die Regierung dort und hier durchaus eins sei und keinerlei Differenz erscheine“. Es sei zweckmäßig, daß Chièvres ihm alles überlasse; er brauche sich dann um nichts zu kümmern. Ganz vortrefflich sei, daß man dort beschlossen, in Beziehung auf Spanien nichts zu neuern, überhaupt nichts zu thun, bis der König im Lande sei. Aber schon in dieser Instruktion für seinen vertrauten Agenten Ayala aus Anfang April klagte Jimenez, daß man an jenem weisen

Beschlusse nicht festgehalten, daß man schon manche sehr irrige und schädliche Maßregeln getroffen habe.

Jimenez war nicht nur energisch und klug, sondern auch schonungslos durchgreifend und herrschsüchtig. Es scheint nicht, daß der treffliche Adrian ihm irgendwie nachdrücklich entgegengetreten sei. Trotzdem hätte er diesen gern ganz zur Seite geschoben. In der Instruktion für Ayala hatte er als besonders dringend hervorgehoben, daß Chièvres sofort zwei durchaus vertrauenswerte Personen bestimme, welche den Infanten Ferdinand unter ihre Aufsicht nähmen. Zum Hofmeister desselben werde sich Adrian vortrefflich eignen. Natürlich, der Hofmeister Ferdinands würde den Regenten Spaniens gar nicht mehr geniert haben. Aber er erreichte weder das, noch daß sich Chièvres unbedingt auf ihn verließ. Allerdings schrieb ihm Karl am 30. April sehr vertrauensvoll, des Kardinals Eifer für den Dienst Gottes und seines Königs und das Wohl Spaniens sei so groß, an Ort und Stelle werde er so viel besser über die Dinge urteilen können, daß er ihm die Entscheidung derselben überlasse. Man bestürme ihn zwar um vieles, er aber weise es an Jimenez*). Dieser erwiderte mit der Beteuerung, Karl habe in der Welt keinen treueren Diener als ihn, bat aber dringend, Karl möge ja in Spanien nichts ändern, bis er da sei.

Nun aber begann eine förmliche Wanderung spanischer Großen und ihrer Agenten nach Flandern, welche die dortigen Machthaber geradezu belagerten. „Die Zahl der Spanier," schrieb Tunstal Anfang Juli an Wolsey, „wächst täglich. Der Kanzler kann nicht zu Hofe gehen, ohne von hundert oder fünfzig Maultieren bedrängt zu werden." Die meisten dieser Herren hatten Beschwerden über Jimenez vorzubringen. Dieser selbst schrieb darüber schon am 12. Mai, der Graf von Benavente klage ihn an, weil er nicht geduldet, daß sich der Graf zum

*) Bergenroth, Supplement p. 146 ff.

Herrn Valladolids mache; der Connetable von Castilien, weil er gegen seinen Wunsch den Herzog von Najera zum Vizekönig von Navarra ernannt; der Herzog von Infantado wegen eines Prozesses mit dem Grafen von Coruña. Jimenez hatte seine Regierungsautorität auf eine städtische Miliz von einigen 30 000 Mann begründet, welche ihm gegen die Anschläge der Großen vortreffliche Dienste leistete. Diese Miliz war den Herren ein besonderer Dorn. Schon in jenem Briefe vom 30. April äußerte Karl über diese Einrichtung Bedenken, welche ihm nur von den unzufriedenen Großen eingeflüstert sein konnten; denn dem Interesse der Krone entsprach die Miliz gewiß. Jimenez erwiderte, die Könige von Castilien hätten immer 2000 berittene Garden gehabt, „womit sie Könige waren und befahlen und thaten, was sie wollten", bis Heinrich IV. im vorigen Jahrhundert diese Garde entlassen, worauf ihm niemand mehr gehorcht habe. Nun habe er diese Garde hergestellt und vermehrt, und zwar so, daß der Krone keine Kosten daraus erwüchsen, und solche Sicherheit und Macht geschaffen, daß sich nicht nur niemand im Reiche zu regen wage, sondern auch Karl gerüstet sei, zu erobern und anzugreifen, wen er wolle. Er möge ja den Reden anderer keinen Glauben schenken. „Das Wohl der Unterthanen fordert, daß sie ihren Fürsten immer mächtig sehen." Mit dieser Miliz, schrieb er später, sei Karl der mächtigste Fürst der Welt.

Aber das Interesse der Herren in Flandern ging nicht dahin, daß Jimenez mit unbestrittener Autorität über Spanien walte. Sie liehen den Beschwerden und Wünschen der ihnen aufwartenden Spanier mehr und mehr ein williges Gehör. Vielleicht auch hörten sie von Adrian, daß der greise Kirchenfürst doch gar zu scharf durchgreife. „Den Großen," schreibt Petrus Martyr Anfang Juli an seinen Freund Marliano, „erregt das Regiment dieses Mönchs Widerwillen. Er ist freilich mächtig, von gewaltigem Geist und dem Staat ergeben, aber mehr zur Begünstigung der Wissenschaften geboren als zur Re-

gierung.“ Einen Monat später freut er sich, daß Adrian zum Bischof von Tortosa ernannt sei, denn er habe die rasende Energie gewisser Menschen durch seine Milde gelindert. Man konnte es an Karls Hofe wohl klug finden, nicht gerade alles nach des Kardinals Willen gehen zu lassen. In einem Punkte war das sogar entschieden ratsam. Jimenez vertrat mit der ganzen Heftigkeit seiner Natur das castilianische Interesse. Als er von Ayala hörte, daß am flandrischen Hofe die alten Diener Ferdinands, Aragonesen, Einfluß gewännen, daß Karl einem Aragonesen das Kommando in Pamplona übertragen habe, gar einen Aragonesen zu seinem Gesandten in Rom ernennen wolle, wurde er von heftigem Unmut ergriffen. Der König müsse wissen, schrieb er, daß die von Navarra sich eher einem Türken als einem Aragonesen anvertrauen würden. In Rom lebten viele Castilianer; sei der dortige Gesandte ein Castilianer, so könne er in Rom befehlen; eine Aragonese werde allen verhaßt sein *).

Wenn so gewiß in verschiedenen Rücksichten gute Gründe vorlagen, Jimenez nicht gerade unbedingt zu Willen zu sein, so scheint doch, daß die Herren in Flandern vorwiegend von anderen Motiven bestimmt wurden, die Macht des Kardinals einzuschränken. Wie sie ihn kannten, mußten sie in ihm einen gefährlichen Gegner ihrer persönlichen Absichten erblicken. Er drängte unablässig, daß Karl nach Spanien komme: sie wünschten ihn solange als möglich in den Niederlanden festzuhalten. Er sah in Karl vor allem den König in Spanien, sie den Herrn der Niederlande. Ihm lag das spanische, ihnen das niederländische Interesse am Herzen. Sie neigten sehr stark zu Frankreich, er sah in Frankreich den Hauptfeind seines Vaterlandes. Sie

*) Nichtsdestoweniger wurde der von ihm angegriffene Hier. Vich, der seit zehn Jahren König Ferdinands Geschäfte in Rom besorgt hatte und den Leo X. dem jungen Könige mit auffallender Dringlichkeit empfahl, von diesem zu seinem Gesandten in Rom bestellt. Briefe Leo's an Karl vom April und Juli in Petri Bembi epistolae.

dachten Spanien auszubeuten, wie früher Maximilian die Niederlande ausgebeutet hatte, er trat dem nachdrücklich entgegen. Wenn nun Jimenez die Leitung Spaniens so unbedingt, wie er wünschte, in die Hand bekam, wenn er auch die auswärtigen Beziehungen, wie er es zu thun strebte, von seiner Kanzlei aus dirigierte, so war die Macht Chièvres' und seiner Freunde voraussichtlich in dem Augenblicke zu Ende, wo Karl spanischen Boden betrat. Der gewaltige Kirchenfürst mußte also bei Zeiten eingeengt, andere spanische Einflüsse gegen ihn aufgeboten werden. Als er nach Ferdinands Tode mit glücklicher Energie die Herrschaft für Karl sicherstellte, jede Besorgnis vor etwaigen Umtrieben mit dem Infanten und der kranken Königin überflüssig machte, war er natürlich sehr gern gesehen; jetzt konnte man anfangen ihn auf die Seite zu schieben.

Seit dem August 1516 füllen sich die Briefe des Kardinals an Ayala mit Klagen über die thörichten Eingriffe der flandrischen Herren in die spanische Regierung. Man machte Ansprüche an die spanischen Finanzen, bei deren Befriedigung es unmöglich wurde, die Truppen zur Verteidigung Navarra's, Afrika's und Neapels, die Flotte zu unterhalten. Und auf die Flotte legte Jimenez als weitblickender Staatsmann das größte Gewicht. „Denn niemand," schrieb er, „kann zu Lande mächtig sein, der es nicht auf dem Meere ist." Das galt ganz besonders für Spanien. Wie wollte es Neapel, Afrika, Flandern, Amerika behaupten ohne Flotte? Aber die Herren in Flandern fragten nicht danach. Unter dem Vorwande, sie brauchten viel Geld für die Ausrüstung des Geschwaders, welches den König nach Spanien bringen sollte, schöpften sie den spanischen Staatsschatz weidlich aus. Petrus Martyr, welcher doch weit davon entfernt war, dem Kardinal unbedingt zu huldigen, ihn eigentlich nicht mochte, wurde bald so unwirsch wie dieser. Ayala hatte am 12. Juli schreiben müssen: „Die Abfahrt wird sicher am 25. d. stattfinden." Die Spanier meinten, es sei die höchste Zeit. Da aber der September herankam und von des Königs

Ankunft nichts mehr verlautete, erhob sich lautes Gemurre. „Viele," schreibt Martyr, „meinen, nicht das unruhige Meer hindere die Abreise, sondern der Wunsch der Räte des Königs, welche die großen unter dem Vorwande der Flottenrüstung vom Kardinal gesandten Summen aufhäufen. Man klagt Chièvres' Habgier an. Wenn das so ist, wehe dem Könige, wehe dem Reiche, das er regieren soll!" — „Täglich," schreibt er bald darauf, „sendet der Kardinal ungezählte Summen für die Rüstung der Flotte." Anschuldigungen der Räte Karls, meldet er im Dezember, würden lauter, daß sie nämlich des Königs Abreise hinderten, weil sie fürchteten, in Spanien ihre Macht zu verlieren. Man empfinde es als eine Ungebühr, daß die spanischen Dinge nach dem Rate der nordischen Belgen geleitet würden. Denn Natur und Erziehung beider Völker sei weit verschieden. „Jener Gott ist der Genuß, die Spanier lenkt eine gewisse nüchterne Hochherzigkeit auf die Ehre" *).

Schon war noch Schlimmeres geschehen. In jenem Briefe vom 12. August klagte Jimenez, Karl habe Aemter an ungeeignete Personen übertragen. Er habe den Korregidor von Toledo beseitigt, einen Valencianer, der mit seinen Beamten die Stadt total ruiniert und ausgeplündert habe; keinen größeren Dienst habe er dem Könige erweisen können, dieser aber habe den Valencianer wieder eingesetzt, den Toledo so hasse, daß es sich lieber werde zerstören lassen, als ihn wieder aufnehmen. Ferner habe der König Adrian aufgetragen, er solle dem Gerichte in Valladolid befehlen, den Spruch in dem Prozesse zwischen dem Grafen von Coruña und Don Juan de Mendoza bis zu Karls Ankunft in Spanien zu suspendieren. Dagegen legt Jimenez die nachdrücklichste Verwahrung ein. Niemals, sagt er, hätten bisher die Herrscher so in die Justiz eingegriffen. Die Justiz müsse man ihren Gang gehen lassen, wie es das Recht fordere. Karl möge befehlen, daß dieser Prozeß

---

*) **Petr. Martyr**, Ep. 576 sq. 580.

der Gerechtigkeit gemäß entschieden werde, wie das unter den katholischen Majestäten üblich gewesen sei. Sonst würden große Uebelstände entstehen. Die Vorstellung muß erfolglos geblieben sein. Denn am 27. September schrieb Jimenez, die Hemmung dieses und anderer Prozesse von Granden sei um so übler, da des Königs Ankunft sich verzögere. Er möge doch ja der Justiz ihren freien Lauf lassen; denn sonst würden sich viele beschweren und es würde ein böses Beispiel sein; „die Dinge der Justiz müssen immer sehr frei sein". Alle Mahnungen des ehrwürdigen Kirchenfürsten fanden taube Ohren. Da macht er am 12. Dezember seinem Unmut Luft. „Alle Maßregeln," schreibt er, „welche man dort trifft, und alles, was dort geschieht, ist für die Regierung dieser Reiche so nachteilig, zerstört alle Autorität so und fordert so zum allgemeinen Ungehorsam auf, daß wir beschlossen haben, darüber unumwunden an Se. Hoheit zu schreiben." Wir kennen diesen Brief leider nicht, sehen aber aus dem, was Jimenez weiter an Ayala meldet, daß man jetzt an Karls Hofe schon systematisch darauf ausging, die Regierung des Kardinals zu untergraben, obwohl sich doch noch gar nicht absehen ließ, wann denn Karl endlich nach Spanien kommen würde. „Se. Hoheit," schreibt er, „kann fest versichert sein, daß, wenn er dieses Wesen nicht beseitigt, notwendig alles zu Grunde gehen muß und vielleicht ein solcher Zustand entsteht, daß es sehr schwer sein wird, ihn zu heilen."

Es genügte den Herren in Flandern jetzt nicht mehr, das Ansehen des Kardinals in jeder Weise zu schmälern, sie versuchten ihn geradeswegs zu verdrängen. Schon im Herbst gingen sie damit um, den jungen Pfalzgrafen Friedrich nach Spanien zu senden, damit er vollbringe, was Adrian mißlungen war. Jimenez aber schrieb, wenn der Pfalzgraf komme, um Ferdinand zu leiten und zu überwachen, sei es gut; wenn er aber statt Adrians in die Regierung eingreifen solle, so werde nur Zwietracht und Verwirrung daraus entstehen. Statt des Pfalzgrafen beschloß man nun einen Herrn von Lachaux zu senden,

was Chièvres dem Kardinal am 6. November ankündigte. Als Lachaux mit Adrian so wenig durchzusetzen vermochte als dieser allein, schickte man Paul von Armerstorf, kränkte den Kardinal aufs empfindlichste, indem man direkte Weisungen an den Rat von Castilien ergehen ließ. Zuletzt kam es, wenn wir des Kardinals Biographen, Gomez, glauben dürfen, dahin, daß Jimenez seine Entlassung anbot; der König sei in den Jahren, daß er keinen Regenten in Spanien mehr bedürfe, er aber sehe durch die Habsucht gewisser Menschen dem Reiche schweres Unheil drohen. Er wünsche sich nach Toledo zurückzuziehen, wo er dann wie im sicheren Hafen dem argen Sturme zuschauen könne, der über Spanien heraufziehe *). Chièvres hätte nach seinem bisherigen Verhalten dieses Anerbieten bereitwillig annehmen müssen. Er fürchtete aber wohl, daß der Sturm, den er nach Kräften genährt, dann ausbrechen könne, ehe der König in Spanien sei. Denn die Unzufriedenheit der Großen hatte inzwischen auch die Städte ergriffen. Eine Anzahl derselben in Altcastilien, Valladolid an der Spitze, hatte, von den Großen aufgehetzt, sich gegen des Kardinals Miliz aufgelehnt und Jimenez, von der niederländischen Regierung nicht unterstützt, eine Einrichtung preisgeben müssen, auf welche er in jeder Beziehung so großen Wert legte. Dann aber hatten alle diese stolzen Kommunen sich in dem stürmischen Verlangen geeinigt, der König müsse kommen oder wenigstens alsbald die Cortes berufen werden. „Wenn ihr nicht kommt,“ schrieb Martyr im März 1517 seinem Freunde Marliano, „so wird alles drunter und drüber gehen. Viele Städte sind im Aufruhr wegen der Miliz. Sie reizen sich gegenseitig zu einem Bunde auf, erklären, einer solchen Ordnung nicht gehorchen zu wollen.“ Gleichzeitig klagte er einem Spanier: „Wie einen Unmündigen stoßen und ziehen den König seine Räte, wohin sie wollen. Er ist ja noch jung und von weicher Natur; von Kindheit auf hat er jener

*) Gomez, Vita Ximenii p. 214.

Lehren eingesogen, so daß er sich nicht einmal umzudrehen wagt, ohne Chièvres und Sauvage zu Rate zu ziehen" *).

Mit dem Erscheinen des Frühlings lebte die Frage nach Karls Reise wieder auf, welche allmählich die Höfe in eigentümlicher Weise beschäftigte. War es nicht seltsam, daß dieser junge Herr Jahr und Tag vergehen ließ, ehe er sich in sein Reich begab? Wie war es denn überhaupt eigentlich mit demselben bestellt? Fast gleichzeitig hören wir von verschiedenen Seiten über ihn reden. Am 17. März erstattete der von Rom zurückgekehrte Botschafter Marim Zorzi seine Relation vor dem Rate Venedigs. Dabei erzählte er, er habe einen Sizilianer Lodovico di Montalto, einen Studienfreund aus Padua, gesprochen, einen Vertrauten des Vizekönigs von Sizilien, der beim katholischen Könige gewesen. „Dieser Montalto erzählt: Der katholische König ist ein junger Herr von siebzehn Jahren, von wenig . . . **), er spricht wenig, ist nicht von viel Geist; Herr von Chièvres beherrscht ihn und hat ihn den Vertrag mit dem allerchristlichsten Könige abschließen lassen, damit er die Herrschaft genießen könne, bis der König groß ist." Kurz vorher waren Briefe aus Flandern von Ende Februar in Venedig eingetroffen, welche meldeten, soviel man höre, werde Karl so bald nicht nach Spanien gehen, weil er von schwacher Gesundheit sei und man fürchte, es könne ihm ergehen wie seinem Vater, der alsbald nach seiner Ankunft in Spanien der fremden Luft erlegen sei ***). Noch Bedenklicheres meldeten die englischen Gesandten ihrem Könige am 19. April. Der Kardinal von Sitten habe ihnen gesagt, in Spanien drohe Verwirrung infolge der Differenzen zwischen Spaniern und Niederländern. Wenn Karl nicht bald nach Spanien gehe, werde wahrscheinlich sein Bruder Ferdinand gekrönt werden. Nichtsdestoweniger

---

*) Epp. 582. 584.

**) Die Relation ist leider nur in Sanuto's Auszug erhalten, wo gerade dieses wichtige Wort fehlt. Danach bei Albèri II, 3, 50.

***) Marino Sanuto 24, 32.

stellten Karls Räte dem Kaiser, der zum eiligen Aufbruch nach Spanien treibe, vor, Karls Gesundheit sei eine so üble, daß er wahrscheinlich nicht länger als zwei Jahre leben werde; so prophezeiten seine Aerzte und Astronomen; unter diesen Umständen sei es besser, er verlasse seine Heimat gar nicht. Wenn er doch nach Spanien gehen müsse, so sei es zweckmäßiger, er gehe zu Lande als zu Wasser. Wenn der Kaiser doch auf der Seereise bestände, so seien sie von aller Verantwortung frei.

Wenn sich das wirklich so verhielt, so konnte ja die Reise nach Spanien in der That als ein Wagnis erscheinen. Stand es mit des jungen Königs Gesundheit so bedenklich, so würden wir über Chièvres' Verhalten wesentlich anders zu urteilen haben.

Inzwischen schien die Freundschaft Maximilians und Karls mit Frankreich im Frühling 1517 immer inniger zu werden. Ihre Gesandten verabredeten im März in Cambray eine Uebereinkunft, deren Wortlaut die drei Mächte für immer zu völliger Gemeinsamkeit ihrer Interessen zu verbinden schien. Später kam noch der erstaunliche Plan hinzu, Ober- und Mittelitalien zwischen den beiden Häusern so zu teilen, daß Maximilian und seine Erben aus den östlichen Besitzungen Venedigs in Italien, aus Florenz, Pisa, Livorno und Siena, ein Königreich Italien, König Franz aus allen westlich von Vicenza gelegenen italienischen Gebieten Venedigs, aus Lucca, Reggio, Modena, Mantua, Montferrat u. s. w., ein Königreich Lombardien bilden solle. Es scheint sogar, daß dieses ungeheuerliche Abkommen im Mai und Juli von allen Teilen feierlich beschworen wurde*). Aber alle diese pompös komponierten Abmachungen waren doch wohl nur Luftschlösser von der Art, wie sie Maximilian zu bauen liebte, deren einziger reeller Wert vielleicht in dem Gebrauche lag, den die Beteiligten davon für ihre diplomatischen Manöver bei anderen Staaten machen konnten, Karl bei England, König Franz beim Papst. In Wirklichkeit finden wir,

---

*) Lanz, Aktenstücke und Briefe S. 31 ff.

daß sich Karls Regierung seit dem Frühling 1517 immer mehr England näherte. Anfang Mai endeten die langwierigen Verhandlungen über den Beitritt Karls zu einem im Herbst vorigen Jahres zwischen dem Kaiser, dem Papste und England abgeschlossenen Vertrage damit, daß Karl den Wunsch Englands erfüllte. Als der Graf von Worcester nach dem glücklichen Abschlusse beim jungen Könige speiste, erklärte ihm dieser, er habe nie etwas lieber gethan, er vertraue auf Heinrich VIII. mehr als auf irgend einen anderen Fürsten. Er sei entschlossen, noch in diesem Sommer nach Spanien zu gehen, wenn es möglich sei, zur See; werde er dann durch die Witterung genötigt, zu landen, so werde er es lieber in England als sonstwo thun. Gleichzeitig versicherte Margarete den Engländern, seit kurzem sei mit Karl eine große Veränderung vorgegangen: er kümmere sich jetzt um seine eigenen Angelegenheiten*).

Nicht nur die allgemeine politische Lage wies Karl mehr und mehr auf England hin, sondern ein ganz bestimmtes momentanes Bedürfnis. Obwohl er seit dem März von den Ständen der einzelnen niederländischen Provinzen recht beträchtliche Geldbewilligungen erhalten hatte, konnte er doch die Beihilfe Englands für die spanische Reise nicht entbehren. Nach langen Bemühungen erlangte er im Juni von England ein Darlehen von 100000 Goldgulden. Jetzt wurden denn endlich auch ernstliche Maßregeln getroffen, um die Abfahrt nach Spanien, welche England längst gewünscht hatte, zu ermöglichen. Mitte Juni traten in Gent die allgemeinen Stände zusammen, um die Anordnungen Karls für die Zeit seiner Abwesenheit kennen zu lernen. Der Kanzler Sauvage sprach in des jungen Königs Namen zu den Versammelten in so herzlicher Weise, daß alle von Rührung ergriffen wurden. Er betonte, wie Karl an seinem Geburtslande hänge, wie nur die dringendsten Gründe ihn veranlassen könnten, dasselbe auf eine möglichst kurze Zeit zu ver-

*) Worcester und Tunstal an Heinrich VIII. Brüssel 12. Mai.

lassen, wie das Interesse der Niederlande selbst es erfordere, daß der König in Spanien von seinem großen Erbe Besitz ergreife, daß er längst hätte dahin gehen sollen, aber es nicht früher habe thun wollen, als er die Niederlande durch zuverlässigen Frieden mit Frankreich und England vollkommen sichergestellt habe. Könne er nicht so bald, als er wünsche, zurückkehren, so werde er ihnen seinen Bruder Ferdinand als Ersatz senden. Inzwischen übertrage er die Regierung erprobten Dienern. Sogar Karl selbst ergriff am Schlusse das Wort, bat seine treuen Unterthanen, in ihrer Ergebenheit wie bisher auszuharren, er werde ihnen dagegen ein guter Fürst sein. „Und damit," rief er, „sage ich euch lebewohl bis zu meiner Rückkehr, welche sobald als möglich stattfinden wird"*). In solcher Weise war Karl, soviel wir wissen, bisher nicht hervorgetreten.

Anfang Juli kam er in Middelburg an, in dessen Nähe die Flotte lag, welche ihn nach Spanien hinüberführen sollte. Es war so gut wie alles bereit. Da traf die Nachricht ein, daß Herzog Karl von Geldern ärgere Feindseligkeiten als lange übe, einen beträchtlichen Teil Hollands mit seinen Scharen heimsuche. Durch sehr bestimmte Klauseln des ersten Vertrags von Cambray glaubten Karls Räte Sicherheit dafür gewonnen zu haben, daß der Herzog sich ähnliches nicht herausnehmen dürfe. Sofort gingen Reklamationen an den französischen Hof. Der erklärte, er habe mit Geldern nichts zu thun**). Nicht allein diese neue Verwickelung, auch das höchst ungünstige Wetter machte die Reise noch einmal zweifelhaft, da man schon die Pferde an Bord gebracht hatte. Aber jetzt erklärte Karl

*) Collection des voyages des souverains des Pays-Bas 3, 27 ff.

**) Schon im Mai und Juni hatten Karl und seine Regierung über die erneuten Umtriebe Gelderns mit Frankreich eine Korrespondenz geführt, aus deren bestimmtem, zum Teil scharfem Tone wir recht deutlich sehen, wie wesentlich sich doch das Verhältnis zu Frankreich geändert hatte. Pariser Nat.-Bibl. Ancien fonds 2960 fol. 37 und 39; 2964 fol. 7 und 9.

mit voller Entschiedenheit, er werde unter allen Umständen gehen, wenn auch erst im Winter; diejenigen, welche sich vor der Seereise fürchteten, möchten zu Hause bleiben*). Es war in der That die höchste Zeit. Die Nachrichten aus Spanien klangen immer bedrohlicher, Ende Juli hatte es in Palermo neue Excesse gegeben, auch in Neapel sah es bedenklich aus**). Alle Welt blickte gespannt nach Middelburg, ob Karl wirklich absegeln werde. Die Berichte der venezianischen Botschafter in Frankreich, England und Rom zeigen uns, wie große Bedeutung man dem beilegte, ob Karl reisen werde oder nicht. Am französischen und päpstlichen Hofe war man noch Ende August und Anfang September fest überzeugt, Karl werde in diesem Jahre nicht gehen.

Während der junge König in Middelburg mit peinlicher Ungeduld darauf wartete, daß der widrige Südwest umsetze, machte sein Hof die Erfahrung, daß er in mehr als einer Beziehung anfing eigenen Willen zu haben. Seine älteste Schwester Eleonore, welche ihn nach Spanien begleiten sollte, hatte sich heimlich in einen Liebeshandel mit dem jungen Pfalzgrafen Friedrich eingelassen, welcher, schon König Philipp nahestehend, seit Jahren am niederländischen Hofe lebte. Als Karl davon erfuhr, bestand er auf der sofortigen Entfernung des Pfalzgrafen. Umsonst legten Margarete, Chièvres, der Graf von Nassau ihr Fürwort für ihn ein; Karl wollte ihn nicht einmal sehen***). Dieser Vorfall machte großen Eindruck. Manche, schreibt der für Spanien bevollmächtigte englische Gesandte Spinelli, schlossen aus dieser Beharrlichkeit des jungen Herrn, daß er stolz und mutig sei, daß er Beleidigungen nicht leicht vergessen und, fest von Entschluß, die Ehre der Welt hochschätzen werde†).

*) **Brewer** p. 1150. 1152.

) **Sanuto 24, 490 und 492.

***) Der sehr romantischen Schilderung dieses Vorfalls, welche Hubertus Thomas Leodius in seinen bekannten Annalen des Pfalzgrafen S. 50 ff. gibt, darf man nicht zu sehr trauen.

†) **Brewer** p. 1151.

Der September war herangekommen und noch immer hielt der Südwest an. Nachdem man über acht Wochen in dem kleinen Middelburg festgelegen, ergriff alle Entmutigung. Das bereits eingeschiffte Gepäck wurde am 5. wieder ans Land gebracht. Eben jetzt kam ein neues Anerbieten des Königs Franz, Karl möge doch durch Frankreich reiten, er selbst wolle ihm das Geleit geben. Karl lehnte es jetzt wie früher ab. Denselben Tag sprang der Wind nach Nordost um. Sofort wurden in größter Eile alle Anstalten zur Abfahrt getroffen. Am 8. ging das Geschwader von Vlissingen in See.

Als diese Nachricht in Rom eintraf, versetzte sie, wie der venezianische Botschafter schreibt, alle in großes Erstaunen. Man meinte, es sei das Werk des Kaisers und Englands, Frankreich werde sich nicht gut dabei befinden.

Spanien. Karls Eintritt in dasselbe.

„Kein Land ist so rasch aus der Unruhe und Verwirrung des Mittelalters in die feste Ordnung des modernen, von starker Fürstengewalt geleiteten Staats versetzt worden als Spanien. Als König Heinrich IV. von Castilien in der Nacht des 11. Dezember 1474 sein unwürdiges Leben schloß, war das Land durch die schrankenlose Willkür der Großen, die Schwäche der Krone, die Unklarheit der wichtigsten Verhältnisse so zerrüttet wie kaum je, und auch in Aragon wurde die lange Regierung Johanns II. durch Thronstreitigkeiten, wiederholte Aufstände der Catalanen, Fehden aller Art zu einer höchst unruhigen gemacht. Nun aber schwang sich die kühne, kluge, männlich-thätige Isabella, gestützt von der schlauen Thatkraft Ferdinands von Aragon, auf den wankenden Thron Castiliens, und der vereinten Energie dieser beiden außerordentlichen Fürsten gelang es in der kurzen Spanne einer Generation, die inneren und die äußeren Verhältnisse des Landes von Grund aus umzugestalten. Im Jahre 1474 bietet kaum irgend ein europäisches Gebiet ein solches Bild der Verwirrung, der Zerrissenheit, der Auflösung des Staatswesens durch die willkürlichste Geltendmachung aller besonderen Interessen: im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts überragt Spanien alle Reiche des Weltteils an fester Geschlossenheit, an durchgreifender Macht der

Staatsordnung. Diese Umwandlung erstreckt sich gleichmäßig auf alle Verhältnisse. Das Land, das trotz der durch Natur und Geschichte tief begründeten Einheit geteilt war in die Kronen Castilien und Aragon, geteilt in christliche und mohammedanische Herrschaft, ist nun eins, da sich die Träger jener Kronen die Hand gereicht und miteinander den letzten arabischen Thron von Granada in schwerem zehnjährigen Ringen gestürzt haben. Die Bevölkerung, in der die Gewalt des südlichen Blutes den ungezähmten Individualismus des mittelalterlichen Lebens zum wildesten Tumult der eifersüchtigen Adelshäuser, der herrschgierigen Prälaten, der stolzen Bürgerschaften gesteigert hatte, diese Bevölkerung geht nun folgsam in den klug gezogenen Bahnen einer umsichtigen Verwaltung, einer aufmerksamen Polizei, einer kräftigen Justiz, ja sogar einer weitreichenden Erziehung. Die Krone, noch eben ein trauriger Schein neben dem Uebermut der Stände, ist nun die einzige, wahrhaft gebietende Macht, und kaum hat sie die Kräfte des lange zerrissenen, sich in inneren Kämpfen zerreibenden Landes fest zusammengefaßt, so zeigt sie ihnen in den Schlachtfeldern Italiens, in den unermeßlichen Weiten der mit ihren Mitteln und für sie entdeckten Neuen Welt einen Schauplatz der glänzendsten Entfaltung. Die Nation, die sich so plötzlich aus der völligsten Ungebundenheit in die festen Schranken der Autorität eingeschlossen fühlt, stürzt sich begierig in die lockende Bahn der Eroberung."

So schrieb ich vor zwanzig Jahren*). Das in diesen Worten gezeichnete Bild ist zu günstig. Die von den Katholischen Königen bewirkte Umgestaltung des spanischen Lebens war nicht so umfassend, vor allem nicht so tiefgreifend. Solange allerdings Isabella und Ferdinand das neugegründete Reich mit vereinter Kraft lenkten, konnte es scheinen, als hätten sie die innerste Natur des spanischen Volkes verändert. Aber

*) Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution I. 1 f.

unmittelbar nach Isabella's Tode kam an den Tag, daß dieser Schein getäuscht hatte. Die monarchische Gewalt, welche die stattliche Macht geschaffen, die ihren Einfluß über Europa auszubreiten, ihre Herrschaft in unbekannte Welten zu tragen vermochte, geriet alsbald ins Wanken. Freilich vorwiegend durch die Schuld der Träger dieser monarchischen Gewalt selbst. Der Kampf Philipps des Schönen mit seinem Schwiegervater Ferdinand, dann dieses zweifelhafte Stellung zu Castilien, von den Granden, von Maximilian und dem flandrischen Hofe angefochten, endlich nach Ferdinands Tode die von den verschiedensten Gegensätzen bedrängte Regentschaft des Kardinals Jimenez und der fast mutwillig genährte Widerstreit Spaniens gegen den von Fremden gelenkten jungen König, das alles mußte das Land mit Unruhe erfüllen, die öffentliche Ordnung tief erschüttern. Wenn der venezianische Botschafter Quirini schon im Jahre 1506 von Castilien sagte: „Alle diese Völker sind von Natur zu jeder Empörung gegen ihre Herren geneigt," wenn er die maßlose Streitsucht des Adels hervorhob, dessen Gewohnheit es sei, immer in Zwietracht zu leben und die feindlichen Parteien bei jedem Anlaß neu zu gruppieren*), so waren diese Uebelstände seitdem noch beträchtlich verschlimmert worden. Jeder eigennützige Anschlag eines mächtigen Herrn hatte seit länger als zehn Jahren darauf rechnen dürfen, sich durch den Anschluß an irgend eine der miteinander hadernden Autoritäten legitimieren zu können; Unbotmäßigkeit, Zuchtlosigkeit war dem Lande gewissermaßen von denen auferlegt worden, welche die Aufgabe gehabt hätten, die glückliche Regierung der Katholischen Könige fortzusetzen. Was irgend möglich gewesen, hatten im letzten Jahre die fremden Räte Karls gethan, um die Regierungsautorität von Jimenez zu untergraben. Daneben konnten ehrgeizige Gedanken sich an den Infanten Ferdinand heften oder die Krankheit der unglücklichen Johanna in Zweifel

*) **Albèri** I, 1, 22 und 25.

stellen. Endlich bot Frankreich den verwegensten Feinden der Krone erwünschten Rückhalt.

Unter diesen Verhältnissen waren persönliche und ständische Feindseligkeiten überall emporgewuchert, vor allem aber die Verbindung der Kronen Castilien und Aragon, auf welcher die Macht Spaniens ruhte, völlig gelockert worden. Aragon ging mit Catalonien und Valencia wieder ganz seine eigenen Wege. Wären wir über diese Zeiten besser unterrichtet, so würden wir wohl auch von Versuchen der einzelnen castilianischen Reiche zu erzählen wissen, ihre Sonderstellung zu erweitern. Denn in diesem Lande existierte ja die nationale Einheit eigentlich nur gegen den auswärtigen Feind; im Innern herrschte sprödeste Absonderung der einzelnen alten Königreiche, Landschaften, Kommunen. Wo gab es auch damals in einem europäischen Staate schroffere Gegensätze als zwischen der wilden Ursprünglichkeit und Armut Asturiens und Galiciens, der wenig kultivierten Rauheit der Hochebene des eigentlichen Castilien und der Mancha auf der einen, der üppigen Fruchtbarkeit Andalusiens, Murcia's und Valencia's, der Betriebsamkeit Cataloniens auf der anderen Seite? Und jede dieser einzelnen Landschaften schloß fast ebenso starke Kontraste in sich. Wer aus den Gefilden des Guadalquivir in die nackten Schluchten der Sierra de Ronda oder gar in die weite Felsenwildnis der Alpujarras stieg, von Barcelona in die oberen Thäler des Ter und Segre wanderte, aus den Flußniederungen des Ebro, Duero oder Tajo in die dicht darüber hängenden Gebirgslabyrinthe, überall sah er nebeneinander so gewaltige Gegensätze der Natur und Kultur wie kaum irgendwo in Europa.

Dem fremden Beobachter freilich erschien dieses ganze spanische Wesen wohl als eine fest geschlossene und von dem übrigen Europa scharf geschiedene Einheit. Wo die bei König Ferdinand beglaubigten englischen Gesandten sich über das Land äußern, klagen sie über die Schwierigkeiten, auf welche der Fremde dort stoße, denn der Spanier sehe mit Verachtung

auf alle anderen Nationen. Ebenso hebt Guicciardini in seiner Relation von 1513*) als ersten Charakterzug der Spanier hervor: „Sie sind von Natur hochmütig und es scheint ihnen, daß sich keine Nation mit ihnen vergleichen könne, und in ihren Reden streichen sie das Eigene gewaltig heraus; sie lieben die Fremden wenig und sind im Verkehr mit ihnen sehr ungehobelt.“ Wenn wir auch das Urteil des ausgezeichneten Florentiners keineswegs für ganz unbefangen halten dürfen und seine Kenntnis des Landes, in dem er nur zwanzig Monate weilte, von dem er nur Altcastilien aus eigener Anschauung genauer kennen lernte, notwendig eine beschränkte sein mußte, so finden wir doch seine Aussage in diesem wie in anderen Stücken von den venezianischen Diplomaten bestätigt, welche das Land vor und nach ihm kennen lernten. Wie Quirini 1506 von dem castilianischen Adel bemerkt: „Sie glauben nicht, daß es außer dem ihrigen einen anderen Adel in der Welt gebe,“ so sagt Corner**) 1521 von den Spaniern: „Sie bilden sich ein, mehr zu wissen und zu taugen als irgend eine andere Nation,“ und wiederholt vom Stolz des Adels den Ausspruch seines Vorgängers. Die Venezianer stimmen aber mit dem Florentiner auch darin überein, daß diese hohe Meinung der Spanier von sich selbst durch ihre Eigenschaften und die Zustände ihres Landes wenig gerechtfertigt werde.

„Das Land,“ sagt Guicciardini, „ist wenig bevölkert, man findet wenig Städte oder Kastelle darin und zwischen einem großen Orte und dem anderen trifft man kaum auf ein Haus. Es gibt wenig schöne Städte, wie Barcelona, Zaragoza, Valencia, Granada, Sevilla, aber für ein so großes Reich und

*) Opere inedite 6, 274. Schon in Martyrs drittem Brief erscheint es als die herrschende Meinung über Spanien: Apud Hispanos nullus unquam non Hispanus emersisse reperitur ... Sibi sapere, quod satis est, iactant.

**) Relazione di Franc. Corner. Venezia 1866. Ich verdanke der Güte des Herrn Fulin in Venedig die Mitteilung dieser durch ihn in den Druck gegebenen, aber nicht in den Handel gekommenen Relation.

ein so ausgedehntes Land ist das doch wenig. Die anderen Städte sind im allgemeinen elende Nester mit häßlichen Gebäuden (also auch Burgos und Valladolid, wo sich Guicciardini am längsten aufgehalten). Das Land ist fruchtbar, denn es bringt mehr Getreide hervor als es braucht, ebenso Wein, den man nach Flandern und England ausführt; Oel in großen Massen; denn es geht davon nach den genannten Ländern und Alexandrien jedes Jahr für mehr als 60000 Dukaten. Diese Fruchtbarkeit herrscht am meisten in den Niederungen Andalusiens, und der Ueberfluß würde noch viel größer sein, wenn das Land ganz kultiviert wäre. Aber es ist nur in der Nachbarschaft der Städte und zwar schlecht angebaut, der Rest nicht*). Jedes Jahr geht sehr viel Wolle aus dem Lande, man sagt für mehr als 250000 Dukaten, ebenso sehr feine Seide; aus dem Baskenlande gutes Eisen und Stahl, Häute und Alaun und viele andere Waren, so daß dieses Volk, wenn es in Gewerbe und Handel etwas leistete, reich sein würde. Die Spanier sind aber mehr vielleicht als irgend ein anderes christliches Volk dem Waffenhandwerk ergeben, zu dem sie die Beweglichkeit ihres Leibes und die große Geschicklichkeit ihrer Glieder sehr befähigt. Vor allem in die Waffen setzen sie ihre Ehre, so daß sie, um die Ehre nicht zu beflecken, ganz allgemein den Tod nicht achten. Ihre schwere Reiterei taugt zwar nicht viel, aber ihre leichte Kavallerie ist ausgezeichnet; dafür bietet das Land die vortrefflichsten Pferde; dazu sind sie auch durch die ununterbrochenen Kriege mit den Mauren gekommen, welche sich dieser Waffe sehr bedienen. Diese leichten Reiter brauchen nur die Lanze, so daß sie in einer Schlacht nicht viel ausrichten können; dagegen eignen sie sich vorzüglich zur Verfolgung, zur Beunruhigung eines Lagers, zum Abschneiden der Zufuhr, zu jeder Art von Belästigung des Feindes. Das Fuß-

*) Die beiden Venezianer äußern sich über diese wichtigen Verhältnisse sehr knapp; sie sagen übereinstimmend, das Land sei zwar groß, aber nicht sehr bevölkert; man glaube, Castilien habe nicht mehr als 250000 Feuerstellen.

volk, besonders das castilianische, steht in großem Ruf; in der Belagerung oder Verteidigung einer Festung übertreffe es, meint man, jedes andre; aber auch in der Schlacht ist es durch Beweglichkeit, Geschicklichkeit und Mut so tüchtig, daß man wohl streiten könnte, ob im offenen Felde der Spanier oder der Schweizer den Vorzug verdiene.“ Guicciardini schließt daran Bemerkungen über die seiner Ansicht nach nicht zweckmäßige Aufstellung der spanischen Infanterie.

„Die Spanier,“ fährt er fort, „gelten für feine und schlaue Köpfe und dennoch taugen sie weder in einer mechanischen noch in einer liberalen Kunst etwas*); fast alle Handwerker am Hofe des Königs sind Franzosen oder andere Fremde. Ebensowenig beschäftigen sie sich mit dem Handel, den sie für eine Schande ansehen, denn alle haben die Einbildung eines Edelmanns im Kopfe; sie sind lieber mit geringem Verdienst Soldaten oder mit tausend Mühen und Elend Diener eines Granden oder vor der Zeit dieses Königs Wegelagerer, als daß sie sich mit Handel oder Gewerbe befassen; jedoch haben sie heute hie und da angefangen, sich darum zu bekümmern und schon werden in einigen Gegenden, wie in Valencia, Sevilla und Toledo Tücher und kostbare Kleidungsstoffe gefertigt; im allgemeinen aber ist das Volk dem feind. So arbeiten ihre Handwerker nur, wenn die Not sie treibt, nachher faulenzen sie so lange, bis sie den Verdienst verzehrt haben; deshalb ist die Handarbeit dort so sehr teuer. Ebenso machen es die Bauern, die sich nur im äußersten Notfalle anstrengen wollen; deshalb bebauen sie viel weniger Land als sie könnten und dieses wenige sehr schlecht. Nicht sowohl wegen der Natur des Landes als wegen der Trägheit der Menschen herrscht große Armut. Denn die

---

*) Quirini und Corner fassen sich auch hier sehr kurz. Jener sagt: Hanno naturalmente ingegno, ma non l'adoperano nè in dottrina nè in studio alcuno; dieser: Hanno certamente grande ingegno, ma manchano poi di judicio et si dano pocho a le letere nè ad alcuna altra virtù.

in ihrer Heimat erzeugten Stoffe senden sie in die Fremde, um sie dann von dieser bearbeitet wieder zu kaufen. Aber abgesehen von wenigen Granden, welche in großem Luxus leben, soll die Masse in äußerster Kümmerlichkeit existieren. Hat der Spanier doch einmal etwas aufzuwenden, so hängt er es sich auf den Rücken und setzt sich aufs Maultier und trägt es fort, statt zu Hause zu bleiben. In seinem Hause lebt er in größter Armseligkeit und so dürftig, daß man sich nicht genug darüber wundern kann*). Und obwohl er mit wenigem auszukommen weiß, ist er deshalb keineswegs ohne Habgier. Vielmehr sind die Spanier im höchsten Grade auf Gewinn aus, und da sie keine Kunst verstehen, legen sie sich aufs Rauben; deshalb war früher, als weniger Ordnung im Reiche herrschte, alles voll Mörder, wozu sich das in vielen Teilen gebirgige und wenig bewohnte Land gut eignet. Vermöge ihrer Schlauheit sind sie gute Diebe, und man meint, der Franzose sei doch ein besserer Herr als der Spanier; denn wenn beide die ihnen Unterworfenen gleichmäßig ausplündern, so gebe es der Franzose wenigstens rasch wieder aus, der Spanier aber häufe es auf."

„Der Wissenschaft," fährt Guicciardini in seiner wenig schmeichelhaften Schilderung fort, „sind die Spanier nicht ergeben; weder beim Adel noch bei den anderen findet man Kenntnis des Latein, oder doch nur sehr geringe bei wenigen. Aeußerlich und in Schaustellungen sind sie sehr religiös, aber nicht in Wahrheit. Sie lieben ein unendliches Ceremonienwesen, das sie mit großer Ehrerbietung, mit erstaunlicher Unter-

*) Diese charakteristischen Züge kehren in beiden venezianischen Relationen in starkem Ausdruck wieder. Quirini sagt: „Im Hause leben sie kümmerlich, weil große Armut unter ihnen herrscht, sie ertragen jedes äußerste Elend, um zu sparen; aber alles, was sie in einem Jahre erspart haben, werfen sie an einem einzigen Tage fort, um größer zu scheinen, als sie sind." Corner, welcher überhaupt große Abschnitte aus Quirini's Relation wörtlich in die seinige herübergenommen hat, wiederholt dieses Urteil, nur daß er für „große Armut" „nicht großen Reichtum" sagt und hinzufügt: tutte le cose sue sono più in aparentia che in effecto.

thänigkeit in Worten und Titeln und mit Handkuß üben: jeder ist ihr Herr, jeder kann ihnen befehlen; sobald man sich aber von ihnen entfernt hat, kann man sich wenig auf sie verlassen. Die Verstellung ist dieser Nation eigentümlich; sie findet sich im höchsten Grade bei Menschen aller Klassen; es sind punische Geister; alle übertreffen darin die Andalusier und unter diesen die von Cordoba, der Heimat des Gran Capitano"*).

Man erkennt leicht, daß das Gemälde des Florentiners zu düstere Farben trägt. Der hochgebildete Italiener, welcher aus der geistig und industriell entwickeltsten Stadt der damaligen Welt in das finstere Burgos versetzt wurde, dessen grandiose, aber schwere Gotik dem Sohne der Renaissance nicht zusagen konnte, mußte von dem Abstande der spanischen und italienischen Kultur aufs tiefste berührt werden, zumal an dem Hofe Ferdinands sich nur wenig von dem fand, was einst den Hof der Katholischen Könige geziert hatte. Ferdinand lebte in knappster Sparsamkeit; die Großen des Landes standen ihm fern; er besorgte die Regierung mit Beamten von geringer Herkunft; Wissenschaft und Kunst bedeuteten für den nur auf den politischen Erfolg gerichteten Monarchen wenig oder nichts. So konnte Guicciardini an diesem Hofe nicht sehen, was Spanien wirklich an Elementen höherer Bildung besaß. Dazu blickte er mit dem Gefühl des italienischen Patrioten auf dieses in jeder Art menschlicher Bildung unter Italien stehende und doch für Italiens Unabhängigkeit so gefährliche Land. Er mochte einen gewißen Trost darin finden, daß seine mit den spanischen Waffen geknechtete Heimat so hoch über den Siegern stehe. Für die edeln und großen Züge der spanischen Natur besaß er weder Blick noch Verständnis. Welche Glut der religiösen Empfindung im spanischen Herzen loderte, wußte der kalte Zögling der

*) Diese Aeußerungen Guicciardini's werden von den Venezianern weder bestätigt noch bestritten; sie suchen überhaupt in den spanischen Charakter weniger einzudringen.

italienischen Bildung nicht zu würdigen. Der Heroismus, welchen der Spanier bewähren konnte, wenn große Aufgaben ihn erfüllten, die zähe Konsequenz, die seltene Energie, deren sein Verstand fähig war, wenn es sich um die Bewältigung solcher Aufgaben handelte, blieben der Beobachtung des Italieners verschlossen, der eigentlich nur kluge Berechnung kannte, welche sich den Umständen mehr fügte, als sie durch entschlossenes Handeln zu beherrschen trachtete. Wenn wir aber danach den Ton der von Guicciardini entworfenen Schilderung zu mildern haben, so gibt sie uns nichtsdestoweniger eine überaus wertvolle Einsicht in die damalige Lage Spaniens. Moderne Spanier lieben es, uns ihr Land vor dem Beginne von Karls Regierung in einem sehr günstigen Lichte zu zeigen, und die glänzenden Farben, mit welchen Prescotts phantasiereiches Werk das Spanien der Katholischen Könige malt, haben die Meinung verstärkt, als sei Spanien damals in wenigen Jahrzehnten wie durch ein Wunder aus einem verwilderten, chaotischen Wesen in einen Musterstaat der Ordnung und Bildung verwandelt worden. Dem gegenüber zeigt uns Guicciardini die wahren Züge der spanischen Physiognomie, wenn auch hie und da verzerrt. Was er von dem Stolz, der List, der Trägheit, der Abneigung gegen bürgerliche Arbeit, dem Daniederliegen des Ackerbaues, Gewerbes und Handels, von der Oede des spanischen Hauses, von dem verschwenderischen Prunken außerhalb desselben sagt, das sind so frappante Eigentümlichkeiten, wenn nicht des Spaniers schlechthin, so doch des Castilianers, daß wir sie nicht der übelwollenden Phantasie des Fremden aufbürden dürfen. Angesichts dieses Bildes, welches mit den geschichtlichen Thatsachen nur zu gut übereinstimmt, müssen wir sagen: so Großes die Regierung der Katholischen Könige geleistet hatte, der Grund der castilianischen Natur war von ihr nicht verändert worden.

Guicciardini preist den Ruhm dieser Regenten in vollen, fast begeisterten Tönen. Wenn man auf die Geschichte blicke, müsse man, meint er, staunen, daß diese Nation bis vor kurzem

in größerer Unterdrückung, mit weniger Ruhm und Macht gelebt habe als ein anderes Volk Europa's. Wie sei es nur möglich, daß ein so kriegslustiges und kriegstüchtiges Volk von so vielen verschiedenen, auch in der Religion abweichenden Nationen nacheinander besiegt und in Knechtschaft gehalten worden? Da er eines Tages mit König Ferdinand darüber geredet, habe derselbe gesagt: dieses Volk war in hohem Grade waffentüchtig, aber ohne Zucht und Ordnung; wer es verstand ihm gute Ordnung zu geben, der konnte Großes mit ihm ausrichten. In der That, meint Guicciardini, könne darin wohl des Rätsels Lösung liegen. Denn Zwietracht sei die Natur der Spanier. Ihr unruhiger Geist, ihre Armut, ihr Zug zum Räuberleben, die Teilung des Landes in so viele Reiche und Herrschaften habe bewirkt, daß der Angreifer nie mit dem ganzen Spanien, sondern bald mit diesem, bald mit jenem Teile desselben zu thun gehabt habe. „Aber was auch der Grund gewesen sein mag," ruft Guicciardini, „nachdem diese Nation bis zu unseren Zeiten obskur dahin gelebt hat, heute sehen wir sie nicht nur frei von Knechtschaft, sondern im Beginn, über andere zu herrschen; das ist das Werk der Klugheit ihrer Regenten und der Vereinigung Aragons und Castiliens zu einem Reiche."

Wie das die Katholischen Könige erreicht, schildert er mit treffender Wahrheit. Er bewundert ihr Verfahren durchweg, auch wie sie mit der Inquisition gegen Juden und Mauren gehaust. „Heute," sagt er, „leben in ganz Spanien nur Christen, ausgenommen die Reiche der Krone Aragon, wo sehr viele Mauren im Besitz ihrer Moscheen und in der Uebung ihrer Bräuche wohnen; die Könige haben sie da geduldet, weil sie große Steuern zahlen." Man meine aber, wenn die Furcht vor der Inquisition aufhöre, so würden auch im übrigen Spanien viele in ihre Irrtümer zurücksinken.

Wenn er Isabelle besonders preist, die man den größten Herrscherinnen aller Zeiten an die Seite stellen könne, so er-

kennt er auch Ferdinands Klugheit, Vorsicht, Geduld, Thätigkeit in hohem Grade an. Man werfe ihm gewöhnlich Geiz vor, aber seine große Sparsamkeit werde ihm von der Natur der Verhältnisse aufgenötigt. Denn die Einkünfte Spaniens ständen mit seiner Macht in schlechtem Verhältnis. Von der Krone Aragon nehme der König wenig oder so gut wie nichts ein; Castilien möge ihm etwas mehr als 800 000 Dukaten zahlen, aber die Hälfte davon sei verpfändet. Von den neuentdeckten Inseln, wo ihm der fünfte Teil alles dort gefundenen Goldes gehöre, bekomme er nach den einen 50-, nach den anderen 70 000 Dukaten. Die Inquisition habe früher durch die mit der Verurteilung verbundene Vermögenskonfiskation viel eingebracht; heute mache das wenig aus. Von der Kirche beziehe er einen Zehnten und die Cruzada für den Kampf gegen die Ungläubigen; was er aber auf die Verteidigung der Plätze in Afrika wenden müsse, lasse wenig davon übrig, zumal Aragon auch diese Last fast ganz auf Castilien wälze. Der Zehnte möge in Castilien 260 000 Dukaten betragen, die Cruzada 300 000. Die Einkünfte aus den drei von der Krone verwalteten Militärorden würden auf mehr als 120 000 Dukaten geschätzt. Sizilien dagegen bringe nur wenig ein; auch aus Neapel möge er im Durchschnitt kaum mehr als 30 000 Dukaten erhalten, der Rest werde dort selbst verbraucht. „In Summa," sagt Guicciardini, „ist der König im Vergleich mit der Größe seines Reiches arm und ohne Castilien würde er ein Bettler sein"*).

---

*) Mit diesen Angaben Guicciardini's stimmen sowohl die Quirini's als die Corners im wesentlichen überein. Quirini läßt (Albèri I, 1, 25 ff.) König Ferdinand von den drei Militärorden jährlich 111 000 Dukaten einnehmen und aus den Indien 50 000. „Der Rest der Einkünfte der Krone Castilien," sagt er, „kann 550—600 000 Dukaten betragen." Corner gibt die Einkünfte aus den drei Militärorden auf etwa 110 000 Dukaten an. Die ordentlichen Einkünfte Castiliens schätzt er auf 6—700 000 Dukaten, den Ertrag der Cruzada auf 250 000 Dukaten. Ganz andere Zahlen bietet ein

Aehnlich wie der Italiener mußte auch der Niederländer von den spanischen Zuständen berührt werden, auch er in diesem spanischen Wesen etwas tief unter seiner Heimat Stehendes, halb Barbarisches erblicken. Karl und seine Begleitung erhielten aber diesen Eindruck um so stärker, als das Mißgeschick wollte, daß sie an den allerrauhesten und unwirtlichsten Punkt der nordspanischen Küste verschlagen wurden.

Nachdem sie am 8. September in See gegangen, trieb sie bis zum Abend des dritten Tages ein günstiger Wind rasch vorwärts; sie hatten den Kanal schon weit hinter sich, als das Wetter umschlug, am vierten Tage ein heftiger Sturm sie weit zurückwarf, dann Windstille, darauf dichter Nebel einfiel, diesem wieder Sturm folgte, so daß Karl das Gelübde that, wenn er ans Land gekommen, eine Wallfahrt nach Santiago zu machen, sobald dort die Pest aufhöre. Da am siebenten Tage der Wind noch immer widrig war, beriet man, ob man ans Land gehen solle, in England oder Frankreich. Endlich am zwölften Tage, Samstag den 19. September in der Frühe, erblickte man Land; als man aber näher kam, zeigte es sich, daß man auf die wilden Berge Asturiens zusteure, statt auf die tiefe Bucht von Santander, wo man hatte ans Land gehen wollen. Da das

---

von Droysen (Abhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Bd. 3, S. 299 ff.) veröffentlichtes Verzeichnis der Einkünfte Karls, das vermutlich aus dem Jahre 1518 herrührt. Da es, in deutscher Sprache abgefaßt, im weimarschen Archiv aufgefunden wurde, war es wohl für Karls Wahlagenten aufgesetzt, damit sie es den deutschen Kurfürsten mitteilten. Es sollte, wie auch Droysen zugibt, einen „möglichst großen Eindruck von Karls Macht hervorbringen". Die hier (S. 343) Karl zugeschriebenen Einkünfte sind geradezu phantastisch. Neapel soll ihm jährlich 800000, Sizilien 300000, Castilien 900000, überdies Galicien, Viscaya, Asturien (das wird wohl Estrue bedeuten sollen) und Baskenland (Buschque) 200000, dann noch einmal das „Konigkrych von Sant Jacob von Compostell" 300000, Granada 200000 und gar das kleine Navarra 1500000 Dukaten eintragen! Auf diese Weise konnte man Karl eine jährliche Einnahme im Betrage von 4536000 Dukaten zuschreiben. Hätte er sie gehabt, so würde die Welt einen anderen Gang genommen haben.

Wetter noch immer sehr unruhig war, blieb nichts übrig, als die Landung an ganz unbekannter Küste zu versuchen. Nicht einmal den kleinen Hafen von Gijon, den einzigen des felsigen asturischen Gestades, konnte man erreichen, sondern mußte den jungen König mit seiner Schwester und einem Teile des Gefolges auf Böten ans Land bringen. Glücklicherweise mündete wenigstens ein Flüßchen ins Meer; auf ihm konnte man in dunkler Nacht Karl und Eleonore nach dem Flecken Villaviciosa rudern; das Gefolge mußte gehen.

Inzwischen hatte vor der Ladung eine eigentümliche Scene gespielt. Da die kriegerischen Bewohner der Küste ein großes, unbekanntes Geschwader herantreiben sahen, meinten sie, es seien Türken oder Franzosen. Rasch entschlossen schickten sie Frauen und Kinder mit der besten Habe in die Berge, nahmen, was sie von alten Waffen und Rüstungen hatten, zur Hand und besetzen die Höhen. Da nahen die Schiffe. Sie erblicken die Flagge Castiliens. Darauf hören sie von den Schiffen den Ruf: Spanien! Spanien! Sofort werfen sie die Waffen von sich, eilen ans Ufer und begrüßen den jungen Herrscher mit dem Ausdruck ihrer überschwenglichen Loyalität. Das mußte denn freilich für die unerhörte Dürftigkeit der Unterkunft entschädigen, welche das kleine Villaviciosa, ein Nest von vierzig Häusern, bot. Da die Flotte wegen des bösen Wetters alsbald nach Santander weiter segeln mußte, hatte selbst für Chièvres und andere seines Ranges nur das Nötigste ans Land gebracht werden können; ihre Betten waren auf den Schiffen geblieben, sie mußten auf Stroh oder Bänken schlafen. Den anderen Morgen machten die Behörden des Orts Karl ihre Aufwartung. Sie überbrachten ihm einige Schläuche mit Wein, zwölf Körbe Weißbrot, sechs Ochsen und vierundzwanzig Hämmel; ihre arme Stadt, sagten sie (denn eine Stadt wollte man natürlich sein) habe nichts als Liebe und guten Willen. Den nächsten Tag erfreuten sie ihren König mit einem Stiergefecht, welches Schauspiel denn auch in der

Folge überall aufgeführt wurde, wo der König einen Tag rastete *).

Der redselige Chronist dieser ersten spanischen Reise Karls, der Belgier Vital, der sich sonst bei derartigen Betrachtungen nicht aufhält, wird durch den Aufenthalt in Villaviciosa doch zu Aeußerungen über die frappante Eigentümlichkeit dieses Landes und seiner Bewohner veranlaßt. Asturien, meint er, sei zwar außerordentlich gebirgig und in manchen Teilen unbewohnbar; aber die Thäler seien so fruchtbar, so reich an den besten Wiesen, Gärten und Aeckern, welche vorzügliches Getreide und das herrlichste Obst und Wein trügen und die schönsten Weiden, daß er glauben müsse, wenn die Leute das Land so fleißig bestellten wie in den Niederlanden, so würden sie unvergleichlich reicher sein. „Aber sie kümmern sich um die Arbeit nur so weit, als es für ihren Unterhalt nötig ist; denn ihre Gedanken gehen hauptsächlich auf Vornehmsein, wie arm sie auch sind; sie sagen, kraft gewisser Privilegien, welche ihnen die Könige Castiliens für die Verteidigung des Landes gegen die Heiden verliehen, seien sie alle adlig. Wirklich sind sie von allen Steuern und Auflagen frei, als wären sie Edelleute. Wie adlig sie aber auch sein mögen, von Reichtum wissen sie nichts; Männer, Frauen und Kinder gehen durchweg mit nackten Füßen und Beinen; weiß nicht, ob das so die Sitte mit sich bringt, oder ob ihnen das Zeug zu teuer ist.“ Ganz dieselbe Schilderung entwirft der englische Gesandte Spinelli, welcher Karl begleitete. Er findet die Menschen den Iren sehr ähnlich.

Trotz aller Ergebenheit der Asturier wurde die Lage für den jungen König doch bald recht peinlich. Das Unglück hatte es gewollt, daß gleich im Beginne der Ueberfahrt das Schiff mit dem königlichen Marstall verbrannt war. Auch die sonst mitgekommenen Pferde hatten nur zum Teil ans Land gebracht

---

*) Collection des voyages 3, 68 ff. Petr. Martyr, Ep. 599. Brewer p. 1168.

werden können. Im Lande gab es so gut wie keine Pferde. „Denn in diesem gebirgigen Lande,“ schreibt Spinelli, „gehen selbst die Vornehmsten zu Fuße.“ Nur mit Mühe konnte man für die zweihundert Köpfe zählende Reisegesellschaft vierzig Pferde und Maultiere zusammenbringen, obwohl Gijon und Oviedo, Asturiens Hauptstadt, doch nicht fern waren. Der Mangel an Nahrungsmitteln nötigte am 23. September zum Aufbruch von dem edeln Villaviciosa. Der Aufzug war ein seltsamer. Der König ritt auf einem Pferde Spinelli's. Der größte Teil des Gefolges mußte zu Fuße gehen, einige saßen auf Packpferden, viele Frauen auf Ochsenkarren. Und nun welche Wege! Vital kommt aus dem Entsetzen über diese steilen, steinigen Abhänge, über diese wilden, ins Land einbrechenden Meeresarme, über die von den Bergen herabstürzenden Wildbäche gar nicht heraus. Freilich, für die Bewohner des flandrischen Flachlandes bot diese asturische Küste unerhörte Schrecknisse. Man hatte beschlossen, am Meere hin auf Santander zu ziehen, um möglichst bald Pferde und Gepäck von den Schiffen zu erhalten. Wie manches tobende Gewässer, welches den Pferden bis an den Sattel ging, mußte da durchritten, wie mancher jähe Paß erklommen werden! Den ersten Tag legte man mit großer Anstrengung drei Meilen zurück. In Colunga, wo man übernachtete, war es nicht besser als in Villaviciosa. „Das Land,“ jammert Vital, „ist wie wüst und unbewohnt.“ Manche wurden hier schon krank, ja einige starben. In dem netten Hafenstädtchen Ribadesella ruht man schon wieder einen Tag. Alles Volk strömt wie überall unterwegs zusammen, um den König zu begrüßen. Drei- bis vierhundert junge Leute führen höchst eigentümliche Kriegsspiele und Tänze vor ihm auf. Einen seltsameren Kopfputz, als ihn die Frauen von Ribadesella tragen, hat Vital nie gesehen. Alles ist hier wie aus einer anderen Welt. Die ganze kräftige Ursprünglichkeit dieses nie von Fremden bezwungenen oder auch nur berührten Kernvolkes, das in jedem Thale andere Trachten, andere Sitten

bietet, tritt den Reisenden entgegen. Erkundigt sich Vital nach dem Grunde dieser oder jener gar zu auffallenden Sitte, so hört er Wundergeschichten, die wie aus einer dunkeln Vergangenheit klingen.

Was würde einer unserer Ethnographen darum geben, wenn er diese Fahrt Karls am brausenden cantabrischen Meere hätte mitmachen können, wo alles, was dieser stillste Winkel Europa's von uraltem Wesen bewahrt hatte, sich zu enthusiastischer Huldigung um den jungen schweigenden Herrscher zusammendrängte! Für diesen selbst war ein solches Uebermaß der Romantik wenig erfreulich. Er erreichte zwar am Michaelistage glücklich das freundliche Fischerstädtchen San Vicente de la Barquera, dessen Bewohner ihn in feierlichem Zuge einholten. Im Orte selbst umringten ihn einige hundert junge Mädchen mit so wunderbaren Tänzen und Gesängen, daß Vital zu träumen meinte. Der König erhielt in einem herrlich gelegenen Kloster Wohnung: hier sah er auf das Meer, da ins Gebirge, da in ein lachendes Thal. Aber die Strapazen der letzten Woche waren der zarten Konstitution Karls zu viel geworden. Die böse Ueberfahrt hatte er merkwürdig gut bestanden, nur ein einziges Mal einen kurzen Anfall der Seekrankheit bekommen; die Entbehrungen und Anstrengungen dieser Landreise bei zum Teil schlechtem Wetter griffen ihn aber so an, daß er in San Vicente ernstlich erkrankte. Er mußte vierzehn Tage still liegen. Da jedoch sein Befinden um so übler wurde, je länger er blieb, rieten die Aerzte zum Aufbruch, ob etwa Luftwechsel dem Kranken gut thue.

Nun schlug man aber eine auffallende Route ein. Die große Straße von Santander über Reynosa nach Burgos war nicht mehr fern. Ursprünglich, sagt Vital, wollte man nach Santander gehen; da man aber hörte, daß in Burgos die Pest sei, beschloß man, nach Valladolid zu reiten. In Wirklichkeit zog man einen unendlich rauhen, steilen Weg über die Höhe der Sierra Sejas und stieg von da nach Reynosa hinab, wo

man also doch auf der großen Straße nach Burgos war. Das Nachtquartier in Los Tojos, dicht unter der Höhe des Gebirges, wo man den König in keines der unsauberen Häuser zu bringen wagte, in denen das Vieh mit den Menschen zusammenwohnte, wo er deshalb bei wütendem Sturm und Regen unter einem möglichst mit Teppichen verstopften Schuppen schlafen mußte, war das Schlimmste, was man auf der ganzen Reise erlebt. Bei empfindlicher Kälte und auf halsbrechenden Wegen kletterte man den nächsten Tag nach Reynosa hinunter. Hier machte man wiederum sieben Tage Rast und hier erholte sich Karl endlich vollständig.

Er war jetzt über einen Monat in Spanien und hatte noch keine einzige namhafte Stadt, keine einzige hervorragende Persönlichkeit seines Reiches gesehen. Jimenez hatte Anfang August mit dem Infanten Ferdinand, Adrian und dem Rate von Castilien die Reise gen Norden angetreten, um den König alsbald nach seiner Landung begrüßen zu können. Seine ganze Seele verlangte danach endlich dem jungen Herrscher persönlich nahe zu treten, ihm selbst über die Lage des Reichs berichten und üble Einflüsse fern halten zu können*). Aber schon in

*) Sein ergebener Ayala hatte ihm den 28. Juli aus Brüssel geschrieben, es sei sehr wünschenswert, daß Jimenez, sobald der König in Spanien gelandet, ihn vor jedem andern in seine Hand nehme, „um Dinge zu verbergen, von denen es nicht gut ist, daß andere sie erfahren. Nicht als ob in ihm ein Fehler sei, sondern weil er in solcher Aengstlichkeit und Unterthänigkeit erzogen worden ist, daß er etwas anderes zu sein scheint, als er in Wahrheit ist.“ (Para encubrir cosas que otros no es bien que conozcan, no porque en el aya falta, syno porque esta criado tan encogido y tan subdito a estos, que hace parecer otra cosa a la verdad de lo que es. Kopie aus Simancas British Museum l. c. nc. 64.) Die Vorsichtsmaßregeln, welche Ayala zu dem Zwecke anriet, gingen weit. Jimenez solle den Hafen bestimmen, wo die Landung zu geschehen habe, und dafür sorgen, daß der König bis nach Valladolid nur Orte berühre, welche sich in der Hand von Freunden des Kardinals befänden. Der Brief macht den Eindruck, als fürchte Ayala von Chièvres nichts für Jimenez, sondern nur von den diesem feindlichen Spaniern. Auch die englischen Agenten berichten um diese Zeit wiederholt, Chièvres habe sich mit Jimenez vollkommen ver-

Madrid leidend, fühlte er seinen Zustand im Norden des Gebirges sich verschlimmern, so daß er Ruhe und Pflege im Franciskanerkloster von Aguilera, nicht fern von Aranda, suchen mußte. Dort erhielt er den unmittelbar vor der Abfahrt aus Flandern erlassenen Befehl Karls, die gesamte Umgebung seines Bruders Ferdinand sofort zu beseitigen. Wir erinnern uns, wie Jimenez von Anfang an eine sorgfältige Bewachung Ferdinands für notwendig erklärt hatte. Daß aber gerade jetzt, unmittelbar vor des Königs Ankunft, eine so auffallende Maßregel angeordnet wurde, welche mehrere hervorragende Männer, wie den Großkomtur des Calatravaordens Don Gonzalo Nuñez de Guzman und den Bischof von Astorga auf das empfindlichste verletzte, erweckt die Vermutung, daß die flandrischen Räte Karls dem Beginne ihrer Thätigkeit in Spanien mit Sorge entgegen sahen. Allerdings heißt es in dem Briefe Karls an Jimenez und Adrian*), er habe mit den neuesten Posten aus Spanien vernommen, daß im Hause seines Bruders sehr bedenkliche Umtriebe stattfänden, welche sogar die Ruhe Spaniens bedrohten. Denn man habe einige Granden und Städte aufgefordert, Ferdinand im Namen seiner Mutter zum Gouverneur des Reiches zu ernennen und den Infanten unter ihre Obhut zu nehmen, weil Karl ihn aus Spanien entfernen wolle. Sollten aber wohl so bedenkliche Anschläge der scharfen Wachsamkeit von Jimenez entgangen sein, daß Karl ihn aus Flandern davon unterrichten mußte? Freilich ist Karls Brief so abgefaßt, daß die Empfänger an seiner ernstlichen Sorge kaum zweifeln konnten. Alle zu ergreifenden Maßregeln wurden ihnen bis aufs Kleinste vorgeschrieben und vor allem das tiefste Geheimnis und die rascheste Ausführung eingeschärft. Ja den fremden Diplomaten erzählte man in Spanien nachher noch

---

verständigt. Chièvres muß sehr geschickt operiert haben, wenn er diesen Glauben selbst bei einem Vertrauten des Kardinals zu erwecken verstand.

*) d. d. Middelburg 7. September. Granvelle, Papiers d'état 1, 89 ff.

Schlimmeres. Spinelli meldet, die Umgebung Ferdinands habe versucht, ihn zum Könige von Aragon zu machen, auch mit Frankreich Verbindungen angeknüpft. Der Venezianer Corner hörte sogar, man habe ein Komplott der Großen in des Infanten Umgebung mit dem Erzbischofe von Zaragoza entdeckt, welches darauf gegangen, ihn zum Könige von Spanien zu machen. Dasselbe meldeten Briefe, welche von Spanien nach Mailand kamen*). Trotz alledem drängt sich der Verdacht auf, daß diejenigen, welche dem Könige jenen Brief vom 7. September eingaben, ganz anderen Gefahren zu begegnen wünschten, daß sie es nötig fanden, Ferdinand in unbedingt zuverlässige Hände zu bringen für den Fall, daß etwa sein lebhaftes, munteres Wesen im Gegensatze zu der stillen Art Karls einen zu günstigen Eindruck auf die Spanier mache und dieser Eindruck durch ihr Regiment verstärkt werde. Daneben war es ihnen auch gewiß nicht unwillkommen, wenn Jimenez durch eine derartige Handlung unmittelbar vor des Königs Erscheinen sich recht gründlich unpopulär machte.

Durch einen besonderen Umstand wurde das Vorgehen gegen den Infanten unnötig verschärft. Das an Jimenez adressierte Paket, welches außer dem Schreiben an ihn und Adrian Briefe Karls an Ferdinand und verschiedene Granden enthielt, gab der Postmeister dem in Aranda weilenden Adrian, und dieser hielt sich berechtigt, dasselbe zu öffnen. Er hoffte darin wohl die längst ersehnte Nachricht von des Königs endlich erfolgter Abreise zu finden. Obwohl er nun den kritischen Befehl in betreff Ferdinands fand, der zunächst natürlich an Jimenez adressiert war, hatte er doch die etwas naive Zuversicht**),

---

*) Spinelli, San Vicente 29. September. Corner, Valladolid 29. November. Sanuto 25, 113 und 130.

**) Qua erat animi simplicitate, sagt Gomez S. 234, dem wir den ausführlichen Bericht über diese Episode verdanken. Carvajals Erzählung in seinen Anales breves (Docum. inéditos 18. 412 f.) stimmt in der Hauptsache mit Gomez überein. Sandovals Zeugnis kommt nicht in Betracht,

er könne einen so schwierigen Auftrag ausführen. Was nur die Autorität des Kardinals ohne fatale Kollisionen hätte vollstrecken können, nahm er auf sich. Er redete mit Ferdinand und übergab ihm dann den Brief Karls. Dessen Worte klangen freilich in hohem Grade zärtlich. Mehr um Ferdinand zu sehen, als um der spanischen Reiche willen, schrieb er, gehe er nach Spanien; wenn er dort sei, werde er zuallererst und zumeist für die Person, das Haus und die Erhöhung Ferdinands Sorge tragen. Aber das alles machte auf Ferdinand keinen Eindruck. Nach Karls Anweisung hatte er, sobald er von dessen Befehl vernommen, seine bisherige Umgebung gar nicht mehr sehen, dieselbe auf der Stelle abreisen sollen. Da aber Adrian das nicht durchzusetzen vermochte, Ferdinand vielmehr mit den bedrohten Herren reden konnte, geriet er in die größte Aufregung. Er eilte zu Jimenez ins Kloster und beschwor ihn, ihn vor einer so ausgesuchten Kränkung zu schützen. Die Vorstellungen des greisen Kirchenfürsten, welche zu rechter Zeit wohl ihre Wirkung gethan hätten, vermochten das jetzt natürlich nicht mehr. Jimenez mußte gegen den Prinzen seine ganze harte Autorität, in Aranda ernste militärische Maßregeln aufbieten, um die Weisung Karls zum Vollzug zu bringen. Er verschärfte sie unnötig, indem er auch Ferdinands Spielkameraden entfernte.

Jimenez ersehnte nur um so ungeduldiger den Befehl Karls, zu ihm zu kommen, zumal auch jetzt seine Gegner im Rat, vor allen der Präsident desselben, der Erzbischof von Granada, stärker als je ihre Opposition kundgaben. Er konnte dem Könige am 23. September melden, sein Befehl in betreff Ferdinands sei ausgeführt worden. Karl erwiderte darauf

---

da er in diesem ganzen Abschnitte Carvajal mit geringfügigen Aenderungen und Zusätzen abschreibt. Martyrs Angaben (Ep. 600), Karl habe den Befehl erst nach seiner Landung in Spanien erlassen, ist falsch. Auch Gomez muß insofern berichtigt werden, als er meint, Karls Befehl sei allein an Jimenez gerichtet gewesen.

am 27.*), er werde ihm diesen großen Dienst nie vergessen. Vor allem liege ihm jetzt daran, daß des Kardinals Gesundheit, den er seinen „sehr teuren und sehr geliebten Freund" nannte, hergestellt werde. Nur darum möge er sich kümmern. Da es seine Genesung behindern und überdies in diesem sterilen Lande Schwierigkeiten bereiten werde, wenn er mit Ferdinand und dem Rate ihm in die Berge entgegen komme, sollen sie alle ruhig bleiben, wo sie sind. Und so oft Jimenez in den nächsten Wochen schrieb und bat, die Antwort lautete immer, er und der Rat und alle mögen warten, bis der König in wirtlicheren Gegenden sei. Aber die Reise wurde immer langsamer. Nachdem man sieben Tage in Reynosa still gelegen, machte man in dem nächsten Quartier, in Aguilar de Campos, schon wieder einen fünftägigen Halt, und in dem folgenden, Herrera, einen zweitägigen. In Vitals das kleinste Detail berichtenden Aufzeichnungen ist nicht der mindeste äußere Grund zu entdecken, welcher eine so auffallende Langsamkeit bei herannahendem Winter erklären könnte. Fast immer mußte man sich noch mit den kläglichsten Quartieren begnügen. Man hatte die große Straße wieder verlassen, schlug sich dann auch von dem kleineren nach Palencia führenden Wege rechts so zu sagen in die Wildnis. Man hatte das Gebirge jetzt hinter sich, aber das Land war womöglich noch trostloser als früher. Man passierte mehrere Dörfer, von denen man nur die Kirchen sah, denn die Bauern, sagt Vital, wohnten, wie die Kaninchen in Erdhöhlen, von denen man nur die Eingänge sehen konnte. Arme, schlecht gekleidete Menschen, der Boden trocken, steril, baumlos. Es war Ende Oktober, als man in diesen tristen Gegenden Altcastiliens herumirrte, jeder größeren Stadt wie Palencia auf den beschwerlichsten Ritten aus dem Wege gehend.

Wenn es die Spanier seltsam gefunden hatten, daß sich ihr König so lange besonnen, in ihr Reich zu kommen, so mußten sie

---

*) Granvelle, Papiers d'état 1, 105 ff.

diesen Eintritt natürlich noch unbegreiflicher finden. Von allen Großen des Landes hatten Karl bisher nur der Erzbischof von Burgos und der Connetable von Castilien gesehen, die ihn auf alle Gefahr hin begrüßten. Jimenez wartete noch immer im Kloster. Endlich war Karl trotz allen Unterbrechungen und Umwegen wenige Meilen von Valladolid angelangt. Aber auch dieser Stadt ging man wieder aus dem Wege und zog querfeldein nach Tordesillas, der freundlich gelegenen Felsenfeste, in der die arme Johanna ihr endloses Leid hinschleppte. Daß Karl und Eleonore die unglückliche Mutter und die bei ihr lebende jüngste Schwester sehen wollten, war gewiß natürlich; daß aber Karl den Mann nicht sehen wollte, dem er hauptsächlich es verdankte, wenn er jetzt ohne Schwierigkeit Besitz von Spanien ergreifen konnte, war ebenso unnatürlich. Lediglich, um die Zusammenkunft Karls mit Jimenez zu hindern, erzählten nachher alle Spanier übereinstimmend, führten ihn seine flandrischen Räte so viele Wochen lang in der Wildnis umher. Von den Aerzten des Kardinals hätten sie sich Tag für Tag genauen Bericht über seinen Zustand verschafft, wie lange er wohl noch leben könne. Jimenez, der bald genug merken mußte, was der Zweck dieser wunderlichen Reiseart sei, siechte zwar immer schwächer dahin; aber die wunderbare Energie seiner Natur widerstand dem Alter, der Krankheit und dem Kummer so lange, daß zuletzt die Fremden ihren Trug doch enthüllen mußten.

Ehe sie die Fahrt nach Tordesillas antraten, ließen sie Karl einen Brief an Jimenez unterzeichnen, welcher sich leider nicht erhalten hat oder wenigstens bis jetzt nicht bekannt geworden ist. Nach Gomez besagte er, der König gehe nach Tordesillas, Jimenez möge ihm dann nach Mojados entgegenkommen, einem kleinen Orte südlich von Valladolid; wenn er ihm da über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten berichtet und seinen Rat erteilt, möge er der Ruhe pflegen; denn er habe genug für den Staat gearbeitet. Den Lohn seiner Verdienste möge er von Gott erwarten, denn ein Sterblicher

könne ihn nicht geben. Er, der König, werde ihm, solange er lebe, dankbare Erinnerung bewahren. Da so der letzte Zweifel schwand, daß er abgethan sein solle und der König seiner Dienste überhoben sein wolle, brach Jimenez zusammen. Am 8. November starb er in dem Städtchen Roa, wohin er sich vor kurzem begeben hatte.

Chièvres und Sauvage hielten den doch noch zu rechter Zeit eingetretenen Tod des großen spanischen Kirchenfürsten gewiß für ein außerordentliches Glück; denn es gab jetzt keinen Spanier mehr, der ihrem Einfluß irgendwie gefährlich werden konnte. Sie fühlten sich so sicher, daß sie Maßregeln wagten, welche an ihrer sonst gerühmten Klugheit irre machen. Ein nach Mailand gerichteter Brief aus Valladolid vom 19. November meldete zugleich mit dem Tode des Kardinals: „Er hat eine große Summe Geldes hinterlassen. Es heißt, der König habe auf 300 000 Dukaten die Hand gelegt. Das 60 000 Dukaten eintragende Erzbistum Toledo ist in drei Teile geteilt. Der Titel mit 30 000 Dukaten ist einem Flamänder übertragen, die andere Hälfte an zwei Spanier"*). Dieser Flamänder war der zwanzigjährige Neffe Chièvres', Wilhelm von Croy, Bischof von Tournay. Einige Granden, hieß es später, hätten Karl zu dieser Wahl geraten, um dadurch Chièvres' Gunst zu gewinnen. Die Teilung der Einkünfte des Erzbistums machte Verhandlungen mit Rom notwendig. Aber schon Ende Dezember schrieb der Papst an Karl, er freue sich sehr, daß dem Könige die päpstliche Zustimmung zu jener Maßregel so angenehm gewesen sei **). Corner meldete im Februar, auch jenen Raub an dem für fromme Stiftungen bestimmten Nachlasse des Kardinals werde der Papst gutheißen, indem er einen Teil der Summe erhalte. Man entschuldigte die Gewaltthat damit, daß Jimenez durch die Niederreißung der

*) **Sanuto** 25, 113.
) **Bembi epistolae p. 394.

Festungen Navarra's der Krone mehr geschadet habe, als seine in Beschlag genommene Erbschaft betrage. In Toledo erregte natürlich das Vorgehen gegen sein geistliches Haupt tiefe Mißstimmung; nach einigen hätte es sogar versucht, sich der Fortführung des Nachlasses zu widersetzen.

Karl und Eleonore hatten sich sieben Tage in Tordesillas bei ihrer Mutter und ihrer Schwester Katharina aufgehalten, welche bei der kranken Mutter ein überaus trübseliges Leben führte. Wir erfahren über diesen Aufenthalt nichts, als daß Karl am 10. November ein feierliches Totenamt für seinen Vater abhalten ließ, dessen Leiche noch immer dort war. Am 12. brach der König nach Mojados auf, wohin er früher Jimenez bestellt hatte und wo er jetzt zum erstenmal seinen Bruder Ferdinand sah. Es war gewiß ein eigenes Zusammentreffen dieser beiden jungen Herren, welche bisher einander wie feindliche Brüder gegenübergestanden, von denen der eine die Macht des anderen erst kürzlich so bitter empfunden hatte. Ferdinand bewies die größte Unterthänigkeit. Er stieg von seinem Pferde, da er Karl, mit zwei bis dreihundert Reitern und zwei Compagnien Fußvolk ihm entgegenziehend, erreichte. Ja noch mehr. Karl ließ ihn mit sich in demselben Hause wohnen. Sie speisten auch zusammen. „Aber", schreibt Vital, „wenn man dem Könige Waschwasser bot, stand er mit entblößtem Haupte dabei und hielt das Handtuch"*). Wenn das wirklich so geschah, so sollte der junge vierzehnjährige Prinz wohl recht gründlich gedemütigt werden.

In Mojados strömte der spanische Adel massenhaft zusammen. Als der König am 14. November aufbrach, war sein Gefolge auf zweitausend Pferde angewachsen. Aber noch immer ging es nicht nach Valladolid, sondern Karl machte abermals

*) Aehnliches erzählt Argensola, Anales de Aragon, fol. 453 a, der doch aus ganz anderen Quellen schöpft. Nach ihm hätte aber Karl das ärgerlich gefunden.

einen viertägigen Aufenthalt in dem Kloster Abrojo. Es mußten die Vorbereitungen zu dem glänzenden Einzuge in Valladolid getroffen werden, welcher am Nachmittage des 18. November stattfinden sollte. Man liebte es damals, solche Feierlichkeiten mit dem größten Pompe zu umgeben. Ein Zeitalter, welches die Uniform noch nicht kannte, welches in der Schönheit der jungen Renaissance recht eigentlich schwelgte, welches in solchen Fällen ökonomische Rücksichten gar nicht zuließ, konnte in der That Unvergleichliches leisten. An diesem Tage wetteiferten der spanische Adel, der spanische Klerus, das spanische Bürgertum mit dem niederländischen Gefolge des Königs. Wenn dieser bisher auf seiner wunderbaren Irrfahrt nur die Armut und Wildheit Spaniens kennen gelernt hatte, so sollte ihm jetzt gezeigt werden, was die spanischen Granden, Prälaten und Städte an Pracht und Schönheit zu entfalten vermöchten. Die großen Herren des Landes, die Herzoge von Infantado, Alba und Alburquerque, der Connetable und der Admiral von Castilien, der Graf von Benavent, der Marques von Villena, der Erzbischof von Zaragoza, viele Bischöfe und Prälaten, Deputationen von Aragon, Andalusien und unzählige andere hatten sich zur Begrüßung des jungen Königs eingefunden, jeder der Großen von hundertfünfzig bis dreihundert Pferden begleitet. Diese ganze glänzende, mit den kostbarsten Gewändern, Goldketten, Juwelen prangende Gesellschaft holte Karl in Abrojo ein und geleitete ihn nach Valladolid. Alle überstrahlte Karl selbst. Ueber dem Stahlharnisch trug er einen reichen Ueberwurf in seinen Farben, gelb, weiß und rot (Gold und Silberbrokat mit rotem Atlas), dicht mit Edelsteinen besetzt, welche in der Sonne funkelten. Den Kopf bedeckte eine schwarze Sammetmütze mit einer weißen Straußenfeder und einem großen Rubin, von dem eine mächtige Perle herabhing. Ebenso war das Roß geschmückt, welches „die meisten Füße immer in der Luft hatte“ und beim Einritt in Valladolid so tanzte und sich bäumte, daß man meinte, die

Straßen wären ihm zu eng. Aber der König, ein vorzüglicher Reiter, saß wie angegossen.

Den Zug eröffneten fünfhundert spanische Fußsoldaten und fünfzig Reiter; es folgten die Pagen und sonstigen Bediensteten des Hofes, dann die Herren desselben, die Ritter des goldenen Vließes, die Granden, dann Infant Ferdinand, zu seiner Rechten Adrian, zu seiner Linken der Erzbischof von Zaragoza. Darauf kamen die Herolde von Castilien und Brabant, die Sergeants d'armes und die Huissiers. Jetzt erschien Karl unter einem Baldachin von Goldbrokat, zu seiner Rechten, aber weit hinter ihm, der päpstliche Nuntius, zur Linken die Gesandten Maximilians und Heinrichs VIII., dann hundert deutsche und ebensoviele spanische Hellebardiere. Hinter ihnen Eleonore, Chièvres an ihrer Linken. Darauf das ganze weibliche Gefolge, jede Dame von einem vornehmen Herrn begleitet, zuletzt der Großkanzler Sauvage und der Rat. Eine ungeheure Volksmenge umdrängte den Zug von sechstausend Pferden. Valladolid selbst hatte sein Bestes gethan mit Errichtung von Triumphbögen, Verzierung der Häuser u. s. w. Aber, meint Vital, das war doch nicht weit her, denn sie haben in solchen Dingen keine Uebung. Man hatte zwar die Straßen möglichst gereinigt, aber die Pferde gingen doch bis an die Fesseln im Schmutz. Obwohl es schon Nacht geworden war und er gewiß sechs Stunden zu Pferde gesessen hatte, ritt der König doch noch zuerst in die Hauptkirche. Noch acht Tage lang strömten die großen Herren aus allen Teilen des Landes herbei, die Herzoge von Nájera und Bejar, der Marques von Astorga und viele andere. Alsbald gab es anderweitige Festlichkeiten. Am 25. November wurde Adrian, der im Sommer 1516 Bischof von Tortosa, im Herbst desselben Jahres Generalinquisitor von Aragon geworden war, der kürzlich angekommene Kardinalshut aufgesetzt. Am 27. hielt die Königin Germaine, König Ferdinands Witwe, ihren Einzug. Dann begann die Reihe der Turniere, in welchen spanische und niederländische

Ritter sich miteinander maßen. Gleich das erste, meint Vital, war so glänzend, wie man in zweihundert Jahren nicht gesehen hatte. Neun Pferde blieben tot auf dem Platze.

So gab es fast Tag für Tag die herrlichsten Dinge zu sehen, und das schaulustige Volk war froh, endlich wieder einen König zu haben, der die Unvergleichlichkeit der katholischen Majestät in großartigen Schaustellungen zu entfalten wußte. Aber daneben wollten doch auch die Geschäfte ihr Recht haben. Wenn die Granden und die Würdenträger der Kirche mit großem Aufwande zu Hofe geritten waren, so erhoben sie dafür Anspruch auf Einfluß und Gunst. Es war schön, daß sie wieder einen König hatten, aber es verdroß sie, daß sie diesen König von dem dichten Ring seiner flandrischen Räte gegen alles Spanische abgesperrt fanden. Kamen sie doch zum König und trugen ihm ihre Anliegen vor, so antwortete Chièvres oder Sauvage für ihn; im besten Falle Adrian oder einer der mit den Niederländern verschworenen Spanier, wie der Bischof von Badajoz. Weshalb der König so beharrlich schwieg, wurde bald offenbar: er konnte noch immer nicht spanisch sprechen. Die Spanier durften es wohl seltsam finden, daß der junge Herr, welcher manches Jahr einen spanischen Lehrer gehabt, welcher sich seit bald zwei Jahren König von Castilien und Aragon nannte, seit mehr als zwei Monaten in Spanien weilte, es noch nicht der Mühe wert gefunden hatte, sich eine notdürftige Kenntnis ihrer Sprache anzueignen, wie sehr es den flandrischen Räten erwünscht sein mochte, daß er für den Verkehr mit seinen spanischen Unterthanen ganz auf ihre und ihrer Kreaturen Vermittelung angewiesen war. Die spanischen Großen hatten sich immer damit getröstet, wenn der König nur erst unter ihnen weile, so werde die unerträgliche Fremdherrschaft schon ein Ende nehmen. Die ganze Welt hatte Aehnliches erwartet. Aber gleich in seinem ersten Briefe aus Spanien meldete Spinelli, Chièvres stehe in so großer Gunst wie je, werde sich auch wahrscheinlich wegen seiner großen Klugheit

und der heftigen Streitigkeiten, welche unter den spanischen Herren beständen, in derselben behaupten*).

Je mehr das aber an den Tag trat, daß die Spanier auch bei dem in Spanien weilenden Könige nichts bedeuteten, daß die Fremden auch in Spanien nicht nur den Einfluß, sondern auch allen Gewinn des Einflusses für sich behielten, desto lebhafter mußte sich der spanische Stolz aufbäumen, der, wenn er selbst auf Franzosen und Engländer herabzusehen liebte, von Niederländern beherrscht zu werden, natürlich ganz unerträglich fand. Und welches noch so bescheidene und fügsame Volk hätte nicht empört sein sollen, wenn es den ehrwürdigen Primas seiner Kirche im Leben so behandelt, im Tode so vergewaltigt und auf den ersten Bischofssitz der Christenheit einen nicht einmal mündigen Fremden erhoben gesehen hätte! Diese Dinge kannte bald jedermann. Anderes kam hinzu. Der Erzbischof von Zaragoza, ein natürlicher Sohn König Ferdinands, war nach Tordesillas geeilt, um den Neffen zu begrüßen. Man hatte ihn, den Regenten von Aragon, gar nicht vorgelassen, gesagt, er möge dem Könige später mit den anderen Großen aufwarten. Er hatte sich ebenso wie ein portugiesischer Prinz um Toledo bewerben wollen und mußte nun dem zwanzigjährigen Croy, diesem Knaben, wie man sich ausdrückte, weichen. Der Graf von Benavente fand sich im höchsten Grade dadurch beleidigt, daß Sauvage ihn zu lange vor der Thüre warten ließ. Dieses reizbare Geschlecht mußte sich jeden Tag durch irgend etwas verletzt fühlen. Unter den Rittern, welche in Valladolid das erste Turnier vor Karl ritten, findet man kaum den einen oder anderen Spanier neben vielen Niederländern. Petrus Martyr schreibt schon am 10. November,

*) Wie eng Chièvres wenigstens ganz vor kurzem noch Karl unter Aufsicht hielt, sehen wir aus dem oben angeführten Briefe desselben an Jimenez und Adrian. Er schreibt da, einer der beiden neuen Gouverneure Ferdinands solle immer in seiner Kammer schlafen, „wie Herr von Chièvres in der unsrigen thut“.

niemand gefalle der Anfang der Regierung; man könne leicht Unruhen erleben. Karl erfuhr bald genug, wie weise ihn seine Räte geleitet hatten. Die Deputation der Cortes von Aragon, durch jene Kränkung ihres Erzbischofs gesteift, begrüßte ihn lediglich als Prinzen, nicht als König. Man könne ihn, hieß es, nicht als König anerkennen, bis er im Reiche Aragon selbst geschworen, die Privilegien desselben halten zu wollen. Als er später die Berufung der Cortes von Aragon anordnete, erhielt er die Antwort, solange er nur Erbprinz sei, habe er keine Befehle zu geben. Auch das ärgerte wieder die Castilianer, daß ihr mächtiges Reich so fügsam unter das Joch der Fremden sich beuge, das kleine Aragon ihm trotze.

Am 12. Dezember gingen die Schreiben aus, welche die Cortes von Castilien auf den 24. Januar nach Valladolid beriefen. Längst hatten dieselben gewünscht, unter den außerordentlichen Umständen der letzten Jahre die Interessen des Reichs zu wahren, und nur mit Mühe war es Jimenez verschiedene Male, zuletzt im Beginne des Jahres 1517, gelungen, sie zu beschwichtigen und auf die Ankunft des Königs zu vertrösten. Als die Abgeordneten der Städte am 2. Februar 1518 zum erstenmal zusammentraten, sah man sie die alte Streitfrage, welche Karl längst für erledigt gehalten hatte, aufnehmen, ob man ihm als Könige schwören könne, solange seine Mutter lebe. Unter allen Umständen müsse er zuerst die Beschlüsse der Cortes von 1511 genehmigen, welche die Anstellung von Fremden in Castilien untersagten, und die Beobachtung der Privilegien des Reichs und seiner einzelnen Glieder schwören. Da nun Sauvage, den Karl an Stelle von Jimenez zum Großkanzler Castiliens ernannt hatte, das Präsidium der Cortes in Anspruch nahm, ein niederländischer Doktor sich unter ihre Gelehrten setzte, erblickten die Cortes in diesem Eindringen von Fremden eine schwere Verletzung des spanischen Herkommens; auch Garcia de Padilla und Mota, den Bischof von Badajoz, die beiden hauptsächlichen spanischen Kreaturen Chièvres',

wollten sie nicht unter sich dulden. Ueber diese Fragen entspann sich ein heftiger Streit, in welchem der Procurador von Burgos, Dr. Zumel, die Hauptrolle spielte. Da ihn Sauvage citierte, gaben ihm die Procuradoren von Valladolid und Sevilla das Geleite. Wenn uns Sandoval*) getreu berichtet,

---

*) Leider ist Sandoval, Historia de la vida y hechos del emperador Carlos V. t. 1, p. 116 ff. für die Geschichte dieser wichtigen Cortes unsere einzige eingehende Quelle. Argensola schreibt ihn einfach aus und Lafuente, Historia general de España 11, 89 citiert zwar Cuadernos de Córtes, gibt aber lediglich Auszüge aus Sandoval. Nun aber leidet Sandovals Bericht hier wie sonst vielfach an einer chronologischen Konfusion und Ungenauigkeit, welche über wichtige Punkte zu ganz falschen Annahmen führt. Nach ihm (1, 116 b) waren die Procuradoren am 4. Januar zusammengetreten. Ihren Streit mit Karls Räten läßt er fortgehen bis zu dem Augenblicke, wo sie zur königlichen Sitzung vom 5. Februar berufen werden. Dagegen schreibt Petrus Martyr am 4. Februar aus Valladolid: „Die Vertreter der Städte kommen vom Könige berufen.“ Am 10.: „Die Procuradoren Castiliens sind erschienen und zuerst am 5. Februar im Dominikanerkloster San Pablo zusammengetreten. Sie werden darüber streiten, ob sie Karl König oder nur Prinz nennen wollen.“ Endlich am 12.: „Jetzt haben wir in Wahrheit einen König. Am 8. erkannten ihn die Procuradoren als solchen an.“ Auch diese Angaben des in Valladolid anwesenden Gelehrten enthalten so wesentliche Irrtümer, daß seine vom 10. und 12. Februar datierten Briefe unmöglich so aus Valladolid geschrieben sein können. Einiges Licht in diese Verwirrung bringen Amador de los Rios, Historia de Madrid und Vitores, Historia de Valladolid. Jener berichtet t. 2, p. 359, das noch im Madrider Stadtarchiv vorhandene Einberufungsschreiben Karls zu den Cortes laute auf den 24. Januar, dieser aber gibt nach einer reichen Aktensammlung zur Geschichte der castilianischen Cortes, welche sich in Valladolid befindet, eine Reihe bestimmter Daten. Danach fand am 2. Februar die erste vorbereitende Sitzung der Procuradoren statt, am 5. die erste und am 7. die zweite königliche Sitzung, in welcher die Anerkennung Karls erfolgte, worauf dann am 16. die Cortes ihre achtundachtzig Bitten überreichten. Das Datum des 7. Februar wird über allen Zweifel erhoben durch das in der Coleccion de documentos inéditos 2, 334 ff. mitgeteilte Aktenstück, welches den von Karl am 7. Februar geschworenen Eid enthält. Um die chronologische Verwirrung zu vollenden, hat auch der englische Gesandte Spinelli uns mit einer falschen Angabe beschenkt. Er schreibt nämlich am 7. Januar: The estates assembled on the 22th, also am 22. Dezember. Hier haben wir es aber wohl mit einem Fehler Brewers zu thun, und Spinelli schrieb nicht assembled, sondern will assemble. Um

gewann die Debatte, welche nun zwischen den Vertretern von Burgos, Valladolid und Sevilla auf der einen, dem Großkanzler, Mota und Padilla auf der anderen Seite stattfand, einen sehr heftigen Charakter. Man warf Zumel seine Wühlereien unter den Cortes vor, seine Forderung, daß die Cortes erst dann huldigten, wenn Karl ihre Privilegien beschworen und namentlich versprochen habe, daß er keine Stellen und Würden an Fremde übertragen wolle. Zumel erklärte, das habe er allerdings verlangt und sei damit vollkommen in seinem Rechte gewesen. Darauf bedrohte man ihn mit Tod und Konfiskation seiner Güter. Er erwiderte, ganz sicher würden die Cortes Karl nicht huldigen, bis er den gewünschten Schwur geleistet; auch würden sie nicht dulden, daß Chièvres und andere das spanische Geld fortschickten. Die Verhandlungen führten zu keinem anderen Resultate, als daß die Cortes eine Beschwerde an Karl beschlossen und die Bitte, er möge den gewünschten Eid leisten. Und der Wortführer der Deputation, welche diese Schrift überreichen sollte, war wieder Zumel, welcher Gründe genug für die Forderung der Cortes anzuführen wußte. Diesmal riefen Sauvage, Padilla und Mota auch Chièvres zu Hilfe (denn zum Könige selbst wurde die Deputation nicht zugelassen). Nach langer Beratung erteilten sie die Antwort, sie würden die Bitte Sr. Hoheit vorlegen, obwohl es ihnen übel gethan scheine, den König mit Bitten zu bestürmen, ehe man nur seine Botschaft kenne. Zumel erwiderte, die Cortes thäten das lediglich in guter Absicht, damit der König zeitig von ihren Wünschen unterrichtet sei und es nicht später zu Konflikten komme.

Diese Verhandlungen zogen sich durch die nächsten Tage

---

nun auf Sandoval zurückzukommen, so erwecken seine überdies von Vitores angesichts der Akten bestätigten Angaben trotz der in ihnen herrschenden chronologischen Konfusion durchweg den Glauben, daß er hier ebenso eine gleichzeitige Aufzeichnung recipiert habe, wie er es vorher mit den Annalen Carvajals gemacht hatte. Ueberhaupt ist ja sein ganzes Werk ein rohes Mosaik derartiger Materialien.

hin. Am 5. Februar erschien der König, von seinen Räten, von Granden und Prälaten begleitet, zur feierlichen Eröffnung der Cortes. Der Bischof von Badajoz hielt eine ausführliche Rede, worin er namentlich die Bündnisse Karls mit den mächtigsten Staaten der Christenheit betonte, und forderte die Procuradoren auf, den Schwur zu leisten. Zumel, den man vergebens aus den Cortes zu entfernen versucht, erhob sich im Namen aller Abgeordneten der Städte, küßte dem Könige die Hand, dankte ihm, daß er nach Spanien gekommen, und erklärte, die Städte würden schwören, wenn auch Se. Hoheit schwöre, ihre Bitten zu erfüllen. Da nun der Eid geleistet werden sollte, drängte sich ungerufen der zweite Vertreter von Burgos, welcher Zumel immer entgegen war, vor, um zuerst zu schwören. Einige folgten ihm, aber die Mehrzahl der Procuradoren hielt sich zurück. Trotzdem erhob sich Bischof Mota und sagte, der König schwöre, die Privilegien der Städte und die guten Gebräuche und Sitten und die Gesetze des Reichs zu halten und die Bitten der Procuradoren zu erfüllen. Und so schwur Karl. Aber man vermißte in dem Eide das ausdrückliche Versprechen, keinen Fremden anzustellen. Zumel ersuchte den König, daß er auch dieses speciell schwöre. Karl sagte ärgerlich: dieses habe ich geschworen. Obwohl der Sinn dieser Worte zweideutig war, da man nicht wußte, ob der König damit die auf die Fremden bezügliche Bitte genehmigt oder mit Verweisung auf das, was er geschworen, diesen besonderen Punkt abgelehnt habe, bequemten sich doch jetzt alle Procuradoren, den Eid zu leisten.

Nun sollten die Granden und Prälaten schwören. Aber auch hier erhoben sich allerlei Schwierigkeiten. Zuerst ein Rangstreit zwischen dem Connetable und dem Admiral von Castilien, wer von ihnen zuerst schwören dürfe. Andere fanden es anstößig, daß die Procuradoren vor den Granden geschworen, andere, daß man ihnen nicht angezeigt, daß sie heute schwören sollten, andere anderes. Und so mußte der Schwur der Großen

verschoben werden. Um so feierlicher fand dann der Akt Sonntag 7. Februar statt. Der König allein begab sich zu Pferde nach dem großartigen Kloster San Pablo, Prälaten und Granden begleiteten ihn trotz dem tiefen Schmutz, welcher die Straßen bedeckte, zu Fuße. Kardinal Adrian las eine feierliche Messe, dann, nachdem Karl neben Adrian vor dem Altare Platz genommen hatte, schwuren zuerst Ferdinand und Eleonore, darauf die Erzbischöfe von Santiago und Granada und elf Bischöfe, dann die Granden und Titel von Castilien, und endlich noch einmal die Procuradoren der Städte. Der sehr weitläufige Eid*) sagte, die Versammelten seien sowohl durch die Königin Johanna als durch Karl berufen, nach der alten Gewohnheit dieser Reiche Karl „zusammen mit der Königin" als Katholischer Majestät zu schwören und ihn als König von Castilien, Leon, Granada u. s. w. anzunehmen, was sie hiermit thäten**). Darauf verlas Padilla den ausführlichen Eid des Königs, den dieser dann heute erst mit voller Feierlichkeit, seine Rechte auf ein Kruzifix und die Evangelien legend, schwur.

Die Procuradoren begaben sich nunmehr an die Arbeit, dem Könige in einem sehr ausführlichen Schriftstücke ihre Wünsche darzulegen, deren Erfüllung sie um so mehr hoffen durften, als sie dem Könige eine große Geldsumme bewilligten. Am 16. Februar überreichten sie ihre nicht weniger als achtundachtzig Bitten enthaltende Schrift, welche uns über die

---

*) In französischer Uebersetzung von Vital mitgeteilt in der Collection des voyages 3, 229 ff.

**) Man kann wohl nicht sagen, daß die Cortes ihrem jungen Könige ein besonders freundliches Entgegenkommen bewiesen hätten. Karl aber schrieb am 10. an König Franz, Prälaten, Granden, Ritter und Städte hätten ihm einstimmig geschworen avec une si grande reverence, bonne veulle et allegresse, et davantaige tous si bien disposez et enclins a mon service, que mieulx nest possible. Wenn es in diesem Briefe (Pariser Nationalbibliothek Ancien Fonds 2960 fol. 34) heißt, die Cortes hätten ihm am Tage zuvor, also am 9., geschworen, so weiß ich das mit dem Aktenstücke in der Coleccion de doc. inéd. nicht zu reimen.

Anschauungen der Cortes und die Verhältnisse Castiliens manchen lehrreichen Aufschluß bietet. Vor allem baten die Procuradoren den König, auf sorgfältige Pflege der Justiz Bedacht zu nehmen, damit einem jeden das Seine werde. Allein dadurch werde der König König. Und er müsse es thun, denn in Wahrheit sei er der Angestellte (mercenario) seiner Unterthanen, welche ihm dafür einen Teil ihres Einkommens und Vermögens gäben und ihm mit ihrer Person dienten: so sei der König durch einen stillschweigenden Vertrag verpflichtet, seinen Unterthanen die Gerechtigkeit zu bewahren. An diese charakteristische Ausführung schlossen sie die lange Reihe besonderer Bitten. Zuerst baten sie Karl, daß seine Mutter so gehalten werde, wie es sich für die Herrin dieser Reiche zieme. Karl dankte dafür, denn er habe keine angelegentlichere Sorge als diese, wie sie aus der That erkennen würden. Sodann ersuchten sie Karl, er möge geruhen, sich sobald als möglich zu vermählen. Darauf erwiderte er, er werde es erwägen und thun, was seiner Ehre und dem Besten des Reichs entspreche. Ferner baten sie, Infant Ferdinand möge Castilien nicht früher verlassen, als bis Karl Kinder habe. Die Antwort lautete: nichts liege ihm mehr am Herzen, als die Erhöhung seines Bruders; in allem, was er in Bezug auf ihn anordne, werde er sein und des Reiches Bestes im Auge haben. Auf die Bitte, er möge die Gesetze, Privilegien und Freiheiten des Reichs und der Städte bekräftigen, antwortete er mit dem Hinweis auf seinen Eid, sagte aber bestimmt zu, die Städte nicht mit neuen Steuern zu belasten. Die fünfte Bitte bezog sich auf die Fremden: er möge ihnen weder Aemter, noch Benefizien, noch Würden übertragen, er möge sie nicht als Spanier naturalisieren, und wenn er es schon gethan, das zurücknehmen, überhaupt alles, was gegen diese Bitte geschehen sei, rückgängig machen, besonders aber dafür sorgen, daß in dem Erzbistum Toledo und den Bistümern nur geborene Spanier Benefizien erhielten und der Erzbischof von Toledo nach Spanien komme und dort seine Einkünfte

verzehre. Karl erwiderte: er werde das thun, er verspreche es. Er habe auch schon dem Kardinal Croy geschrieben, er möge kommen; er werde ihn noch dringender dazu auffordern, daß er schon in diesem Frühjahr komme. Die Cortes wollten auch die Gesandtschaften nur an Eingeborene übertragen und im Dienste des königlichen Hauses nur Castilianer oder doch Spanier zugelassen wissen. Karl entgegnete auf das erste, er werde dafür sorgen, daß das Reich sich nicht beschwert fühle, auf das andere, es solle geschehen. Sodann bat man ihn, er möge geruhen, spanisch zu sprechen; er werde es dadurch rascher lernen und seine Unterthanen besser ihn und er sie verstehen. Karl sagte zu, er werde sich bemühen, habe ja auch schon angefangen es zu thun.

Es folgten eine Reihe auf lokale Angelegenheiten bezüglicher Bitten, welche für uns nicht in Betracht kommen. Zu den allgemeinen Interessen kehrten die Procuradoren mit dem Wunsche zurück, es möge nicht gestattet werden, Gold, Silber oder Geld, oder Pferde auszuführen *). Das Verbot der Pferdeausfuhr sagte Karl unbedingt zu; er habe es ja schon von Brüssel angeordnet; den wichtigeren ersten Punkt fand er sehr vorteilhaft, versprach aber nur, seinem Rat aufzutragen, daß er die Sache ernstlich prüfe und nach dem Interesse des Reichs entscheide. Dann ergossen die Cortes eine Fülle von Beschwerden und Wünschen über die Verwaltung und Justiz, wie sie in der letzten Zeit gehandhabt worden; sie baten Karl, streng nachforschen zu lassen, welche Mißbräuche sich seit dem Tode der Königin Isabelle in den höchsten Behörden eingeschlichen, und die Beamten zur Verantwortung zu ziehen. Er versprach es. Nun kam die Reihe an die Inquisition, mit welcher die städtischen Abgeordneten offenbar wenig zufrieden waren. Denn wie hätten sie sonst Karl bitten können, dafür zu sorgen, daß

*) Später kam noch der Wunsch hinzu, die Ausfuhr von Schafen und Fleisch ebenso zu verbieten.

von der Inquisition Gerechtigkeit geübt, die Schlechten bestraft, die Unschuldigen aber in Ruhe gelassen würden, daß die Inquisitoren edelgesinnte, gut beleumundete und gewissenhafte Männer wären? Karl antwortete auf diese Bitte so wenig wie auf die folgende, für ihn allerdings sehr peinliche. Kardinal Jimenez, sagten die Cortes, hätte in seinem Testament zwanzig Millionen Maravedis für die Auslösung gefangener Christen, vier für die Verheiratung verwaister Mädchen, zehn für ein Kloster zur Erziehung armer Mädchen ausgesetzt; der König möge doch dafür sorgen, daß diese Vermächtnisse zur Ausführung kämen. Da über diese 1100000 Realen längst zum Besten der königlichen Kasse verfügt war, konnte der Wunsch der Cortes natürlich keine Berücksichtigung finden.

Von eigenem Interesse ist die zweiundvierzigste Bitte: Der König möge überall im Reiche, wo das Terrain es gestatte, Waldungen anpflanzen lassen und die vorhandenen nach den Gesetzen schonen. Wir sehen daraus, daß schon damals die Entwaldung, eines der schlimmsten Leiden Spaniens, den Städten Sorge machte. In Altcastilien war sie in der That, wie die Aufzeichnungen Vitals beweisen, bereits sehr weit vorgeschritten. So schreibt er z. B., in Tordesillas sei das Holz sehr teuer, da die nächsten Waldungen fast zwei Tagereisen entfernt lägen; die meisten Leute müßten Rebenholz oder, was am häufigsten geschehe, Mist brennen. Die Antwort des Königs auf dieses wichtige Anliegen erfahren wir ebensowenig wie die auf verschiedene andere, welche Beschränkung des Luxus, Beseitigung drückender Einrichtungen in der Steuererhebung, Erfüllung von seinen Vorgängern übernommener Verpflichtungen u. a. betrafen. Die Cortes baten den König auch, daß er regelmäßige Ratssitzungen halte und wenigstens zweimal in der Woche persönlich Audienz gebe.

Gegen die Kurie waren früher schon einzelne Beschwerden vorgekommen; jetzt erschien eine dichte Schar. Bei dem Verkauf der Bullen (Dispense von Fastengeboten) möge kein Zwang

und keine Erpressung geübt werden, so daß jeder die Freiheit habe, ob er sie nehmen wolle oder nicht; der Preis möge vom königlichen Rate festgesetzt und die Ablaßpredigten auf die Festtage beschränkt werden. Der Papst möge gebeten werden, daß den geistlichen Richtern und Schreibern bestimmte Taxen vorgeschrieben und ihre Thätigkeit revidiert werde. Wenn die außerhalb des Reichs lebenden Bischöfe ihre Einkünfte verpachteten, so dürften sie doch nicht auch die Justiz verpachten. Der Papst möge ersucht werden, sich in der Verleihung von Reservationen zu beschränken und darauf zu sehen, daß die Prälaten die ihnen unterstellten Kirchen sorgfältig revidieren. Se. Hoheit möge über die Testamente der Geistlichen Bestimmungen treffen, denn sonst würden die Päpste in den Besitz des größten Teils des Vermögens von Castilien kommen. Ferner müsse angeordnet werden, daß niemand einer Kirche, einem Kloster, einem Spital oder einer Brüderschaft Grundbesitz schenken, auch diese kirchlichen Institute solchen Besitz weder erben noch kaufen dürften; denn wenn das gestattet sei, so würde in kurzer Zeit alles ihnen gehören. Noch verschiedene andere Punkte in betreff der päpstlichen Verleihung spanischer Benefizien an fremde Bischöfe, der päpstlichen Verfügung über spanische Bistümer, welche doch der König zu besetzen habe, der geistlichen Gerichtsbarkeit wurden vorgetragen. Kaum irgend etwas tritt in dem weitläuftigen Schriftstück der Procuradoren so nachdrücklich hervor wie diese gegen die Uebergriffe der Kurie und das Ueberhandnehmen des kirchlichen Besitzes gerichteten Bitten. Was der König darauf erwiderte, hören wir nicht. Es scheint, er ging schweigend darüber hinweg.

An einem einzigen Punkte berührten die Procuradoren das Gebiet der auswärtigen Politik. Er wisse, sagten sie dem Könige, daß seit den im Jahre 1515 in Burgos gehaltenen Cortes Navarra zur Krone Castilien gehöre. Nun habe ihnen der Bischof von Badajoz in der Eröffnungssitzung die Mitteilung gemacht, daß der König die Absicht habe, Navarra zu

behalten. Für die große Gnade, welche er damit dem Reiche erweise, küßten sie ihm die Hand. Wenn es notwendig sei, diesen kostbaren Besitz zu verteidigen, so stellten sie ihm dafür ihre Person und ihre Habe zur Verfügung. „Denn dieses Reich Navarra ist der Hauptschlüssel dieser Reiche." Der König erwiderte darauf: „In Anbetracht des guten Rechts, welches wir auf das genannte Reich Navarra besitzen, und der Wichtigkeit desselben für unsere Reiche von Castilien und der durch den Katholischen König verfügten Einverleibung desselben in diese Reiche und des in seinem Testament ausgesprochenen Auftrags haben wir den Willen, es immer festzuhalten, wie ihr uns bittet. Das große Anerbieten, welches ihr uns im Namen dieser Reiche als gute und treue Unterthanen macht, nehmen wir dankbar an. Wenn wir auch glauben und für gewiß halten, daß angesichts unseres so bekannten Rechts auf das genannte Reich niemand uns darin wird stören wollen."

Die letzten Bitten bezogen sich auf den dem Könige bewilligten Servicio, unter welchem Ausdrucke man eine außerordentliche, neben den regelmäßigen Einkünften zu beziehende Geldbewilligung verstand. Die Procuradoren hatten Karl für die nächsten drei Jahre die Erhebung einer Summe von 600 000 Dukaten zugesagt *). Es war das, wie Petrus Martyr bemerkt, eine außerordentlich reichliche Gewährung, denn die Katholischen Könige hätten für drei Jahre immer nur 400 000 Dukaten zu fordern gepflegt. Nun aber baten die Procuradoren, daß dieser Servicio durch sie selbst und ihre Städte und nicht durch königliche Steuerbeamte erhoben, vor allem aber, daß innerhalb der

*) Nach Spinelli's Bericht vom 23. März wären es nur 540 000 Dukaten gewesen; aber Karl selbst gibt in der Rede, mit welcher er die Cortes von Aragon eröffnete, die Summe von 600 000 Dukaten an. Chièvres und Sauvage, fügt Spinelli hinzu, hätten die Cortes 16 000 Dukaten bewilligt, da sie ihrer guten Dienste wegen wünschten, daß dieselben in Castilien blieben! Am 7. Januar hatte Spinelli gemeldet, Chièvres sei mit einem Gehalte von 4000 Dukaten Contador mayor (Oberschatzmeister) geworden.

drei Jahre, für welche er bewilligt sei, keine andere außerordentliche Steuer gefordert werde, außer im Falle äußerster Notwendigkeit. Auch auf diese Bitte kennen wir des Königs Antwort nicht; er gab wohl gar keine *).

Ueberhaupt, so hell auch das Licht scheint, welches durch diese Verhandlungen auf die castilianischen Zustände geworfen wird, in Wahrheit ist unsere Kenntnis der Vorgänge auf diesen ersten Cortes Karls eine recht ungenügende. Wir hören zwar die Bitten der Procuradoren, aber wir wissen nicht, wie sie zustande gekommen sind, nicht, wie sich die Vertreter der einzelnen Städte zu ihnen verhalten haben. Wir wissen nicht einmal, welche Städte auf diesen Cortes vertreten waren. Von dem Verhalten der Prälaten und Granden erfahren wir vollends so gut wie nichts. Wenn auch unter den Katholischen Königen die beiden ersten Stände aus den Cortes mehr und mehr verdrängt worden waren, so daß sie nicht einmal mehr zur Anerkennung des Thronfolgers berufen wurden, so hätten ja doch die außerordentlichen Umstände, unter welchen jetzt der junge König seine Regierung antrat, die Rücksicht auf die von mancher Stadt gezeigte Oppositionslust zu einem anderen Verfahren bestimmen können. Wir wissen nur, daß am 7. Februar achtundfünfzig geistliche und weltliche Herren den Huldigungseid leisteten. Man kann schwer annehmen, daß eine so bedeutende Zahl so hervorragender Persönlichkeiten gar nicht versucht habe, auch ihre Wünsche geltend zu machen. Aber niemand berichtet uns ein Wort darüber. Wie gelang es endlich der Regierung, trotz der schon jetzt herrschenden nicht geringen Mißstimmung von den Procuradoren die Bewilligung eines so großen Servicio zu erlangen? In betreff der vor der Huldigung erhobenen Bedenken schreibt Petrus Martyr, die beiden Spanier, Bischof Mota und Komtur Padilla, hätten die Procuradoren durch

*) Die Bitten der Cortes und des Königs Antworten kennen wir aus Sandovals Aufzählung (1, 121 ff.). Bei einzelnen Punkten bemerkt er, Karl habe nichts geantwortet, bei sehr vielen anderen fehlt einfach die Antwort.

schlaue Reden, durch Drohungen und Verheißungen herumgebracht. Die Procuradoren waren so gut Kinder ihrer Zeit wie die von den Spaniern geschmähten flandrischen Räte Karls; auch sie liebten, öffentliche Stellungen zu privatem Vorteil auszunützen. Eine ihrer Bitten an den König ging dahin, er möge befehlen, daß die von den Katholischen Königen den Procuradoren erwiesenen Gnaden und Verleihungen*) in Kraft blieben, und ebenso diejenigen, welche er selbst gewährt. Bei dieser Offenheit der Sprache darf man wohl vermuten, daß sie das Reich nicht mit einer großen Ausgabe belasteten, ohne selbst dafür bedacht zu werden.

Wie dem aber sei, die fremde Regierung des jungen Königs schien über die Vertreter Castiliens einen großen Triumph errungen zu haben. Ihr war die Anerkennung des Königs, sodann eine beträchtliche Summe bewilligt worden; die Bitten der Procuradoren mochten ihr wenig Sorge bereiten, ob der König ihre Bewilligung zugesagt oder nicht. In Wirklichkeit standen die Dinge dagegen schon jetzt bedenklich genug. In demselben Briefe, in welchem er die erfolgte Huldigung meldet, schreibt Martyr, der König sei von der Natur mit jeder ausgezeichneten Gabe beschenkt worden, so daß nichts zu wünschen bleibe. Die ihn aber dicht umringten, die vom eisigen Norden Gekommenen, gebärdeten sich, als seien sie unter den Göttern geboren und müßten jetzt in unwirtlichen Wüsten und unter starren Felsen leben. Sie sehnten sich nach den nordischen Stürmen wie nach seligen Gefilden zurück. „Vorher aber wünschen sie ihre Taschen mit Gold zu füllen; das ist ihr einziges Trachten. Und der jugendliche König ist ihnen zu Willen, er stopft sie voll, wo es nur irgend geht, ohne sie doch zu sättigen. Auf die Spanier sehen sie herunter, als wären dieselben in ihren Kloaken geboren. Schon machen die Spanier

---

*) Las provisiones y mercedes, que los Reyes Catholicos aviae hecho a procuradores.

finstere Mienen, beißen die Lippen, murren leise, daß sie, die Bezwinger von Königreichen, so mißachtet werden von denen, deren einziger Gott unter einem mäßigen Könige Bacchus und Venus ist.“ Schon im Februar fand man an den Kirchenthüren von Valladolid Plakate, welche der allgemeinen Unzufriedenheit einen fast aufrührerischen Ausdruck gaben und zuletzt sagten, wenn die Castilianer zu feige und zu feil seien, um das unwürdige Joch der Fremden abzuschütteln, so müsse man hoffen, daß die Aragonesen Spanien rächen würden *). So wenig sich auch die fremden Diplomaten um die inneren spanischen Verhältnisse kümmern, wo sie von ihnen reden, stimmen sie der Schilderung Martyrs zu. Bald genug wußte man an den Mittelpunkten der europäischen Politik, daß es mit Karls spanischer Macht übel bestellt sei. So schreibt der venezianische Botschafter am 10. Mai aus Rom, der katholische König werde dort für nichts geachtet und genieße durchaus nicht mehr das frühere Ansehen, weil er in Spanien wenig gelte; man erwarte, daß dort bald eine große Konfusion eintrete **).

*) **Vital** p. 234 f.
) **Sanuto 25, 340.

Die Kaiserwahl.

Sollte man nicht meinen, daß ein junger Herrscher, dem die gewaltige Macht, welche er ererbt, leibhaftig vor Augen trat, um den sich ein stolzes Volk jubelnd drängte, dem bald von überraschenden Entdeckungen in der Neuen Welt Kunde ward, daß dieser von einer großen Zukunft begrüßte Fürst nun seinerseits einen Aufschwung genommen, das passive Dahinleben eines unmündigen Zöglings abgeschüttelt und endlich angefangen haben werde, er selbst zu sein? Die Umstände, welche ihn früher genötigt hatten, sich scheu zurückzuhalten, waren doch jetzt zum großen Teile nicht mehr vorhanden. Er hatte nicht mehr zwischen feindlichen Großvätern zu lavieren, er stand nicht mehr unter dem Druck der engen niederländischen Verhältnisse. Er war jetzt wirklich katholischer König, er konnte es um so mehr, um so mächtiger sein, je bestimmter er seine eigene Autorität, wenn auch noch nicht im Detail der Geschäfte, aber doch wenigstens in einzelnen bedeutsamen Momenten geltend machte. Aber so sehr jetzt alles zum Hervortreten der monarchischen Persönlichkeit aufzufordern schien, Karl verschwand fast noch mehr als in der Periode seines flandrischen Lebens. Da hatte er doch wenigstens in den letzten Monaten mehrfach eigenen Willen gezeigt: in Spanien vernehmen wir nichts derartiges. Und doch wie viele Anlässe, persönlich einzugreifen,

traten hier an ihn heran! Als er den Brief an Jimenez unterzeichnen sollte, welcher den ehrwürdigen, um ihn so hochverdienten Kirchenfürsten in die Grube stieß, hätte sich da in dem jungen Könige nicht etwas regen sollen, das solchen Undank zurückwies? Und alles, was weiter mit des spanischen Primas Würde und Nachlaß geschah, hätte es nicht eines so frommen oder doch gläubigen Fürsten Gemüt empören müssen? Und da sich dann die spanischen Granden, Prälaten und Procuradoren an ihren jungen König herandrängten, ihm wohl gern die Ueberschwänglichkeit der spanischen Loyalität dargebracht hätten, wenn er nur wirklich ihr König sein wollte, wie war es möglich, daß er immer in derselben, ja, wie es schien, fast noch zunehmenden Passivität alles seinen flandrischen Räten überließ? Aus den ganzen zweiunddreißig Monaten seines ersten spanischen Aufenthalts lassen sich nur ganz vereinzelte Thatsachen angeben, welche Karls selbständiges Eingreifen beweisen oder doch wahrscheinlich machen. Die englischen, französischen, venezianischen Diplomaten, soweit wir ihre Berichte kennen, reden immer nur von Chièvres und Sauvage, dann von Gattinara. Gleich am 24. November 1517 schreibt Corner an den Rat der Zehn: „Chièvres ist das Haupt des Ganzen: ohne ihn thut diese Majestät nichts, ja redet nicht einmal mit irgend jemand über Geschäfte, wie geringfügig sie auch seien.“ Immer wieder nennt er Chièvres alter rex und am 19. August 1519 schreibt er gar: „Chièvres ist der absolute König, und wenn auch andere bei den geheimen Angelegenheiten dieser Majestät zugezogen werden, so hängen sie doch Alle von seinem Willen und seinem Wink ab.“ Ebenso beklagt sich der Papst oft über die verderbliche Macht Chièvres'. Die Spanier hassen ihn und seine flandrischen Gehilfen bald wie den Tod. Die Briefe Martyrs sind eine ununterbrochene Jeremiade über die schamlose Habgier dieser Fremden, welche nicht nur Castilien in unerhörter Weise ausplündern, sondern den König selbst arm machen. Der Glaube des gelehrten Hofmanns an die

Güte dieses Königs erhält sich lange; aber, klagt er, seine Harpyien läßt er nicht allein ungestört hausen, er kommt ihrer Unersättlichkeit entgegen. Die spanischen Granden lassen wohl ihren Groll stark vernehmen: als Karl bei seiner Abreise von Valladolid den Herzog von Alba bittet, ihn nach Aragon zu begleiten, erwidert jener, er sei so schlecht behandelt worden, daß er seine Zeit nicht länger bei Hofe verlieren wolle*). Aber überraschend früh drängt sich diesen Großen die Ueberzeugung auf, wenn man etwas erreichen wolle, müsse man mit den Fremden gemeinsame Sache machen. Schon in jenem Bericht vom 24. November 1517 schreibt Corner: „Alle diese Granden, Gesandten und überhaupt alle politischen Persönlichkeiten machen Chièvres den Hof, ja viele der Granden haben, um seine Gunst zu gewinnen, diese Majestät gebeten, sie möge das Erzbistum Toledo seinem Neffen, dem Kardinal, geben.“ Bald hören wir die Klage Martyrs, daß die Granden wie die Beamten den fremden Räubern in die Hände arbeiteten, ihnen jede mögliche Beute verrieten. Inzwischen frißt die Unzufriedenheit unter Volk und Adel immer tiefer, da weder der König noch seine Räte irgend eine Hoffnung lassen.

Nur eins hören wir von Karls Thun: er beteiligt sich eifrig an den Turnieren; er erprobt sich dabei als ausgezeichneten Reiter, kühnen Ritter; dann erscheint er auch in dem nationalen Stockspiel, und wer ihn da sieht, kann seine Geschicklichkeit nicht genug loben. Und da tritt denn auch gelegentlich etwas von eigenem geistigen Wesen zu Tage. Als er sofort nach Verabschiedung der Cortes wieder ein glänzendes Turnier abhält, erscheint er mit blendend weißem Schild, der die Devise trägt: Nondum. Martyr meint, er habe damit andeuten wollen, er habe noch nichts Großes gethan. Er wollte wohl eher damit sagen: Noch ist meine Zeit nicht gekommen. Es versteht sich von selbst, daß, ob man das „Noch nicht“ so oder so deute,

*) Spinelli an Heinrich VIII. den 4. Mai 1518.

nur er selbst diese Devise gewählt haben kann, daß also doch das Gefühl sich in ihm regte, daß er noch nicht sei, was er sein solle. Er war es in der That trotz aller ritterlichen Rüstigkeit körperlich so wenig wie geistig. Es hat sich ein jugendliches Porträt von ihm erhalten*) mit der Umschrift **Carolus rex catholicus**, das also frühestens zu Anfang des Jahres 1516 gefertigt sein kann, wahrscheinlich aber erst nach seiner Ankunft in Spanien: man kann nichts Unscheinbareres sehen; es ist das Gesicht eines Knaben von zwölf oder dreizehn Jahren, nicht das eines jungen Königs. Auch hören wir in dieser Zeit wieder öfter von bedenklichen Gesundheitszuständen. Anfang Januar 1519 fällt Karl beim Gottesdienst plötzlich bewußtlos nieder. Nach Venedig kommt die im tiefsten Geheimnis bewahrte Nachricht, der katholische König sei von der Epilepsie befallen; man glaube, er werde nur ein kurzes Leben haben. Am 20. Juni desselben Jahres schreibt Corner, der König sei zehn Tage krank gewesen; man meine, er werde nicht lange leben**).

Das alles legt eine früher schon kurz berührte Erwägung nahe, welche das Verhalten Chièvres' gegen Karl in günstigerem Lichte erscheinen lassen würde. Konnte er nicht die Ueberzeugung gewonnen haben, daß des jungen Fürsten Konstitution anhaltender geistiger Anstrengung noch in keiner Weise gewachsen sei, daß er vor allem körperlich gekräftigt werden müsse? Wenn wir die frappante Unreife Karls mit achtzehn, neunzehn, ja noch mit zwanzig Jahren wahrnehmen und ihn dann später zu seltener politischer Fähigkeit, zu unbeugsamer Festigkeit heranreifen sehen, so dürfen wir vielleicht sagen, daß hier eine sehr zarte, sehr langsam sich entwickelnde Natur mit der äußersten Sorgfalt gehegt und geschont werden mußte, wenn sie überhaupt je der großen Last gewachsen werden sollte, welche ihrer längst

*) Im Cabinet des estampes der Pariser Nationalbibliothek.

) **Petr. Martyr, Ep. 633. **Sanuto** 26, 395. 27, 370.

wartete. Und wenn niemand Karls Wesen genauer kannte als Chièvres und wenn er deutlicher als ein anderer die große Gefährlichkeit der ganzen Situation übersah, so hätte er ja nur seine Pflicht gethan, wenn er Karl möglichst lange vom eigentlichen Druck der Regierungsgeschäfte möglichst fern gehalten, ihn in geistiger Harmlosigkeit durch Reiten, Jagen, Turnieren körperlich zu kräftigen gesucht und auch seine Verheiratung hinausgeschoben hätte. Diese Rücksicht forderte freilich in keiner Weise, die königliche Person so verschwinden zu lassen, wie es geschah, und völlig unverantwortlich war es, daß Chièvres seine unbeschränkte Herrschaft über den jungen König in einer Weise ausbeutete, welche demselben die größten Schwierigkeiten bereiten mußte. Denn, wenn auch die Klagen der Spanier über seine und seiner Frau und seiner ganzen Sippschaft Geldgier vielfach übertreiben mögen, daran kann kein Zweifel bestehen, daß Chièvres ein förmliches Plünderungssystem in Spanien einrichtete und nach allen Richtungen seine politische Macht benützte, um ungemessene Reichtümer aufzuhäufen. Nun war das ja freilich die durchgehende Art jener Zeit, daß mächtige Minister sich jeden von ihnen gewünschten Dienst möglichst teuer abkaufen ließen und nie eine Gelegenheit versäumten, Geld zu machen; so arg Chièvres dieses Wesen trieb, hinter Wolsey's schamloser Gier blieb er doch wohl weit zurück, konnte sich auch mit der Kunst der Kurie, alles in Dukaten zu verwandeln, kaum messen. Aber wie er und seine Freunde Spanien ausraubten, das war doch auch für jene Zeit, welche etwas wie Gewissen in der Politik durchaus nicht kannte, insofern monströs, als daraus die große Gefahr entstand, diese kaum gewonnene spanische Goldmine für immer zu verschütten.

Denn, wie wir schon gesehen, mit der Konsolidierung von Karls Herrschaft in Castilien stand es, trotz dem günstigen Verlauf der Cortes von Valladolid, keineswegs günstig. Ganz andere Erfahrungen sollte man aber noch in Zaragoza und Barcelona machen. Vom Mai 1518 bis zum Januar 1519

mußte man sich mit den Cortes von Aragon herumzanken, bis sie Karl, der nur sehr schwer seine Anerkennung als König neben seiner Mutter erlangte, die Summe von 200000 Dukaten bewilligten, welche durch die angefügten Bedingungen noch beträchtlich reduziert wurde. Nicht besser ging es dann in Barcelona mit den Cortes von Catalonien. Von Valencia erhielt man gar nichts, da Karl außer stande war, dieses Königreich zu besuchen. Nun ruhte ja freilich, wie wir gesehen, die reelle und finanzielle Macht des spanischen Königs vorwiegend auf Castilien; aber Aragon und Catalonien gewannen jetzt dadurch eine größere Bedeutung, daß sie an Frankreich grenzten. Wenn nun aber Chièvres die ganze Last seiner fiskalischen Künste auf Castilien warf, während der Hof vom April 1518 bis zum Februar 1520 in Aragon und Catalonien residierte, so mußte das die in Castilien vorhandene Unzufriedenheit auf einen sehr bedenklichen Grad steigern. Die Summe von Chièvres' spanischem Regiment bestand darin, daß Aragon, Catalonien und Valencia mehr und mehr zu ihrer früheren Selbständigkeit zurückstrebten und der katholische König diesen Partikularismus der Coronilla um so weniger zu beugen vermochte, als das Fundament seiner Macht in Castilien völlig ins Wanken geriet.

Trotz alledem trug Chièvres kein Bedenken, seinen von persönlichen und politischen Schwierigkeiten fast niedergedrückten König die Hand nach der Kaiserkrone ausstrecken zu lassen. Das geschah freilich nicht erst jetzt. Die Frage, wer in Zukunft die höchste Würde der Christenheit besitzen würde, beschäftigte die Mächte schon seit Jahren. Maximilian hatte in seiner Weise mit dieser Aussicht Geschäfte gemacht, heute den unmündigen König Ludwig von Ungarn und Böhmen durch dieselbe zu bedeutsamen Abmachungen verlockt, morgen Heinrich VIII. zu neuen Geldzahlungen zu bewegen gesucht, während er in Wirklichkeit gewiß nie etwas anderes beabsichtigte, als die Wahl der Kurfürsten auf seinen Enkel Karl zu lenken. Schon im Sommer 1516 ließ König Heinrich, wie wir sahen,

den Brüsseler Hof dringend darauf hinweisen, welche Gefahr drohe, wenn er nicht alles thue, um Maximilians Stellung in Italien behaupten zu helfen; wenn sich Frankreich zum Herrn Italiens und des Papstes mache, werde es nach Maximilians Tode wahrscheinlich auch die Kaiserkrone gewinnen. Im Februar 1517 machte der englische Gesandte Maximilian ernste Vorstellungen über seine verkehrte Politik, sich und seinen Enkel mit Frankreich zu verbinden; er werde dadurch verschulden, daß Karl, im Besitze der größten Erbschaft, die man seit fünfhundert Jahren gesehen, von Frankreichs Launen abhänge, daß Frankreich die natürliche Autorität Maximilians und seiner Tochter bei Karl verdunkle, seine Macht in Italien immer fester begründe und schließlich die Kaiserkrone erlange, die es schon als sein Recht fordere *). Jedenfalls war Frankreich bereits in voller Thätigkeit, den Boden für seine Ansprüche in Deutschland zu bereiten. Bald sehen wir alles mit dieser Kaiserfrage beschäftigt. Denn wie derb realistisch die neue Politik im ganzen den Idealen des Mittelalters den Rücken gekehrt und durch die Aufrichtung selbständiger, fest organisierter Nationalstaaten den mittelalterlichen Anschauungen von der großen christlichen Welteinheit unter den beiden Schwertern den letzten Boden entzogen hatte, in den Gedanken der Menschen behaupteten diese Anschauungen noch immer eine weitreichende Macht. Wesentlich mittelalterliche Phantasien hatten dazu mitgewirkt, die französischen Waffen nach Italien zu führen, wo die Eroberung Neapels ja nur der erste Schritt zu der von Konstantinopel und zur Befreiung Jerusalems sein sollte; mit ähnlichen Ideen wußte der schlaue Ferdinand seine politischen Anschläge auf Italien zu zieren, indem er die Dinge so färbte, daß er als Vorkämpfer des heiligen Vaters erscheine; Maximilian jagte den alten Träumen kaiserlicher Macht jenseits der Alpen nach, und die Modernsten unter den Deutschen seiner Zeit jubelten diesem

*) **Brewer** II, 1, 659. II, 2, 937.

Streben in nebelhafte Fernen zu. Ueberhaupt bildet es ja einen wesentlichen Charakterzug der damaligen Epoche, daß in Gedanke und Empfindung der Menschen Altes und Neues sich wunderbar mischte. Sie arbeiteten mit jugendlicher Lust einer von der Vergangenheit völlig losgelösten Bildung zu, suchten das ganze Leben nach den Anforderungen dieser Bildung einzurichten und schwärmten doch wieder in den Phantasien jener Vergangenheit. Dasselbe Geschlecht, welches dem hellen Lichte des wiedererstandenen Altertums zujauchzte, begeisterte sich für die phantastische Nebelwelt des rasenden Roland oder des Amadis von Gallien. So behauptete denn auch die Kaiserwürde in den Augen der modernen und doch immer wieder von den Vorstellungen der Vergangenheit umstrickten Politiker eine über die Wirklichkeit unendlich hinausragende Bedeutung. Wie keiner der Fürsten und Staatsmänner dieser Zeit der Verlockung widerstehen konnte, sei sie auch noch so täuschend, das Grundprincip des modernen Staats, seine Abschließung in wesentlich nationale Grenzen, preiszugeben und nach wertlosem oder vielmehr schädlichem Besitz in weiter Ferne zu greifen, so legten sie alle auf die Kaiserwürde den höchsten Wert. Und weil alle Welt so dachte, so besaß diese Würde in Wahrheit eine politische Bedeutung, mit der ihr reeller Nutzen im schroffsten Gegensatze stand.

Nachdem die Zeitgenossen seit mehr als zwanzig Jahren unzählige Male erlebt hatten, daß die Kaiserwürde der Macht Maximilians mehr geschadet als genützt habe, versetzte doch die Frage, wer nach seinem Tode dieses verderbliche Glück gewinnen werde, die politische Welt in größte Aufregung. Und je deutlicher es wurde, daß Maximilians Enkel, der katholische König, der Hauptbewerber sein werde, desto mehr sah es Franz I. als seine selbstverständliche Pflicht an, vielmehr Frankreich mit dieser höchsten Würde zu beglücken und was mehrere seiner Vorfahren vergebens erstrebt, endlich selbst zu erringen. Denn wie hätte er es ertragen sollen, daß dieser junge kränkliche

Karl, für seine burgundischen Besitzungen ein Vasall der französischen Krone, nachdem er die Macht des spanischen Rivalen gewonnen, sich auch noch als Kaiser direkt über den König von Frankreich emporschwinge? Ohne Zweifel trug diese Erwägung zeitig dazu bei, daß Frankreich alles aufbot, Karl in Abhängigkeit zu erhalten, ihn aufs engste an Frankreich zu ketten, seine Räte zu gewinnen, seine Gegner zu stärken, vornehmlich zu hindern, daß er die spanische Macht wirklich in Besitz nehme. Eben deshalb that England um so mehr, was es konnte, um Karl aus dieser Abhängigkeit von Frankreich herauszureißen, ihn nach Spanien zu bringen, wie denn die englischen Gesandten sich gegen Corner berühmten, ihr König hauptsächlich habe es bewirkt, daß der katholische König nach Spanien gekommen*).

Freilich war es nun für den Kampf um die Kaiserkrone in einer Beziehung nicht günstig, wenn sich Karl in das ferne Spanien begab und dadurch Frankreich den Vorteil einräumte, dem Kampfplatze in Deutschland sehr viel näher zu sein. Man suchte diesem Nachteile dadurch zu begegnen, daß Karl vor seiner Abreise aus Flandern alle Anordnungen traf, die man damals nötig fand, um ihm die Stimmen der Kurfürsten zu sichern. Während er bei England das Geld für seine Ueberfahrt leihen mußte, versprach er, auf die Fugger eine Summe von 100000 Goldgulden anzuweisen, um die Kurfürsten, ihre Räte, Verwandten und sonst möglicherweise auf die Wahl Einfluß übende Personen zu gewinnen. Mit dieser für seine Mittel nur zu großen Ausgabe meinte er, auch da er in Spanien war, noch zum Ziele zu kommen, als ihm Maximilian schreiben ließ, die 100000 Goldgulden würden bei weitem nicht ausreichen. Chièvres hatte sogar die naive Hoffnung gehegt, es

---

*) Corner an den Rat der Zehn, Valladolid den 24. November 1517: Chel re loro era stato potissima causa de far venir el Re catholico qui cun accomodarlo di grande cose et sopra tutto de grossa summa de ducati.

werde genügen, den Kurfürsten Versprechungen für den Zeitpunkt zu machen, wo sie Karl gewählt haben würden. Er hatte deshalb jene Summe nicht in Geld, sondern in spät zahlbaren Wechseln geschickt. Aber Maximilian erwiderte am 18. Mai 1518 in einem höchst charakteristischen Briefe, gegenüber dem reichlich fließenden baren Gelde Frankreichs bedeuteten Versprechungen so wenig als Wechsel, und wenn Karl den unendlich wertvollen Besitz der Kaiserkrone gewinnen wolle, müsse er sofort und zwar sehr tief in seine Tasche greifen.

Schon vor der Ankunft dieses Briefes bereitete die Wahl Karls Räten reichliche Not. „Chièvres und Sauvage," schreibt Spinelli am 4. Mai, „sind täglich in großen Gedanken über die Wahl, da Frankreich kein Geld spart, und das Geld des katholischen Königs durch die Hand Maximilians gehen muß, in welcher immer etwas hängen bleibt. So hat der Kanzler kürzlich entdeckt, daß der Kaiser die Heiratsverhandlungen mit Ungarn so betreibt, daß ein Drittel der Aussteuer ihm selbst zufällt." Sie hätten deshalb Margarete gebeten, Juan de la Nuca als Karls Gesandten zum Kaiser zu schicken, der sich nicht leicht übervorteilen lasse. Uebrigens fürchtete Spinelli sehr, daß diese wichtige Angelegenheit zum Siege Frankreichs führen werde, worunter dann die ganze Christenheit leiden müsse; die Geschicklichkeit und der Eifer der Franzosen habe nur zu viel Aussicht, über die Nachlässigkeit der Herren in Spanien zu triumphieren. Am 20. Mai weiß derselbe Spinelli zu melden, Chièvres fürchte die außerordentliche Betriebsamkeit Frankreichs und wünsche, daß sowohl England als Portugal Gesandte nach Deutschland sende, um auf die Wahl einzuwirken. Brandenburg scheine schon ganz für Frankreich gewonnen zu sein; um wenigstens Sachsen zu gewinnen, werde man ihm Karls jüngste Schwester Katharina anbieten müssen. Sollten sich gegen Karl wegen seiner Abwesenheit zu große Bedenken erheben, so werde man Ferdinand vorschlagen. Am 21. Juni berichtet Spinelli, man hoffe Brandenburg doch noch durch die Hand Katharina's

zu gewinnen, Sachsen wolle man die Hand der Königin Germaine mit einer sehr reichen Ausstattung anbieten.

Die ausreichend aufgeklärten Bemühungen der beiden Rivale um die Stimmen der Kurfürsten im einzelnen zu verfolgen, kann ich mich enthalten *); dagegen ist es notwendig, auf die Einwirkungen der großen europäischen Politik, auf die Stellung der einzelnen Mächte zur Wahlfrage näher einzugehen, da über diesen Punkt noch mancherlei Dunkel und Irrtum herrscht.

Daß Frankreich die Reise Karls nach Spanien sehr ungern gesehen habe, trat schon darin an den Tag, daß bei seinem feierlichen Einzuge in Valladolid zwar die übrigen Mächte vertreten waren, der französische Gesandte aber fehlte. Ende Dezember wurde er erwartet, kam jedoch erst Ende Januar 1518. Alsbald begannen schwierige Verhandlungen über Navarra und Neapel. Wir wissen, was Frankreich früher in betreff dieser beiden Länder zugesichert worden war, wir wissen aber auch, was Karl den castilianischen Cortes auf ihre Wünsche und Erklärungen über Navarra im Widerspruch mit jenen Zusicherungen geantwortet hatte. Frankreich konnte unmöglich dazu schweigen, daß Karl, welcher sich früher verpflichtet hatte, die navarresische Rechtsfrage untersuchen zu lassen und den Ansprüchen der d'Albrets gerecht zu werden, jetzt den Cortes sagte, er sei entschlossen, Navarra immer festzuhalten, da sein Recht auf dasselbe unbestreitbar sei. Wenn nun auch Chièvres dem französischen Gesandten diesen Widerspruch dadurch zu erklären suchte, daß er äußerte, in Flandern habe man nicht gewußt, wie gut Karls Recht auf das streitige Land sei, das habe man erst in Spanien erfahren, so war die Sache dadurch nicht erledigt. Denn Frankreich und sein Schutzbefohlener hielten nach wie vor an der entgegengesetzten Auffassung fest. Hätte man dabei

---

*) Rösler hat sie in seinem vortrefflichen Buche über die Kaiserwahl Karls V. ausreichend beleuchtet.

beharren wollen, das Recht Karls als zweifellos hinzustellen, so wäre der Bruch mit Frankreich in drohende Nähe gerückt worden. Diesen Bruch wünschten die Spanier, Chièvres aber wollte ihn jetzt nicht viel weniger als früher vermeiden. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, die venezianischen und englischen, wie die römischen, daß Chièvres den Frieden mit Frankreich zu erhalten wünsche; in England und Rom klagt man über seine schwache Nachgiebigkeit ebenso wie in Spanien. Er trat trotz allem in neue Verhandlungen über Navarra ein, welche die Spanier ihm zum Verbrechen machten, obwohl er sie endlos in die Länge zu ziehen wußte und es bald zweckmäßig fand, Navarra durch Truppenaufstellungen zu schützen.

Alsbald traten neue Streitfragen zu der über Navarra hinzu. Mit Geldern gab es schon Ende 1517 abermals Konflikte, und König Franz war rasch bei der Hand, der niederländischen Regierung daraus einen schweren Vorwurf zu machen; er forderte in kürzester Zeit Bereinigung seiner Beschwerde. Ueber Neapel konnten die Zwistigkeiten kein Ende finden; man meinte jetzt, die Frankreich versprochenen 100000 Livres seien zu viel, da ja auch König Ferdinand immer nur 50000 gezahlt habe. Die Anhänger Frankreichs wollte man nicht im Lande dulden. Man schob mehr und mehr die Last ab, welche man in Noyon auf sich genommen hatte: Karl, sagte Chièvres dem englischen Gesandten, sei jetzt nicht mehr in den Niederlanden, sondern in Spanien. Diese Emancipation wollte Frankreich nicht dulden. König Franz empfing die neue Gesandtschaft Karls im Juni 1518 mit unverhohlenem Unmut. Karls Räte wurden die Sorge nicht los, daß die in auffallendem Umfange betriebenen Rüstungen Frankreichs dem unteritalienischen Besitze ihres Herrn gälten. Auch in Spanien hatte man schon zu Anfang des Jahres 1518 begonnen, sich zu Lande und zu Wasser energisch zu kriegerischer Aktion vorzubereiten. Franz besaß, wie wir wissen, von Karl das Versprechen einer baldigen persönlichen Zusammenkunft; der französische Gesandte drängte auf

seine Erfüllung; aber weder Karl noch seinen Räten konnte unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine solche Begegnung passen. Mit wie großem Rechte sie indessen auf die Notwendigkeit hinwiesen, zunächst die Verhandlungen mit den Cortes von Aragon und Catalonien zu beenden, in Frankreich sah man darin nur leere Ausreden. Chièvres half sich mit Zusagen, die er nicht zu erfüllen dachte. Das ganze Jahr 1518 hindurch finden wir die Kurie mit der Frage beschäftigt, ob die Zusammenkunft wirklich stattfinden werde. Heute erfährt sie, es werde in nächster Zeit geschehen, dann wieder, man wisse noch nicht wann u. s. w. Frankreich bemühte sich damals, von England das wichtige Tournay zurückzuerhalten; Karls Regierung arbeitete dem mit aller Macht entgegen. Es schien einen Augenblick, als werde es darüber zwischen Frankreich und England zu ernsten Zerwürfnissen kommen; in diesem Falle, erklärte Karl, werde er nachdrücklich auf Englands Seite treten. Sauvage fragte eines Tages den französischen Gesandten, wie sein Herr dazu komme, Tournay von England zurückzufordern, da sowohl er als Ludwig XII. es in bester Form abgetreten hätten. Als der Gesandte de la Roche Beaucourt erwiderte, daß Frankreichs Gesetze keinem Könige erlaubten, Krongüter zu entfremden, daß deshalb jene über Tournay mit England abgeschlossenen Verträge keine Gültigkeit hätten, sagte Sauvage, danach könne man überhaupt den von Frankreich eingegangenen Verbindlichkeiten keine Bedeutung beilegen. Als Spinelli dem Kanzler für dieses Auftreten dankte, äußerte Sauvage, es verdiene keinen Dank, da sie sehr wohl wüßten, Englands Wohl sei ihr eigenes. Er fügte hinzu, man wisse, Frankreich bemühe sich, Dänemark gegen England zu gewinnen; Karl habe sich bemüht, auf seinen Schwager, König Christian II., in entgegengesetztem Sinne einzuwirken *).

*) Da er mit dem dänischen Könige über die seiner Schwester versprochene Mitgift und die ihr zu teil gewordene Mißhandlung Differenzen hatte (Henne 2, 245 ff.), so mochte diese Bemühung nicht viel bedeuten.

Wenn so auf der ganzen Linie der europäischen Politik der katholische König trotz allen Friedenswünschen Chièvres' in die Opposition gegen Frankreich hineingedrängt wurde, so mußte auch seine persönliche Verbindung mit dem französischen Königshause in Gefahr kommen. Die Spanier hatten die Verlobung ihres Königs mit der jungen Louise immer für einen bösen Mißgriff gehalten. Wir hörten, wie die Cortes Castiliens die baldige Verheiratung Karls wünschten. Aber schon ehe sie diesen Wunsch äußerten, vernahm man von Verhandlungen, welche Portugal über die Verheiratung Karls mit einer portugiesischen Prinzessin, seiner ältesten Schwester Eleonore mit einem portugiesischen Prinzen angeknüpft habe. Chièvres fand es nötig, König Franz über diese Gerüchte durch ein Schreiben Karls zu beruhigen, welches erklärte, er habe nie an ein solche Verbindung gedacht. „Ich habe nicht die Absicht," schrieb er, „die Verbindung mit Euch aufzugeben, welche ich viel höher schätze als alle anderen, die man mir anbieten könnte"*). Trotzdem glaubte Spinelli im Mai aus Gesprächen mit Chièvres und Sauvage zu entnehmen, wahrscheinlich werde Karl eine ungarische Prinzessin heiraten; am 21. Juni meinte er das als sicher melden zu können. Nun starb im September Prinzessin Louise. Jedermann mußte meinen, damit sei das Band, welches Karl an Franz geknüpft, völlig gelöst. Als aber am 29. September die Todesnachricht in Zaragoza eintraf, suchte Chièvres sofort den französischen Gesandten auf, um ihm zu versichern, sein Herr werde jetzt, dem Vertrage treu, Franz' zweite Tochter Charlotte heiraten**). Chièvres hielt es eben für notwendig, ein erträgliches Verhältnis zu Frankreich so lange als irgend möglich zu erhalten. Er konnte nicht umhin, dieser Macht fast in jeder Beziehung entgegenzuarbeiten; er that es an mehr als einem Punkte mit erfolgreichem Geschick: es gelang ihm im

*) Karl an Franz, Valladolid den 13. Januar 1518. Pariser Nationalbibliothek Anc. Fonds 2960 fol. 33.

**) Corner, Zaragoza den 4. Oktober.

Frühling 1518, den für die Ruhe der Niederlande so gefährlichen Robert de la Mark und dessen Bruder, den Bischof von Lüttich, Frankreich abspenstig zu machen, in Genua die Adorni für Karl zu gewinnen; in Deutschland lief die burgundische Diplomatie der französischen den Rang ab; daß aber der Kampf der Intriguen in einen Kampf der Waffen überspringe, suchte Chièvres um jeden Preis zu vermeiden.

Gegen die übergreifenden Ansprüche Frankreichs hatte man bis dahin den besten Rückhalt an England gefunden. Nun aber gelang es der französischen Diplomatie, Wolsey für sich zu gewinnen und im Juli mit Unterstützung der Kurie ein Abkommen herbeizuführen, welches eine enge Verbindung Englands mit Frankreich in Aussicht stellte: König Heinrichs einzige Tochter Marie sollte demnächst dem vor einigen Monaten geborenen Dauphin die Hand reichen, und England ließ sich bereit finden, das wichtige Tournay gegen eine beträchtliche Geldzahlung an Frankreich zurückzugeben. Die beiden Herrscher wollten demnächst persönlich zusammenkommen, um ihre Freundschaft zu befestigen. Seit einiger Zeit hatte man am spanischen Hofe eine derartige Wendung gefürchtet und alles aufgeboten, England bei sich festzuhalten: als die Nachricht vom Siege Frankreichs eintraf, war die Bestürzung groß. „Ich versichere Euch," meldete der französische Gesandte am 30. Juli aus Zaragoza, „daß der katholische König und sein ganzer Hof niemals so betroffen war wie von dieser Nachricht"*). Es konnte wenig trösten, daß bald nachher ein Brief Wolsey's an Karl eintraf, welcher ihn bat, den Berichten mißgünstiger Leute über Englands Beziehungen zu Frankreich nicht zu glauben; König Heinrich werde nie vergessen, was er Karl schuldig sei. Nun gelang es Chièvres wohl, den förmlichen Abschluß zwischen England und Frankreich noch einige Monate hinauszuschieben, so daß derselbe erst Anfang Oktober erfolgte. Noch wichtiger

*) Bibl. nat. A. F. 2966 fol. 190.

war, daß Wolsey mit einer eigentümlichen Wendung dem ganzen Abkommen einen neuen Charakter gab, indem er das mit Frankreich geschlossene Bündnis in ein allgemeines der großen Mächte verwandelte, den speciellen Vertrag zwischen England und Frankreich in einen Friedensvertrag womöglich aller christlichen Staaten, dem zunächst der Kaiser und Karl beitreten sollten. Das alles konnte jedoch die Thatsache nicht beseitigen, daß durch die Rückgabe Tournay's und die Verbindung der beiden königlichen Kinder zwischen England und Frankreich immerhin ein näheres Verhältnis bestand. Karls Intimität mit England war gestört. Seine Position hatte sich erheblich verschlechtert, die Frankreichs ebenso verbessert.

Zumal gleichzeitig die lange schwankende Politik des Papstes eine entschiedene Wendung zu Frankreich erfahren hatte. Leo X. hatte als Gegner Frankreichs den heiligen Stuhl bestiegen. Die Medici hatten einst durch Frankreich den Besitz von Florenz verloren, waren 1512 durch spanische Waffen nach Florenz zurückgeführt worden. Leo selbst hatte unter Julius II. an der Spitze des päpstlichen Heeres gegen die Franzosen gefochten. Er hatte dann 1515 bei dem glänzenden Kriegszuge Franz' I. nach Italien mit den Gegnern desselben gemeinsame Sache gemacht. Als freilich die französischen Waffen die ersten Erfolge errungen, bog er rasch zu zweideutiger Unthätigkeit und dann nach dem Siege von Marignano zu scheinbar intimer Freundschaft um. In jener Besprechung, welche er mit dem jungen sieggekrönten Herrscher in Bologna hatte, wurden über die französische Kirche für beide Teile so vorteilhafte Abmachungen eingeleitet, daß sie die Krone Frankreich fest mit der Kurie verbinden zu müssen schienen. Dazu wurde die Heirat von Leo's Liebling, seinem Neffen Lorenzo, mit einer französischen Dame aus königlichem Geblüt verabredet. Aber es war nicht die Art dieses Papstes, sich fest zu binden. Wenn ihm die französische Freundschaft Vorteile brachte oder verhieß, so erregte ihm die französische Macht Angst, und diese Empfindung wurde um so

stärker, je weniger jene Vorteile je seinen Ansprüchen zu genügen vermochten. Schon im nächsten Jahre 1516 fand er es angemessen, den Kriegszug Maximilians gegen Mailand so weit zu unterstützen, als es anging, ohne offenen Bruch mit Frankreich zu riskieren. In der Schweiz arbeitete er unermüdlich hinter des französischen Freundes Rücken gegen denselben. Ueber die Heirat Lorenzo's, dem er zu der Herrschaft über Florenz die über das Herzogtum Urbino verschafft hatte, eröffnete er trotz der in Bologna getroffenen Abrede eine förmliche Konkurrenz zwischen Frankreich und Spanien. Solange sie schwebte, schien die Besorgnis vor Frankreich in ihm das Uebergewicht zu behaupten. Aber endlich trugen Frankreichs Anerbietungen, denen die Bemühungen des von so vielen Nöten heimgesuchten spanischen Hofes nicht die Wage zu halten vermochten, den Sieg davon. Im Frühling 1518 zog Herzog Lorenzo mit stolzem Gepränge über die Alpen, um Madeleine de la Tour d'Auvergne die Hand zu reichen, den Papst bei der Taufe des Dauphin zu vertreten: bald war er ganz und gar für das französische Interesse gewonnen und zog den Papst nach. Während dieser bis dahin bemüht gewesen war, England von Frankreich fern, mit Spanien verbunden zu halten, beförderte er jetzt die vorhin erwähnte Verbindung jener beiden.

So ungünstig hatten sich die europäischen Verhältnisse für den katholischen König verschoben, als Maximilian im August 1518 auf dem Augsburger Reichstage persönlich die lange gepflogenen Verhandlungen mit den Kurfürsten über die Wahl seines Nachfolgers zum Abschluß zu bringen suchte. Er hatte den überraschendsten Erfolg. In wenigen Tagen wurde die französische Bewerbung aus dem Felde geschlagen, am 27. August von den Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz, Brandenburg und Böhmen das förmliche Versprechen unterzeichnet, Karl zum römischen König zu wählen. Karls Agenten lebten der Hoffnung, nach dem Schluß des Reichstages werde sich Maximilian mit den

genannten Kurfürsten nach Frankfurt begeben und diese dort die Wahl vollziehen.

Dieser merkwürdige Erfolg der habsburgischen Politik berührte den geschlagenen französischen Gegner kaum so peinlich wie Leo X. Gleich auf die erste Nachricht von Maximilians Aussichten gab er seinem Verdruß einen unumwundenen Ausdruck in einer Weisung an seinen Legaten Bibbiena in Frankreich*). Er begreife nicht, ließ er diesem Vertrauten schreiben, wie Maximilian so rasch und leicht die Kurfürsten zur Wahl eines römischen Königs habe bestimmen können, da er selbst nur römischer König, nicht Kaiser sei; er erinnere sich nicht, daß Aehnliches je geschehen. Er begreife ebensowenig, wie der katholische König auf eine solche Wahl eingehen könne, da er doch wissen müsse, daß der Besitz Neapels mit der Würde eines römischen Königs unvereinbar sei. Schon vor drei Jahren hatte der Papst in Frankreich erklären lassen, der heilige Stuhl werde ruiniert sein, wenn das Königreich Neapel in den Besitz Karls komme, wohl in der Voraussicht, daß Karl demnächst der Erbe der deutschen Krone sein werde. Jetzt, da diese Besorgnis Wirklichkeit zu werden drohte, geriet er in die höchste Aufregung. „Wißt Ihr," sagte er eines Tags zum Botschafter Venedigs, „wie viele Meilen es von hier bis an die Grenze des neapolitanischen Gebiets sind? Vierzig. Der Katholische kann nicht römischer König sein." Der Herr Neapels und Siziliens schien ihm für die Unabhängigkeit und die politischen Interessen des römischen Stuhles sehr viel gefährlicher als der Herr Mailands. Die Herrschaft Frankreichs in Oberitalien war stets eine sehr unsichere, kurz dauernde gewesen; von der Schweiz und Deutschland her konnte sie auch jetzt, da sie noch nicht drei Jahre zählte, jeden Augenblick umgeworfen werden.

---

*) Ich habe das Verhalten Leo's im Wahlkampfe aktenmäßig in den Forschungen zur deutschen Geschichte (23, 523 ff.) dargelegt, wo man die Beweise für das im folgenden Gesagte nachsehen möge.

Spanien hatte sich dagegen in Unteritalien bereits so festgesetzt, so viele Angriffe und Anschläge glücklich abgewiesen, es war dort für seine europäischen Gegner so schwer erreichbar, daß der Papst mit Recht hier eine dauernde Macht sah. Daß aber der fest etablierte König von Neapel auf das nahe Rom einen ganz anderen Druck zu üben vermochte als der schwankende Herzog des fernen Mailand, ließ sich nicht in Abrede stellen. Und selbst die Dauer der französischen Herrschaft über die Lombardei angenommen, blieb immer ein beträchtlicher Unterschied zwischen dem Gewicht, mit dem Neapel und Mailand auf dem Kirchenstaate lasteten. Eben deshalb hatten die Päpste stets in der Verbindung Unteritaliens mit der Kaiserwürde die größte Gefahr erblickt, während es ihnen eher erträglich schien, daß der Kaiser die Lombardei beherrsche. Zu diesen allgemeinen Erwägungen der päpstlichen Tradition gesellten sich nun aber die besonderen Interessen des Hauses Medici. Leo hatte sich, wie wir sahen, nach langem Schwanken entschieden, das Glück seiner Familie an die Gunst Frankreichs zu knüpfen. Daß Frankreich in Zukunft wie bisher alles aufbieten werde, die Wahl Karls zu hindern, verstand sich von selbst, wenn auch das diplomatische Trugspiel es so fügte, daß man einen Augenblick in Rom die Miene annahm, daran zu zweifeln, und König Franz auf dieses Spiel einging, indem er sich zu freuen vorgab, wenn seinem Schwiegersohne Karl so große Ehre zu teil werde. Nur um so heftiger brach alsbald der Grimm des jungen, von der Natur und vom Glück verwöhnten Herrschers bei dem Gedanken aus, daß dieser kränkliche, unreife, unscheinbare Karl, der noch nichts gethan, noch keinen Beweis gegeben hatte, daß er überhaupt etwas thun könne, daß dieser sein burgundischer Vasall die spanische Krone durch die Gewinnung der Kaiserwürde über die französische erheben werde. Mit unverhaltener Leidenschaft drang er in Leo, er möge diese Erniedrigung von Frankreich, dieses Unglück von Italien und dem apostolischen Stuhle fern halten.

Eben das hatte der Papst gewünscht, daß Frankreich in dieser Weise seine Hilfe anrufe, daß das höchste französische Interesse von dem Verhalten der Kurie abhängig erklärt werde; denn dann mußte Frankreich in ganz anderer Weise als bisher geneigt werden, die mediceischen Interessen in Ober- und Mittelitalien, vielleicht selbst in Unteritalien zu fördern. Das aber lag ja klar zu Tage, daß die Kurie jetzt das meiste zur Vereitelung der Aussichten des katholischen Königs thun könne. Wenn sie auf dem Satze bestand, daß der Besitz Neapels mit der römischen Königswürde unverträglich sei, wenn sie den König von Neapel für unwählbar erklärte, so leistete sie damit den Bemühungen Frankreichs bei den Kurfürsten den wirksamsten Vorschub. Und noch direkter konnte sie der habsburgischen Politik den Weg vertreten. Die Wahl eines römischen Königs setzte in der That voraus, daß ein solcher nicht schon vorhanden sei. Solange Maximilian die Kaiserkrone nicht empfangen hatte, war die wirkliche Wahl seines Enkels so gut wie ausgeschlossen. Hauptsächlich hinter diese Schwierigkeit scheinen sich diejenigen Kurfürsten verschanzt zu haben, welche in Augsburg das Versprechen, Karl zu wählen, gegeben hatten, hinterdrein aber um so bedenklicher geworden waren, dasselbe zu erfüllen, als sich Karl außer stande sah, die von Maximilian verheißenen Summen prompt flüssig zu machen, während Franz ihnen gewaltige Summen baren Geldes in die Augen blitzen ließ. Maximilian und Karl boten deshalb in den letzten Monaten des Jahres 1518 alles auf, dieses Hindernis zu beseitigen, und da es nach Lage der Dinge sowohl in Deutschland wie in Oberitalien nicht wohl thunlich war, an einen Romzug zu denken, so drangen sie in Leo, er möge Maximilian durch einige Kardinäle in Trient krönen lassen.

Das war ein gegen alles Herkommen so stark verstoßendes Ansinnen, daß Leo es hätte ablehnen können, ohne offen mit Maximilian und Karl zu brechen. Wenn nun aber Frankreich ihn beschwor, das zu thun, so hatte er tausend Bedenken

dagegen. Es sei jetzt überhaupt zu spät, so ließ er sich vernehmen, etwas Wirksames gegen Karls Wahl zu thun. Oft und dringend genug habe er Frankreich bei Zeiten gemahnt, auf seiner Hut zu sein, aber immer taube Ohren gefunden. Wenn er jetzt die Sendung der Krone verweigere, so laufe er Gefahr, sich die bittere Feindschaft Maximilians und Karls zuzuziehen, ohne vielleicht nur die Wahl hindern zu können; überdies mache ihm Karl die größten Anerbietungen für die Erfüllung seines Wunsches. Sein Haus gehe beträchtlicher Besitzungen in Neapel, die Karl verheiße, verlustig, wenn er so gegen ihn auftrete. Allerdings, wenn er sich unbedingt auf Frankreichs Ergebenheit und Freigebigkeit verlassen könne, so liege die Sache anders. Aber daran fehle viel. Ja plötzlich, im November, ertönten aus Rom die bittersten Klagen über Frankreichs Undankbarkeit und Rücksichtslosigkeit. Der heilige Vater schien nichts als Zorn und Schmerz zu sein über diesen allerchristlichsten König, den zu erhöhen, mit Gunst und Gnaden zu überhäufen er nur zu bereit gewesen, um nichts als Kränkungen dafür zu erleiden. Die leichtfertige Art des Königs Franz hatte vielleicht einigen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, aber Leo fingierte tiefste Entrüstung, um am französischen Hofe die Furcht zu erwecken, er könne sich dem Habsburger zuwenden, um Frankreich dadurch zu den Gewährungen an ihn und seinen Lorenzo zu pressen, welche ihm in dieser großen Weltfrage weitaus das Wichtigste waren.

Wie die päpstliche Diplomatie dieses Spiel mit Frankreich in Spanien begleitete, wissen wir nicht. Nur das steht fest, daß Legat Cajetan in Augsburg die Miene angenommen hatte, sich über die Wahl Karls zu freuen, daß der spanische Gesandte dem Papst unendlichen Dank für die bewiesene Gunst aussprach, daß Cajetan Anfang Oktober die Weisung erhielt, dieses täuschende Verfahren mit aller Umsicht fortzusetzen, und Maximilian noch Ende Oktober glaubte, auf die Liebe des Papstes bauen zu dürfen. Während die Kurie alles that, Karls Wahl

zu hindern, köderte sie ihn mit trügerischen Hoffnungen und suchte dadurch für Lorenzo und die anderen Medici, was irgend möglich, herauszupressen, um dann diese Gaben oder Verheißungen, wirkliche oder erfundene, bestens am französischen Hofe zur Steigerung der dort erhobenen Ansprüche zu verwenden.

Ohne Zweifel unterließ die Regierung Karls nichts, was irgend dazu dienen konnte, die Gunst der Kurie zu befestigen oder wiederzugewinnen. Und wenn ihm die Fürsprache eines mächtigen Verwandten fehlte, so redeten dagegen für ihn zwei Punkte von höchster Wichtigkeit, in welchen er dem heiligen Vater ganz andere Garantie bot als Frankreich.

Für einen Papst, welchem die Interessen der Kirche am Herzen lagen, gab es damals zwei Fragen von so überwältigender Bedeutung, daß daneben alles andere verschwinden mußte. Von außen und von innen drohte der katholischen Christenheit die schwerste Gefahr. Die türkische Macht hatte soeben durch weitreichende Erfolge in Persien und Aegypten das Abendland und vor allem die Anwohner des Mittelmeeres mit erhöhter Besorgnis erfüllt. Die italienischen und spanischen Küsten waren keinen Augenblick vor kecken Landungen sicher. Der Papst selbst geriet einmal in Gefahr, in türkische Gefangenschaft zu fallen. Zugleich zerbröckelte das Bollwerk, welches bis dahin Ungarn gegen die türkische Flut gebildet hatte, zusehends. Das alles hatte das lateranische Konzil bestimmt, einen Aufruf an die Christenheit zu erlassen, daß sie alle ihre Kräfte zusammensetze zur Abwehr der Ungläubigen. Der Papst schien dieser Angelegenheit das regste Interesse zu widmen. Im Sommer 1518 gingen seine Legaten aus, um die großen Könige der Christenheit für einen allgemeinen Kreuzzug zu gewinnen. Er war unerschöpflich in den beweglichsten Ermahnungen.

Wenn er nun prüfte, von welcher Macht die kräftigste und nachhaltigste Thätigkeit gegen die Türken erwartet werden könne, so mußte ihm sofort klar werden, daß Spanien in einem ganz anderen Umfange mit wahren Lebensinteressen an

den Kampf gegen die Ungläubigen geknüpft sei und auch mit ganz anderem Nachdruck diesen Kampf führen könne als irgend eine andere Großmacht. Spanien war mit seinem sizilianisch-neapolitanischen Besitz auf der einen, seinem nordafrikanischen Gebiet auf der anderen Seite recht eigentlich in die erste Linie der antitürkischen Stellung gerückt. Spanien war ebenso nicht nur durch seine ganze Vergangenheit, sondern ganz speciell durch die Geschichte der letzten Decennien in einen so leidenschaftlichen Gegensatz zu allem muselmännischen Wesen geraten, daß sein innerstes Leben einen unablässigen Kampf gegen den Islam bedeutete. Und thatsächlich stand denn auch Spanien alle diese Jahre in fortwährendem Kriege gegen den wahren Nationalfeind. Im Sommer 1518 fuhr eine große Expedition unter Don Hugo de Moncada gegen Barbarossa aus, der sich in Afrika festgesetzt hatte. Allerdings scheiterte der Angriff auf Algier und ein furchtbarer Sturm vernichtete einen großen Teil des Geschwaders. Moncada rettete sich nur mit einem Teile seines Heeres nach Mallorca*). Aber sofort war alles darauf bedacht, diese empfindliche Schlappe gut zu machen. Unmittelbar nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft wurde der Beschluß gefaßt, die Flotte Moncada's zu verstärken und neue Mannschaften auszuheben. „Der katholische König," schreibt der venezianische Botschafter am 19. November, „ist entschlossen, energisch gegen die Türken aufzutreten. Er will dafür 1500 Lanzen, ebensoviele leichte Reiterei, 10000 Spanier und 6000 Schweizer und Deutsche zu Fuß ins Feld stellen." Und den nächsten Tag richtete Karl selbst in dieser Angelegenheit ein Schreiben an den Papst, welches in den alleruntertänigsten und devotesten Ausdrücken versicherte, daß er alle seine Kraft dem großen Unternehmen widmen werde. Er habe keinen lebhafteren Wunsch, als den Frieden unter der Christenheit zu erhalten, um alle ihre Kräfte gegen die Türken zu

*) Marino Sanuto 26, 43. 77.

vereinigen. Was ihn selbst angehe, so habe er befohlen, daß alle seine Streitkräfte zu Wasser und zu Lande von den tüchtigsten Kriegsleuten gemustert und namentlich in Neapel und Sizilien Festungen und Häfen in Verteidigungsstand gesetzt und alles Volk, Adel wie Bürger und Bauer, unter die Waffen gerufen werde. Er habe ferner befohlen, daß sobald als möglich neue Truppen geworben und die Flotten in allen seinen Meeren verstärkt würden, und zwar so, daß im nächsten März alles zum Aufbruch bereit sei. „Sollte aber das alles nicht genügen, so," schloß der Brief, „versprechen wir, daß wir selbst mit aller Macht aller unserer Reiche herbeieilen werden"*).

Mochte der reelle Wert dieser Zusicherungen im Augenblick, wo der junge Herrscher von allen Seiten bedrängt wurde und namentlich alle irgend erreichbaren Geldmittel auf den Wahlkampf verwenden mußte, nicht zu groß sein, jedenfalls that er auch jetzt mehr als irgend ein anderer christlicher Fürst gegen die Ungläubigen. Und sein ganzes Leben sollte den Beweis liefern, daß sich diese Aufgabe für ihn ebenso von selbst verstand, wie Frankreich ihr nicht nur gleichgültig den Rücken kehrte, sondern sogar mit der Pforte gemeinsame Sache machen konnte. Der Kampf gegen die Ungläubigen war aber um so inniger mit seiner ganzen politischen Existenz verwachsen, als er ja nicht nur das Erbe Ferdinands und Isabelle's, sondern ebenso das Erbe der Habsburger zu verwalten hatte und er dadurch ebenso an der Donau wie an den Küsten des Mittelmeeres recht eigentlich auf den Vorposten der Christenheit gegen die Türken gestellt war.

Eine unbefangene Prüfung dieser Verhältnisse hätte den Papst von der Pflicht überzeugen müssen, diesem jungen Monarchen, welcher in so wunderbarer Weise durch alle Umstände zum Vorkämpfer der Christenheit gegen den Islam gemacht wurde, die Hand zu bieten. Statt dessen sah er in ihm nur

*) Ibid. p. 225 ff.

eine Gefahr für die kleinen weltlichen Interessen des Kirchenstaats und noch mehr für die Vergrößerungspläne des Hauses Medici. Während er unabläßsig von der Pflicht aller christlichen Fürsten redete, alle ihre Streitigkeiten und Sonderinteressen der großen gemeinschaftlichen Aufgabe der Verteidigung des christlichen Glaubens gegen den Sultan zu opfern, dachte er selbst, das Oberhaupt der Christenheit, keinen Augenblick an diese Pflicht. Nicht nur, indem er denjenigen jungen Fürsten abwies und, soviel er konnte, in Bedrängnis versetzte, welcher für jene große Aufgabe das meiste thun konnte und mußte, sondern auch, indem er dem von ihm selbst ausgesonnenen Verteidigungsplane fortwährend die größten Hindernisse bereitete. Dieser Plan ging darauf, daß die gesamte Christenheit zu einem neuen Kreuzzuge sich aufmachen solle. Er hatte im November 1517 für dieses schimärische Projekt eine weitläufige Denkschrift ausarbeiten lassen*). Sollte von dieser Phantasie auch nur ein Kleinstes Wirklichkeit werden, so mußte der Papst als allseitiger aufrichtiger Friedensvermittler unter den Mächten sich bemühen. Nun hören wir ihn allerdings unendlich oft von allgemeinem Frieden reden, er that aber, was er konnte, um den Frieden zu hindern. Denn nur an einem Punkte war der allgemeine Friede innerhalb der Christenheit damals ernstlich bedroht: in der Rivalität zwischen Spanien und Frankreich. Wir haben gesehen, wie sich Chièvres bemühte, diesen Gegensatz auszugleichen. Der Papst dagegen that, was er konnte, um die Eifersucht in König Franz zu stacheln. Er konnte sich nichts Schlimmeres denken, als daß Karl und Franz sich wirklich vertrügen, wenn er auch bei jeder Gelegenheit das Gegenteil sagte. Noch nach der Wahl hatten die Gesandten Karls kein stärkeres Mittel, auf den Papst einen Druck auszuüben, als daß sie ihm die Besorgnis erweckten, Karl könne sich mit Franz aussöhnen.

---

*) Charrière 1, 31 ff.

Wenn Leo X. so in diesem Stücke das Gegenteil von dem that, was er als Papst hätte thun müssen, so schlug er in einem anderen, für die katholische Kirche fast noch wichtigeren Punkte das gleiche Verfahren ein. Jedermann weiß, wie es damals mit dieser Kirche in Deutschland bestellt war. Wenn man nun auch in Rom die ganze Größe der drohenden Gefahr beim Beginne des Wahlkampfes noch nicht erkannt hatte, so mußte doch immer ein Papst, welcher sich als Oberhaupt der Kirche fühlte, das als die wichtigste Frage in diesem Kampfe betrachten, von welchem Prätendenten er das nachdrücklichste Auftreten gegen den Wittenberger Mönch erwarten durfte. Wenn er aber in dieser Rücksicht Karl mit Franz verglich, so war das Ergebnis genau dasselbe wie in der Türkenfrage. Uns liegen allerdings bis jetzt keine Thatsachen und Berichte vor, welche über die damalige religiöse Richtung Karls ein ausdrückliches Zeugnis enthielten. Die ganz besondere Devotion, welche alle seine Schreiben an den Papst atmeten, ließe sich vielleicht anders erklären. Wenn wir aber Karl bei der ersten Gelegenheit, welche sich ihm bietet, unerschütterliche Anhänglichkeit an die katholische Kirche bewähren sehen trotz aller Feindseligkeit, welche ihm der Papst bewiesen hatte, so ist schwer zu denken, daß der Achtzehnjährige, der diese Feindseligkeit noch nicht erfahren hatte, anders gesinnt gewesen sein sollte, als der Zwanzigjährige. Wir müssen vielmehr annehmen, daß unter dem Einfluß der ernsten Frömmigkeit seines Lehrers Adrian, welcher auch jetzt in Spanien fortwährend intimen Verkehr mit ihm pflegte, ausgeprägte kirchliche Gesinnung der erste stark und selbständig hervortretende Charakterzug in ihm geworden war. Wenn sich der Papst von seinen Legaten über den religiösen Standpunkt des katholischen und des allerchristlichsten Königs berichten ließ, so mußte er damals schon wissen, daß Karl ebenso von religiösem Ernst wie Franz von leichter Weltlust erfüllt war.

Nun stand es freilich so, daß diesem Papst alle religiösen Interessen vollkommen fremd waren, daß er ohne Zweifel

während des ganzen Wahlkampfes niemals daran gedacht hat, von welchem Bewerber die katholische Kirche die eifrigste Unterstützung namentlich gegen die im deutschen Reiche mächtig um sich greifende Ketzerei erwarten dürfe. Denn wenn ihn diese Frage je beschäftigt hätte, so wäre es ja doch unmöglich gewesen, daß er sich zu Ende des Jahres 1518 ernstlich bemühte, Frankreich für die Wahl eben des Kurfürsten von Sachsen zu gewinnen, welcher seine schützende Hand über Luther hielt. Aber noch mehr. Als er nach dem Tode Maximilians seinen Legaten in Deutschland für sein ferneres Verhalten instruierte und ihn anwies, alles für die Wahl eines Kurfürsten zu thun, fügte er hinzu, es würden wohl nur Sachsen und Brandenburg Aussicht haben; er mache zwischen diesen beiden keinen Unterschied, glaube aber, Sachsens Wahl werde leichter durchzusetzen sein. Da von allen deutschen Fürsten keiner damals Luther mehr zugethan war als der Kurfürst von Sachsen, keiner ihm entschiedener feindselig als der Kurfürst von Brandenburg, so sprach Leo X. durch diese Instruktion vom 23. Januar 1519 unumwunden aus, daß ein kirchliches Interesse in der Wahlfrage für ihn nicht vorhanden sei. Er erwog lediglich, wie bei dieser Gelegenheit das weltliche Interesse der Kurie und vornehmlich das des Hauses Medici am besten gefördert werden könne.

Indem so die gewichtigsten Momente, welche den katholischen König der Gunst des Papstes hätten empfehlen sollen, unwirksam blieben, konnte die Kurie in immer leidenschaftlichere Opposition gegen die Wahl desselben geraten. Wie lange der spanische Hof von ihr über ihre wahre Stellung getäuscht wurde, wissen wir nicht. Jedenfalls verlor Chièvres mit dem Jahre 1518 die Geduld, sich von Rom noch länger mit den dringendsten Anliegen hinziehen zu lassen. Am 5. Januar 1519 wurde dem päpstlichen Legaten eine sehr unumwundene Eröffnung gemacht. Der katholische König, sagte man ihm, habe in den letzten Monaten an den Papst verschiedene, durchaus verständige Wünsche gerichtet, vor allem den, daß er Maximilian die Krone

sende, damit, nachdem dessen Krönung erfolgt, die Wahl Karls zum römischen Könige verkündet werden könne. Von allen diesen Wünschen habe der Papst nicht einen einzigen erfüllt, sich statt dessen, wie es scheine, mit Frankreich gegen Karl verbunden, diesem namentlich durch seine Bemühungen um die Verbindung Englands mit Frankreich empfindlichen Nachteil zugefügt. Man müsse endlich über den Sinn des Papstes ins klare kommen und erkläre hiermit dem Legaten: Wenn der Papst die Krone nicht so zeitig sende, daß Karl der Wahl zum römischen Könige nicht verlustig gehe, was er unter keinen Umständen wolle, so sei er entschlossen, mit allen Kräften den Kaiser zu unterstützen, damit er sich die Krone in Rom holen könne. Wenn daraus in Italien und für die Kirche Ungelegenheiten entstünden, so treffe den katholischen König keine Schuld, da der Papst alle seine freundlichen Bitten zurückgewiesen habe. Der Legat wurde ersucht, den Papst unverweilt durch den eben abgehenden Kurier von dieser Eröffnung in Kenntnis zu setzen und dafür zu sorgen, daß der Bescheid des Papstes ohne Zeitverlust eintreffe*).

Dieser energische Ton wurde zu spät angeschlagen. Ehe die Depesche des Legaten in Rom eintraf, war Maximilian verschieden. Die Sendung der Krone hatte keinen Sinn mehr. Die Versprechungen der fünf Kurfürsten vom 27. August waren ebenso hinfällig geworden, da es sich jetzt nicht mehr darum handelte, den demnächstigen Erben der kaiserlichen Gewalt zu wählen, sondern sie unmittelbar zu übertragen. Der Kampf entbrannte mit erhöhter Heftigkeit, da König Franz mit größerer Leidenschaft als je nicht nur die Wahl Karls zu hindern, sondern seine eigene herbeizuführen arbeitete. Und den Papst hatte er eben jetzt, durch einen am 20. Januar von ihm unterzeichneten Vertrag, fester als je an sich gekettet. Und obwohl in diesem Vertrage der Papst nicht die Verpflichtung über-

*) Corner an den Rat der Zehn, Zaragoza 8. Januar 1518 (1519).

nommen hatte, die Wahl des französischen Königs zu befördern, frühere Unterhandlungen zwischen Leo und Franz vielmehr zu einer Verständigung dahin geführt zu haben schienen, daß Franz auf seine eigene Wahl verzichten und zusammen mit dem Papste auf die Wahl eines der Kurfürsten hinwirken solle, geschah es nun doch, daß Leo aus eigenem Antriebe in Frankreich das Anerbieten machte, er werde die Wahl des Königs Franz in jeder Weise unterstützen.

Eine der erstaunlichsten Handlungen dieses Papstes. Vor wenig Tagen erst (am 23. Januar) hatte er seinem Legaten in Deutschland eingeschärft, er solle mit aller Anstrengung auf die Wahl eines der Kurfürsten hinwirken. Daß eine solche Wahl seinen Interessen am besten entspreche, blieb er fortwährend überzeugt. Nicht nur, weil die Verbindung der französischen mit der Kaiserkrone ihm doch auch sehr bedenklich erschien, sondern vor allem, weil er sich nie darüber täuschte, daß König Franz in Wahrheit wenig Aussicht habe, die Stimmen der Kurfürsten zu gewinnen, daß deshalb die Aufstellung der französischen Kandidatur dahin führen könne, den Sieg des katholischen Königs zu erleichtern, den er doch um jeden Preis hindern wollte. Aber diesen Erwägungen wirkte eins entgegen: das Verlangen, die freigebige Gunst Frankreichs sich und seinem Liebling Lorenzo zu sichern. Deshalb jenes voreilige Anerbieten gegen bessere Ueberzeugung, deshalb, als nun die dringenden Bitten des französischen Königs kamen, die Zurücknahme jener Weisung vom 23. Januar an den Legaten in Deutschland, der jetzt (20. Februar) vielmehr den Befehl erhielt, in aller Weise zusammen mit den französischen Agenten auf die Wahl des Königs Franz hinzuwirken. Wenn man dieses Schreiben vom 20. Februar liest, tritt recht deutlich entgegen, was dem Papst eigentlich am Herzen lag: König Franz sollte durch die Thätigkeit des Legaten und des Nuntius in Deutschland die Ueberzeugung gewinnen, daß er die Kaiserwürde „durch die Gunst und Gnade Sr. Heiligkeit erlange und sich ihr dafür verpflichtet

halte." Der Allerchristlichste soll durch ihre Bemühungen mit der Gewißheit erfüllt werden, daß der Papst alles für ihn thue; er soll „Ursache erhalten, dafür dankbar zu sein".

Am 24. Januar 1519 war Karl nach unendlich mühseligen, langwierigen und in der Hauptsache unfruchtbaren Verhandlungen mit den aragonischen Cortes, auf die wir noch zurückkommen, von Zaragoza aufgebrochen, um sich nach Barcelona zu begeben und mit den Cortes Cataloniens dieselbe Arbeit zu beginnen. Unterwegs, in Lerida (am 28. oder 29. Januar) traf ihn die Nachricht von dem unmittelbar bevorstehenden oder bereits erfolgten Tode Maximilians*). Die Lage des jungen Herrschers war in jeder Hinsicht schwierig. Kurz vorher hatte die Königin-Mutter von Frankreich an Chièvres geschrieben, bis dahin habe sie ihren Sohn zurückgehalten, jetzt aber sei seine Geduld am Ende, er verlange die Erfüllung der Verträge, vor allem die Rückgabe Navarra's. Mit der königlichen Kasse war es so übel bestellt als möglich. Mehr als die Cortes von Aragon bewilligt, hatte der lange Aufenthalt in Zaragoza verzehrt. Um nicht einmal ganz die den Kurfürsten im August versprochenen Summen zahlen zu können, hatte man die von den castilianischen Cortes für drei Jahre bewilligten Gelder an Wucherer verpfänden und über-

*) Die Angabe Röslers Seite 80, Karl habe die Todesnachricht „nicht vor dem 8. Februar" erhalten, ist unrichtig. Corner meldet unter dem 29. Januar, Karl habe ihn nach der Messe rufen und ihm durch den Bischof von Badajoz eröffnen lassen, er wünsche mit Venedig ebenso gute Freundschaft zu halten, wie es sein Großvater stets gethan habe, eine Erklärung, die doch wohl einschließt, daß dieser nicht mehr lebe. Petrus Martyr meldet am 30. Januar aus Lerida das Gerücht vom Tode Maximilians. Spinelli berichtet denselben positiv am 5. Februar von Montferrat, und an demselben Tage erläßt Karl ein Schreiben an die Innsbrucker Regierung, welches bereits umfassende Instruktionen über alles durch Maximilians Tod notwendig Gewordene gibt. (Mitgeteilt von v. Höfler in Denkschriften der Wiener Akad. 28, 166 ff.)

dies von verschiedenen Granden beträchtliche Darlehen erbitten müssen. Jetzt stand man ohne Zweifel vor neuen Anforderungen. Den Agenten Karls in Deutschland kam es vor, als betreibe er die schwieriger gewordene Wahl lässiger; in Wirklichkeit that er, was irgend möglich war, um seine Bewerbung gegen den französischen Rivalen durchzuführen. Er richtete sofort an die Kurfürsten und an die einflußreichsten Anhänger des Hauses Habsburg in Deutschland, ebenso wie an die Könige von England, Ungarn und Polen geeignete Schreiben, er erteilte seiner Tante Margarete die nötigen Weisungen, er betrieb die Gewinnung der Schweizer u. s. w. Das Wichtigste und Dringendste freilich, die Sendung weiterer Summen, ließ sich so bald nicht ins Werk setzen.

Denn in Catalonien gewannen die Dinge ein fast noch übleres Ansehen als in Aragon. Obwohl Karl schon vor den Thoren Lerida's, der ersten catalonischen Stadt, welche er betrat, die Fueros Cataloniens beschworen und dann diesen Schwur in der Hauptkirche der Stadt wiederholt hatte, fanden doch der Ausschuß der Cortes und die Vertreter Barcelona's das nicht genügend*). Während der katholische König in den Heiligtümern des Montferrat schwelgte, mußten seine Räte sich in weitläufigen Verhandlungen über ziemlich leere Formalitäten abmühen, bis endlich am 15. Februar der festliche Einzug in Barcelona stattfinden konnte. Eine unzählige Menschenmasse, unter der man hier von der Grenze Frankreichs, dort von den Balearen Herbeigeeilte sah, war zusammengeströmt, um dem jungen Könige zuzujubeln, aber die drei Arme der catalonischen Cortes erwiderten die königliche Proposition mit so viel Weitläufigkeiten, Rangstreitigkeiten, Erörterungen über die Art der Huldigung, daß monatelang gar nichts aus der Stelle kam. Chièvres hatte gehofft, bis Ostern werde man mit den Cortes fertig sein und Karl dann nach Valencia gehen können. Statt

*) Argensola fol. 615. Corner, Barcelona 18. Februar.

dessen war Mitte April noch gar nichts geschehen. Karl wiederholte jetzt seine Proposition vom Februar und sprach den dringenden Wunsch aus, daß die Cortes ihre Arbeiten beschleunigen möchten, da ihn der Tod seines Großvaters zur Eile nötige. Der Erzbischof von Tarragona entschuldigte die Cortes damit, sie hätten sich bisher bemüht, eine für ihn günstigere Form der Huldigung zu finden, als in Aragon zur Anwendung gekommen sei, wo man Juana und Karl als **Reyes conregnantes** geschworen hatte, ohne auch nur anzudeuten, daß Juana regierungsunfähig sei und deshalb Karl für sie die Regierung führen solle. Der Schwur aber, welcher Karl endlich am 16. April geleistet wurde, hielt das Recht Juana's kaum weniger unumwunden fest, als in Zaragoza geschehen war. Erst jetzt konnten die eigentlichen Verhandlungen der Cortes beginnen*).

Trotz der peinlichen Geldnot, von welcher man bedrängt wurde, hielt Chièvres es für nötig, nicht nur die Exequien für Maximilian mit großer Pracht drei Tage lang zu feiern und den ganzen Hof luxuriös mit Trauerkleidern auszustatten, sondern unmittelbar danach ein glänzendes Kapitel des Goldenen Vließes abzuhalten, wobei eine beträchtliche Zahl spanischer Granden zu Rittern dieses höchsten Ordens des burgundischen Hauses ernannt wurden. Eben damals, Anfang März, war alles von Kriegsgerüchten erfüllt. Der französische Gesandte erklärte, wenn man noch länger säume, Navarra zurückzugeben, werde der Krieg unvermeidlich sein. Man erfuhr von bedrohlichen Rüstungen Frankreichs in Marseille; auf der anderen Seite wurden in Vizcaya, Andalusien, Cartagena und Madrid Mannschaften geworben, Schiffe in Stand gesetzt**). Zugleich kamen wenig günstige Nachrichten aus Deutschland.

Die französische Bewerbung schien in den ersten Monaten

---

*) **Argensola** fol. 618 f. Corner, Barcelona 19. April.
**) Corners Briefe vom 27. Februar und 13. März.

nach Maximilians Tode das entschiedene Uebergewicht zu erlangen. Von den päpstlichen Abgesandten energisch unterstützt, im Besitze reichlicher Geldmittel, konnten die vornehmen Vertreter der französischen Krone bei den Kurfürsten eine umfassende Thätigkeit entwickeln, ehe Margarete und ihre Agenten in Deutschland aus dem fernen Catalonien auch nur die ersten Weisungen erhielten. Es wäre sehr auffallend gewesen, wenn die Mehrzahl der Kurfürsten das Wahlgeschäft aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet hätte, als aus dem des persönlichen Vorteils; denn so war ja die Uebung in der ganzen Christenheit geworden, daß der Träger eines Amts meistens nicht sowohl die damit verbundene Pflicht, als den Nutzen ins Auge faßte, den das Amt ihm bringen könnte. Daß aber der allerchristlichste König zunächst den Wählern des Reichs sehr viel größere Summen zu bieten und namentlich zu zahlen imstande war als der katholische, unterlag ja nicht dem mindesten Zweifel. Zumal zu der mißlichen Lage der Verhältnisse in Spanien, dem noch immer nicht ganz befestigten Zustande Neapels seit Anfang Februar eine Bewegung in den österreichischen Erblanden hinzugetreten war, welche dort zunächst die landesherrliche Autorität suspendierte*). Das ganze Gebäude habsburgischer Macht schien durch Maximilians Tod ins Wanken geraten zu sein. Die Vertreter Karls in Deutschland, welche wußten, wie es in Wahrheit mit ihm, mit seinen disponiblen Staats- und Geldmitteln bestellt war, mußten von der ernsten Sorge ergriffen werden, daß er in diesem schweren Kampfe unterliegen werde. Eine Hauptschwierigkeit für Karl bestand offenbar darin, daß er nicht nur augenblicklich im entferntesten Lande Europas lebte, sondern mit diesem unlöslich verknüpft war. Sollte nun nicht eine Möglichkeit, das habsburgische Interesse vor dem Andrang der französischen Macht zu retten, darin gefunden werden können, daß der in die spanisch-

---

*) V. v. Kraus, Zur Geschichte Oesterreichs unter Ferdinand I.

neapolitanisch-amerikanische Welt verstrickte und von ihr fast erdrückte katholische König auf die deutsche Krone zu Gunsten seines jüngeren Bruders Ferdinand verzichte?

Wir haben früher gehört, wie Karls Räte gegen Ferdinand vorgehen zu müssen glaubten, um jede Gefahr zu beseitigen, welche aus der Vorliebe der Spanier für diesen entstehen könnte. Aus demselben Grunde schien es ihnen zweckmäßig, Ferdinand überhaupt aus Spanien zu entfernen. Da der Hof auf der Reise von Valladolid nach Zaragoza in Aranda angekommen war, wurde Ferdinand nach Santander expediert, von wo er zu Schiffe nach den Niederlanden gehen sollte. „Die Lenker des guten Königs," schreibt Martyr, „ersinnen dieses, damit ihren Plänen kein Hindernis mehr im Wege stehe." Nach langem Harren in dem damals noch wenig entwickelten Hafen und ebenso langer Seefahrt, wobei er sich genötigt sah, in Irland anzulaufen, landete endlich der junge Herr Mitte Juni in Vlissingen und lebte seitdem unter der Obhut Margarete's in den Niederlanden. Er zählte zwar noch nicht ganz sechzehn Jahre, galt aber allgemein für tüchtiger und geistvoller als sein älterer Bruder*) und besaß damals offenbar in viel höherem Grade als dieser die Gabe, die Menschen für sich zu gewinnen. Die Hauptsache bestand aber darin, daß er alsbald persönlich in Deutschland erscheinen und Deutschland ganz angehören konnte; dieses persönliche Auftreten aber erschien als durchaus notwendig. Schon am 1. Februar schrieb das Haupt der Agenten Karls in Deutschland, der weitdenkende Maximilian von Zevenbergen an Margarete, wenn Karl nicht nach Deutschland kommen könne, was kaum glaublich sei, oder wenn er

*) So schreibt der Papst seinem Legaten in Frankreich am 16. Februar 1519, Ferdinand habe più spirito als Karl. (Archivio stor. ital. ser. 3 t. 25 p. 38.) Erasmus thut ebenfalls in einem Briefe vom 20. Mai eine auffällig günstige Aeußerung über Ferdinand: In Ferdinando magna spes est, nämlich für die Förderung der Wissenschaften, während Karl fern sei, Chièvres wenig Neigung zu den Wissenschaften besitze und Adrian sie nie sehr begünstigt habe. (Opp. III, 1, 441 f.)

nicht seinen Bruder schicke, so sehe er keine Möglichkeit, das Feld zu behaupten. „Alle Welt," schrieb er, „ruft nach dem Erzherzog Don Ferdinand; so kann die Sache nicht lange bleiben; wenn man ihn aber bald schickt, so wird alles gut gehen." Zevenbergen meinte durch das Erscheinen Ferdinands doch wohl noch die Wahl Karls sichern zu können. Auch am 14. Februar, wo er erklärte, alles sei verloren, wenn Karl seinen Bruder nicht schicke, schien er dasselbe Ziel im Auge zu behalten. Aber am niederländischen Hofe glaubte man weiter gehen zu müssen. Sei es, daß man hier die Wahl Karls für noch hoffnungsloser hielt oder durch eigenes Interesse auf Ferdinand gelenkt wurde, genug, am 20. Februar richtete Margarete an Karl ein von ihren sämtlichen Räten unterzeichnetes Schreiben, worin sie für den Fall, daß es den französischen Praktiken gelinge, die Kurfürsten ihm abspenstig zu machen, riet, in die Wahl seines Bruders zu willigen, wenn dieser bei den Kurfürsten größere Gunst finde als er, auf jeden Fall ihn aber so rasch wie möglich nach Deutschland zu senden, damit er nicht nur auf die Wahl günstig einwirken, sondern auch die habsburgischen Erblande sichern könne*).

Trotz der vorsichtigen Fassung verursachte der Rat Margarete's an Karls Hofe eine sehr merkwürdige Aufregung. Wir haben früher gehört, wie im Mai 1518 eben dort die Meinung laut geworden war, Ferdinand vorzuschlagen, wenn sich gegen Karl wegen seiner Abwesenheit zu große Schwierigkeiten erhöben. Jetzt wies man diesen Gedanken mit dem lebhaftesten Unwillen zurück. Die Instruktion, welche Karl am 5. März dem an seine Tante zurückgesendeten Herrn von Beaurain erteilte, läßt uns einen tiefen Blick in die Gedanken des katholischen Königs thun. Denn, ob er nun dieser großen Frage mit selbständigem Urteil gegenüberstand oder auch hier von

*) Le Glay, 2, 190 f. 233. 255 ff. Mignet, Rivalité de François I. et de Charles-Quint 1, 173 gibt den Sinn des Schreibens vom 20. Februar nicht genau wieder.

seinen Räten bestimmt wurde, jedenfalls konnte eine solche Weisung nicht ohne seine volle Uebereinstimmung abgefaßt werden. Hier zuerst tritt uns der große, die Welt umspannende Ehrgeiz, der Glaube an eine hohe Mission entgegen, welche das ganze spätere Leben Karls bestimmt haben. Es ist schwer zu denken, daß diese Anschauung, mochte sie auch vielleicht von anderen geweckt sein, nicht damals schon sein Inneres mächtig erfüllt habe. Denn wir empfangen den bestimmten Eindruck, daß uns aus dieser Weisung ein ganz persönlicher Ton entgegenklinge. Er liebe, sagt er, das Wohl und die Ehre seines Bruders ebensosehr wie seine eigene; aber die Möglichkeit, seine Wahl auch nur von ferne zuzulassen, sei völlig ausgeschlossen, denn damit werde man lediglich den Wünschen der Franzosen förderlich sein, welche, um den Sieg ihres Königs besorgt, einen dritten Kandidaten und vor allem Ferdinand unterstützten, den sie mit einer französischen Prinzessin vermählen und dadurch von seinem Bruder trennen und so die Macht des Hauses Habsburg zerstören wollten. Wenn nur irgendwie von Ferdinand geredet werde, würden die Kurfürsten alsbald der Wahl Karls den Rücken kehren und ihre Gunst dem minder mächtigen Ferdinand zuwenden. „Und wenn das geschähe," sagt der König mit unverhüllter Erregung, „so würde es uns zu sehr großer Schande und unersetzlichem Verlust gereichen; wir würden nicht allein das Reich einbüßen, sondern auch die Ehre, die darauf verwendeten Mittel und all unser ander Gut; es würde die vollständige und immerwährende Vernichtung unseres Hauses sein. Deshalb scheint uns, daß diejenigen, welche die Wahl unseres Bruders aufgebracht, dabei keine gute Absicht gehabt oder über die Sache nicht reiflich nachgedacht haben." Er sei der ältere, ihn habe sein Großvater als Nachfolger bezeichnet, er sei im Lande geboren und erzogen, ihm hätten die Kurfürsten ihre Versprechungen gegeben, auf die sie schwerlich ohne seine Zustimmung verzichten würden und ohne die Sicherheit, daß ihnen die Wahl eines Dritten

ebenso großen Vorteil bringe*); er denke aber in keiner Weise daran, ausdrücklich oder stillschweigend in die Wahl eines Dritten zu willigen, da er vielmehr alles aufgeboten habe, um seine eigene Wahl durchzusetzen. „Deshalb haben wir es sehr seltsam gefunden, daß man ohne unser Wissen und Befehl sich so gewaltig beeilt hat, die Abreise unseres Bruders vorzubereiten, und von seiner Wahl geredet, was unserem Hause nur Nachteil bringen kann." Sie sollen deshalb alles, was sie in dieser Richtung etwa nach Deutschland gemeldet haben, sofort widerrufen und erklären, daß Ferdinand jetzt nicht kommen werde, „daß wir die Wahl für uns allein betreiben, dafür nichts sparen, alles an alles setzen wollen und, sobald sie, wie wir hoffen, zu unseren Gunsten ausgefallen ist, in kurzem von hier abreisen und dort die Krone, wie es sich gebührt, nehmen und alle Geschäfte des Reichs und unseres eigenen Hauses ordnen werden." Denn es liege auf der Hand, daß, wenn er gewählt werde, „wir viele gute und große Dinge verrichten und nicht allein die uns von Gott verliehenen Güter bewahren, sondern sie gewaltig vermehren und damit der ganzen Christenheit Friede und Ruhe geben und unseren heiligen katholischen Glauben erhöhen und mehren können, was unser hauptsächlicher Grund ist". Dann werde er auch für seinen Bruder wie für seinen Sohn sorgen und ihm nicht nur den gebührenden Anteil an den Ländern geben, sondern außerordentliche Ehren zuwenden können, während Ferdinand nicht in der Lage sei, die kaiserliche Gewalt selbst zu handhaben. Das Beispiel Maximilians, der doch über größeren Besitz verfügt, als Ferdinand zustehe, habe das hinlänglich bewiesen. Wenn das Reich in Ferdinands Hand käme, würden er selbst und Karl schwere Not leiden, das ganze Haus zu Grunde richten und seine Feinde stark machen; während Karl im Besitze so großer Königreiche

*) Und doch sollten die Kurfürsten, sobald Ferdinand nur genannt werde, sich diesem alsbald zuwenden!

und Herrschaften von allen christlichen Königen und Fürsten und vor allem von den Unterthanen des Reichs selbst geachtet und gefürchtet sein werde und „stärker werden und größeren Ruhm gegen die Feinde unseres heiligen katholischen Glaubens erwerben“ könne. Wenn Ferdinand, wie es sich gebühre, innig mit ihm verbunden sei und keinen bösen Einflüsterungen das Ohr leihe und sich nicht von ihm trennen lasse, wodurch sie einer nach dem anderen zu Grunde gehen würden, „dann werden wir beide zusammen große Dinge gegen die Ungläubigen verrichten können. Und das wird uns beiden großes Lob bringen und unseren heiligen Glauben mächtig erhöhen, worauf wir verständigerweise hinarbeiten müssen, indem wir jeden Ehrgeiz dahinten lassen“. Aber nicht nur von Ferdinands Wahl soll unter keinen Umständen die Rede sein, sondern ebensowenig von seiner Reise nach Deutschland. „Wir wollen und befehlen, daß alle Vorbereitungen für diese Reise eingestellt werden und unser Bruder in den Niederlanden bleibe, bis wir ihn anderweitig verwenden, wie es die Ehre, der Vorteil und die Förderung von uns beiden und unserem ganzen Hause und der Dienst Gottes verlangt“ *).

Wenn diese merkwürdige Instruktion zum Schlusse noch einmal darauf zurückkommt, es sei eine französische Intrigue, welche die Wahl Ferdinands aufs Tapet gebracht habe und sich dafür auf häufige Berichte des Gesandten am französischen Hofe beruft, so fällt es schwer, dem Glauben zu schenken. Allerdings meldet der englische Agent Spinelli am 20. März aus Barcelona, der französische König biete seine Bemühungen für Ferdinand an, da er hoffe, ihn mit seiner Tochter zu verheiraten und die zwei Brüder gegeneinander zu hetzen. Aber diese Nachricht stammt von Karls Hofe. Von keiner anderen Seite hören wir etwas Aehnliches. Daß man am französischen Hofe jetzt wie früher gesucht habe, die Brüder miteinander zu

*) Le Glay 2, 303 ff.

verfeinden, daß man dafür vielleicht auch die Wahlfrage in diplomatischen Insinuationen benützt habe, ist sehr glaublich; daß sich aber Frankreich ernstlich für die Wahl Ferdinands bemüht habe, zumal jetzt, wo König Franz von unbedingter Zuversicht auf seinen Sieg erfüllt war, muß bestimmt in Abrede gestellt werden. Man nahm in Barcelona nur die Miene an, eine solche List zu fürchten, um desto nachdrücklicher jeden Gedanken an Ferdinands Wahl zurückweisen zu können. Daß in der That damals manches für Ferdinands Kandidatur sprach, wollte man nicht sehen: um jeden Preis wollte Karl selbst die höchste Würde der Christenheit erlangen. Um seine Bewerbung mit dem größten Nachdruck zu betreiben, beauftragte er jetzt zu allen früheren Agenten den Pfalzgrafen Friedrich, den Markgrafen Kasimir von Brandenburg, den Grafen Heinrich von Nassau und den Bischof von Lüttich, Männer, welche allerdings durch ihre Persönlichkeit in Deutschland ganz anders wirken konnten als die französischen Würdenträger, durch welche Franz für sich arbeiten ließ. Daneben wurde die diplomatische Thätigkeit an allen Höfen aufgeboten und Geld mit jedem Mittel zusammengebracht.

Wie Karl die Kurie für sich zu gewinnen suchte, ist leider bis jetzt in Dunkel gehüllt; dagegen können wir die sehr eigentümliche Taktik verfolgen, mit welcher England seine und Frankreichs wetteifernde Bemühungen erwiderte. England wünschte weder Karls noch Franz' Wahl, sah aber in dieser letzteren die weitaus größere Gefahr; es wünschte beiden entgegenzuwirken, aber zugleich beider Freundschaft zu erhalten. Da nun beide unmittelbar nach Maximilians Tode König Heinrich und Wolsey um ihre Unterstützung bestürmten, Karl namentlich die Verwendung Englands bei der Kurie wünschte, so schien es angemessen, Beide, wenn auch in verschiedener Weise zu täuschen, Beiden den Glauben zu erwecken, man thue alles für den einen wie für den anderen. Schon am 22. Februar schrieb Karl seiner Tante, er habe aus den Briefen Heinrichs

und den Mitteilungen seines Gesandten die günstige Meinung desselben für seine Wahl erfahren und daß er sehr dringend den Papst gebeten, sie begünstigen zu wollen. Denselben Tag sprach er Heinrich und Wolsey dafür seinen Dank aus, indem er dem Brief an Wolsey eigenhändig hinzufügte, er werde ihm für seine treue Unterstützung in dieser Sache stets ein herzlicher Freund sein. Nicht ganz so unumwunden äußerten sich die Engländer anfangs gegen Frankreich. Allerdings versprachen sie auch diesem ihre Hilfe, versicherten ihre Freundschaft und Liebe, betonten aber besonders den Wunsch, daß Frankreich und England in dieser wichtigen Sache vollkommen einig sein möchten, da in der Hand des neuen Kaisers in Wahrheit die Herrschaft über die Christenheit ruhen werde*). König Franz erwiderte diesen Wunsch mit feurigen Eröffnungen über den unendlichen Wert und die vollkommene Sicherheit seiner Wahl. Einige Wochen später hatte der englische Gesandte Sir Thomas Boleyn eine lange Unterredung mit Franz über die Wahl. Verschiedene deutsche Fürsten, sagte der König, hielten es für eine besondere Ehre ihres Landes, daß die Kaiser immer Deutsche gewesen seien; da aber der Kaiser das Haupt aller christlichen Fürsten sei, so sollte er billigerweise aus den größten Königen der Christenheit gewählt werden, und das seien die Herrscher von Frankreich und England, und nicht aus den kleinen deutschen Fürsten, welche für das Wohl der Christenheit nichts zu thun vermöchten. Als dann Boleyn vertraulich fragte, ob Franz, wenn er zum Kaiser gewählt sei, persönlich gegen die Türken ziehen wolle, da faßte der König mit der einen Hand die Hand des Gesandten, die andere legte er auf seine Brust und schwur auf seine Ehre, drei Jahre nach seiner Wahl zum Kaiser wolle er in Konstantinopel sein oder unterwegs fallen. Wenn Boleyn das nicht erlebe, solle er seinem Wort nie mehr

---

*) As in the new Emperor there will really be vested the monarchy of Christendom.

trauen. Von den sechs Millionen, die ihm Frankreich jährlich einbringe, wolle er drei auf die Wahl verwenden. Boleyn fügte seinem Berichte hinzu, wenn der König so darauf versessen sei, Kaiser zu werden, so sei es seine Mutter noch mehr*).

Da sich König Franz mit so unkluger Leidenschaft äußerte, mußte man ihm wohl den Gefallen thun, ihn glauben zu machen, daß er sich auf Englands Unterstützung verlassen könne. König Heinrich und Wolsey gaben ihm die gewünschte Versicherung, wenn auch, wie es scheint, in nicht sehr präcisen Ausdrücken. Der König war dennoch entzückt. Als ihm Boleyn den Brief Heinrichs überreicht, nahm er feierlich die Mütze ab und versicherte, solange er lebe, werde er Heinrich zur Verfügung stehen; keine Ehre, keine Würde in der Christenheit solle anders vergeben werden, als es England wünsche. Und auf Wolsey's Brief erklärte er, derselbe könne immer auf seine Dankbarkeit zählen; wenn er Papst werden wolle, sichere er ihm die Stimmen von vierzehn Kardinälen und die Unterstützung der Orsini zu. Da er und König Heinrich eins seien, solle weder Kaiser noch Papst gewählt werden, außer nach ihrem Wunsche.

Während so Karl und Franz die schönen Worte Englands dankbar empfingen, wenigstens die Miene annahmen, ihnen zu glauben, und unermüdlich um die wirkliche Unterstützung warben, ging Wolsey ganz andere Wege. Er, der nach dem Ausdrucke des venezianischen Botschafters Giustinian nichts mehr wünschte, als der Schiedsrichter der Christenheit zu heißen, und in dem Kaiser, wie wir hörten, den Herrn der Christenheit erblickte, er konnte der Verlockung nicht widerstehen, für seinen König die Hand nach dieser Herrlichkeit auszustrecken. Sehr frühzeitig muß er mit dem päpstlichen Legaten Campeggi über die Wahlfrage vertrauliche Unterredungen gehabt haben, denn schon am 19. Februar ließ der Papst Campeggi schreiben, er möge Wolsey

*) Boleyn an Wolsey, Paris 28. Februar.

im tiefsten Vertrauen eröffnen, daß er wie England weder Frankreich noch Spanien gewählt zu sehen wünsche, darin aber von England abweiche, daß er die Wahl des katholischen Königs für unendlich viel gefährlicher halte als die des Königs Franz. Er wundere sich, daß Wolsey's Klugheit noch nichts ausgesonnen habe, um die Wahl auf einen dritten zu lenken. Er, der Papst, sei dafür zu schwach; wenn aber England dafür eintreten wolle, könne vielleicht noch die Wahl eines Dritten durchgesetzt werden*). Ob Campeggi, als er diese vertrauliche Eröffnung machte, Wolsey's Wunsch so weit entgegenkam, daß er merken ließ, König Heinrich selbst könne wohl dieser Dritte sein, wissen wir nicht. Jedenfalls schrieb Wolsey seinem Gesandten in Rom, Campeggi habe ihm insinuiert, König Heinrich könne wohl an seine eigene Ehre denken und dadurch verhindern, daß weder der katholische noch der allerchristlichste König die gefährliche Macht gewinne. Sobald Wolsey wußte, daß der Papst zwar vor allem Karl von der Kaiserwürde fern zu halten, aber eigentlich doch auch Franz nicht gewählt zu sehen wünschte, trat er mit der Kurie in regelmäßige Verhandlung über die Wahl. Ehe er des Papstes Wunsch entdeckt, schrieb er am 25. März seinem Gesandten in Rom, habe er nicht wagen können, seine Gedanken dem Papiere anzuvertrauen, ohne einen Bruch mit Frankreich zu riskieren. Da aber König Heinrich jetzt wisse, daß der Papst über die Wahl ebenso denke wie er, könne man sich darüber aussprechen. Frankreich spanne jeden Nerv an für die Gewinnung der Kaiserwürde und die Erfüllung seiner zügellosen Wünsche; wenn es siege, werde es viele alte Ansprüche erneuern und die Unabhängigkeit des Papstes gefährden. Deshalb solle man ihm jedes Hindernis in den Weg werfen. Allerdings werde auch Karls übermäßige Macht, wenn er Kaiser sei, große Gefahr bringen, aber dieses Uebel doch das geringere sein. Für den Papst werde es das Zweckmäßigste

*) Archivio storico ital. ser. 3 t. 25, p. 383 f.

sein, sich neutral zu halten und, wenn Karl und Franz ihn um seine Empfehlung bäten, diese zwar zu gewähren, aber zugleich durch vertraute Boten dafür zu sorgen, daß derartigen Briefen kein Wert beigelegt werde; König Heinrich beabsichtige es ebenso zu machen. Wenn nun aber auch das ganze Vorgehen auf der Annahme beruhte, daß man des Papstes Wünsche kenne, glaubte man doch seine „geheimen Gedanken“ erforschen zu müssen. Der Gesandte soll versuchen, sie zu entdecken, namentlich inwieweit etwa der Papst auf die Wünsche Wolsey's eingehen möchte. Er soll ihm bei günstiger Gelegenheit, wie aus sich selbst, sagen, welch ein unendlicher Gewinn für die ganze Christenheit und den Papst es sein werde, wenn König Heinrich bestimmt werden könnte, die Krone anzunehmen; das werde freilich nicht leicht gelingen, möglicherweise jedoch, wenn der Papst Wolsey auffordere, daß er den König berede*).

Wie Leo diese Andeutungen aufnahm, wissen wir nicht. Aber weshalb sollte er Wolsey und König Heinrich nicht den Gefallen thun, sich mit ihnen einverstanden zu erklären, wenn er sie auch wohl immer wieder darauf hingewiesen haben wird, daß es vor allem darum sich handle, durch die Wahl eines Dritten die hauptsächlich von Karl, aber auch von Franz drohende Gefahr abzuwenden. Sich einigermaßen zu verständigen, muß doch Schwierigkeiten gemacht haben. Wolsey stieß auch wohl in England selbst mit seinem phantastischen Projekte auf Widersprüche. Erst gegen Mitte Mai glaubte er die Operationen in Deutschland beginnen zu können, dabei auf die, wenn auch dicht verschleierte Unterstützung des Papstes rechnend. Bis dahin meinte er sowohl Karl als Franz über seine wahren Absichten getäuscht zu haben. Und fast sollte man annehmen, es sei ihm wirklich gelungen. Allerdings brachte die Königin-Mutter Boleyn schon Ende März in Verlegenheit, als sie ihm einen Brief ihres Gesandten in Spanien

*) Wolsey an Bischof von Worcester den 25. März.

zeigte, wonach König Heinrich an Karl geschrieben, er wünsche dieses Wahl. Da aber Franz einige Wochen später Wolsey bat, ihm, der eben noch mit seinen unerschöpflichen Geldmitteln geprahlt hatte, 100000 Kronen von England zu verschaffen, so mußte er zu seinem Herzensfreunde von York doch wohl noch volles Vertrauen haben. Allerdings erregte es Mitte April am Hofe von Barcelona Unbehagen, daß König Heinrich den Gesandten Karls auf ihre Bitte, er möge zu Gunsten des katholischen Königs an den Papst und die Kurfürsten schreiben, geantwortet, er habe es bereits gethan, wenn auch heimlich, da es anders mit Rücksicht auf die Freundschaft Frankreichs, welches von ihm dasselbe wünsche, unzulässig gewesen. Aber Karl, welcher Wolsey am 6. April für das Interesse gedankt hatte, welches England an seiner Wahl beweise, dankte König Heinrich am 20. April für die erfreuliche Mitteilung, daß der Papst seine Wahl befördern wolle, während er freilich in Wahrheit ihm überall entgegen arbeite.

Genug, am 20. Mai, als Wolsey seine Instruktionen und Aufträge für des Königs Sekretär, den klugen, von Erasmus hochgepriesenen Sir Richard Pace, ausfertigte, welcher bereits am 12. Mai von London abgereist war, um die unmögliche Operation in Deutschland zu unternehmen, glaubte er mitten in dieser Bewerbung um Heinrichs Wahl dennoch Karl und Franz in der Täuschung erhalten zu können, daß Pace eigentlich gekommen sei, um für Spanien oder für Frankreich zu arbeiten. Er wies ihn an, bei den Kurfürsten so zu reden, daß er denjenigen, welche für Frankreich seien, dieses, denjenigen, welche für Spanien, dieses zu begünstigen scheine, dasselbe Verfahren gegenüber den beiderseitigen Gesandten zu beobachten, damit England nicht vorgeworfen werden könne, es begünstige den einen mehr als den anderen. Mit dem päpstlichen Gesandten aber, wenn er ein zuverlässiger Mann, soll er offen herausgehen und sich womöglich mit ihm verbinden, vor allem, um die Wahl Franz' oder Karls zu hindern und die Kurfürsten

für Heinrich zu gewinnen, „der von deutscher Zunge ist"; ist das nicht möglich, so soll er mit dem Legaten auf die Wahl eines Kurfürsten hinwirken. In der Vollmacht für Pace war nur von dem uneigennützigen Interesse Englands am Wohle der Christenheit zu lesen, für welche diese Wahl so wichtig sei, da sie leicht den Frieden derselben stören könne; England wünscht vor allem die Eintracht der Kurfürsten; es stimmt darin ganz mit dem heiligen Vater überein, dessen Breven es zu der Sendung Pace's bestimmt haben*). Uebrigens kann ich hier das Geständnis nicht zurückhalten, daß diese auf die Täuschung aller berechnete Politik auch dem späteren Betrachter es fast unmöglich macht, die wahren Absichten zu erraten. War es England mit seiner Bewerbung wirklich voller Ernst? Konnte man dann Pace aufgeben, alle Versprechungen zurückzuhalten, bis er sicher, daß die Kurfürsten König Heinrich wählen würden; ihnen bis dahin nichts zu zahlen; konnte man dann Pace mit leeren Händen übers Meer ziehen lassen? Oder vermochte man nur dem Kitzel nicht ganz zu widerstehen, die Hand nach etwas in Wahrheit Unerreichbarem auszustrecken, zu sehen, was sich etwa unter irgend welchen Konstellationen erreichen lasse, für jede Möglichkeit auf dem Platze zu sein und vor allen Dingen dem französischen Freunde das Spiel zu verderben?

Inzwischen hatte der Papst nicht umhin gekonnt, trotz allen immer wieder aufsteigenden Aengsten vor Frankreichs Macht für dieses mit vollem Nachdruck in den Wahlkampf einzutreten. Am 12. März übersandte er König Franz ein Breve, wodurch er sich ganz auf dessen Seite stellte. Nur das Beste der Christenheit, nicht irgend welche besonderen Interessen wollte der heilige Vater dadurch fördern. Er erklärte, die Wahl des allerchristlichsten Königs lediglich deshalb zu wünschen, weil derselbe durch seine ausgezeichneten Tugenden, durch seine alle anderen Könige überragende Fülle an Reichtum und Macht zur

*) Brewer III, 1, 80 ff.

Führung der Christenheit gegen die gottlosen Türken und zur Herstellung des wahren Glaubens in seinem alten Glanz berufen sei. Da so das allgemeine Beste die Wahl Franz' fordere, werde er alle seine Bemühungen und seine Autorität dafür einsetzen. Und um die zur Wahl Berufenen nicht nur durch ihre Tugend, sondern auch durch gerechte Belohnungen zu bestimmen, versprach er dem Könige auf das Wort eines römischen Papstes, daß, wenn derselbe durch die Bemühungen und die Stimmen der Erzbischöfe zu Köln und Trier gewählt werde, er dieselben auf seinen Wunsch zu Kardinälen befördern, den Erzbischof von Mainz aber unter denselben Bedingungen zu seinem immerwährenden Legaten in Deutschland ernennen werde*). Größeres konnte den drei geistlichen Kurfürsten nicht wohl geboten werden. Zu derselben Zeit sandte der Papst den Frankreich unbedingt ergebenen Erzbischof von Reggio, Rob. Orsini, nach Deutschland, da König Franz den beiden dort bereits thätigen Vertretern der Kurie, Cajetan und Caracciolo, nicht trauen zu können glaubte. Orsini begab sich dann sofort mit Cajetan zu dem Kurfürstentage, welchen die drei Erzbischöfe und der Pfalzgraf Ende März in Oberwesel abhielten, um sich über die Wahl zu besprechen. Was auch die zahlreich herbeigeströmten Agenten der beiden Rivalen thun mochten, um die Kurfürsten, ihre Räte und Freunde zu gewinnen, es verschwand doch vor der feierlichen Erklärung der päpstlichen Bevollmächtigten, daß Karl als König von Neapel nicht wählbar sei. Der venezianische Botschafter bei der Kurie erstaunte über dieses unumwundene Auftreten des Papstes, wie er es bisher nie von demselben erlebt; bis jetzt habe der Papst immer mit beiden Parteien zu dissimulieren gesucht, sich nie so stark auf die eine Seite geneigt, daß es ihm unmöglich geworden, die andere zu täuschen.

Als Karl von dieser offenen Feindseligkeit des Papstes erfuhr, beschwerte er sich nicht nur darüber bei dem Legaten,

---

*) Mignet 1, 170 f.

sondern schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Rom, um dort Klage über das Benehmen der Vertreter des Papstes in Deutschland zu erheben. Zugleich suchte er den Kurfürsten wie seinen eigenen Agenten in Deutschland das Auftreten des Papstes als möglichst bedeutungslos darzustellen, da derselbe ihm wegen Neapels Dispens versprochen habe, jetzt nur Frankreich nicht zu sehr kränken möchte, aber nach der Wahl sich vortrefflich mit ihm verständigen werde. Weniger unwahr als diese Mitteilung war die Erklärung, welche der Papst Karls Gesandten gab, er betreibe Frankreichs Wahl nur deshalb, um dadurch die eines minder mächtigen Fürsten herbeizuführen; unumwunden sprach er es aber auch hier aus, daß die Wahl Karls für das Wohl der Christenheit und der Kirche nicht wünschenswert sei*).

Doch genug von den diplomatischen Künsten, mit denen alle Mächte Europa's (denn auch Portugal, Dänemark, Polen beteiligten sich mehr oder weniger) die Wahl zu bestimmen suchten. Die Entscheidung wurde schließlich durch ganz andere Faktoren herbeigeführt.

Sie lag bei den Kurfürsten und dem deutschen Volke. Für die Kurfürsten handelte es sich um momentanen Gewinn und dauernden Vorteil. Was den ersteren betrifft, so konnte da allerdings der französische Herrscher den katholischen König überbieten, obwohl es doch mit den flüssigen Geldmitteln Frankreichs nicht ganz so glänzend bestellt war, wie seine Agenten rühmten, und der Finanznot Karls die gewaltige Geldmacht der Fugger zu Hilfe kam; auch wußten die habsburgischen Boten durch sehr übertriebene Schilderungen von dem spanischen Reichtum die Bedenken zu mindern, ob Karl je imstande sein werde, die versprochenen Summen zu zahlen**). Was aber hatten die Kurfürsten für ihre dauernde politische Machtstellung von dem einen und dem anderen Bewerber zu erwarten?

---

*) Spinelli an König Heinrich, Barcelona 22. April.

**) Siehe oben S. 72 Anm.

Wie wir in König Franz von vornherein eine starke Neigung zu unverständiger Prahlerei wahrnehmen*), so meinte er seine Sache in Deutschland am besten zu fördern, wenn er seine Macht, seinen Reichtum, seine Thaten den Kurfürsten in glänzenden Schilderungen ausmalen, seine Persönlichkeit zu der des Gegners in den vorteilhaftesten Gegensatz rücken ließ. Er hätte nichts Ungeschickteres thun können. Denn wenn damals in der That angenommen werden mußte, Franz werde ein sehr viel ruhmreicherer und machtvollerer Monarch sein als Karl, er werde seinen Willen und seine Autorität nach allen Richtungen weit nachdrücklicher geltend zu machen vermögen, so mußte diese Aussicht die Kurfürsten mehr als alles andere gegen die Wahl einer so überlegenen und durchgreifenden Persönlichkeit einnehmen. Wenn ihnen die vornehmen französischen Herren immer wieder die unvergleichliche Größe ihres Gebieters anpriesen, so weckten sie lediglich die Besorgnis, daß die hervorragende Stellung, welche die Kurfürsten längst im Reich besessen und während der letzten Decennien beträchtlich zu erhöhen gestrebt hatten, neben diesem französischen Herrscher gar nicht zu behaupten sein werde. In der That bildeten ja doch damals die wirkliche monarchische Autorität des Königs von Frankreich und die schlecht verhüllte Ohnmacht des deutschen Kaisers die stärksten Gegensätze, welche sich denken ließen. Wenn auch die charakteristische Aeußerung des venezianischen Diplomaten, früher hätten die französischen Könige reges Francorum geheißen, jetzt könne man sie reges servorum nennen, etwas späterer Zeit angehört**), so besaß doch König Franz jetzt schon in Frankreich eine Macht, deren Uebertragung auf Deutschland den Kurfürsten vollkommen unerträglich gewesen sein würde. Eben setzte er in Frankreich jenes Konkordat durch, welches die Kirche mit ihrem ungeheuren Besitz in völlige Ab-

*) Man lese nur den Brief, welchen er am Abend der Schlacht von Marignano seiner Mutter schrieb.

**) Albèri I, 1, 233.

hängigkeit von ihm brachte. Um wieviel bedrohlicher mußte aber den Kurfürsten diese so gut wie unbeschränkte Macht des französischen Königs erscheinen, da sie wahrnahmen, daß sich ihm der Papst unbedingt zur Verfügung stelle, daß er ihm zuliebe eine lange nicht mehr erlebte Einmischung in das Wahlgeschäft versuche. Freilich, was der heilige Vater den geistlichen Kurfürsten durch König Franz bieten ließ, war von großem Werte; aber wenn nun etwa die Kurie demselben für Deutschland bewilligte, was sie ihm in Bologna für Frankreich gewährt hatte, was bedeutete dagegen der rote Hut? Und nun ließen gar die französischen Herren überall vernehmen, ihr König könne ganz nach Belieben über England verfügen*).

Karls Boten wußten die Kurfürsten sehr viel richtiger zu behandeln. Es waren meist deutsche Herren, mit den wirklichen Interessen und Wünschen und der ganzen Art der Wähler wohl vertraut. Was sie von Karl sagten, klang nichts weniger als beunruhigend. Und wenn sich Karl selbst an die Kurfürsten wendete, sprach er von seiner Macht nur, um die Hoffnung zu erwecken, daß er mit ihr den Türken nachdrücklich begegnen werde; der Kampf gegen die Ungläubigen sei ihm ja recht eigentlich als Erbteil seines Großvaters Ferdinand überkommen; mit Hilfe „dieser edeln deutschen Nation“ werde er rasch einen großen Schlag gegen die Feinde der Christenheit thun, ihr den Frieden zurückgeben und dann all seine Macht für die „Verteidigung, Erhaltung und Vermehrung unseres Glaubens“ verwenden können. Wäre er nicht von echt deutschem Herkommen und hätte er nicht erhebliche Besitzungen im Reich, so würde er nie nach der Krone streben. Aber die Kurfürsten wüßten ja, wie Max und Friedrich seine Vorfahren gewesen. Nach deren Beispiel werde er bestrebt sein, daß „die Freiheit der deutschen Nation, in geistlichen wie in weltlichen Dingen, nicht nur erhalten, sondern gemehrt werde, im allgemeinen wie im

---

*) Pace an Wolsey, Köln 3. Juni.

einzelnen. Und wenn irgend etwas dieser Freiheit nachteilig sein könnte, so versprechen wir auf die Treue und das Wort eines Königs, sie in ihren gebührenden Stand herzustellen"*).

Das war der Ton, welchen die Kurfürsten zu hören liebten. Daß dieser so anspruchslos redende König in Spanien durch willkürliches und drückendes Regiment wachsende Unzufriedenheit nährte, war ihnen sicherlich unbekannt, zumal der Hof jetzt fern von dem heimgesuchten Castilien weilte. In Aragon aber und Catalonien zeigte sich ja die königliche Gewalt ganz so unschädlich und beschränkt, wie es die Kurfürsten liebten. Daß dieser schwächliche, stille, passive junge Herr je seine schwere Hand auf Deutschland legen werde, wer hätte es ahnen können? Man durfte wohl die Hoffnung hegen, daß er sich in den Reichsangelegenheiten ebenso von deutschen Großen werde bestimmen lassen, wie er bisher unter dem Einflusse der niederländischen Herren gestanden hatte. Und wenn die spanischen und neapolitanischen Reiche ihn oft nötigen mußten, sich weit von Deutschland zu entfernen, so gab das den Kurfürsten um so zuverlässigere Hoffnung, an seiner Stelle das Reich zu regieren.

Ehe jedoch alle diese Erwägungen und Umstände den Sinn der Kurfürsten zu Karl neigten, machte sich ein anderer Einfluß geltend, welcher vielleicht noch bestimmender einwirkte. Maximilian hatte sich bei den Deutschen großer Beliebtheit erfreut. Seine leutselige Art, seine gewinnende Persönlichkeit, seine soldatische Tüchtigkeit, sein warmes Interesse für Wissenschaft und Kunst hatten ihm die Herzen der Masse so gut gewonnen wie derer, welche das Urteil des Volks zu bestimmen pflegen. Seine politische Impotenz kam dagegen weniger in Betracht. Denn politisches Denken war damals kaum irgendwo weniger zu Hause als in Deutschland. Man erhitzte sich gern in patriotischen Phantasien über die unvergleichliche Herrlichkeit kaiserlicher Macht, deren kümmerliche Realität man mit

*) Papiers d'état de Granvelle 1, 111 ff.

tiefer Entrüstung den Fremden, zumeist den Franzosen, schuld gab. In dem Glaubensbekenntnisse der älteren Humanistenschule nahm schwärmerische Begeisterung für Kaiser und Reich in seiner längst entschwundenen Macht eine bedeutende Stelle ein, und all diese Begeisterung kam dem Hause Habsburg zu gute. Man braucht nur den rührenden Brief zu lesen, in welchem Geiler von Kaisersberg sein Zusammensein mit Maximilian in Füßen beschreibt*), sich nur der komisch polternden Art zu erinnern, in welcher der gute Wimpfeling allen Feinden des Kaisers seinen schrecklichen Zorn verkündet, oder jener schwungvollen Ermahnung Huttens an Maximilian, oder des innigen Verhältnisses, in welchem dieser mit Dürer und so vielen anderen Repräsentanten deutscher Bildung, Wissenschaft und Kunst stand, um zu begreifen, daß nach dem Tode dieses ritterlichen Kaisers sich in den Deutschen eine starke Sympathie für den jugendlichen Enkel regte, dessen vortreffliche Eigenschaften man sich um so lebhafter ausmalen konnte, je weniger man von ihm wußte. Und nun wollte diesem jungen deutschen Blut der übermütige Franzose die von so vielen Vorfahren geübte Macht rauben, dieser Franzose, der in deutschen Landen verkündigen ließ, soweit die Sonne alle Sterne überstrahle, so weit übertreffe er alle anderen Fürsten**).

Auf den Ausfall der Wahl mußten hauptsächlich die rheinischen Gebiete Einfluß üben, in welchen die Mehrzahl der Kurfürsten ihren Sitz hatte und in welchen der Wahlort Frankfurt lag. Eben hier aber war natürlich der Gegensatz gegen Frankreich am lebendigsten. Eben hier zugleich die populäre, politische, humanistische Opposition gegen Rom am stärksten, zumal in den zahlreichen blühenden Städten gegen den gerade hier besonders reichen Klerus. Und nun erlebte man, daß gegen den deutschen Habsburger, an den sich so viele unklare Hoffnungen

*) **Dacheux, Jean Geiler p.** 496 f.

**) Pace an Wolsey, Köln 30. Mai.

knüpften, für den gefürchteten oder gehaßten Fremden in unerhörter Weise die Kurie Partei nahm, gegen welche sich längst die allgemeine Antipathie kehrte!

In Zeiten populärer Erregung geschieht es wohl, daß alles von einer bestimmten Strömung fortgerissen wird, indem nur die ihr günstigen Momente zur Geltung kommen, alle ihr entgegenwirkenden Umstände gleichsam verschwinden. Das scheint damals im westlichen Deutschland eingetreten zu sein. Schon Ende März vernehmen wir, daß die päpstlichen Abgesandten, welche sich nach Oberwesel begeben wollten, von dem allgemeinen Unwillen so bedroht wurden, daß sie sich unter den Schutz des Kurfürsten von Mainz stellen mußten. Und als Pace Ende Mai am Rhein eintrifft, findet er alles Volk von gleicher Leidenschaft gegen die Franzosen und die päpstlichen Boten erfüllt. „Die Franzosen," schreibt er am 3. Juni aus Köln, „haben einen solchen Unwillen gegen sich geweckt, daß es jetzt hier sehr bedenklich ist, ein gutes Wort von einem Franzosen zu reden." Und am 10. Juni aus der Nähe von Mainz: „Ein Ding hilft dem Könige von Castilien gewaltig, der einmütige Entschluß dieses ganzen Volkes, das bereit ist, all sein Gut und Blut gegen den Franzosen aufzuwenden, wenn er gewählt wird. Sie werden nur mit der Wahl des Königs von Castilien oder seines Bruders Don Ferdinando zufrieden sein; das Volk würde den letzteren vorziehen, weil es sicher ist, daß derselbe unter ihm leben werde." Der Legat habe ihm erzählt, kürzlich seien vier Herren und Ritter in sein Haus gekommen und hätten ihm gedroht, sie würden ihn aus dem Lande jagen, wenn er seine Praktiken für Frankreich nicht aufgebe: sieben Kreise des Reichs würden sie gegen ihn aufregen. „Der päpstliche Legat und der Nuntius," schreibt er, „sind sehr verhaßt. Der französische Gesandte liegt in Koblenz und wagt aus Furcht vor dem Volke nicht näher zu kommen." Am 11. meldet er aus Mainz: „In der letzten Nacht ist des Papstes Gesandter, der Erzbischof von Reggio, welcher kürzlich so heftig

für des französischen Königs Wahl und so unklug gegen den König von Castilien gesprochen hat, in Vermummung entflohen; und er hat weise gethan, da er hier nicht länger ohne sein Verderben hätte bleiben können. Der Legat würde gern dasselbe thun, aber er kann nicht, da er durch seine Aufträge genötigt ist, bis nach geschehener Wahl des Kaisers zu bleiben. Der Unwille des Volks gegen die Franzosen ist unglaublich. Wenn der französische König gewählt wird, so wird niemand seines Lebens sicher sein; denn alles, Mann und Kind, steht dagegen in Waffen." Am 12.: „Täglich werden hier lateinische und deutsche Schmählieder gegen die Franzosen geschrieben. Alle Freunde des verstorbenen Kaisers stehen auf des Königs von Castilien Seite, und sie haben jetzt hier 40000 Mann zu Fuß und 6000 Pferde bereit zu seiner Verteidigung; diese Armee wächst täglich; denn alle in den rheinischen Gegenden begüterten Grafen sind bereit, seine Partei zu nehmen, und werden die vier Kurfürsten züchtigen, wenn sie nicht ihr dem letzten Kaiser gegebenes Wort halten." Am 20. findet er, daß die Stimmung zu Gunsten Karls täglich wachse, ebenso das Heer zu seiner Verteidigung. Am 24. schreibt er, der Adel in der Umgegend Frankfurts, wo die Kurfürsten zur Wahl versammelt waren, schreie laut gegen Frankreich und erkläre, er wolle keinen anderen Kaiser als Karl. Die Kurfürsten seien in großer Bestürzung und Furcht vor dem Volke, das ganz in Waffen und voll wütenden Eifers sei, für Karl zu kämpfen.

Aber sind diese Berichte des englischen Gesandten nicht etwa übertrieben? Hatte er nicht ein Interesse dabei, die Parteinahme der Bevölkerung für Karl so stark zu schildern, daß diesem Druck niemand widerstehen könne? Er sollte ja doch versuchen, ob nicht in dem Gewirr der Gegensätze eine Aussicht für die Wahl Heinrichs zu benützen sei. In der That redete er mit verschiedenen Kurfürsten darüber. Sie hatten allerlei schöne Worte für ihn, bedauerten, daß er zu spät gekommen und so weiter. Er selbst meinte, hätte er das nötige Geld

gleich mitgebracht, so würde Wolsey ein Tedeum für seines Königs Wahl haben anordnen können. Thatsächlich erreichte er nichts. Zu seiner Entschuldigung konnte er außer den angeführten Umständen geltend machen, daß die päpstlichen Gesandten ihn nicht so, wie verabredet worden, unterstützt hätten. Aber völlig entlastet wurde er doch erst durch das leidenschaftliche Auftreten des Volks für Karl. Dagegen konnte ja keine diplomatische Kunst aufkommen. So schrieb er denn am 24. Juni, wenn König Heinrich in der Wahl siegte, würde er wahrscheinlich mit allen seinen Leuten eher umgebracht werden, als ihm einer der Kurfürsten helfen könne.

Gewiß ist, daß Pace die Farben in seinen Berichten etwas stark aufträgt. Daß am 12. Juni 46000 Mann zwischen Mainz und Frankfurt bereit gestanden hätten, im Notfall für Karl das Schwert zu ziehen, ist eine sehr auffallende Uebertreibung. Aber eine stattliche bewaffnete Macht war dort allerdings zur Hand, nicht nur, wie man sagte, um ein französisches Heer fern zu halten, sondern um auf die Wahl einen merklichen Einfluß zu üben*). Alles, was Frankreich im Norden der Walstatt für sich gewonnen hatte, seine militärischen Aufstellungen in der Champagne und die Grenzen der Niederlande entlang, wurde durch diese nahe Macht mehr als aufgewogen. Und was Pace von dem Einfluß der Volksstimmung berichtet, wird von gewichtiger Seite bestätigt. Am 29. Mai meldete der venezianische Orator aus Rom, der Papst verzweifle nahezu an der Wahl des Königs Franz, denn die Briefe seiner Gesandten in Deutschland meldeten, weder das Volk noch die Fürsten und Barone würden die Wahl des allerchristlichsten Königs zugeben; sie versicherten, wenn selbst die Kurfürsten ihn zu wählen wünschten, läge es nicht in ihrer Macht. Von Anfang an hatte man in Rom befürchtet, die Deutschen würden es nie zugeben, daß die Kaiserkrone von ihnen auf Frankreich

---

*) Siehe das Nähere bei Ulmann, Sickingen, S. 152 ff.

übertragen werde, zumal sie gegen dieses den äußersten Haß hegten*).

Alle Umstände wirkten zuletzt für Karl zusammen. Die Niederlage, welche Frankreich Anfang April in der Person des Herzogs Ulrich von Württemberg erlitt, das vollständige Uebergewicht, welches seitdem der im habsburgischen Interesse stehende Schwäbische Bund in Oberdeutschland besaß, die entschiedene Erklärung der Eidgenossenschaft gegen die Wahl Frankreichs, die konzentrierte Thätigkeit der ihren Gegnern persönlich und diplomatisch überlegenen Agenten Karls, die in der Natur der Verhältnisse liegenden Motive, welche, wie wir gesehen haben, bei den Kurfürsten für Karl sprechen mußten, dazu nun endlich die mächtige Erregung der Nation gegen den Fremden, nachdrücklich unterstützt von einer starken militärischen Aufstellung, das alles schien über den Ausgang des Wahlkampfes, schon als die Kurfürsten in Frankfurt zusammentraten, keinen Zweifel mehr zu lassen. So erklärte denn auch der Kurfürst von Mainz damals bereits dem päpstlichen Nuntius Caracciolo, welcher ihn im Auftrage Leo's bat, für Frankreich zu stimmen, er halte es für sicher, daß König Franz nicht gewählt werde; sein Bruder, der Kurfürst von Brandenburg, sei toll, daß er sich so für ihn ereifere. Wenn nichtsdestoweniger die verschiedenen Boten des Papstes in ihrer Abschätzung des Wahlresultats noch immer auseinander gingen, so spiegelt das wohl kaum die wirklichen Absichten der Kurfürsten wider. Die beiderseitigen Agenten bis zuletzt über ihr Votum in Ungewißheit zu erhalten, lag ja ganz in ihrem Interesse. Der Papst bewunderte sie auch deshalb; er meinte, sie hätten sich selbst übertroffen, da sie ihre Verhandlungen mit solcher Vorsicht geführt, daß sich jeder den Sieg zuschreibe. Er selbst mußte sich zuletzt in die herbe Thatsache finden, daß eben dem die Krone zufalle, gegen welchen er von Anfang an alles aufgeboten hatte. Nur einen Augenblick

*) Marco Minio, Rom den 29. Mai und 29. Februar.

war er auf seinen ursprünglichen Wunsch zurückgekommen, daß einer der Kurfürsten gewählt werden möge; sein Kammerherr von Miltitz sprach dem Kurfürsten Friedrich am 15. Juni den Wunsch aus, daß er die Wahl annehmen möge. Für einen Augenblick wurde dann in der That diese Kandidatur von den Kurfürsten erwogen, um alsbald an der Weigerung Friedrichs zu scheitern. König Franz ergriff diese letzte Möglichkeit, seinen Rivalen zurückzudrängen, erst als es zu spät war.

Wenn der Papst dem venezianischen Gesandten Anfang Juni sagte, nicht Karl, sondern der Markgraf von Brandenburg oder der Herzog von Sachsen werde gewählt werden, so war das sicherlich nicht seine wahre Meinung. Er fürchtete mit jedem Tage mehr den Sieg des katholischen Königs und konnte sich doch nicht zu dem überwinden, wodurch er verhindert haben würde, daß dieser Sieg eine Niederlage der Kurie bedeute. Man wird hier wie so oft an der Klugheit des Mediceers irre. Was band doch den Papst so unlöslich an die französischen Interessen? Jener Lorenzo, welcher ihn ins französische Lager hinüber gezogen hatte, dessen weltliche Größe das hauptsächlichste Ziel seiner Politik ausgemacht, war am 4. Mai gestorben. Sobald diese wichtige Nachricht am spanischen Hofe eintraf, erregte sie die Hoffnung, daß es jetzt gelingen werde, den Papst zu gewinnen. „Man erwartet," schreibt der venezianische Botschafter am 17. Mai, „der Papst werde jetzt Frankreich nicht mehr des Herzogs von Urbino wegen begünstigen." Und am 7. Juni: „Der katholische König macht jetzt erneute Anstrengungen, um den Papst für sich zu gewinnen, und hofft damit Erfolg zu haben, weil der Herzog von Urbino, welcher den Papst französisch gemacht hat, nicht mehr lebt." Worin diese Anstrengungen bestanden, wissen wir nicht. Sie werden immerhin mitgewirkt haben, daß sich der Papst Mitte Juni entschloß, resigniert geschehen zu lassen, was zu ändern nicht in seiner Macht lag.

Am 23. Juni erhielten die päpstlichen Gesandten, wie Pace berichtet, Weisung, nichts mehr gegen Karl zu thun, vermutlich

unter dem Vorbehalte, daß jede weitere Thätigkeit in dieser Richtung vollkommen aussichtslos sei. Wie der Papst selbst dem englischen Gesandten Ende August erklärte: erst als sein Legat und sein Nuntius vom Erzbischof von Trier, dem Haupte der französischen Partei, und von anderen glaubwürdigen Personen als sicher erfahren, daß vier Kurfürsten unerschütterlich entschlossen wären, den katholischen König zu wählen und die Wahl in einem oder zwei Tagen zu verkünden, erst da hätten sie, um den schon angerichteten Schaden nicht noch zu vergrößern, den Kurfürsten mitgeteilt, wenn sie entschlossen wären, Karl zu wählen, möchten sie es ohne Rücksicht auf den Papst thun. Am Abend des 24. Juni richteten Cajetan und Caracciolo aus Mainz an die Kurfürsten ein Schreiben, worin sie anzeigten, der Papst habe sie soeben angewiesen, den Kurfürsten zu eröffnen, Seine Heiligkeit wolle nicht Anlaß zu Aergernis und Krieg geben, sondern wünsche die Ruhe und den Frieden aller zu befördern; deshalb und in der Hoffnung, die Schwierigkeiten zwischen der römischen Kirche und dem katholischen Könige beizulegen, in der ferneren Hoffnung, der katholische König werde der beste Sohn und Verteidiger des apostolischen Stuhles sein, lasse er die Kurfürsten wissen: wenn es ihnen gefalle, den katholischen König zum König der Römer zu wählen, möchten sie wegen der Rechte der römischen Kirche auf das Lehen des Königreichs Neapel auf jene Wahl nicht verzichten, da das, was sie in dieser Angelegenheit früher erklärt hätten, nicht mehr im Wege stehe*). Die Kurfürsten antworteten am 25. auf diese Mitteilung mit der Bitte, die päpstlichen Gesandten möchten ihnen die jüngsten Entschließungen des heiligen Vaters in derselben Form mitteilen, wie sie es mit den früheren in Wesel gethan. Ob das geschehen ist, wissen wir nicht. Am 28., 7 Uhr früh, traten die Kurfürsten in der Bartholomäuskirche zur Wahl zusammen. Sie fiel einhellig auf den katholischen König.

---

*) Bucholtz 3, 672.

Zweites Buch.

Nach der Wahl.

Ein Jahr lang hatte der schwere Kampf gedauert; die Spannung, in welche er Europa versetzt, schwand keineswegs mit seiner Entscheidung; die Gegensätze waren zu tief in das Leben der Mächte eingedrungen; durch den Sieg des katholischen Königs wurden sie eher verschärft als gemildert.

Man kann nicht anders sagen, als daß Karl selbst das Mögliche that, um die an seinen Triumph geknüpften Besorgnisse zu mindern. Er scheint schon am 25. Juni durch ein Schreiben des Kurfürsten von Mainz die Gewißheit seiner Wahl erfahren zu haben. In den ersten Morgenstunden des 6. Juli überbrachte ein vlämischer Sekretär die Briefe der Kurfürsten, welche Karl die Wahl ankündigten. Sobald die wichtige Botschaft bekannt wurde, eilten alle Großen zu Hofe, um Karl die Hand zu küssen; der Nuntius, die Gesandten Englands und Venedigs erschienen, um Glück zu wünschen; nur der französische Gesandte hielt sich in auffälliger Weise fern. Trotzdem beteuerten Chièvres und Gattinara in den nächsten Tagen den Gesandten Frankreichs und Venedigs den Wunsch Karls, nachdem er eine so hohe Würde erlangt, den Frieden in der Christenheit zu erhalten, als guter Christ gegen die Ungläubigen aufzutreten und besonders die gute Freundschaft mit den beiden Staaten zu pflegen. „Unser König,“ sagten sie, „liebt den

Frieden und ist bereit, alles für seine Erhaltung zu thun." Noch mehr kam er dem Papst entgegen. Sobald er von seinen Bevollmächtigten in Deutschland über den Ausfall der Wahl Bericht erhalten, legte er denselben dem päpstlichen Legaten vor und richtete an den Papst ein Dankschreiben, worin er von allem, was derselbe früher gegen ihn gethan hatte, völlig absah und nur die im letzten Moment vom Papst geübte Resignation als eine Wohlthat bezeichnete, für welche er den größten Dank schulde. Er versprach, dem Papst immer eine solche Gesinnung zu bewähren, daß denselben nie das Wohlwollen gereuen könne, welches er ihm in väterlicher Liebe bewiesen habe. Noch weiter ging Karl in einem gleichzeitigen Schreiben an den Kardinal de' Medici. Er wisse wohl, hieß es hier, daß alle Dienste, welche ihm der Papst in allen übrigen Dingen und ganz besonders in der Wahlangelegenheit bewiesen, in den Ratschlägen des Kardinals ihren Ursprung hätten; da er den Ausgang der Wahl erfahren, halte er es für seine Pflicht, dem Kardinal für den Eifer zu danken, welchen derselbe mit der größten Beharrlichkeit für die Vermehrung seiner Würde an den Tag gelegt habe*). Wenn Karl klug genug war, dem eifrigsten Gegner seiner Wahl zu danken, als habe sich derselbe besondere Verdienste um ihn erworben, so wurde es ihm natürlich sehr viel leichter, gegen England die Miene anzunehmen, als habe dasselbe seine Wahl in der wirksamsten Weise unterstützt. Der schlaue Pace hatte ja so operiert, daß er nach der Wahl reden konnte, als wenn er nichts mehr gewünscht hätte. Die Kurfürsten von Mainz, Köln und Sachsen erklärten Karls Agenten, König Heinrichs Briefe und Pace's Bemühungen hätten ihre Sache wesentlich gefördert, und die Agenten rühmten ihrem Könige die guten Dienste Englands, das ja in Wahrheit, wenn

*) Pro eo studio quod illa in augenda dignitate nostra constantissime pro se tulit. Beide Aktenstücke mit dem unvollständigen Datum Barchinonae die ... Julii 1519 bei Sanuto 27, 419 f. Die spanischen Gesandten überreichten dem Papst den Brief schon am 19. Juli.

es auch die Wahl Karls nicht gewünscht, doch vornehmlich der Frankreichs entgegengearbeitet hatte. So überschüttete denn Margarete, als Pace in Mecheln bei ihr Audienz hatte, ihn mit Dankesbezeigungen, und auch Karl unterließ nichts, um König Heinrich mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß er sich ihm ganz besonders verpflichtet halte. Heinrich seinerseits fand es angemessen, durch Wolsey in der Kathedrale ein Tedeum für die Wahl veranstalten zu lassen, welcher Feierlichkeit alle Gesandten mit Ausnahme des französischen beiwohnten. Zu gleicher Zeit sandte er einen Boten an Margarete, um ihr zur Wahl Karls zu gratulieren, in welcher er eine Vermehrung seiner eigenen Ehre erblicke. Wenn er auch jetzt mit Frankreich in Frieden lebe, so sei doch die alte Verbindung mit Burgund und Spanien so tief in seinem Herzen gewurzelt, daß sie durch nichts erschüttert werden könne. Wie Margarete immer diese Verbindung gefördert habe, so werde sie jetzt dieselbe gewiß, wie er hoffe, stärken. In demselben Sinne mußte Spinelli zu Karl reden, als er demselben einen Brief König Heinrichs überreichte, welcher dessen Freude über die Wahl aussprach und den Wunsch, sich mit Karl auf das innigste zu verbinden.

Als die böse Nachricht am französischen Hofe eintraf, war König Franz, wie gewöhnlich, auf der Jagd, und zwar schon seit vierzehn Tagen. Aber die Königin-Mutter vermochte es, dem englischen Gesandten ihre Freude über Karls Wahl zu äußern. Sie hob dann hervor, wie schwere Summen Geldes dieselbe dem Gewählten gekostet habe, während ihr Sohn in allem nur 100000 Kronen darauf verwendet. Die Räte des Königs waren in der verständigen Ansicht einig, für Frankreich sei es ein Glück, daß Franz nicht gewählt worden; er würde dadurch in unendliche Nöte verwickelt und seine Unterthanen in Armut gestürzt worden sein. König Franz besaß nicht ganz so viel Selbstüberwindung. Als er endlich nach Poissy zurückgekehrt war, äußerte er zwar auch in der öffentlichen Audienz

gegen den venezianischen Botschafter, er sei mit dem Ausfall der Wahl sehr zufrieden. Den Diplomaten aber in eine Fensternische ziehend, sprach er seufzend, der ewige Gott habe seine Wahl nicht gewollt. Auch er tröstete sich damit, daß sich Karl durch seine Bewerbung arm gemacht habe und daß die Spanier und Deutschen sich gewiß nicht vertragen würden. Es scheine ihm gut, fügte er hinzu, daß jetzt der Papst die Krone nach Spanien schicke, damit sie der katholische König nicht in Italien hole. Nach einer Weile überwand er sich doch, seinem Gesandten am spanischen Hof Auftrag zur Gratulation zu geben, dann selbst einen Brief an Karl zu richten, worin er diesen versicherte, er freue sich über seinen Erfolg, als wäre er ihm selbst zu Teil geworden*). Karl erwiderte darauf am 3. August, keine Erhöhung seiner Würde könne je seinen dringenden Wunsch mindern, mit dem allerchristlichsten König in Freundschaft verbunden zu sein und den Frieden in der Christenheit zu erhalten; König Franz könne mehr dafür thun als ein anderer. Der Brief schloß mit der bemerkenswerten Wendung, König Franz sollte in der Ausrottung der Ketzerei den ersten Platz einnehmen**).

Die größte Bestürzung rief der Sieg des katholischen Königs in Rom hervor. Am 5. Juli überbrachten Kuriere die

---

*) In einem Schreiben aus Corbeil 9. August, dessen Uebersetzung Corner seiner Depesche vom 19. August beilegt, beauftragt König Franz seinen Gesandten am spanischen Hofe, ihn sorgfältig von allen dortigen Vorgängen zu unterrichten, namentlich ob es Karl gelinge, von den Cortes der verschiedenen Königreiche Geld zu bekommen und wie dieselben sich dabei verhielten, wie der Papst sich zu Karl stelle, ob er ihm den Titel Kaiser gebe, ob Chièvres sein früheres Ansehen behaupte u. s. w. Ganz besonders wünscht er zu wissen, ob an Karl, nachdem er die Nachricht von seiner Wahl erhalten, irgend eine Veränderung zu bemerken gewesen. Was der Gesandte darauf erwidert, wissen wir nicht; Corner aber schrieb am 19. August, die Wahl habe an der kaiserlichen Majestät nicht die geringste Veränderung bewirkt, et senza dubio la non è apta a far ne dir ex se cosa alcuna, se prima non la impara da Mons[or.] de Chievres et cum gran faticha.

**) Brewer III, 1, 148.

Nachricht. Der arme Papst mußte unmittelbar danach den spanischen und den französischen Gesandten empfangen. Die in Rom lebenden Spanier und ihre Anhänger brachen in stürmischen Jubel aus. Mit Illumination und Kanonensalven feierten sie zwei Nächte nacheinander ihren Sieg. In der zweiten Nacht zogen über tausend Spanier in Schlachtordnung, schön bewaffnet, mit Fackeln durch die Stadt. Sie riefen: Imperio! España! Die päpstlichen Paläste lagen in tiefer Nacht; die französischen Gesandten waren wie tot.

Als Minio zuerst am 5. mit dem Papst sprach, bemerkte dieser nur, wenn König Franz geschickter hätte operieren wollen, so würde ein Dritter gewählt worden sein. „Er ist nicht durch unsere Schuld unterlegen.“ Am 9. fand er den Papst in die tiefsten Gedanken versunken. Er war voller Sorge darüber, daß er so viel gethan habe, Karls Wahl zu hindern, dessen erdrückender Macht er jetzt nicht werde widerstehen können. Was solle geschehen, wenn derselbe nun, von der Macht Deutschlands unterstützt, in Italien erscheine? Minio tröstete, wenn er friedlich, mit Zustimmung der anderen Mächte erscheine, sei ja nichts zu fürchten; komme er gegen ihren Willen, mit kriegerischen Absichten, so müsse man ihm entgegentreten. Der Papst erwiderte, das sei recht gut; aber wenn er selbst mit Frankreich und Venedig gegen den Katholischen verbunden sei, so reiche das doch nicht aus; man bedürfe der Mitwirkung Englands. England aber habe sich von Frankreich abgewendet, seit König Franz sich um die Kaiserkrone beworben. Es sei dringend wünschenswert, daß Frankreich alles thue, um England wieder für sich zu gewinnen.

Gleich jetzt erhielt der kluge Venezianer den Eindruck, der Papst könne aus Furcht einen unzeitigen Entschluß fassen, sich von Frankreich zu Spanien wenden, zumal die beiden Vertreter Karls in Rom das Aeußerste aufböten, den Papst durch Versprechungen und Einschüchterungen auf ihre Seite zu ziehen. Aengstlich erwarte dieser Briefe aus Spanien, welche gewiß danach

angethan sein würden, ihn zu gewinnen. Es sei notwendig, den Papst zu ermutigen. Diese Einsicht hätten auch die französischen Gesandten haben sollen. Statt dessen fanden sie es zweckmäßig, den Papst mit Vorwürfen zu überhäufen: er sei an der Wahl des katholischen Königs Schuld. Darüber fand Minio den Papst am 18. Juli in höchster Aufregung. „Was meint Ihr?“ rief er aus, „ich that, wie Ihr wißt, alles, was sie nur wünschen konnten, und nun benehmen sie sich so!“ Er geriet bei diesen Worten gegen seine Natur in sehr große Leidenschaft. Dann fuhr er fort: „Ueberdies hängten sie alles, was ich für ihren König that, an die große Glocke, und jetzt behandeln sie mich so! Es ist wahr, daß ich zuletzt dem Legaten schrieb, wenn er bemerke, daß sich die Dinge zu Gunsten Spaniens wenden, so möge er seinen Eifer zügeln und nicht länger Opposition machen, da es nichts nütze, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen; möglicherweise ist er mit einigen Worten über seinen Auftrag hinausgegangen. Aber die Sache war auf jeden Fall hoffnungslos. Ihr müßt wissen, daß ich meine Interessen mit einer Kleinigkeit wahren kann, aber ich möchte auch für andere sorgen.“ Minio suchte den Papst dadurch zu beruhigen, daß König Franz gewiß anders denke; der Papst wisse ja, wie schlecht die französischen Gesandten von ihrem Hofe unterrichtet wären und wie unbekannt mit dem wahren Stand der Dinge. Das gab der Papst in einem gewissen Sinne zu; sein Legat in Frankreich berichte anders; aber möglicherweise schrieben die Franzosen anders, als sie redeten. Und nun fuhr er in neuer Wut über den einen der französischen Gesandten los, den Bischof von St. Malo, gegen den er schon im Februar lebhafte Beschwerden gehabt hatte. „Dieser tolle Bischof,“ rief er, „hat sich immer schlecht aufgeführt. Ich kann seinen Anblick nicht mehr ertragen. Ich wollte, er wäre fort. Ich verspreche Euch, daß ich jetzt mit ihm reden werde, wie es sich gebührt.“ Minio fürchtete Schlimmes, da St. Malo gerade auf die erste Audienz nach längerer Unpäßlichkeit wartete.

Nie, schrieb er, habe er den Papst in solcher Wut gesehen. Es könne das größte Unglück geschehen, der Ruin von ganz Italien, wenn Frankreich nicht anders verfahre. Schon ehe man in Venedig von dieser Unklugheit der französischen Diplomaten erfuhr, hatte man nach Frankreich geschrieben, bei des Papstes Furchtsamkeit könnten die Bemühungen Spaniens, ihn auf seine Seite zu ziehen, wohl Erfolg haben, wenn Frankreich nicht wie Venedig alles thue, ihn festzuhalten.

So sehen wir, kaum daß der Kampf um die Kaiserkrone beendet war, sofort einen neuen entbrennen. Die Rivalität zwischen Spanien und Frankreich hatte durch das Votum der Kurfürsten nur verschärft werden können. Nirgends konnte ein Zweifel darüber bestehen, daß diese beiden Mächte früher oder später in blutigem Kampfe zusammenstoßen würden. Auch jetzt noch war es indessen Karls Interesse, diesen Konflikt hinauszuschieben und Chièvres hielt an seiner Friedenspolitik jetzt so unerschütterlich fest wie früher. Anfang April war er wirklich, um dem Drängen Frankreichs nachzugeben, in Begleitung Gattinara's und einiger hochgestellten Spanier von Barcelona aufgebrochen, um in Montpellier mit dem ebenfalls von verschiedenen französischen Staatsmännern umgebenen Großmeister Boisy eine Besprechung zu haben. Vor seiner Abreise sagte er Corner, wenn Frankreich nicht böse Absichten habe, werde er den Frieden befestigen. Mancherlei Umstände schoben die Zusammenkunft hinaus, eine Erkrankung Boisy's, Verhandlungen über das Geleit u. s. w. Endlich trafen die Staatsmänner doch am 1. Mai zusammen; der Papst fürchtete schon, Frankreich und Spanien könnten sich wirklich aussöhnen. Aber kaum hatten die Verhandlungen begonnen, so machte der Tod Boisy's allem ein Ende. Chièvres kehrte unverrichteter Dinge zurück*). Die

*) Auf die von **Le Glay**, Négociations 2, 450 ff. und von **Lanz**, Monumenta Habsburgica, p. 78 ff. über diese Zusammenkunft in Montpellier mitgeteilten Aktenstücke näher einzugehen, ist überflüssig, da die ganze Verhandlung zu nichts führte. Ich bemerke nur, daß der von Lanz abge-

alten Streitpunkte über Neapel und Navarra lagen noch ebenso wie vor anderthalb Jahren. Während man sich freundliche Worte gab, fuhr man auf beiden Seiten fort zu rüsten. Im Augenblicke stand Frankreich sehr viel besser als Spanien. Karls Finanzen waren durch den Aufwand für die Wahl, den man auf eine Million Dukaten schätzte, vollkommen zerrüttet. Seine Einkünfte und überdies bedeutende Domänen in Castilien, schreibt Corner Ende Juli, habe er verpfändet, die Subsidien, welche Aragon und Catalonien gegeben, seien verzehrt, die Leute vom Hofe seit sechs Monaten nicht mehr bezahlt. In Spanien war kein Geld mehr aufzutreiben. Man suchte umsonst Anlehen bei genuesischen Banquiers. In Cartagena lag eine stattliche Armada bereit; sie konnte nicht auslaufen, weil man auch das nötigste Geld dafür nicht herbeizuschaffen wußte. Chièvres wurde aber nicht nur durch diesen Umstand an die Friedenspolitik gekettet. Er mußte selbstverständlich wünschen, daß sein Herr die kaiserliche Macht wirklich in Besitz nehme, sich die Unterstützung Deutschlands sichere, ehe der Kampf zum Ausbruch komme, wenn sich derselbe nicht ganz vermeiden lassen sollte. Auch jetzt noch rechneten die päpstlichen Diplomaten auf Chièvres' französische Neigungen.

Unter allen Umständen jedoch mußte man sich gegen die feindseligen Absichten Frankreichs diplomatisch möglichst sicherstellen, und von der Schweiz abgesehen, vor allem England und

---

druckte Vertragsentwurf nicht etwa ein zwischen beiden Teilen vorläufig vereinbartes Abkommen, sondern nur ein Vorschlag Chièvres' war und daß sich Lanz irrt, wenn er S. 91 sagt, über alle übrigen Punkte, Navarra ausgenommen, habe es keine bedeutenden Schwierigkeiten gegeben. Man war vielmehr lediglich zur Erörterung der Streitfrage über Navarra gekommen, und hier traten unlösbare Differenzen hervor. Da Boisy am 10. Mai gestorben war, verzichteten die übrigen französischen Gesandten auf eine weitere Erörterung, welche auch sicherlich zu nichts geführt haben würde. Wenn Chièvres die Bereitwilligkeit Karls erklärte, statt der verstorbenen Prinzessin Louise ihre jüngere Schwester Charlotte als Verlobte annehmen zu wollen, so war das nur eine Wiederholung einer schon früher gemachten Zusage.

den Papst für sich zu gewinnen suchen. Um die Gunst dieser beiden Mächte begann nun ein Ringen der spanischen und der französischen Politik, welches fast zwei Jahre lang unausgesetzt fortdauerte und, was England angeht, nicht einmal durch den Ausbruch des Krieges beendet wurde.

Eine sehr eigentümliche Stellung nahm da wiederum der Papst ein. Als er am 19. Juli Karls Brief erhalten hatte, ordnete er große Festlichkeiten an, von denen sich bezeichnenderweise nicht nur die französischen, sondern auch die Gesandten Englands und Venedigs fern hielten. Diesem letzteren eröffnete er am 23. abermals sein Herz. Mit Karls Brief zeigte er sich zufrieden; er rede nichts von der Krönung, nenne sich nicht einmal römischer König. Aber doch machte ihm die Krönung ernste Sorge; er äußerte, jetzt werde es erwünscht sein, die Krone nach Deutschland zu senden, damit Karl nicht in Person nach Italien komme; das, bemerkt Minio, ist die Hauptfurcht des Papstes. Auch aus Frankreich waren befriedigende Briefe eingetroffen; der Papst rühmte, König Franz scheine danach geneigt, auf dem guten Wege zu beharren und alle notwendigen Maßregeln zu ergreifen; aber er schien von dieser guten Nachricht doch nicht so erfreut wie sonst; er stand grübelnd da. „Was wird der König von Frankreich thun?" fragte er Minio. Dieser erwiderte, er werde wohl sein gutes Einvernehmen, sein Bündnis mit dem Papste verstärken und sich außer der Unterstützung Englands und Venedigs auch die der Schweiz sichern, die ihm doch wohl nicht entgehen könne; zunächst werde er wohl keine Feindseligkeiten beginnen, sondern seine Angelegenheiten zu eigener Verteidigung und dem Schaden des Feindes ordnen. Der Papst war derselben Ansicht. Dann fuhr er fort: „Ich glaube auch nicht, daß sich der katholische König rühren wird, denn es liegt nicht im Interesse seiner Räte, Krieg anzufangen. Meint nicht, daß Herr von Chièvres Krieg wünscht, aber seid überzeugt, sobald der katholische König sich gehörig festgesetzt hat, wird er nicht länger Frieden halten; deshalb sollten wir

ihn jetzt angreifen und ihn nicht zu Atem kommen lassen." Da Minio fragte, was der Gegenstand eines solchen Krieges sein sollte, antwortete der Papst: „Ich würde ihn in Flandern, in Navarra und in Oesterreich angreifen und in solche Not versetzen, daß er nicht wüßte, wohin." Minio meinte, dazu würden wohl sehr beträchtliche Streitkräfte nötig sein. „Natürlich," erwiderte der Papst. „Seid aber versichert, sobald er in Ordnung ist, wird er euch, euch Venezianer treffen." Er wiederholte das mehrere Male, suchte dann freilich das Gewicht dieser Aeußerung abzuschwächen*).

Ohne Zweifel traf der Papst hierin das vollkommen Richtige. Wollte man Karls bedrohliche Macht niederhalten, so mußte man jetzt gegen ihn ins Feld rücken, wo seine Finanzen völlig erschöpft, seine Stellung in Spanien nichts weniger als befestigt, sein Regiment in Deutschland lediglich nominell war. Je länger man ihm Ruhe gönnte, desto mehr mußte sich seine Macht befestigen. Worauf der Kalkul der französischen Politik in diesem Moment gerichtet war, wissen wir nicht genau. Die vom Papste geltend gemachten Argumente mußten doch auch ihr klar sein. Fehlte ihr die Schärfe des Blicks, um die Tragweite dieser Verhältnisse zu übersehen, oder die Energie des Willens, um danach zu handeln?

Was König Franz damals dem venezianischen Botschafter eröffnete, reichte nicht weit; Ende Juli teilte er demselben in einem vertraulichen Gespräch mit, er sende jetzt einen erfahrenen Diplomaten, Herrn von St. Marceau, nach Rom, um dem Papste seinen Dank für die Bemühungen in der Wahlangelegenheit zu sagen und ihn für den Abschluß einer Liga zwischen der Kurie, Venedig und Frankreich zu gewinnen, deren erste Aufgabe sein müsse, sich die Hilfe der Schweiz zu gemeinsamer Verteidigung zu sichern. Auch solle er den Papst fragen, ob er geneigt sei, den katholischen König von dem Eide in betreff

*) Minio an den Rat der Zehn, Rom 23. Juli. Calendar 2, 548.

Neapels zu entbinden, und wie er sich verhalten werde, wenn derselbe zur Krönung nach Rom kommen wolle. Als derselbe Diplomat am 10. August seine Abschiedsaudienz hatte, sprach sich der König über seine Absicht etwas deutlicher aus. Zunächst stimmte er der Signorie bei, welche ihn bitten ließ, doch alles zu vermeiden, was den Papst reizen könne. „Es ist wahr," sagte er, „meine Gesandten in Rom sollten nicht reden, wie sie gethan. Der Papst hat sich in dem Kampf ums Reich aufrichtig für mich bemüht." Er werde alles thun, um den Papst festzuhalten, daß er nicht den Wünschen des katholischen Königs nachgebe. Er habe ihm geraten, die Krone nach Spanien zu schicken. Er hoffe, die Dinge würden friedlich verlaufen. Karl habe kein Geld, um Krieg zu führen; er werde deshalb allgemeinen Frieden wünschen. König Franz war mit dieser friedlichen Politik einverstanden, erklärte aber doch, er wolle Karl nötigen, gerüstet zu bleiben, um dadurch seine Finanzen zu schwächen. Wolle Karl nach Italien gehen und so ihm feindlich begegnen, so werde er den Krieg gegen ihn in Flandern, in Spanien und in Deutschland entzünden durch die Herzöge von Geldern und von Lüneburg, er selbst werde nach Italien kommen*).

Der Papst erwartete die Ankunft St. Marceau's mit großer Ungeduld, da die Spanier alles thaten, ihn auf ihre Seite zu ziehen und er vor allem dringend zu wissen wünschte, ob Frankreich Krieg oder Frieden wollte. Am 4. August, da wieder Briefe aus Frankreich und Spanien eingetroffen waren, lud der Papst Minio zum Essen, um nach der Tafel mit ihm zu plaudern. Heute war er der Ansicht, Karl wolle nicht nur jetzt Frieden, sondern werde auch in den nächsten zwei Jahren keinen Krieg beginnen. Nichtsdestoweniger sei ein Bündnis gegen ihn wünschenswert, dem sich England hoffentlich anschließen werde; er habe zu dem Zwecke an König Heinrich geschrieben, er möge

*) Marino Sanuto 27, 430. 444. 448.

vor der Macht Karls auf der Hut sein. Soviel er wisse, seien die Schweizer mit der Wahl unzufrieden; wenn König Franz zu verhandeln wüßte, so werde er sie gewinnen; aber die Franzosen besäßen leider ein großes Ungeschick, sie wüßten die Form nicht zu beobachten. Eine Weile später redete der Papst wieder wie am 23. Juli. „Der Papst," schreibt Minio am 16. August, „ist sehr zum Kriege geneigt. Er erklärt, wenn der katholische König die Schweizer für sich habe, werde er den Krieg gegen Frankreich auf dieser und jener Seite der Berge beginnen." Aber während er so sprach, hatte er mit den Spaniern so häufige Unterredungen, daß der Venezianer von neuem in Sorge geriet. Dieselben bemühten sich, schrieb er, wenn sie den Papst nicht auf ihre Seite bringen könnten, ihn wenigstens zur Neutralität zu bestimmen. Frankreich und Venedig, meinte er, müßten kein Opfer scheuen, um die Schweizer für sich zu gewinnen. Endlich, am 19. August, traf St. Marceau in Rom ein und hatte alsbald wiederholte Unterredungen mit dem Papste. Ueber den Verlauf derselben war er leider gegen Minio sehr verschlossen; der Papst sagte diesem, er habe nur allgemeine Aeußerungen gebracht und namentlich auf die Frage keine Antwort gehabt, ob Frankreich Frieden oder Krieg wolle*).

Inzwischen hatte Leo das Schreiben Karls vom Anfang Juli nicht länger unbeantwortet lassen können. Auch für die Gewandtheit der Kurie war es keine leichte Aufgabe, ein Schriftstück zustande zu bringen, welches den widersprechenden Anforderungen der Lage genügte. Der Papst begann in seiner Antwort vom 16. August damit, den Brief Karls zu loben. Er habe denselben dem Kardinalskollegium vorlegen lassen; der König beweise eine solche Klugheit und Bescheidenheit, daß nicht nur er selbst, sondern alle Kardinäle ihm das größte Lob gespendet. „Der Herzenskünder," fuhr der Papst fort, „welcher

*) Calendar 2, 549. Sanuto 27, 443. 448.

alle Geheimnisse kennt, weiß, mit welcher Herzensfreude wir aufgejubelt und dem Geber aller Gnade gedankt haben“*). Um Gott für eine so glückliche Wahl (pro tam fausta felicique electione), welche der heilige Geist den Kurfürsten eingegeben, zu danken, habe er eine feierliche Messe angeordnet, der er mit allen Kardinälen angewohnt, Freudenfeuer und andere Kundgebungen befohlen. Er vertraue, daß Gott in Karl die ausgezeichneten Tugenden seines mütterlichen und väterlichen Großvaters vereinige, daß Karl um so demütiger sein werde, je Größeres ihm der Schöpfer verliehen, und bedenken, daß mit den großen Ehren ihm auch große Pflichten auferlegt seien gegen die Kirche, den apostolischen Stuhl, die gesamte Christenheit, besonders die Pflicht, die mohammedanische Sekte gänzlich auszurotten. Alle diese schwierigen Aufgaben werde er leicht erfüllen, wenn er alle eiteln Begierden verachte, seine Gedanken auf Gott richte und dessen Gebote immer vor Augen habe. Dann werde der Herr der Könige ihm Kraft geben, um die ihm anvertrauten Völker in Frieden zu lenken, den Feinden zu widerstehen und den christlichen Glauben nicht nur zu erhalten, sondern auszubreiten, und „was du uns immer verheißen hast, durch die That zu erfüllen. Du, unser teuerster Sohn, rüste dich also, daß du den hervorragenden Würden und Ehren, durch welche du alle anderen übertriffst und wie ein glänzender Stern leuchtest, durch deine eigenen Verdienste gleichkommst. Wenn du das, wie wir hoffen und wünschen, thust, so werden wir uns bemühen, die Erhöhung deiner Majestät nicht nur durch geistliche, sondern auch durch weltliche Begünstigungen und Gnadenbeweise zu befördern. Wir hoffen zu Gott, daß du unsere und des apostolischen Stuhles Liebe und väterliches Wohlwollen immer als ein dankbarer

*) Novit ille qui scrutator est cordium et cognitor secretorum, quo animi gaudio quaque cordis letitia exultaverimus, gratias agentes gratiarum omnium largitori.

und ergebener Sohn mit Herz und That zu verdienen bestrebt sein wirst"*).

Diese salbungsvollen Verheißungen und Ermahnungen, welche der heilige Vater an demselben Tage aussprach, wo er dem Venezianer seinen Wunsch wiederholte, den Krieg gegen den „teuersten Sohn" zu entzünden, waren ein klassisches Zeugnis für den Geist, welcher in der Kurie die Herrschaft übte. Politisch bedeuteten natürlich alle diese pompösen Worte nichts. Corner, dem der Nuntius den Brief zeigte, fand nur das bemerkenswert, daß der Papst darin Karl den Titel eines römischen Königs gebe**). Zugleich aber teilte der Nuntius mit, der Papst habe Karl einen Zehnten auf die spanische Kirche bewilligt, der 80000 Dukaten betrage. Das wäre nun in der That eine höchst wertvolle Gabe in einem Augenblick gewesen, wo die Regierung sich genötigt sah, die geringfügige Summe von 20000 Dukaten zu 20 Prozent Zinsen aufzunehmen. Aber nach Martyrs Zeugnis hatte der Papst sich zu jener Bewilligung schon im April herbeigelassen, und die Erhebung des Zehnten stieß beim spanischen Klerus auf den hartnäckigsten Widerstand. Anfang Juli erschienen zahlreiche Vertreter desselben in Barcelona und bestritten das Recht des Papstes, die spanische Kirche mit einer solchen Auflage zu belasten, was Leo schwerlich unangenehm war. Zu ähnlichen praktisch wertlosen Gnadenbeweisen mochte der Papst wohl auch sonst geneigt sein, wenn er dadurch in die Lage kam, die Verhandlungen mit Karl desto be-

---

*) Brit. Museum, Addenda 28572 fol. 183 f. Nachträglich erst habe ich gefunden, daß Zevenbergen dieses päpstliche Schreiben wohl bereits Ende 1519 veröffentlicht hat am Schlusse der Schrift: Legatio ad sacratissimum ac invictum Cesarem Divum Carolum semper augustum etc. ab reverendissimis et illustrissimis principibus sacri Romani Imperii electoribus: qua functus est illustrissimus princeps Federicus comes pallatinus etc. in Molendino regis die ultimo Novembris. Anno 1519 s. l. e. a. Münchener Bibl.

**) Die Adresse lautete: Charissimo in Christo filio nostro Carolo. Romanorum et Hispaniarum Regi Catholico.

quemer in die Länge zu ziehen. Denn während er mit Frankreich über die s. g. liga trina (zwischen der Kurie, Frankreich und Venedig) unermüdlich korrespondierte und parlierte, dabei Minio immer wieder versichernd, er sei zum Abschluß derselben durchaus bereit, ging die Verhandlung mit Karls Gesandten ununterbrochen fort. Wie Minio im September erfuhr, handelte es sich wesentlich um die Bedingungen, unter denen der Papst den römischen König mit Neapel belehnen wolle; Karl biete dem Papst einen freien Besitz im Königreich mit 6000 Dukaten Einkünften und überdies eine jährliche Pension von 4000 Dukaten, der Papst aber fordere einen Besitz mit 12000 Dukaten Einkünften und eine Pension von 10000 Dukaten. Außerdem verlange er, daß Karl Florenz von allen Verpflichtungen gegen das Reich lossprache, der König erwidere aber, das könne er erst nach Rücksprache mit den Kurfürsten, gegen welche er sich verpflichtet, die Rechte des Reichs in Italien zur Geltung zu bringen*).

Sobald der Papst die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß König Franz zum Kriege zunächst nicht geneigt sei, daß auf der anderen Seite der römische König an eine Romfahrt sobald nicht denken könne, vielmehr erst im nächsten Frühling nach Flandern und Deutschland zu gehen beabsichtige, hatte es für ihn keine Eile, die Verhandlungen mit Karl oder Franz zu einem Abschluß zu führen. Die Tripleallianz wurde von Frankreich lediglich zum Zwecke der Verteidigung vorgeschlagen: der Papst bedurfte keines Schutzes, wo er sicher rechnen durfte, zunächst nicht angegriffen oder bedroht zu werden. Ueberdies aber verband Frankreich mit der Allianz doch einen weiteren Zweck. St. Marceau, teilte der Papst am 22. September Minio mit, habe von seinem König den Auftrag, die Liga abzuschließen, sie werde aber so bald nicht zustande kommen. Als Minio fragte, ob es denn irgend welche Schwierigkeiten zwischen Seiner

*) Minio an die Signorie, Rom 16. und 18. September. Sanuto 27, 509 f.

Heiligkeit und Frankreich gebe, erwiderte der Papst: „Wir wollen Euch ein Geheimnis mitteilen, Ihr müßt es aber streng für Euch behalten. Der König hat geschrieben, wir dürften die kaiserliche Majestät nicht mit dem Königreich Neapel belehnen, ihn auch nicht im Reich bestätigen ohne sein, des Königs, Einverständnis." Diese Forderung setze nun vieles voraus. Er müsse wissen, mit wieviel Truppen ihn eventuell König Franz unterstützen und wie er ihn für etwaigen Verlust schadlos halten wolle*). Frankreich also, welches sich selbst in vorsichtiger Verteidigung zu halten beabsichtigte, forderte vom Papst ein offensives Vorgehen gegen den römischen König; um den ängstlichen Leo dazu fortzureißen, hätte es ihm Anerbietungen machen müssen, zu welchen es nicht geneigt war.

Der Papst wünschte unter allen Umständen möglichst viel zu gewinnen und möglichst wenig zu wagen. Deshalb betonte er den französischen und venezianischen Diplomaten immer wieder die Notwendigkeit, sich sowohl der Schweiz als Englands zu versichern. Was die Schweiz angeht, so hatte sich dieselbe, wie schon kurz erwähnt, auf das nachdrücklichste gegen die Wahl des Königs Franz erklärt, diesen selbst aufgefordert, von seiner Bewerbung zurückzutreten, den Papst ersucht, keinen Kandidaten zu unterstützen, der nicht von deutscher Abstammung sei, und die Kurfürsten in auffällig deutsch-patriotischem Tone ermahnt, nicht zu dulden, daß die Kaiserwürde von der löblichen deutschen Nation zu einem fremden Volke gebracht werde, am wenigsten zu Frankreich, das lange danach gedürstet. Wenn aber so die Eidgenossen das Aeußerste gethan hatten, eine Machterhöhung Frankreichs zu hindern, die ja ihren Interessen in besonderem Maße schädlich sein mußte, weil der zum Kaiser gewählte französische König, der Herr Mailands, sie fast auf allen Seiten umfangen haben würde, so wünschten sie doch auch die Wahl Karls nicht. Sie standen zu der Gegnerschaft

---

*) Minio, Rom 22. September.

Frankreichs und Spaniens ähnlich wie der Papst und England. Sie hätten am liebsten wie diese gesehen, daß keiner von beiden gewählt werde. Aber der Sieg Frankreichs schien ihnen mit Recht unendlich gefährlicher; sie begnügten sich, diesem nach ihrem Vermögen in den Weg zu treten, indem sie zugleich jede Thätigkeit für Karl ablehnten. Sie hüteten sich vor dem Fehler des Papstes, das Schlimme zu begünstigen, um das Schlimmere zu verhüten. Sie verstanden richtig das Gebot ihrer Lage, wenn sie Frankreich in der Wahlfrage verletzten mußten, sich dasselbe nicht unnötig dadurch zu verfeinden, daß sie für Spanien Partei nähmen. So wiesen sie nicht nur das Ansinnen Zevenbergens zurück, für Karls Wahl zu wirken, sondern auch das andere, die alte Erbeinung mit Habsburg zu der weitgehenden Verpflichtung auszudehnen, die gesamten Besitzungen Karls gegen feindliche Angriffe zu schützen.

Kaum war die Wahl vollzogen, so erschienen am 12. Juli auf dem Tage zu Baden abermals Boten Karls, um vorzutragen, sie wollten sich zwar vorderhand bei der Erklärung der Eidgenossen, eine weitere Vereinigung mit dem König von Spanien nicht eingehen zu wollen, begnügen, hofften aber der früheren Zusage gemäß eine bestimmte Erklärung, daß die Eidgenossen sich verpflichtet hielten, den einstimmig erwählten römischen König gegen fremde Gewalt zu schützen. Auf einem späteren Tage, welcher am 14. August zu Baden abgehalten wurde, wiederholten sie diese Bitte mit der Modifikation, die Eidgenossen möchten dem römischen König mit ihrem Kriegsvolk gegen fremde Gewalt beistehen, die ihn an Erlangung der Krone hindern wolle. Und wenn sie früher Bedenken getragen hätten, mit dem König von Spanien eine nähere Verbindung einzugehn, so hätten sie dem römischen König gegenüber doch wohl nicht dieselben Gründe. Sie machten dafür bestimmte, freilich recht bescheidene Anerbietungen und baten endlich, wenn die Eidgenossen weder das eine noch das andere bewilligen wollten, so möchten sie doch wenigstens auch mit keiner

anderen Macht eine Verbindung eingehen, welche der römischen Majestät oder ihren Landen zum Nachteil gereichen könne. Wenige Tage darauf erschien aber ein französischer Bote, um die Eidgenossenschaft dringend von jeder näheren Verbindung mit dem König von Spanien abzumahnen mit Hinweis auf die alte Feindschaft des Hauses Oesterreich und der Landsknechte gegen die Eidgenossen. Am 4. Oktober gaben sie ihre Antwort. Sie lehnten jede nähere Verbindung mit Karl, auch jede Unterstützung desselben ab, aus verschiedenen anderen Gründen, besonders aber deshalb, weil sie nicht hörten, daß Seine Majestät mit jemand Krieg habe oder daß jemand sie zur Zeit an der königlichen Würde verhindern wolle. Sollte das geschehen und sie dann um Hilfe angerufen werden, so würden sie darauf eine solche Antwort geben, daß sie davon Lob und Ehre zu haben getrauten. Karls Boten erklärten sich mit diesem Bescheid zufrieden, wünschten aber auch auf das Gesuch Antwort, daß sich die Schweiz wenigstens mit keiner anderen Macht gegen König Karl verbinde, wenigstens nicht bis zur Ankunft des römischen Königs in Deutschland. Die am 25. Oktober erteilte Antwort lautete, man habe zwar gegenwärtig nicht vor, mit irgend jemand Bündnis zu machen, aber eine Zusage, wie sie der römische König wünsche, beabsichtige man auch nicht zu geben, sondern „seine Hand offen zu behalten“. Ebenso wies man am 28. Oktober Frankreichs Gesuch um eine Vereinigung ab*).

Der nüchternen Politik der Eidgenossen konnte es nicht passen, sich für unabsehbare Eventualitäten zu Gunsten des einen der beiden Rivalen die Hände zu binden. Die Stellung und die Absichten derselben lagen jetzt zum Teil wenigstens noch in dichtem Nebel; niemand konnte wissen, wann und wo ihr allgemeiner Gegensatz zu kriegerischen Kollisionen führen werde.

*) Eidgenössische Abschiede III, 2, 1176. 1184. 1187. 1198 ff. 1205. Die in den Abschieden S. 1202 mitgeteilte Werbung des kaiserlichen Rats Joh. Storch gehört nicht in diese, sondern in eine viel spätere Zeit.

Nach Karls Wahl hatte die Schweiz von dem einen so viel zu fürchten oder zu hoffen wie von dem anderen. Beide operierten gegeneinander in diplomatischen Intriguen, welche für die Eidgenossen keine Gelegenheit zu nützlicher Einmischung boten. Da war es denn klug, die „Hand offen zu behalten", bis der nahende Krieg beiden die Notwendigkeit auferlegte, um sie nicht mit einer geringfügigen Pension, sondern mit tüchtigen Summen zu werben.

Ganz anders lagen die Verhältnisse für England. Wenn es, wie wir früher hörten, der Ehrgeiz Wolsey's war, der Schiedsrichter der Christenheit zu heißen, so bot sich ihm jetzt eine vorzügliche Gelegenheit, diese Rolle wirklich zu spielen. Die Macht des französischen und des römischen Königs hielt sich so ziemlich die Wage; wer von ihnen die Oberhand gewinnen solle, schien wesentlich von der Entscheidung Englands abzuhängen. Wolsey war seit Jahren geschäftig gewesen, die beiden jungen Rivalen zu balancieren, sich bald dem einen, bald dem anderen etwas mehr zuzuneigen, aber nie so viel, daß der andere die Hoffnung verlor, England für sich zu gewinnen. Jetzt hing für sie mehr als je davon ab, wem es gelinge, England auf seine Seite zu ziehen; schon deshalb, weil der Papst auf die Entscheidung Englands so großen Wert legte. Die Freundschaft Frankreichs und Venedigs schien ihm, wie wir sahen, gegen Karl nicht auszureichen; er forderte, daß man England und die Schweiz gewinne; hielt sich die letztere kühl zurück, so wurde es um so notwendiger, das erstere mit sich zu verbinden. Nur fragte es sich, wie das erreicht werden könne. Denn eine vorteilhaftere Stellung ließ sich für England nicht aussinnen als die, zwischen den beiden Königen zu stehen, von beiden mit gleichem Eifer umworben. Nichts konnte namentlich dem Ehrgeiz und der Eitelkeit Wolsey's mehr schmeicheln, welcher jetzt, wie Seb. Giustinian in seiner diesem Moment angehörenden Relation sagt, den König und das ganze Königreich beherrschte. Als Giustinian im Frühling 1515 in England eintraf, pflegte

Wolsey zu sagen: „Seine Majestät wird das und das thun.“ Dann fing er allmählich an zu sagen: „Wir werden das und das thun.“ Jetzt aber hieß es: „Ich werde das und das thun.“ Der Venezianer kann die Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, vor allem aber die Arbeitskraft des achtundvierzigjährigen Kardinals nicht genug bewundern. Er allein besorge ebensoviele Geschäfte als alle Magistrate und Räte Venedigs zusammen. Er werde siebenmal mehr geschätzt, als wenn er Papst wäre. Dieser Macht entsprach der Glanz seiner Erscheinung. In seinem Palaste mußte man durch acht Gemächer schreiten, bis man zu seinem Audienzzimmer kam; sie waren alle mit kostbaren Tapeten behängt, welche jede Woche gewechselt wurden. Sein Silbergeschirr schätzte man auf 150000 Dukaten. Aber je mehr er besaß, desto mehr verlangte er nach weiterem Besitz. Eben jetzt plagte er Venedig mit unglaublicher Zudringlichkeit um ein Geschenk von hundert Damascener Teppichen. Ehe er diese bekomme, sagt Giustinian, werde man nichts bei ihm ausrichten. Niemand erhielt bei ihm Audienz, ohne drei- oder viermal darum nachgesucht zu haben.

Diesem hochfahrenden Kirchenfürsten überließ damals König Heinrich ebenso vollständig die Geschäfte wie König Franz seiner Mutter und ihren Räten. Wie dieser, war er auf die Jagd versessen. Er kehrte nicht von ihr zurück, ehe er acht oder zehn Pferde müde geritten. Auch das Turnier und allerlei Spiele liebte er sehr, ein vorzüglicher Reiter und Ballschläger. Guistinian rühmt auch seine musikalische Fähigkeit; er komponiere gut. Er spreche lateinisch, französisch und spanisch. Seine gelehrten Interessen sind bekannt. Von seiner Frömmigkeit meldet der Venezianer, selbst auf der Jagd höre er täglich drei Messen, sonst wohl fünf. Die körperliche Schönheit des neunundzwanzigjährigen Herrschers kann er nicht genug preisen, er übertreffe darin alle anderen christlichen Fürsten weit, sei auch beträchtlich schöner als König Franz, mit dem er in jedem Stück rivalisieren zu wollen schien. Als er hörte, daß Franz einen Bart

trage, ließ er den seinen auch wachsen, von heller Goldfarbe. Die Einkünfte des Königs schätzte Giustinian nur auf 350000 Dukaten; aber seine Ausgaben blieben beträchtlich dahinter zurück. Der Aufwand des englischen Hofes konnte sich mit der Verschwendung des französischen nicht messen; nur auf seine Garderobe verwendete König Heinrich beträchtliche Summen; denn es war sein Stolz, der schönstgekleidete Souverän der Welt zu sein. Jeden Feiertag legte er neue Gewänder an.

Vielleicht war ein gewisses Gefühl persönlicher Eifersucht auf den Glanz des französischen Nachbarn, selbst jetzt, nach dessen Niederlage, für die englische Politik nicht gleichgültig, während die Unscheinbarkeit Karls auch jetzt noch mehr den Eindruck der Hilfsbedürftigkeit machte, als daß man von ihm zu fürchten habe. Ob noch andere, bis jetzt geheim gebliebene Motive auf Wolsey wirkten, ist nicht zu sagen. Genug, wir vernehmen zu unserer nicht geringen Ueberraschung, daß es zunächst nach der Entscheidung des Wahlkampfes nicht Karl war, welcher sich um die Gunst Englands bewarb, sondern vielmehr dieses dem römischen König mit freundlichen Erklärungen entgegenkam und ihn zu einer intimen Verbindung aufforderte, während es Frankreich zurückhielt. Dieses fand natürlich nach dem Siege Karls die englische Freundschaft nötiger als je; König Franz ließ alsbald den Wunsch aussprechen, daß die im Oktober verabredete Zusammenkunft mit König Heinrich noch in diesem Sommer stattfinde. Aber Wolsey wußte Gründe zu entdecken, aus denen das in Franz' eigenem Interesse nicht wünschenswert sei. Boleyn mußte dem König abermals die Fabel vortragen, England habe für seine Wahl gearbeitet, bis sie aussichtslos geworden. Er berichtete dann, König Heinrich wünsche die Zusammenkunft so sehr als König Franz; er habe beschlossen, seinen Bart nicht zu scheren, bis sie stattgefunden; aber die nötigen Vorbereitungen könnten in diesem Sommer nicht mehr beendet werden. Franz legte die Hand auf seinen Bart und beteuerte, er werde ihn nicht schneiden, bis er Heinrich gesehen.

Während diese schönen Worte Mitte August in Melun gewechselt wurden, arbeitete man in Barcelona die Instruktion für die Gesandten am englischen Hofe aus als Erwiderung auf die freundliche Erklärung, welche England nach der Wahl entgegengebracht hatte. Man nahm von neuem die Miene an, zu glauben, daß König Heinrich, „unser sehr teurer und sehr geliebter guter Bruder und schöner Onkel", Pace nach Deutschland geschickt habe, um Karls Wahl zu betreiben, daß er sich ebenso in Rom dafür bemüht habe und die großen nach der Wahl in London veranstalteten Freudenbezeigungen wirklich die außerordentliche Freude ausgedrückt, welche König Heinrich über Karls Sieg empfunden. Um für das alles und das weitere, was Spinelli gesagt und Wolsey geschrieben, zu danken und die große Liebe und Zuneigung zu beteuern, welche Karl immer und jetzt mehr als je für Heinrich empfinde, wurden des Königs besonders vertrauter Sekretär Jehan de le Sauch und der frühere Gesandte am englischen Hofe, Bischof von Elna, mit der gegenwärtigen Instruktion vom 16. August nach London geschickt, wo dann der Bischof von Elna und der maistre d'hostel Hesdin Karls Interessen zu vertreten hatten. Sie sollten versichern, daß in Karl mit der Vermehrung seiner Macht nur der Wunsch gestiegen sei, die alte Verbindung mit England zu erhalten und zu befestigen. Wenn es einige gebe, welche seine Macht mißtrauisch ansehen, so denke er doch nur daran, sie für den Dienst Gottes und des heiligen apostolischen Stuhls zu verwenden, zur Mehrung des heiligen katholischen Glaubens, zur Vernichtung der Feinde der Christenheit und der Religion. Niemand könne ihn dabei mehr unterstützen als König Heinrich. Da nun derselbe den Wunsch kundgegeben, mit Karl ein engeres Bündnis zu schließen, so sollen die Gesandten die volle Bereitwilligkeit des römischen Königs aussprechen, König Heinrich in allen möglichen Dingen gefällig zu sein. Er werde das beweisen, sobald Heinrich sich bestimmter über die Art und Weise und das Ziel jener näheren Verbindung geäußert habe. Wie

er denselben früher immer von seiner Lage unterrichtet habe, so wolle er es auch jetzt thun. Mit dem Papst stehe er so, daß er demselben alles bewilligt, was er habe fordern können, so daß nicht zu glauben, der heilige Vater werde sich mit einem anderen gegen ihn verbinden, zumal niemand den apostolischen Stuhl mehr fördern und seine Autorität erhöhen könne als er. Auch mit dem allerchristlichsten König unterhalte er nach König Heinrichs Rat die bisherigen Beziehungen in aller Freundlichkeit.

Atmete die Instruktion bis dahin eitel Friedfertigkeit und Sanftmut, so schlug sie bei der Erörterung des Verhältnisses zur Schweiz einen wesentlich anderen Ton an. Wenn Karl mit dem Papst und Frankreich so stand, wie er schrieb, wenn er nur den Dienst Gottes im Auge hatte, wozu bedurfte er dann einer besonders engen Verbindung mit der Eidgenossenschaft? Aber auf das allerdringendste legte er König Heinrich ans Herz, ihn in seinen unablässigen Bemühungen zu unterstützen, die Eidgenossen ganz für sich zu gewinnen. Wenn sie beide sich der Schweiz vollständig versichert hätten, daß diese keiner Macht gegen sie Beistand leihe, so brauchten sie niemand zu fürchten. „Denn ohne sie würde uns niemand eine Schlacht liefern können, weil er nicht die Leute dafür hätte. Sie um jeden Preis zu gewinnen, ist das Geheimnis aller Geheimnisse.“ Wenn mit diesem Satze unverkennbar auf ein antifranzösisches Bündnis hingewiesen wurde, so mußte die kühle Zurückhaltung überraschen, mit der man die Einladung Heinrichs erwiderte, Karl möge auf der Rückreise nach Flandern in England vorsprechen; eine persönliche Zusammenkunft könne außer der gegenwärtigen Freundschaft verschiedene andere gute Dinge zur Folge haben; König Heinrich werde die Reise Karls mit seiner Person und seinem Königtum, mit seinen Leuten und Schiffen unterstützen. Konnte irgend etwas erwünschter sein als ein derartiges Entgegenkommen? Aber die Instruktion wies die Gesandten lediglich an, zu erklären, „daß uns diese An-

erbietungen sehr angenehm sind und wir nicht beabsichtigen, sie zurückzuweisen, wir vielmehr im Notfalle den Beistand unseres guten Onkels annehmen wollen". Ueber die vorgeschlagene Zusammenkunft kein Wort!*)

Man ist fast versucht zu vermuten, daß Chièvres den Antrag Englands bei Frankreich zu verwerten dachte, da ja die französischen Staatsmänner wohl eine freundlichere Haltung annehmen mußten, wenn sie von Englands Annäherung an den römischen König erfuhren. In der That schreibt Pace am 11. September an Wolsey, Hesdin habe Briefe von Margarete, wonach sich König Franz sehr bemühe, Karl zu bestimmen, daß er durch Frankreich nach Deutschland gehe. Dasselbe meldet Hesdin dem Kardinal am 12. September, und am 3. Oktober fügt er hinzu, Franz dringe in Karl, daß er mit ihm eine Zusammenkunft habe. Verhielt sich das wirklich so oder waren es nur Erfindungen Margarete's, um in England das Verlangen nach engerer Verbindung mit Karl zu verstärken? Ueber den damaligen Stand der Verhandlungen zwischen Chièvres und Frankreich erfahren wir von keiner Seite, nur wenig über das, was in diesen Herbstmonaten zwischen Frankreich und England vorging. Aber es ist auffallend, daß man am französischen Hofe schon im September durch den Gesandten in Spanien wußte, Karl werde im nächsten Frühling über England nach Flandern gehen, wozu man doch nach dem Schweigen der Instruktion vom 16. August damals noch in keiner Weise entschlossen war. Wie und mit welchem Erfolge die Gesandten

*) Lanz, Monum. Habsburg. p. 103 ff. Beiläufig bemerke ich, daß die von Lanz S. 92 ff. gedruckte Instruktion Karls für Margarete nicht vom 1. Juli 1519 ist, wie Lanz mit auffallender Bestimmtheit angibt, sondern einige Jahre später zu setzen ist. Wie hätte Karl am 1. Juli 1519 als empereur reden können, wie S. 98 sagen: „Sobald als möglich nach der Abreise des Kaisers wird die genannte Dame", wie vom Kardinal von Lüttich sprechen? Wer glaubt, daß diese durchaus kriegerische Instruktion am 1. Juli 1519 gegeben worden, muß von Karls damaliger Politik eine vollkommen falsche Vorstellung gewinnen.

Karls ihre Aufträge ausrichteten, hören wir nicht, dagegen erfahren wir zu unserer Ueberraschung durch den obenerwähnten Brief Hesdins an Wolsey vom 12. September, unmittelbar nach der Ankunft Elna's und des Sekretärs de le Sauch in London, dieser werde mit König Heinrich von der bewußten Heirat reden; die Sache werde sich leicht entschuldigen lassen. Hesdin fügt hinzu, Wolsey sei in allen diesen Dingen allmächtig, da sich Karl vollkommen durch den Rat Englands werde leiten lassen.

Sollen wir diese dunkle Andeutung so verstehen, daß die im Oktober mit aller Feierlichkeit dem Dauphin versprochene Prinzessin Marie jetzt schon für Karl in Aussicht genommen wurde? Der Herausgeber der Papiere Heinrichs VIII.*) behauptet das sehr positiv, ohne es mit einem Worte zu beweisen. Der weitere Gang der Verhandlungen scheint entschieden gegen eine derartige Annahme zu sprechen. Mit der bewußten Heirat konnte auch eine Verbindung Karls mit einer portugiesischen Prinzessin gemeint sein, von welcher die Diplomaten von Zeit zu Zeit immer wieder melden und welche einmal warm von England empfohlen wurde. Wenn England Karl an sich zu ziehen wünschte, mußte ihm auch schon damit gedient sein, daß er sich von allen französischen Heiratsplänen losmachte. Nun aber meldet Siegmund von Herberstein in seiner Selbstbiographie von einer vertraulichen Unterredung, die er im November mit Gattinara gehabt und worin dieser ihm über die Heiratsaussichten Karls gesprochen. „Ihr Deutschen," habe er gesagt, „sähet gern, daß unser Kaiser die Ungarin (König Wladislaws Tochter) eheliche. Ihr sollt aber wissen, daß der König von Frankreich vorhat, daß der Kaiser nach einem Vertrage seine Tochter nehme, wozu er doch nicht verbunden ist. So erbietet sich der König in England, viel Geld zu seiner Tochter zu geben, ebenso der König in Portugal. Da aber der Kaiser zum Kriege nicht gefaßt ist, muß er die Nachbarn in gutem Willen erhalten,

*) Brewer, Introduction p. XL.

damit er wieder friedlich ins deutsche Land komme. Dann wird sich der Kaiser über seine Heirat entschließen. Wenn sich aber der Kaiser jetzt entschiede, so möchte Seine Majestät einen von den drei zu Unwillen bewegen, und wenn dann der Kaiser bei seiner Ueberfahrt durch Ungewitter oder andere Ursachen genötigt würde, in England oder Frankreich ans Land zu gehen, so stünde er in großer Gefahr; Portugal aber möchte in des Kaisers Abwesenheit viel Unruhe in Spanien machen"*).

Nach dieser vertraulichen Eröffnung Gattinara's können wir denn doch wohl nicht zweifeln, daß damals in der That England schon Heiratsanträge gemacht hatte, die aber Karl nach seiner ganzen Lage, wie sie der Kanzler zeichnete, mit großer Reserve aufnehmen mußte**).

Mitte November erschien Sauch wieder bei Karl. Was er brachte, sehen wir weder aus dem kurzen Dankschreiben Karls an Wolsey vom 20. November, noch aus der weitläufigen Instruktion vom 12. Dezember, mit welcher Sauch nach England zurückgeschickt wurde. Denn über die „vier Punkte der Eröffnung" Wolsey's bezog sie sich auf die dem Bischof von Elna direkt erteilten Weisungen, welche wir nicht kennen, und bezeichnete außerdem Sauch als vollständig in alle Dinge eingeweiht, da er den Beratungen des Conseils darüber beigewohnt habe. Nichtsdestoweniger ist diese Instruktion für uns sehr lehrreich. Während man sich im August über die von England gewünschte Zusammenkunft zuletzt und völlig ausweichend

*) Fontes rerum Austriacarum 1, 197.

**) Die Auslegung, welche W. Busch in seiner mir erst, als obenstehendes schon geschrieben, zugekommenen Schrift: „Drei Jahre englischer Vermittlungspolitik" (Bonn 1884), S. 60, den Worten Hesdins zu geben sucht, ist in sich unmöglich. Wie hätte Hesdin Wolsey am 12. September schreiben können, Sauch werde dem König von der bewußten Heirat reden, die Sache werde sich leicht entschuldigen lassen, wenn er unter dieser Heirat die Karls mit Renée verstanden hätte, von der Karl erst drei Monate später schreibt, die Engländer machten es ihm zum Vorwurf, daß er ihnen die Absicht dieser Heirat verhehlt habe?

geäußert hat, rückt man diese Frage jetzt in den Vordergrund, findet den Plan vortrefflich und bedauert nur, noch nicht versichern zu können, ob es möglich sein werde, über England zu gehen, obwohl Karl es sehr wünsche. Aber selbst wenn sich die Zeit für einen Besuch Englands nicht finde, halte doch Karl die Zusammenkunft für so notwendig, daß er jetzt schon Heinrich die Versicherung geben wolle, daß er unter allen Umständen entschlossen sei, ihn sobald als möglich nach seiner Ankunft in Flandern zu sehen. Immerhin schloß diese Zusicherung die Möglichkeit nicht aus, daß der römische König etwa vorher mit seinem französischen Nachbar zusammenkomme, wozu er ja längst vertragsmäßig verpflichtet war; und doch lag Heinrich wie Wolsey nicht nur daran, eine derartige freundschaftliche Berührung der beiden jungen Souveräne zu hindern, sondern sie legten den höchsten Wert darauf, daß der künftige Kaiser von allen Fürsten zuerst den König von England sehe und zwar ihn in seinem Lande aufsuche. In einer Zeit, wo die Fragen der Etikette in demselben Maße sich geltend machten, wie die fürstliche Persönlichkeit alle staatlichen Interessen in den Hintergrund drängte, bedeutete es in der That einen großen Triumph, wenn der höchste weltliche Gebieter der Christenheit zuerst dem König von England und zwar in England selbst seine Aufwartung machte. Ohne Zweifel war das für die Räte Karls ein wesentliches Moment gewesen, zuerst den betreffenden Antrag Wolsey's zu ignorieren, und wirkte auch jetzt noch darauf, wenigstens die Zusammenkunft in England fraglich zu lassen. Dazu kam die Rücksicht auf Frankreich.

Im September, sahen wir, wurde von Karls Seite in England die Besorgnis genährt, daß Frankreich bei ihm die englischen Wünsche vereiteln könne; später scheint Frankreich dasselbe Manöver gespielt zu haben. Denn im November hielten Heinrich und Wolsey dem Bischof von Elna vor, sie hätten erfahren, daß Karl heimlich und hinter ihrem Rücken über seine Heirat mit Prinzessin Renée, seiner früheren Ver-

lobten, verhandle und daß, um diese Sache zum Abschluß zu bringen, Chièvres eine Zusammenkunft mit der Königin-Mutter haben werde. Sollte man sich über diese Heirat nicht einigen können, so werde Ferdinand der Prinzessin die Hand reichen unter der Bedingung, daß Karl ihm Neapel abtrete. Karl erklärte, allerdings habe ihm der Papst diese Heirat (doch wohl die Ferdinands mit Renée) vorgeschlagen, er aber kein Wort darauf erwidert. Nie sei ihm überhaupt derartiges, wie Heinrich und Wolsey erfahren haben wollten, in den Sinn gekommen. Karl seinerseits hat mitzuteilen, daß Franz seinem Gesandten vorgeschlagen, Chièvres möge nach Frankreich kommen, um alle noch schwebenden Fragen zu ordnen; man habe darauf mit schönen Worten erwidert *).

Wenn so Karl Mitte Dezember den englischen Wünschen erheblich mehr entgegenkommt als Mitte August, doch aber in Bezug auf die Zusammenkunft noch immer große Reserve zeigt, so sollten die Rollen zwischen ihm und England bald vollständig gewechselt werden. Wie sehr Heinrich und Wolsey den Besuch Karls in England aus Gründen der Eitelkeit und aus wirklichem politischen Interesse wünschen mochten, sie hatten es jeden Augenblick in der Hand, Karl durch freundliche Annäherung an Frankreich zu nötigen, daß er aufs eifrigste suche, was er bisher vornehm in Frage gestellt. Während, soviel wir wissen, längere Zeit über die Zusammenkunft zwischen Franz und Heinrich Schweigen geherrscht, auch allerlei kommerzielle und sonstige Differenzen zwischen den beiden Mächten obgewaltet, und da nun Frankreich auch kein Geheimnis mehr daraus gemacht hat, daß es sehr genau wisse, wie Pace Franz' Wahl entgegengearbeitet habe, tritt im Januar 1520 eine Wendung zu der früheren Herzlichkeit ein. Die Vorbereitungen für die Zusammenkunft der beiden Könige werden ernstlich in Angriff genommen, und Franz bringt Wolsey die außerordent-

*) Monumenta Habsburgica p. 108 ff.

liche Huldigung dar, ihn zu seinem Bevollmächtigten in dieser wichtigen Angelegenheit zu ernennen. Im Februar sendet Heinrich einen besonderen Vertrauensmann an Franz, um ihm Liebeserklärungen von einer Ueberschwenglichkeit zu machen, wie sie wohl nur damals möglich war*). Wenn so Franz und Heinrich Miene machten, sich zärtlich in die Arme zu schließen, so war für Karl keine Zeit mehr, spröde zu thun, um so weniger, als die Verhandlungen mit dem Papste, welche eine Weile einen günstigen Ausgang zu versprechen schienen, verdrießlich ins Stocken gerieten.

Am 26. Februar sehen wir Karl eine Instruktion unterzeichnen, welche zu den Weisungen vom 12. Dezember und 16. August den denkbar stärksten Kontrast bildet. Nicht weniger als fünf vornehme Herren der Niederlande sollen sich und zwar „in aller nur möglichen Eile" nach England begeben, um zusammen mit Elna über die Zusammenkunft zu verhandeln. Allerdings duldeten die anderen großen Geschäfte des Königs keinen langen Aufenthalt; da aber König Heinrich und seine Gemahlin, Karls Tante, die Zusammenkunft so sehr wünschen und Karl ebenso danach verlangt, sie zu sehen, so hat er sich entschlossen, über England zu reisen. Er will dadurch zugleich Sicherheit geben, daß er vorher mit keinem anderen Fürsten zusammenkommen werde. Um aber möglichst wenig Zeit zu verlieren, wünscht er, daß man sich nicht in Southampton, wie Wolsey vorgeschlagen zu haben scheint, sehe und dann zusammen nach Calais gehe, sondern daß die Begegnung auf der Insel Wight stattfinde. Sollte jedoch König Heinrich auf Southampton bestehen und alle ihre Anstrengungen für die Insel Wight vergeblich sein, so sollen sie auch darin nachgeben.

Als diese Instruktion in Flandern eintraf, fand sie Margarete noch nicht nachgiebig genug. Sie wies am 11. März Sauch an, in der größten Eile nach England zu gehen und Elna zu

*) Man lese dieses seltsame Aktenstück bei **Brewer III, 1, 27 f.**

sagen, er solle ohne weiteres darein willigen, daß die Zusammenkunft in Southampton stattfinde, da König Heinrich die Insel Wight unbequem sei. Die Sache dränge so und sei so notwendig, daß man mit Verhandlungen keine Zeit mehr verlieren dürfe. Sie erklärte, zu dieser Veränderung seiner Instruktion durch Karl ermächtigt zu sein. Sie wies endlich den Bischof von Elna an, von einem Passus in dem Briefe Karls an ihn zu schweigen, „damit die Engländer unsere Not nicht merken und daß wir sie nur gezwungen suchen", vielmehr den Eindruck erhalten, „daß wir von den Franzosen umworben werden und wir bei diesen unseren Vorteil finden könnten, wenn wir nicht die Engländer vorzögen"*).

Das Spiel Chièvres' zwischen England und Frankreich war offenbar vollständig mißlungen; diese beiden, unter denen man gemeint hatte wählen zu können, standen auf dem Punkte, sich die Hand zu reichen; auch sonst lagen die Verhältnisse so ungünstig, daß man um jeden Preis, da man Frankreich nicht haben konnte, England zu gewinnen suchen mußte oder wenigstens den Schein zu erwecken, als habe man es gewonnen. An und für sich war ja mit der Thatsache, daß Heinrich zuerst den römischen König und erst nach ihm Franz sehe, noch gar nicht darüber entschieden, ob nun Heinrich und Karl oder Heinrich und Franz sich verbinden würden. Aber die gereizte Rivalität zwischen Karl und Franz und die übertriebene Bedeutung des Etikettewesens wendete es so, daß schon darauf der höchste Wert gelegt wurde, ob König Franz es durchsetzen werde, daß Heinrich zuerst über das Meer gehe, um ihn zu sehen, oder ob der römische König das verhindern und erreichen könne, daß Heinrich zunächst ihn in England erwarte. Wir werden später sehen, wie hierüber monatelang der erbittertste Kampf geführt wurde. Jetzt ist es notwendig, unsere Blicke nach Rom zurückzuwenden.

*) Monumenta Habsburgica p. 114 ff.

Man erinnert sich der Erklärung, welche der Papst am 22. September dem venezianischen Gesandten abgegeben hatte, Frankreich sei zwar bereit, die Tripelallianz mit der Kurie und Venedig abzuschließen, diese werde aber so bald nicht zustande kommen, weil Frankreich an ihn Forderungen stelle, auf die er nicht wohl eingehen könne. Wie wir sahen, schlug Frankreich nur ein Verteidigungsbündnis vor, wünschte aber, daß der Papst gegen den römischen König aggressiv vorgehe. Der Papst hätte einen sofortigen allgemeinen Angriff gegen Karl gewünscht; sich allein vorzuwagen, konnte er nicht geneigt sein. Er fühlte sich überdies durch das Bündnis mit Frankreich und Venedig nicht ausreichend gesichert, sondern erklärte es für notwendig, daß auch England und die Schweiz gewonnen werden. Damit hatte er denn, wie die Dinge lagen, auf lange hin Zeit gewonnen. Ohne Zweifel betonte er dem Vertreter des römischen Königs gegenüber dieselbe Notwendigkeit. Die Verhandlungen mit dem Papste wurden von beiden Seiten mit unermüdlicher Emsigkeit fortgesetzt, aber das Resultat bestand in wechselnden Täuschungen. Im Oktober und November meinte Frankreich trotz aller Schwierigkeiten, welche die Kurie machte, des Abschlusses der Liga sicher zu sein, und wirklich versicherte am 28. November der Papst Minio dasselbe mit allem Nachdruck. „Herr Orator," sagte Leo, die Hand auf die Brust legend, „verlaßt Euch auf unser Wort, diese Liga wird zustande kommen. Wir erwarten nur die Rückkehr des Kardinals von Santa Maria in Portico (Bibbiena), welcher unser Legat beim Allerchristlichsten gewesen ist; er wird die letzte Entscheidung bringen." Etwas weniger bestimmt redete Kardinal Medici Anfang Dezember: er g l a u b e, das Bündnis werde abgeschlossen werden. Und sehr bald danach betonte dieser vertrauteste Ratgeber des Papstes in auffallender Weise, wie wünschenswert es sei, ein allgemeines Bündnis zum Schutze der Christenheit aufzurichten. Minio wurde zugleich durch das beunruhigt, was er von den Verhandlungen des Papstes mit

dem römischen König hörte. Es hieß, der Papst habe in betreff Neapels und der Krönung Artikel nach Spanien geschickt; wenn Karl sie annehme, werde alles gut stehen. Allerdings fügte man hinzu, nichtsdestoweniger wolle der Papst zu Frankreich halten; aber Minio gefielen diese Gänge des Papstes nicht. „Jedoch," schreibt er am 12. Dezember, „ist bis jetzt eine Verständigung mit Spanien nicht erreicht." Acht Tage später stehen die Dinge noch bedenklicher. Kardinal Medici, meldet er am 20. Dezember, rede von den Absichten des Papstes seltsam: es sei doch gut, auf den allgemeinen Frieden Bedacht zu nehmen; der Papst wolle nicht der erste sein, der den Krieg beginne. Der Papst selbst zwar spreche so, daß es scheine, er wolle die Liga. Aber Graf Carpi, einer der geistig und politisch hervorragendsten Italiener jener Tage*), welcher jetzt ebenso eifrig seinen großen Einfluß auf den Papst für Frankreich verwendete, wie er früher gegen Frankreich gearbeitet hatte, Carpi habe ihm gesagt, der Papst wolle Karl mit Neapel belehnen, Minio möge doch dagegen arbeiten. Und an demselben 20. Dezember schrieb der Protonotar Lorenzo aus Rom an den früheren venezianischen Botschafter Zorzi, er habe als ganz gewiß erfahren, daß der Papst mit dem Kaiser auf folgende Bedingungen abgeschlossen habe: 1) der Papst belehne Karl mit Neapel, wofür dieser ihm jährlich 7000 Dukaten zahle; 2) erhalte der Sohn des Giuliano de' Medici vom Kaiser jährlich 8000 Dukaten; 3) sei der Kaiser damit einverstanden, daß der Papst alle Bistümer und sonstigen Benefizien in Spanien und Neapel verleihe; 4) löse er Florenz von allen Verpflichtungen gegen das Reich; 5) gebe er dem Papste Modena und Reggio.

In der That müssen damals die Chancen für eine Verständigung zwischen Rom und Barcelona sehr günstig gewesen sein,

*) Siehe über diesen merkwürdigen Mann, dem man bisher viel zu wenig Beachtung geschenkt, Semper, Carpi ein Fürstensitz der Renaissance. Dresden 1882.

oder doch geschienen haben. Campeggi schreibt am 19. Dezember aus Rom an Wolsey, Kaiser und Papst ständen auf dem Punkte, sich zu verständigen, und in demselben Sinne meldet Corner am 11. Dezember aus Barcelona, über die sehr geheimen Verhandlungen zwischen Karl und dem Papste erfahre er zwar nichts Näheres, aber man glaube, die beiden würden einig werden. Ebenso hieß es in Karls Instruktion für Sauch am 12. Dezember, er habe sich den Wünschen des Papstes so sehr genähert, daß er mit demselben keine Schwierigkeiten mehr fürchte. Als nun aber nach Weihnachten Minio beim Papst Audienz hatte und ihm geradezu sagte, es heiße, er habe mit dem Kaiser abgeschlossen, erwiderte der Papst: „Es ist nicht wahr, aber wir haben ihm, wie er uns, einige Forderungen überschickt, welche Seine Majestät wegen des den Kurfürsten gegebenen Versprechens nicht wird gewähren können. Aber man wird sich mit der Ordnung dieser Dinge beschäftigen. Inzwischen sind wir mit der allerchristlichsten Majestät auf das innigste verbunden". Und um den Venezianer noch mehr in dieser Ansicht zu bestärken, fügte er hinzu, es werde gut sein, daß Venedig Padua und Verona befestige für den Fall, daß Karl im nächsten Jahre nach Italien kommen wolle.

Inzwischen erschien in den ersten Tagen des Januar 1520 Bibbiena, welcher seit Jahren die Freundschaft der Kurie mit Frankreich hauptsächlich vermittelt hatte. Brachte er günstigere Nachrichten vom französischen Hofe, vermochte er persönlich auf den Papst einzuwirken, oder hatte dieser in den letzten Wochen nur die Meinung erwecken wollen, er sei im Begriff, sich mit Karl zu verbinden, während ihm jetzt ein anderer Schein konvenierte, genug am 13. Januar konnte Minio wesentlich beruhigt schreiben. Der Papst hatte ihm eröffnet, auf die von Karl vorgeschlagenen Bedingungen habe er nicht abschließen wollen, sondern ihm zehn andere Artikel übersandt; Venedig möge aber versichert sein, wenn der römische König darauf eingehe, so werde er andere Dinge vorbringen, um nicht zum

Abschluß zu kommen; es sei gut, ihn so hinzuhalten. Dem allerchristlichsten König habe er schreiben lassen, derselbe möge nicht zweifeln, daß er unter allen Umständen, wenn der römische König etwas unternehmen wolle, zu Frankreich halten werde. Der Papst bat, diese Eröffnung als größtes Geheimnis zu bewahren. Minio gewann die Ueberzeugung, daß der Papst wenigstens mit Karl nicht abgeschlossen habe*).

Und so war es. Die wirkliche oder scheinbare Annäherung an den römischen König erwies sich als ein diplomatisches Manöver, durch welches der Papst auf Frankreich zu wirken suchte, wie er früher durch die scheinbare Einigkeit mit Frankreich dessen Gegenpart in Bewegung zu bringen dachte. Den einen wie den andern hielt er mit derartigen Künsten hin, da es ihm bei der gegenwärtigen Weltlage gar nicht darauf ankommen konnte, sich mit einem von ihnen zu verbinden. Das wirkliche Interesse des Papstes wurde in dieser Zeit von einem ganz anderen Gegenstande in Anspruch genommen.

Guicciardini macht die bittere, aber wahre Bemerkung, obwohl es dem Hause Medici nach dem Tode Lorenzos mehr an Männern als an Ländern gefehlt habe, sei doch der Papst immer von derselben Ländergier erfüllt geblieben. Vom Beginne seiner Herrschaft an hatte ihn stets der Wunsch erfüllt, den Herzog Alfons von Ferrara entweder seines ganzen Gebiets, oder doch eines Teiles desselben zu berauben und so die Politik Julius' II. fortzusetzen oder zu vollenden. Er behauptete, Ferrara gehöre von Rechts wegen der Kirche und sei ihr in den Zeiten ihrer Bedrängnis von den Este gewaltsam entrissen worden. Besonders verdroß es ihn, daß Alexander VI., als er seine Tochter Lucrezia Borgia mit Alfonso zu vermählen wünschte, den bis dahin der Kurie gezahlten Tribut von 10000 Dukaten auf 100 herabgesetzt hatte. Seit 1510 war Julius II. beharrlich darüber aus gewesen, Ferrara dem Kirchen-

*) Marino Sanuto 28, 73. 80. 97. 105. 117.

staate einzuverleiben, und hatte wenigstens Reggio, Modena und verschiedene kleinere Orte in seine Hand gebracht. Leo betrachtete es als seine Pflicht, das durch Julius' Tod unterbrochene Werk zu Ende zu führen. Um dieser Gefahr entgegen zu arbeiten, hatte sich Alfons aufs engste an Frankreich angeschlossen und dadurch glücklich verhindert, daß der Papst die Chancen des Wahlkampfes gegen ihn ausbeuten konnte*). Da Leo sich jetzt abermals in der günstigen Lage befand, von Frankreich und Spanien wetteifernd umworben zu werden, so kam er auf seinen Lieblingsplan zurück. Die Tripleallianz, welche Frankreich mit ihm und Venedig abzuschließen suchte, zielte ursprünglich auf keinerlei territoriale Veränderung in Italien; am 22. Oktober schreibt aber Minio, der Papst fordere von Frankreich Beistand für die Gewinnung Ferrara's und die Förderung anderer Partikularinteressen. Einen alten Verbündeten dem unzuverlässigen Papst preiszugeben, konnte Frankreich kaum passen; Venedig war auf das Entschiedenste entgegen, den Kirchenstaat durch die Einverleibung Ferrara's in seiner unmittelbaren Nähe bis an den Po auszudehnen, zumal Alfons es in den letzten Jahren verstanden hatte, sich mit der mächtigen Nachbarrepublik auf guten Fuß zu setzen. Ob die Meldung Guistinians aus Blois vom 23. November, König Franz habe Marco Antonio Colonna nach Italien abgesandt, um den Herzog von Ferrara und den Markgrafen von Mantua zum Eintritt in die Liga zu bestimmen, richtig ist, weiß ich nicht; jedenfalls hätte der wohlunterrichtete Venezianer schwerlich derartiges geschrieben, wenn der französische Hof auf die Wünsche des Papstes einzugehen geneigt gewesen wäre. Der kluge Alfonso suchte sich aber auch nach der anderen Seite sicher zu stellen. Er sandte eine Botschaft an den römischen König, um ihm zu

*) Siehe die Biographie Alfonso's von seinem vertrauten Sekretär Bonaventura Pistofilo in den Atti e Memorie delle diputazioni di storia patria per le provincie Modenesi e Parmensi 3, 513 ff. und Cappelli's Vorrede zu den Briefen Ariosts. Modena 1862.

huldigen und dafür die Belehnung nicht nur mit dem jetzt von ihm beherrschten Gebiet zu verlangen, sondern auch mit Modena und Reggio, welche die Kurie ihm früher entrissen und trotz mehrfachen Zusagen nicht zurückgegeben hatte. Karl verschob die Erledigung dieser Frage bis zu seiner Anwesenheit in Deutschland *).

Der Papst sah, daß er gegen Ferrara von Frankreich schwerlich und von Karl wenigstens jetzt nichts zu hoffen habe. Um so lieber lieh er den Vorschlägen einiger aus Ferrara Verbannten sein Ohr, Ferrara durch einen Handstreich zu nehmen. Herzog Alfons lag nach dem Tode seiner Gemahlin Lucrezia Borgia in schwerer, fast hoffnungsloser Krankheit darnieder. In der stattlichen Ummauerung Ferrara's war gegen den Po zu durch den Einsturz eines Teils des Walles eine Lücke entstanden, durch welche Bewaffnete leicht in den sonst sehr festen, aber im Augenblick mit keiner Garnison versehenen Platz eindringen konnten. Diesen Umstand hatte Alessandro Fregoso, Bischof von Ventimiglia, ausgekundschaftet und dem Papst in Uebereinstimmung mit jenen Verbannten den Vorschlag gemacht, eine ziemliche Strecke oberhalb Ferrara's 2000 Mann in Schiffe zu stecken, sie den Po hinabzuführen und dann durch die erwähnte Lücke in Ferrara einzudringen. Der Papst gab dem Bischof zu diesem Zwecke 10000 Dukaten und Graf Carpi, ein erbitterter Feind Ferrara's, unterstützte den Anschlag nach Kräften. Schon waren an der Mündung der Secchia in den Po eine beträchtliche Anzahl Schiffe unter dem Vorwand eines Getreidetransports versammelt, Fregoso marschierte bereits auf Concordia, wenige Meilen von jener Stelle des Po, als der

---

*) So sagt Karl in der mehrerwähnten Instruktion für Sauch vom 12. Dezember. Die Nachricht Corners vom 24. November, Karl habe Alfons mit Modena und Reggio belehnt, dürfen wir schwerlich für richtig halten, da man ja damit den Papst für immer abgestoßen haben würde. Der Gesandte von Ferrara mag wohl Corner damit getäuscht haben. Marino Sanuto 28, 28. 83. 132.

Markgraf von Mantua, von der kriegerischen Bewegung unterrichtet, alle jene Schiffe nach Mantua abführen ließ. Auch Alfons hatte Wind bekommen. Am 9. Januar erschien sein Gesandter vor dem Rat der Zehn und rief den Beistand der Republik gegen den Papst an, der sich Ferrara's bemächtigen wolle. Aber schon am 14. kam der Gesandte abermals, um anzuzeigen, die Besorgnisse seines Herrn seien jetzt geschwunden. Der Anschlag des Papstes war gescheitert *).

Nur um so eifriger nahm er bei Franz und Karl seine Bemühungen auf, sich den Beistand des einen oder des anderen gegen den gehaßten Alfons zu gewinnen. Mehr und mehr wurde Ferrara der eigentliche Mittelpunkt der päpstlichen Politik. Aber zunächst trat doch in der ganzen diplomatischen Aktion der Kurie eine gewisse Stockung ein, da die eigentlich brennende Frage für die beiden Rivalen jetzt nicht war, wer von ihnen den Papst, sondern wer England gewinnen solle. Während man alle Gedanken auf diesen Punkt richtete, ließ man Rom mehr zurücktreten und die Kurie fand es natürlich doch auch passend abzuwarten, wer bei England den Sieg davon tragen werde. In Barcelona hatte man überdies die Ueberzeugung gewonnen, daß man mit der bisherigen Methode beim Papste nichts erlangen werde, und den Beschluß gefaßt, einen in Praktiken aller Art ergrauten, ebenso schlauen als energischen Politiker mit ungewöhnlich ausgedehnten Befugnissen und sehr reifen Geldmitteln mit der Vertretung bei der Kurie zu betrauen. Bis aber dieser Juan Manuel in Rom eintraf, vergingen Monate.

*) Guicciardini lib. 13 am Schlusse des Jahres 1519. Pistofilo l. c. p. 516. Mar. Sanuto 28, 128. 138. Da Guicciardini, damals päpstlicher Gouverneur von Modena und Reggio, in seinen Briefen aus dem Dezember 1519 und Januar 1520 (Opp. inedite 7, 215 ff.) keinerlei Kenntnis von dem Anschlage auf Ferrara verrät, könnte man daraus eine Widerlegung seiner Angabe in dem Geschichtswerke herleiten. Aber man muß mit solchen Folgerungen vorsichtiger sein, als man bisher gelegentlich gewesen ist. Man braucht nur den Brief an Kardinal Medici vom 28. Januar (7, 222 f.) zu lesen, um auf andere Gedanken zu kommen.

Die Comuneros.

Es hat etwas Widernatürliches, daß wir der Regierung des jungen spanischen Herrschers in ihrer europäischen Politik auf Schritt und Tritt zu folgen suchen, dabei aber von dem, was sie in Spanien selbst that, kaum Notiz nehmen. Fast während der ganzen Zeit seines ersten Aufenthalts in Spanien stand Karl in den wichtigsten Verhandlungen zuerst mit den Cortes von Castilien, sodann mit denen von Aragon und Catalonien; danach bekam er mit Valencia und endlich wieder mit den Vertretern Castiliens zu thun; sollten diese Verhandlungen und die in ihnen zu Tage tretenden Zustände der verschiedenen spanischen Reiche nicht wenigstens ein ebenso großes historisches Interesse darbieten, als das Intriguenspiel der europäischen Diplomatie? Ein um so größeres, als bisher eigentlich niemand von diesen innern spanischen Verhältnissen irgendwie genauere Kunde gegeben hat und doch von ihnen die Machtstellung Karls wesentlich bedingt wurde? Aber sobald man in dieses spanische Dunkel einzudringen sucht, gerät man in eigentümliche Not. Man hat eine Anzahl spanischer Folianten vor sich, welche von dieser Zeit handeln und scheinbar eine große Fülle authentischer Nachrichten bieten; prüft man aber näher, so verwandelt sich dieser scheinbare historische Reichtum in den peinlichsten Mangel. Die Verfasser jener umfangreichen Bände haben sich fast alle mit einer wüsten Compilation be-

gnügt; sie häufen Aktenstück auf Aktenstück, ohne sich um den geschichtlichen Zusammenhang zu kümmern; sie drucken gleichzeitige Berichte wahllos und kritiklos ab, gelegentlich zwei, drei über dasselbe Ereignis an verschiedenen Stellen; sie füllen ihre Blätter mit rhetorischen Kompositionen, welche sie gläubig für geschichtliche Dokumente ausgeben; sie bieten gelegentlich recht gleichgiltige Dinge in ermüdender Breite und gehen über die wichtigsten Momente schweigend hinweg. Hat man sich durch den ungeheuern Wust durchgearbeitet, so hat man eine Masse von Thatsachen vor sich, welche an sich oft unverständlich, oft zweifelhaft, untereinander fast nie verknüpft sind. Dieses Chaos zu lichten hat die neuere spanische Wissenschaft so gut wie nichts gethan. Während sie die große, für die ganze spätere Entwickelung Spaniens entscheidende Bedeutung der Regierung Karls fast zu stark betont, hat sie forschend und darstellend für diese wichtige Epoche weniger gethan, als fast für irgend eine andere*). Man muß sagen: das historische Material für dieselbe liegt ungesichtet und ungelichtet da, wie es im 16. und im Beginn des 17. Jahrhunderts entstanden, und auch nur an wenigen Punkten vermehrt.

Wenn wir schon bei den castilianischen Cortes des Jahres 1518 zu dem Geständnis genötigt waren, daß wir von dem eigentlichen Zusammenhang der zwischen ihnen und Karls Räten geführten Verhandlungen nichts zu sagen wüßten, so sind wir mit den darauf folgenden Cortes Aragons und Cataloniens noch sehr viel übler daran. Der königliche Chronist Dr. Bartholome Leonardo de Argensola hat uns zwar in dem dicken Folianten seiner Annalen Aragons über die Cortes von 1518 einen ganzen Berg von Aktenstücken aufgehäuft, uns aber nichts-

---

*) Von den jetzt 78 Bänden der **Documentos inéditos para la historia de España** bringt kein einziger etwas irgend Nennenswertes über das innere Leben Spaniens in den Jahren 1517—1519, und Bofarulls große Dokumentensammlung über die Geschichte Aragons hat das 16. Jahrhundert überhaupt noch nicht berührt.

destoweniger über den eigentlichen Gang der Verhandlungen in vollständiger Unwissenheit gelassen. Nur das Folgende kann mit einiger Zuverlässigkeit gesagt werden.

Am 30. Januar hatte Karl in seiner Mutter und seinem eigenen Namen die Briefe ausgefertigt, welche die vier Arme der aragonischen Cortes (Geistlichkeit, hoher und niederer Adel und Städte) auf den 30. März nach Zaragoza beriefen, um ihm zu huldigen. Dieses Ausschreiben erregte aber bei dem ständischen Ausschuß der Cortes, den acht Diputados, lebhafte Bedenken. Da die Cortes von Aragon früher schon Juana als Königin geschworen, fanden sie es schwierig, so lange Juana lebe, Karl als König zu huldigen. Ja, sie gingen noch weiter. Nach altem Brauch mußte jeder neue Herrscher Aragons vor allem selbst die Gesetze und Freiheiten des Landes beschwören und zwar vor den acht Diputados; erst nach diesem Schwur konnte er streng genommen die Cortes berufen. Nun aber fanden die Diputados es bedenklich, diesem Akt beizuwohnen, da sie fürchteten, dadurch die Entscheidung der Cortes zu präjudizieren. Sie beriefen also eine Versammlung von sechsundzwanzig Rechtsgelehrten, denen sie die schwierige Frage vorlegten. Die Gelehrten rieten, die Meinung der vier Arme selbst einzuholen, was dann auch durch ein Schreiben der Diputados vom 23. Februar geschah. Sobald Karl von diesen Dingen erfuhr, erließ er ein sehr scharfes Schreiben an die Diputados. Er habe mit Erstaunen von ihrem Zweifel an seinem Recht und von ihren Maßregeln vernommen, da er doch auf die dringenden Bitten Aragons nach Zaragoza zu gehen beabsichtige, ehe er die Angelegenheiten Castiliens vollkommen geordnet habe. Er sei bereit, ihre Fueros und Freiheiten zu beschwören und zu halten, sie möchten ihm aber keinen Anlaß geben, diese Absichten zu ändern. Sollten sie, wie er vernehme, eine größere Versammlung von Baronen und anderen Notabilitäten berufen wollen, um mit ihnen über ihre Bedenken zu beraten, so möchten sie das unterlassen; hätten

sie es schon gethan, die Berufung rückgängig machen. Ausführlich würden die Ueberbringer des Schreibens seine Ansicht erläutern. Die Diputados erwiderten mit Beteuerungen ihrer Ergebenheit und klagten, daß der König sie mißverstanden. Ihr einziger Trost bestehe darin, daß der König über ihr Vorgehen schlecht unterrichtet gewesen. Der Hergang sei vielmehr der, daß von den sechsundzwanzig Rechtsgelehrten dreiundzwanzig ihnen geraten hätten, sofort die Cortes zu berufen; das hätten sie doch nicht angemessen gefunden, worauf jene geraten, die Ansichten der Mitglieder der Cortes schriftlich einzufordern, was geschehen sei. Sowohl von dem Gutachten der Rechtsgelehrten als von dem Schreiben an die Mitglieder der Cortes legten sie Abschriften bei. Obwohl nach den Fueros nur der König, welcher sie beschworen, das Recht habe, die Cortes zu berufen, hätten sie doch nicht untersucht, ob Karl dieses Recht besitze. Sie seien weit davon entfernt, seine Macht irgendwie beeinträchtigen zu wollen, sie ersehnten mit dem ganzen Lande seine baldige Ankunft und daß er die Regierung ergreife und übe. Aragon habe nie die Treue gebrochen und werde sie nie brechen. Ihre Bitte gehe nur dahin, daß der König eine Verhandlung über die Art stattfinden lasse, wie er die Fueros beschwören könne. Denn ohne eine derartige Erörterung sei es ihnen nicht möglich, seinem Schwur beizuwohnen, da die Mitglieder der Cortes ihnen geschrieben, sie möchten Karl als Fürst, aber nicht als König schwören lassen*). Karl beantwortete dieses Schreiben in sehr huldvollen Ausdrücken und ging jetzt auf den Wunsch ein, Abgeordnete zu senden, um mit den Diputados die Art festzustellen, wie er in herkömmlicher Weise am Tage seines Einzuges in Zaragoza den Eid leisten könne.

---

*) **Argensola** Anales p. 459 ff. Es ist charakteristisch, daß Argensola sowohl das Schreiben, welches Karl aus Valladolid an die Diputados erließ, als deren Antwort aus Zaragoza von demselben 11. März datiert, ohne an diesem chronologischen Widersinn den mindesten Anstoß zu nehmen. Aehnliches begegnet in den spanischen Quellen nur zu häufig.

Es begannen nun weitläufige Verhandlungen mit den königlichen Abgesandten in Zaragoza, welche aber zu keinem Resultat geführt zu haben scheinen; denn eine Deputation, welche am 15. April von Zaragoza an Karl abgefertigt wurde, erhielt eine Instruktion von den Diputados, welche die Sache genau auf demselben Punkt zeigt, auf dem sie Anfang März stand. Die Diputados verweisen abermals auf den Befehl der Cortes, Karl nur als Fürst, nicht als König schwören zu lassen; sie erinnern Karl abermals daran, daß die allgemeinen Cortes Aragons seiner Mutter Juana als Königin gehuldigt und daß sie keinem Akt beiwohnen dürften, welcher diesem Schwur nachteilig sein könne; sie seien mit ihrem Eide und unter der Strafe der Exkommunikation verpflichtet, alle Akte der Cortes auf das genaueste zu beachten und beachten zu lassen; sie könnten mit dem Tode bestraft werden, wenn sie dagegen verstießen. Ließen sie sich bereit finden, einer Handlung beizuwohnen, welche jener feierlichen Huldigung der Cortes zuwiderlaufe, so maßten sie sich damit das Recht an, einen Akt der Cortes zu korrigieren, wozu sie selbstverständlich nicht befugt seien: nur die Cortes selbst könnten einschränken oder ändern, was sie früher gethan. Wenn die Abgeordneten des Königs darauf hingewiesen, daß er ja nicht fordere, daß man ihm schwöre, sondern lediglich seinerseits die Fueros beschwören wolle, so vergesse man, daß er von dem Augenblicke an, wo er als König geschworen, in den Genuß der Jurisdiktion eintrete, woraus die größte Verwirrung entstehen müsse, wenn dann nachher die Cortes ihm nicht als König huldigen wollten und die Akte seiner Jurisdiktion nicht anerkennen. Die beiden Eide, welche der König dem Reiche und die Cortes ihm leisten, müßten in der genauesten Uebereinstimmung stehen. Karl möge deshalb, um sich selbst möglicherweise große Unannehmlichkeiten zu ersparen, auf ihren Wunsch eingehen und bei seinem Eintritt in Zaragoza nur als Fürst und Herr schwören und über den Schwur, den er als König zu leisten habe, sich mit den Cortes selbst ver-

ständigen. Die Instruktion beteuerte abermals die Ergebenheit und Treue der Diputados und ihr Verlangen, daß Karl recht bald die Regierung Aragons in die Hand nehme, da das Reich wegen der vielen Faktionen und des Verfalls der Justiz ein dringendes Bedürfnis danach habe.

Als Karl von dieser Gesandtschaft und ihrem Auftrage erfuhr, fand er es nicht angemessen, sie zu hören, befahl ihr vielmehr, die Reise nicht fortzusetzen. Das versetzte die Diputados in höchste Aufregung. Sie schrieben dem Könige, auf diese Nachricht würden sie sofort die Cortes zusammenberufen haben, wenn sie nicht ihm Mißliebiges hätten vermeiden wollen; er möge doch seine Weisung, ehe sie weiter bekannt werde, zurücknehmen und dem Reiche nicht die Kränkung anthun, einer Deputation Gehör zu versagen, was niemals geschehen sei. Karl ließ sich indes nicht irre machen, lehnte jede weitere Verhandlung ab und setzte seine Reise nach Zaragoza, wenn auch sehr langsam, fort. Am 9. Mai hielt er seinen feierlichen Einzug und leistete noch denselben Tag in der Metropolitankirche von San Salvador kniend vor dem Justicia und den acht Diputados den Eid so, wie er verlangt hatte. Derselbe begann mit den Worten: „Wir Juana und ihr ältester Sohn Carlos, durch Gottes Gnade Könige von Castilien, Aragon, beider Sicilien u. s. w., wir versprechen . . .“ Der unendlich weitläuftige Eid zählte eine Menge besonderer Privilegien und Freiheiten auf, welche teils dem ganzen Reiche, teils einzelnen Landschaften und Orten angehörten; er enthielt speciell das Versprechen, die unauflösliche Verbindung der drei Reiche Aragon, Valencia und der Grafschaft Barcelona, sodann der Balearen, Sardiniens, Korsikas, der beiden Sicilien und Roussillons festzuhalten. Nachdem er sich durch diesen lateinischen Eid gebunden, fügte er die spanische Erläuterung hinzu: Da die Königin Doña Juana, seine Mutter, die Huldigung der Aragonesen als Königin empfangen habe, aber so leidend sei, daß sie diese Reiche in eigener Person nicht regieren könne,

„so gefällt uns, daß der gegenwärtige Schwur geleistet sei im Namen der genannten Königin und dem unsrigen als Mitregenten (conregnantes), und daß er der genannten Königin, unserer Mutter, nicht zum Nachteil gereiche."

Diesem Akt hatte thatsächlich schon der größte Teil der Cortes beigewohnt; nichtsdestoweniger wurde die bereits verschiedentlich hinausgeschobene Versammlung abermals auf den 20. Mai vertagt, wo dann endlich die feierliche Eröffnung im Palaste der Diputados stattfand. Wenn uns Argensola schon zweimal die sämtlichen Namen der damals zu den Cortes berechtigten Prälaten, Herren, Ritter und Städte aufgezeichnet hat, so teilt er uns jetzt abermals mit, wer aus den vier Armen erschienen war; wir finden die Geistlichkeit durch 15, den hohen Adel durch 27, die Ritter durch 36, die Städte und Flecken durch ebensoviele Abgeordnete vertreten. Die Thronrede, welche der neben Karl stehende Protonotar Climent verlas, war in einem sehr viel beweglicheren Tone gehalten, als die Worte, mit denen die Cortes Castiliens eröffnet worden. Vor diesen hatte Mota nur die Macht Karls gepriesen; die heutige Thronrede begann damit, die Herrlichkeit der Niederlande zu preisen, ihre reichen Städte, ihre prächtigen Gebäude, ihre unvergleichliche Frömmigkeit, ihre rührende Liebe. Das alles habe er trotz der Thränen der getreuen Unterthanen verlassen, um nach Spanien zu eilen, weder von den Gefahren des Meeres geschreckt, noch von dem Tode, den sein Vater hier erlitten. Er rühmte dann die Ergebenheit der Cortes von Castilien, die ihm als König und Herrn geschworen und ihm ein größeres Servicio bewilligt, als je einem seiner Vorfahren, in richtiger Erwägung seiner größeren Bedürftigkeit. Sogleich nach Schluß dieser Cortes sei er hierher geeilt, um die Huldigung dieses ruhmreichen Landes zu empfangen und seine große Liebe zu ihm durch die That zu beweisen, vor allem durch die Ordnung der Justiz. Die Interessen Aragons bedürften aber auch namentlich zur See gegen die Mauren einer kräftigen

Vertretung, welche großen Aufwand erfordere. Und wenn Castilien, aus welchem der König große regelmäßige Einkünfte beziehe, ihm eine so bedeutende außerordentliche Beisteuer bewilligt habe, so müsse Aragon in dieser Hinsicht um so mehr thun, da hier die ordentlichen Einnahmen der Krone gering seien. Allein die Grafschaft Flandern habe ihm für seine Fahrt nach Spanien 800 000 Kronen, in vier Jahren zahlbar, bewilligt, die er nun zum größten Teile hier in Aragon verzehre; es ergebe sich von selbst, was da diesem Reiche obliege, in dem er jetzt lebe. Er bitte die Cortes, das mit aller Beschleunigung ins Werk zu setzen. Nachdem die Thronrede abermals die besondere Liebe des Königs zu Aragon beteuert und seinen Entschluß, alles für dessen Wohl zu thun, besonders für Handhabung der Justiz ohne Ansehen der Person, schloß sie mit einer stolzen Hinweisung auf die großartige europäische Stellung des Königs: mit dem Papste und dem Kaiser stehe er in den intimsten Beziehungen, mit Frankreich und England in wahrer Freundschaft, die Könige von Dänemark und Ungarn seien mit ihm verschwägert, die von Portugal und Polen mit ihm verwandt und aufrichtig befreundet. Alle diese Verbindungen habe er mit großer Sorgfalt zum Besten seiner spanischen Reiche geschaffen und gepflegt und hoffe, auf sie gestützt, seinen größten Wunsch auszuführen, den Krieg gegen die Ungläubigen, für den er alle seine Königreiche und Herrschaften und seine eigene königliche Person einsetzen wolle*).

In herkömmlicher Weise antwortete der Erzbischof von Zaragoza im Namen der Cortes, sprach ihre Freude über des Königs Erscheinen, über seinen Entschluß zum heiligen Kriege aus und versicherte, die Cortes würden so beschließen, wie es der Ruhm Gottes, der Dienst Sr. Majestät und das Wohl aller seiner Reiche verdiene. Wie die Versammlung diese Zusage zu erfüllen unternahm, darüber fehlen so gut wie alle

*) **Argensola** p. 508 ff.

Angaben. Der offizielle Chronist, welcher uns bis hierher sein ganzes aktenmäßiges Material in zum Teil sehr überflüssiger Breite vorgelegt hat, vertieft sich jetzt in afrikanische, portugiesische, amerikanische Begebenheiten, verteidigt dann die Loyalität seiner Aragonesen gegen einige Bemerkungen Sandovals über das Verhalten der Cortes, erzählt uns aber von dem, was mit diesen in zwei ganzen Monaten geschehen, kein Wort, sondern führt uns plötzlich in eine Sitzung derselben vom 27. Juli, wo eine königliche Proposition verlesen wird, welche uns nach der Kenntnis der verschwiegenen Hergänge doppelt neugierig macht. Der Grund dieses eigentümlichen Verfahrens liegt ohne Zweifel darin, daß das, was die aragonesischen Cortes zwischen dem 20. Mai und 27. Juli thaten, nicht sehr geeignet war, das in ein glänzendes Licht zu stellen, was Argensola für seine besondere Aufgabe hielt, überall hervorzukehren, die Loyalität Aragons.

Wenn sich die Diputados schließlich darein gefunden hatten, daß Karl seinen Eid als König leiste, so erhoben sich in den Cortes um so stärkere Bedenken, ob sie Karl, so lange seine Mutter lebe, als König anerkennen dürften. „Die Aragonesen," schreibt Petrus Martyr mit unverhohlener Entrüstung am 29. Mai, „Pygmäen im Vergleich mit Castilien, beharren unerschütterlich dabei, solange die Mutter lebt, weder den Königstitel zu bewilligen, noch Geld, wenn man ihnen nicht die Einwilligung der Mutter vorlege oder den Beweis, daß sie ihrer Sinne nicht mächtig sei." „Die Cortes," meldet Spinelli am 21. Juni, „können sich noch nicht über ihren Eid einigen. Sie wünschen eine Klausel, wodurch der Eid für den Fall aufgehoben wird, daß die Königin-Mutter wiederhergestellt werde. Der katholische König will das nicht zugeben." Endlich einigte man sich dahin, von beiden Seiten je drei Rechtsgelehrte zu ernennen, welche eine Verständigung über den schwierigen Fall suchen sollten. Um dieselbe Zeit, Ende Juni, kam dem Könige eine Bewegung des niederen Volkes zu Hilfe: an 10000 Köpfe

stark zog es unter dem Rufe: „Es lebe König Karl! Nieder mit den Verrätern!“ durch die Straßen. Die Großen erschraken und rückten der Regierung etwas näher, hielten aber doch noch an den Bedingungen fest, welche ihr unzulässig erschienen. Neben der Hauptfrage bereiteten andere Schwierigkeiten: bald hieß es, die Königin Juana hätte mitkommen müssen, bald, Karl sei nicht berechtigt gewesen, die Cortes zu berufen, ehe er den Eid auf die Fueros geleistet, bald, der König dürfe die Cortes nur vierzig Tage, nicht aber, wie er im März gethan, fast zwei Monate vertagen. Am 27. Juli war man endlich dahin gelangt, daß alle diese Differenzen durch eine Erklärung Karls beigelegt wurden, daß er in keiner Weise den Privilegien und Freiheiten des Reiches habe zu nahe treten wollen, worauf der Erzbischof von Zaragoza die Bereitwilligkeit der Cortes erklärte, Juana und Karl „als unseren natürlichen zusammen regierenden Königen und Herren“ zu schwören, nachdem Karl den Eid auf die Fueros geleistet. Karl erwiderte sehr huldvoll: „Von so guten und loyalen Unterthanen wie ihr, erwarteten Wir nichts anderes als solche Antwort. Denn es ist für die Aragonesen eine sehr natürliche Sache, ihrem Könige und Herrn loyal zu dienen.“ Am 29. Juli wiederholte Karl in der Kirche San Salvador in die Hände des Justicia seinen Schwur vom 9. Mai, worauf dann im Palast der Cortes diese „bei Gott, auf das Kreuz unseres Herrn Jesu Christi und die heiligen vier Evangelien“ Juana und Karl „als unseren zusammen regierenden Königen und Herren“ schworen.

Jetzt endlich konnten die eigentlichen Geschäfte beginnen, die Verhandlungen über den Servicio, die Justizreform und die Legion von Beschwerden und Wünschen, welche die Mitglieder der Cortes vorbrachten. Anfangs hatte die Regierung gehofft, bis Ende Juni mit allem fertig zu werden; dann hieß es Mitte August, vor Ende September werde man nicht nach Catalonien aufbrechen können: es sollte Ende Januar werden. Diese übermäßige Verzögerung war um so verdrießlicher, als

der Aufenthalt in Zaragoza sehr geringe Annehmlichkeiten bot. Castilianer, Engländer und Italiener klagen um die Wette über die unerhörte Teuerung, welche in Zaragoza herrsche. „Das eine," schreibt Martyr, „hat den doppelten, das andere den dreifachen Preis wie in Castilien." Die Ursache scheint in einer monopolistischen Ausbeutung des Handels mit Lebensmitteln gelegen zu haben, dessen sich die aristokratische Stadtverwaltung bemächtigt hatte. Anfang August gab es wieder einen Tumult des niederen Volks, welches bessere Justiz und Freigebung des Handels mit Lebensmitteln forderte. Karl erklärte sich für die Wünsche des Volks, das sich wohl nicht ohne Zuthun seiner Regierung in Bewegung gesetzt hatte. Nun aber erhoben sich die herrschenden Klassen, die Cortes suspendierten ihre Sitzungen: der König sah sich genötigt, sein Edikt zurückzunehmen. „Von neuem," klagt Martyr, „wird das Volk den Vornehmen preisgegeben. Das nennen sie hier Freiheit, daß der König das Recht nicht üben kann, wenn man ihn darum bittet."

Aber Zaragoza bereitete der Regierung noch anderes als Entbehrungen und Widerwärtigkeiten. Gleich der erste Beginn der Sommerhitze warf die Niederländer massenhaft aufs Krankenlager. Der Großkanzler Sauvage wurde Ende Mai von einem Fieber befallen, dem er am 7. Juni erlag. Der Hof sah darin einen schweren Verlust, die Spanier atmeten auf. Wenn man Martyr glauben darf, hatte Sauvage nur zu erfolgreich mit Chièvres in der Ausplünderung Castiliens gewetteifert. „Wenn dieser lange gelebt hätte," ruft Martyr, „so würde er ganz Spanien in Wut versetzt haben." Diejenigen, welche in die Geheimnisse der Fremden eingeweiht seien, versicherten bestimmt, daß sie schon 1100000 Dukaten, die sie in dem unglücklichen Castilien zusammengerafft, nach Flandern geschickt hätten. Nun sei aber von den vielen Köpfen der Hydra einer abgeschlagen; wenn nur nicht sieben wieder wüchsen! Aber das Fieber arbeitete böse unter den Fremden. „Die Flamänder hier,"

schreiben die englischen Gesandten am 14. Juni, „sterben sehr, jeden Tag einer; sie werden bald beseitigt sein.“ Und am 21. Juni: „kein einziger Spanier ist in des Königs Vertrauen, das kann aber nicht dauern, da die Flamänder täglich sterben.“ Anfang August erkrankte Chièvres selbst ernstlich, überstand jedoch den Anfall und sah durch den Tod Sauvage's seine Macht gemehrt statt gemindert. Ueber die Besetzung dieses wichtigen Postens scheint man lange Zeit geschwankt zu haben; wenigstens meldet Martyr erst Mitte September, daß Mercurino di Gattinara zum Nachfolger Sauvage's ernannt worden sei, „ein gerechter und unbescholtener Mann,“ rühmt Martyr, der aufrichten werde, was zwischen Scylla und Charybdis jämmerlich darniederliege, wenn er einen Weg finde, um der Erstickung durch die Steuerleute dieser Flotte zu entrinnen.

Gattinara war ein Mann von vielseitiger, viel erprobter Fähigkeit. 1465 auf dem Schlosse Arborio in der Nähe Vercelli's geboren, Neffe des früheren Großkanzlers von Savoyen, Grafen Mercurino Ranzo, begann er, soviel wir wissen, seine Thätigkeit als Gelehrter, um aber bald als Rat in den Dienst des Herzogs von Savoyen zu treten, in dem er nach seiner Grabschrift neun Jahre blieb. Hier lernte ihn Margarete kennen, welche ihm bald nach dem Tode ihres zweiten Gemahls ihr besonderes Vertrauen schenkte. Vom Jahre 1506 an verwendete sie wie ihr Vater Maximilian Gattinara in den wichtigsten diplomatischen Missionen. Seine aus dieser Zeit erhaltenen Briefe beweisen Schärfe des Urteils und eine hervorragende Selbständigkeit des Charakters*). Im Frühling 1510 betraute ihn Maximilian mit der schwierigen Aufgabe, seine Interessen in Spanien zu vertreten, wo er ungefähr ein Jahr blieb; er hatte damals Gelegenheit, die erste Bekanntschaft mit diesem Lande zu machen. Schon 1508 zum ersten Präsidenten des

*) S. besonders den merkwürdigen Brief an Margarete vom 8. Oktober 1509 in Lettres du roy Louis XII. 1, 185 ff.

burgundischen Parlaments in Dole ernannt, kam er erst 1512 dazu, diesem Amte zu leben, immerhin mit Margarete in reger politischer Korrespondenz. Im Sommer 1514 finden wir Gattinara wieder im Auftrage Margarete's bei Maximilian, und als im Januar 1515 die große Gesandtschaft an Franz I. abging, mußte der Präsident von Burgund, wie man ihn jetzt schlechthin nannte, an ihr teilnehmen. Im nächsten Sommer finden wir ihn wiederholt bei Maximilian in Innsbruck. Damit verschwindet er aber für längere Zeit von der politischen Bühne. Seine Nebenbuhler in Burgund verstanden es, ihn bei Margarete in ein übles Licht zu stellen. Da er wiederholte Aufforderungen der Fürstin, seinen Abschied zu nehmen, zurückwies, entsetzte sie ihn seines Amtes. Das scheint einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Wir hören von seiner Absicht, nach Jerusalem zu pilgern, und wenn er auch diesen Plan nicht ausführt, so lebt er doch längere Zeit in der Kartause von Brüssel, eine auffallende Erscheinung bei dem Manne, welcher der einsichtige und warme Vertreter der erasmischen Aufklärung gegen die spanischen Dunkelmänner werden sollte. Erst im Mai 1517 zieht ihn Maximilian wieder heran, aber doch nur zu einer untergeordneten Aufgabe*). Welche Gründe unter diesen Umständen dazu führten, einen Mann, welcher seit mehreren Jahren der großen politischen Welt einigermaßen fremd geworden war, zu so hervorragender Stellung zu berufen, wissen wir nicht. Im Oktober traf er in Zaragoza ein.

Nach Sauvage's Tode kam eine wichtige Verhandlung mit Portugal zum Abschluß. Karls älteste Schwester Eleonore würde ihn gewiß nicht nach Spanien begleitet haben, wenn

---

*) Das Leben des bedeutenden Mannes zu schildern hat der junge Joh. Fr. Harpprecht 1728 in einer Kieler Dissertation unternommen, ein Versuch, der damals freilich nicht weit führen konnte. Seitdem hat, soviel ich weiß, nur Le Glay in den **Etudes biographiques sur Mercurino Arborio di Gattinara** das Leben des merkwürdigen Mannes skizziert. Er verdiente wohl eine eingehendere Darstellung.

nicht schon vor des Königs Abreise aus Flandern ihre Verbindung mit Portugal verabredet gewesen wäre *). Am 8. Dezember meldet Corner aus Valladolid, ihre Heirat mit dem Prinzen von Portugal sei abgeschlossen. König Emanuel wünschte aber zugleich eine seiner Töchter mit Karl zu vermählen, und die Spanier erklärten sich sehr lebhaft für eine solche Verbindung, welche den von ihnen ersehnten Bruch mit Frankreich bedeutet und die Aussicht eröffnet haben würde, daß ihrem Könige bald ein Erbe geschenkt werde. Es hieß, Portugal locke durch die enorme Mitgift von 600000 Dukaten und hohe Versprechungen für Chièvres, denen dieser aber doch unzugänglich blieb, weil seine Politik vor allem, wie wir wissen, auf die Erhaltung eines möglichst guten Verhältnisses zu Frankreich gerichtet war. Da England damals in jeder Weise Karl aus den französischen Banden zu lösen bestrebt war, empfahl es ihm dringend die portugiesische oder eine andere Heirat. Chièvres und Sauvage hatten die Freundlichkeit, dem englischen Gesandten einzureden, Karl werde auf den Wunsch ihres Königs eingehen. Anfang April zeigte sich Spinelli überzeugt, der katholische König werde der portugiesischen Prinzessin die Hand reichen, sehr bald darauf aber war dieses Projekt in seinen Augen durch ein ganz anderes verdrängt. Am 18. April meldete er aus Aranda, es werde täglich klarer, daß Karls Räte ihn mit einer ungarischen Prinzessin zu vermählen wünschten, und am 21. Juni meinte er behaupten zu können, diese ungarische Heirat werde sobald als möglich stattfinden. Inzwischen hatte Eleonore's Schicksal eine überraschende Wendung erfahren. Anfang April vertraute Sauvage dem englischen Gesandten das Geheimnis an, es werde über Eleonore's Heirat nicht mit dem portugiesischen Prinzen, sondern mit dessen Vater, dem König von Portugal, verhandelt, einem

*) Ueber die schon seit 1509 mit Portugal geführten Heiratsverhandlungen s. Henne 2, 251 f.

würdigen Herrn von nahezu 50 Jahren, der sich des Segens von acht Kindern erfreute; die junge Dame sei über diese Aussicht sehr unglücklich. Sobald die Sache ruchbar wurde, belud der spanische Haß Chièvres mit der Anklage, seine Geldgier habe das junge Blut an den alten Herrn verhandelt. Aus bester Quelle wisse er, schreibt Martyr am 21. Juli, daß Chièvres öffentlich vom portugiesischen Gesandten 21000 Dukaten erhalten habe: wie viel werde man ihm heimlich gezahlt haben? Anfang Oktober verließ Eleonore Zaragoza, um sich in ihre neue Heimat zu begeben; Madame Chièvres stand an der Spitze ihres weiblichen Gefolges, „im Rauben," bemerkt Martyr, „so geschickt als ihr Gemahl. Sie wird ganz Portugal verschlingen, wenn es ihr geboten wird."

Die Ausstattung der jungen Königin für den reichsten Thron der damaligen Welt hatte natürlich große Summen verzehrt; dazu kamen die Zahlungen, welche man den deutschen Kurfürsten machen mußte, dazu das kostspielige Leben in Zaragoza und die lange Reihe glänzender Festlichkeiten, auf welche der Hof nicht verzichten zu können glaubte. Die Mittel für all diesen Aufwand mußte wesentlich Castilien bieten. Der von den Cortes desselben bewilligte Servicio war schon Anfang Juni an Wucherer verkauft. Weitere Summen suchte man durch Verkauf von Aemtern aller Art herbeizuschaffen und durch eine Ausbeutung der Inquisition, welche sich auf die Güter der nur Angeklagten stürzte; kein Mittel, Geld zu machen, wurde verschmäht. Inzwischen schob sich die Hoffnung, von den aragonesischen Cortes eine reichliche Bewilligung zu erhalten, immer weiter hinaus. Im Mai hatte man einen Servicio von 300000 Dukaten erwartet; im November gewährten sie endlich nicht einmal 200000; derselbe war längst wie der castilianische an die Wucherer versetzt. Und der Bewilligung traten sofort unermeßliche Forderungen entgegen, welche meist auf die Regierung Ferdinands des Katholischen zurückgingen. „Wollte der König sie alle befriedigen," schreibt Martyr, „so müßte er

eine ebenso große Summe aus seiner Tasche zahlen." Schließlich wurde es nicht anders, als daß der König den größten Teil der ihm bewilligten Summe wieder herauszahlen mußte. Als man endlich Zaragoza verlassen konnte, war das finanzielle Resultat des neunmonatlichen Aufenthalts in Aragon nach Martyrs Rechnung, daß der Hof dort 1200000 Dukaten, einige meinten sogar anderthalb Millionen, verzehrt habe, welche Castilien habe aufbringen müssen*). Wir werden wohl gut thun, diese Ziffern erheblich zu reduzieren. Immerhin dürfen wir als zweifellos ansehen, daß der Hof vom Mai bis Januar sehr beträchtliche Summen verbrauchte, daß diese Summen fast ausschließlich von Castilien aufgebracht werden mußten und ein großer Teil derselben den Aragonesen zu gute kam, welche dafür mit unerhörter Hartnäckigkeit lohnten. „Das ist hier," schreibt am 8. Oktober der Erzbischof von Armagh an Wolsey, „das stolzeste und eigensinnigste Volk der Welt." Das zeigte sich noch mehr als in den finanziellen in den Verhandlungen über die Reform der Justiz.

Alle Zeugen sind darüber einig, daß es mit der Justiz damals in Aragon kläglich bestellt war. „Jede Stunde," schreibt Armagh am 17. Dezember, „kommt hier Raub und Mord vor, der unbestraft bleibt." Der Beseitigung dieses heillosen Zustandes wendete die Regierung löbliche Sorgfalt zu. Gleich Anfang August machte sie darauf zielende Vorschläge. Der König selbst bemühte sich ernstlich darum. Zwei- oder dreimal in der Woche ging er zu den Cortes. Aber wenn auch die drei anderen Arme ihre Zustimmung erklärten, der hohe Adel wollte nichts von Reform wissen, da alle Missethaten, wie wenigstens der englische Prälat meint, von ihm und den Seinen ausgingen; man werde schwerlich das Ende dieser Cortes erleben, wenn die Regierung nicht auf die Verbesserung der Justiz verzichte. Anfang Januar drohte Karl, er werde fortgehen,

---

*) **Petr. Martyr** epp. 622. 631. 634.

wenn sich die Cortes nicht beeilten, zum Schlusse zu kommen. Da endlich fügte sich der hohe Adel wenigstens so weit, daß die drei anderen Arme die Justizgesetze bewilligen konnten. Am 19. Januar wurden die Cortes geschlossen*).

Aber nun begann, wie früher schon kurz erwähnt wurde, in Barcelona mit den Cortes von Catalonien dasselbe Spiel. Ich verzichte auf den Versuch, in die Verhandlungen mit dieser Versammlung, über welche nur vereinzelte Andeutungen vorliegen, Licht zu bringen und bemerke nur, daß, nachdem die Cortes am 16. April gehuldigt, die Verhandlungen über den Servicio und die auch in Catalonien sehr nötige Justizreform sich noch mehr in die Länge zogen als in Zaragoza. Anfangs hatte man gehofft, wie Corner am 18. Februar schreibt, die Cortes würden bis Ostern beendet sein und Karl dann nach Valencia gehen können. Aber noch am 2. Juli meldet der Venezianer, der König wünsche dringend die Beschleunigung der Cortes, um nach Valencia zu gehen; am 11. August, die Regierung werde alles thun, um die Cortes in diesem Monat zu Ende zu bringen, und noch am 7. Dezember kann er nur berichten, bald würden die Cortes geschlossen werden und der König sich dann nach Valencia begeben. Man brauchte also zehn Monate, um mit dieser Versammlung zu einem, wie es scheint, recht unbefriedigenden Resultat zu gelangen. Vor allem stand die geringe Summe, welche sie schließlich bewilligte, mit dem enormen Bedürfnis der Regierung in gar keinem Verhältnis. Wie der uns bekannte Pace von Kaufleuten gehört haben wollte, welche Geldgeschäfte für Karl besorgten, hatte ihm die Wahl anderthalb Millionen Gulden in barem Gelde

*) Wenn Karl in einem Schreiben an die Innsbrucker Regierung vom 5. Februar 1520 (Denkschriften der Wiener Akademie 28, 167) rühmt, er habe, wenn auch mit etwas größerem Zeitverlust, als er gedacht, die Geschäfte in Aragon „glücklich" erledigt und zustande gebracht, was seine Vorgänger nicht vermocht, so bedeutet das nichts. Karls Regierung befolgte ja, wie wir schon wiederholt sahen, die Taktik, den Stand der Dinge in Spanien immer in sehr rosigen Farben zu schildern.

gekostet. Dazu erforderten die Rüstungen, welche das ganze Jahr 1519 hindurch zu Wasser und zu Lande gemacht wurden, teils um die Besitzungen in Afrika zu sichern, teils um Neapel und Sicilien gegen Anschläge Frankreichs zu schützen, teils um Navarra zu decken, einen erheblichen Aufwand, dem man nicht zu genügen wußte. Schon am 30. Januar meldet Martyr, bei der Flotte Moncada's, welche damals vor Iviza lag, herrsche eine solche Geldnot, daß die Soldaten gemeutert und die ganze Insel ausgeplündert hätten, deren jammernde Boten bei Hofe vergeblich um Abhilfe baten. Im August lag eine große Armada in Cartagena bereit, aber sie konnte nicht auslaufen, weil es an Geld fehlte, um die Soldaten zu bezahlen. Gegen Ende des Jahres 1520 wurde allerdings der ärgsten Not durch die ersten allgemeines Staunen erregenden Sendungen von Ferdinand Cortes abgeholfen; aber diese gewaltigen Goldmassen scheinen wie ein Tropfen auf einem heißen Stein rasch verschwunden zu sein*).

Ob die Regierung nicht in der Lage gewesen wäre, diesen höchst peinlichen Zustand zu bessern, den Gang der Verhandlungen mit den Cortes von Aragon wie von Catalonien zu beschleunigen, ob sie nicht besser gethan hätte, nachdem einmal die Huldigung erlangt war, lieber auf die lediglich illusorischen Geldbewilligungen zu verzichten, als eine kostbare Zeit zu verlieren, sind wir bei der Dürftigkeit unserer Information außer stande zu beurteilen. Jedenfalls hatte es die schlimmsten Folgen, daß Karl erst am 22. Januar 1520 Barcelona verlassen konnte und nun aus Gründen der europäischen Politik eilen mußte,

---

*) Das Verzeichnis dieser wunderbaren Herrlichkeiten aus Mejico s. Docum. inéd. 1, 461 ff. Wie Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, S. 367, zu der Angabe kommt, diese Geschenke seien Karl im April 1520 zu Valladolid vorgelegt, weiß ich nicht. Karl verließ Valladolid, wie wir sehen werden, bereits Anfang März. Die Ankunft der Geschenke meldet Martyr (ep. 650) schon Anfang Dezember 1519; das Schiff, welches sie brachte, kam nach einem Briefe aus Sevilla am 3. November (Sanuto 28, 122) am 1. an.

aus Spanien fortzukommen. Zu den finanziellen Schwierigkeiten, von welchen wir den König bis dahin bedrängt gesehen haben, begannen jetzt sich ernste politische Verwickelungen zu gesellen.

Nachdem die Cortes von Castilien, Aragon und Catalonien Karl als König anerkannt hatten, blieb die Aufgabe, die Huldigung der Cortes von Valencia zu erlangen, welche ebenfalls nur durch das persönliche Erscheinen in der Hauptstadt dieses Königreichs gewonnen werden konnte. Die Verfassung Valencia's, trotz mancherlei Abweichungen im einzelnen doch wesentlich mit der Aragons und Cataloniens übereinstimmend, forderte, daß der König innerhalb eines Monats nach seinem Regierungsantritte die Cortes nach Valencia berufe und vor ihnen die Gesetze, Privilegien und Gewohnheiten des Landes beschwöre, worauf erst die Cortes ihm huldigten. Wenn nun auch diese Vorschrift schon seit Jahren auf ihre Erfüllung wartete, ohne daß die Cortes darüber Beschwerde erhoben zu haben scheinen, so verstand es sich doch von selbst, daß, so lange die Verfassung in voller Kraft war, weder an Huldigung noch Geldbewilligung gedacht werden konnte, wenn der König nicht zuvor seine verfassungsmäßigen Obliegenheiten erfüllt hatte. Auf der anderen Seite aber lehrte die eben mit Aragon und Catalonien gemachte Erfahrung, daß der König sich darauf gefaßt machen mußte, in Valencia so und so viele Monate festgehalten zu werden. Man muß anerkennen, daß für Karl es schon im Herbst 1519 vollkommen unmöglich war, den Vorschriften der valencianischen Verfassung zu genügen, und da gar die Verhandlungen mit den catalonischen Cortes bis zu Ende des Jahres sich ausdehnten, wurde der Versuch, sich mit Valencia auf andere Weise abzufinden, zur politischen Notwendigkeit. Denn wenn Karl jetzt, Ende Januar 1520, noch hätte nach Valencia gehen sollen und dort etwa bis zum September oder Oktober festgehalten worden wäre, so würde er nicht nur seine Beziehungen zu England, sondern

auch seine Stellung im deutschen Reiche ernstlich gefährdet haben.

In Valencia übte der Adel fast noch mehr als in Aragon den entscheidenden politischen Einfluß in Staat wie Gemeinde, und da das Bürgertum in dem fruchtbaren, industrie und handelsfrohen Valencia eine ganz andere Bedeutung besaß, als in dem sterilen, vom Weltverkehr abgeschlossenen Aragon, so standen die bürgerlichen und die aristokratischen Elemente in Staat und Gemeinde einander recht schroff gegenüber*). Wäre die Regierung nicht eine wesentlich fremde, mit den spanischen Verhältnissen unbekannte gewesen, so würde sie wohl von vorneherein in der von Jimenez vorgezeichneten Bahn fortgeschritten sein und in der planmäßigen Förderung des bürgerlichen Elements die Kraft gesucht haben, um die egoistischen Prätensionen des Adels niederzuhalten und die unentbehrliche Unabhängigkeit der Krone aufzurichten. In Zaragoza scheint sie allerdings hie und da diese selbstverständliche Politik verfolgt und den Unwillen des Volks gegen Ausbeutung und Gewaltthat der herrschenden Klassen aufgeboten zu haben, aber doch nur wie zufällig, nicht mit wohlüberlegter Konsequenz. In Valencia mußte ihr ebenso der Zufall die Hand bieten.

Anfang Mai 1519 geschah es, daß die Küsten Cataloniens und namentlich Valencia's von einem türkischen Geschwader heimgesucht wurden, welches an verschiedenen Punkten landete, Ortschaften ausraubte und Menschen fortschleppte. Da im Augenblick keine regelmäßigen Streitkräfte zur Hand waren, rief der König die drei Arme Valencia's auf, das Land mit eigener Kraft zu schützen. Nun traf es sich, daß in der Stadt Valencia gerade die Pest herrschte, die vornehmen Familien

*) Siehe darüber die vortrefflichen Ausführungen Eberts in seinen „Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens“ S. 53 ff. Er irrt nur in der Schätzung der Lage Karls und führt auf absolutistische Willkür zurück, was unter den gegebenen Verhältnissen auch die gerechteste Regierung versucht haben würde.

und auch die obersten Behörden sich vor ihr aufs Land geflüchtet hatten. So kam es, daß vor allen die Handwerker der königlichen Weisung Folge leisteten und wesentlich als Schützer des Landes erschienen, was natürlich ihr Selbstgefühl gegenüber den Privilegierten beträchtlich steigerte. Da sie aber von der städtischen Verwaltung ausgeschlossen waren, alle Aemter im Besitz der Ritter und Ehrenbürger sich befanden, vor allem die Justiz von den letzteren geübt wurde, was zu sehr empfindlichen Bedrückungen führte, so regte sich der Gedanke, den günstigen Moment zu einer billigeren Ordnung der öffentlichen Verhältnisse zu benützen, zu welcher der junge König wohl gern die Hand bieten werde. Nach mancherlei Zwischenfällen, welche die Autorität der Behörden untergruben, im Volke die Neigung zur Selbsthilfe verstärkten, kam es Ende September dahin, daß sich in der Hauptstadt eine allgemeine Brüderschaft der Handwerker, eine Germania bildete, wodurch die Kräfte der Bürger vereinigt werden sollten, um jene Gleichstellung mit den Privilegierten zu erlangen, nach welcher sie sich schon lange sehnten. Die vom Frühling her festgehaltene militärische Organisation gab dieser Vereinigung ein respektables Gewicht*).

Da sich nun aber die Zünfte in militärischen Aufzügen gefielen und mehr und mehr ihre Macht zur Schau stellten, glaubten die Behörden ein solches Wesen nicht dulden zu dürfen: sie verboten am 18. Oktober jene Aufzüge. Die Germania, welcher inzwischen so ziemlich alle Zünfte beigetreten waren, beschloß darauf eine Gesandtschaft an den König zu schicken, welche ihm die Beschwerden der Handwerker vortragen sollte. Karl weilte seit den ersten Tagen des Oktober in dem kleinen, wenige Meilen von Barcelona entfernten Städtchen Molins del Rey, weil jetzt die Hauptstadt Cataloniens von der Pest heimgesucht wurde, welche in Valencia aufgehört hatte. Deshalb baten die Gesandten der Germania den König, zur

*) Argensola p. 686 ff.

Abhaltung der Cortes nach Valencia zu kommen, wo er dann durch eigenen Augenschein die Ungebühr der bestehenden Verhältnisse erkennen werde; jenes Verbot aber möge er sofort beseitigen. Schon damals konnte man an den Besuch Valencia's nicht mehr denken und hatte wohl schon den Gedanken gefaßt, das, was die Verfassung vom König persönlich fordere, durch einen Stellvertreter besorgen zu lassen, durch diesen dann Huldigung und Servicio zu fordern. Daß die Cortes ein derartiges Ansinnen zurückweisen würden, konnte man wohl voraussehen; eine Schwächung des in den Cortes herrschenden Adels durch Begünstigung der Zünfte empfahl sich daher von selbst. Der den Gesandten am 25. November gegebene Bescheid*) war zwar in sehr allgemeinen Wendungen abgefaßt, schien aber doch die militärische und sonstige Organisation der Handwerker zu billigen. Die Germania fing infolgedessen an, sich über das Königreich zu verbreiten.

Der Adel, welcher inzwischen nach der Stadt zurückgekehrt war, verfolgte diese von der königlichen Gunst geförderte Bewegung mit wachsender Sorge. Da ihm nach der Verfassung das Recht zustand, bei wichtigen Angelegenheiten als Stand zusammenzutreten, that er das und richtete am 11. Dezember an den König die dringende Bitte, alsbald zür Abhaltung der Cortes nach Valencia zu kommen, wobei er die Zusicherung einfließen ließ, er werde für einen raschen Verlauf derselben sorgen. Und schon am 17. Dezember erließ er ein zweites Schreiben, welches nachdrücklich auf die bisher von keinem König verletzte Vorschrift der Verfassung hinwies, daß der König im Beginn seiner Regierung die Cortes in Valencia zu versammeln und vor ihnen die Gesetze, Privilegien und guten Gewohnheiten des Königreichs zu beschwören habe. Die Notwendigkeit, diesen Eid persönlich zu leisten, wurde stark betont

*) **Argensola** p. 844. Bei ihm findet man auch die weiterhin angeführten Aktenstücke.

und zum Schlusse bemerkt, die Gegenwart des Königs sei mehr als notwendig, weil das Reich Gefahr laufe, durch einige Neuerungen des Volks zu Grunde gerichtet zu werden.

Die Regierung scheint diese wiederholten Aufforderungen des Adels wenig oder gar nicht beachtet zu haben, während sich die Verbrüderung immer zuversichtlicher ausbreitete, ihre Organisation immer fester abschloß. Ende Dezember fand es deshalb der Adel notwendig, eine große Gesandtschaft an das Hoflager abzuordnen, welche die Räte des Königs durch persönliche Auseinandersetzungen über den gefährlichen Stand der Dinge aufklären sollte. Dieser Schritt, vermutlich von Berichten der Behörden unterstützt, welche sich mit der Germania in häufige Kollisionen verwickelt sahen, hatte den scheinbar besten Erfolg. Schon am 4. Januar erließ der König ein Schreiben an die Zünfte, welches in einem ganz anderen Tone redete, als der Bescheid vom 25. November. Es verwies ihnen in scharfen Ausdrücken ihre Eigenmächtigkeit, ihre Widersetzlichkeit gegen die königlichen Beamten und auch ihr Benehmen gegen die Ritter. „Wie wir berichtet sind," sagte der König, „ist bei euch alles im ganz entgegengesetzten Sinne geschehen, wie wir geglaubt hatten." Dann aber nahm er die Wendung: „Wenn sich das so verhält, so sind wir darüber sehr ungehalten. Weil wir aber glauben, daß das nicht durch den gleichmäßigen Willen aller Zünfte, sondern durch böswillige Personen bewirkt ist, welche euch schlechten Rat geben und ihre argen Absichten unter dem Deckmantel eurer Germania verfolgen, so haben wir für jetzt, bis wir besser erkennen, was in dieser Sache unserem Dienste frommt und eurem eigenen Wohl, folgendes bestimmt." Alle Zünfte sollen ihre Waffen, Rüstungen und Fahnen in die Zunfthäuser niederlegen und sie nicht benützen, auch keinerlei Zusammenkünfte halten ohne Genehmigung des Gouverneurs. „Und das," heißt es gegen den Schluß, „soll so lange gelten, bis wir, von allem, was vorgeht, unterrichtet, euch den Befehl übersenden, dem ihr Folge zu leisten habt."

Einstweilen also wurde die Germania suspendiert und damit den herrschenden Ständen eine wichtige Konzession gemacht, welche jedoch jeden Augenblick zurückgenommen werden konnte, wenn die Privilegierten sich weigerten, die königliche Huld ihrerseits durch Nachgiebigkeit zu verdienen. Es stand jetzt fest, daß man den Versuch machen wollte, die Huldigung der Cortes von Valencia durch einen Stellvertreter des Königs, und zwar den Kardinal Adrian, zu verlangen, welcher gegen Ende Januar in Valencia eintraf und am 30. seine Beglaubigung übergab. Aber das Spiel mit der Germania erwies sich als vollkommen wirkungslos. Die Cortes, der Adel voran, erklärten, was schon so oft gesagt war, daß das vom König gewünschte Verfahren mit der Verfassung in unlöslichem Widerspruche stehe; es sei ihnen unmöglich, etwas zu thun, wozu sie in keiner Weise berechtigt seien. „Wenn es geschehen könnte," hieß es in der Antwort des Adels, „so würden wir es sofort gethan haben, weil wir so sehr wünschen, Ew. Majestät als ihre getreuesten Unterthanen zu dienen." Der König brauche nicht zu fürchten, durch die Cortes lange aufgehalten zu werden; sie verbürgten sich für rasche Erledigung der Geschäfte. In einem späteren Schreiben gab der Adel die bestimmte Zusicherung, daß dreizehn Tage nach gesetzmäßiger Einberufung der Cortes der König ihren Eid empfangen werde. Wenn aber der König jetzt nicht, sei es auch nur für diese kurze Zeit, nach Valencia komme, so stehe der vollständige Ruin des Königreichs in sicherer Aussicht, da die Gesetze alle Kraft verloren hätten.

Es ist auffallend, daß die Regierung diese offizielle Erklärung der Stände nicht abwartete, um sich der Gegnerin derselben, der Germania, vollständig zuzuwenden. Martyr hatte Gattinara allerdings schon Mitte Dezember aus Valencia gemeldet, die Mitglieder der Cortes würden sich eher die Augen ausreißen lassen, als dem König in seiner Abwesenheit huldigen und einen Pfennig bewilligen. Die Regierung mochte schon vor der Ankunft Adrians in Valencia für höchst wahrscheinlich

halten, daß dessen Sendung ihren Zweck verfehlen werde. Immerhin überrascht es, daß sie ihre abwartende Haltung vollständig in demselben Augenblick aufgab, wo Adrian mit den Cortes in Verhandlung trat. Die Germania hatte nach Empfang des Schreibens vom 4. Januar abermals eine Deputation an Karl abgeschickt, welche am Hofe den Abend vor seinem Aufbruch aus Molins del Rey eintraf. Ihr sofort Bescheid zu geben, fand Chièvres nicht zweckmäßig. Sie mußte dem Hof bis Fraga folgen, wo Karl den 31. Januar eintraf. Hier erhielt sie aber eine Antwort, welche, wie Argensola mit Recht sagt, der Germania so günstig war, als wenn sie dieselbe diktiert hätte*). Der König wiederholte zunächst, daß Zeit und Geschäfte es ihm jetzt unmöglich machten, nach Valencia zu kommen; wie sie gesehen, habe er deshalb den Kardinal von Tortosa gesandt, um an seiner Statt die dringendsten Angelegenheiten zu ordnen; dem schreibe er jetzt, er solle die Bitten der Germania prüfen und verfügen, wie es das Wohl des Volks und des königlichen Dienstes erheische, dem sollen sie alle ihre Anliegen vortragen: „er wird die Dinge so ordnen, daß ihr Ursache haben werdet, zufrieden zu sein.“ Der Bescheid vom 4., über den sie sich beklagten, habe nicht den Zweck gehabt, sie des Gebrauchs der Waffen zu berauben, sondern denselben zu ordnen. „Und im Vertrauen auf eure guten Absichten und den Eifer, den ihr in unserem Dienste zeigt, und darauf, daß keine Unordnung vorkomme, halten wir für gut, daß ihr eure Waffen und Fahnen ohne irgend jemandes Dazwischenkunft oder Erlaubnis habt und gebraucht, wie ihr es vor dem ge-

*) Auf Grund des vorliegenden Materials kann ich den Zusammenhang nur so herstellen. Die überall hervortretende chronologische Unzuverlässigkeit und sachliche Gedankenlosigkeit Argensola's bereitet hier um so größere Schwierigkeiten, da die Briefe Martyrs kein Korrektiv bieten. Denn seine, überdies unerheblichen, Schreiben aus Valencia liegen in den Drucken so vor, daß man keinerlei Gebrauch von ihnen für genaue Zeitbestimmungen machen kann. Dr. Bernays wird das seinerzeit in seiner neuen Ausgabe des Opus epistolarum im einzelnen nachweisen.

nannten Verbot thatet, welches sein soll, als wäre es nie erlassen.“ Zum Schlusse wurden die Zünfte ermahnt, allen Weisungen des Kardinals pünktlich nachzukommen: „Denn dadurch werdet ihr uns Anlaß geben, noch mehr auf die Begünstigung eurer Interessen zu denken und sie uns ganz besonders empfohlen sein zu lassen, als von guten und sehr getreuen Unterthanen, wofür wir euch halten“*).

Wenn man dieses Schreiben vom 31. Januar mit dem vom 4. vergleicht, so fragt man sich erstaunt, wodurch denn die Germania einen so vollständigen Umschwung in der Ansicht der Regierung hervorgerufen haben mochte. Die Briefe, welche Gattinara bis dahin von Martyr erhalten haben mußte, entwarfen in der That von dem „unverschämten Volke, das keiner königlichen Behörde mehr gehorcht,“ keine schmeichelhafte Schilderung**). Hätte man nun nicht wenigstens einen Bericht Adrians über die Lage der Dinge in Valenia abwarten sollen, ehe man sich in dieser Weise für die Germania engagierte? Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß Chièvres diese wie alle Fragen der inneren Politik mit großem Leichtsinn behandelt, daß er es oft kaum der Mühe wert gefunden habe, über die voraussichtliche Wirkung einer Maßregel ernstlich nachzudenken. Hätte er das hier gethan, so würde er wohl erkannt haben, daß er mit einer so entschiedenen Parteinahme für die Germania ein gefährliches Spiel wagte. Immerhin hätte er ja vielleicht in Valencia etwas riskieren dürfen, um den Widerstand der herrschenden Klassen mit Hilfe des Volkes zu brechen, wenn nur die Lage der Dinge im übrigen Spanien danach angethan gewesen wäre, ein derartiges Wagnis zu gestatten. Während aber Chièvres durch den Bescheid vom 31. Januar das schon aufzuckende Feuer in Valencia zu hellen Flammen anblies, zitterte der ganze Boden Castiliens von der höchst be-

*) **Argensola** p. 878 f.
**) Ep. 656.

denklichen Erregung einer seit Jahren mißhandelten und systematisch aufgereizten Bevölkerung.

Die Leser erinnern sich jener achtundachtzig Bitten, welche die Cortes Castiliens ihrem jungen Könige im Februar 1518 vorgetragen hatten, deren Erfüllung sie als das Entgelt für die außerordentlich reiche Bewilligung von 600000 Dukaten betrachteten, mit welcher sie der königlichen Kasse zu Hilfe gekommen waren. Sie hatten gebeten, der Infant Ferdinand möge Castilien nicht früher verlassen, als bis Karl Kinder habe: Ferdinand hatte bereits im April die Reise nach Flandern antreten müssen. Sie hatten den König ersucht, sich so bald als möglich zu vermählen: die darauf gerichteten Anträge Portugals, deren Annahme alle Spanier auf das lebhafteste wünschten, waren zurückgewiesen worden. Sie hatten gebeten, weder Aemter noch Benefizien, noch Würden auf Fremde zu übertragen: das ganze Land war gewissermaßen in die Hand der Fremden und derjenigen Spanier gegeben worden, welche mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. Sie hatten gebeten, die Ausfuhr von Gold, Silber und Geld zu verbieten: statt dessen hatten die mächtigen Fremden das Land systematisch ausgeplündert und so große Summen nach ihrer Heimat ausgeführt, daß gewisse feine Goldmünzen zur Seltenheit geworden waren. Der König hatte die bestimmte Zusage gegeben, die Städte nicht mit neuen Steuern belasten zu wollen: er hatte die alten so erheben lassen, daß sie jedermann wie eine neue Belastung empfand. Sie hatten an die Bewilligung des Servicio die Bitte geknüpft, daß derselbe durch die Städte selbst und nicht durch königliche Steuerbeamte erhoben werde: er hatte den Servicio an Wucherer verkauft, welche natürlich die Eintreibung mit hartem Druck besorgten. Er hatte mit einem Worte kaum eine einzige Bitte erfüllt, in vielen Punkten aber Beschwerden geschaffen, welche das Land in diesem Maße kaum je erfahren hatte.

Schon im Spätsommer 1518 hatten Toledo, Sevilla und einige andere Städte Boten an den König gesandt, welche ihn

baten, er möge Castilien nicht so grausam von seinen Flamändern ausplündern lassen, nicht dulden, daß alle erledigten Aemter so gottlos verkauft würden, nicht zugeben, daß das Geld von den fremden Herren in solchen Massen ins Ausland geschickt werde, daß es in Castilien fast nicht mehr gefunden werde, und der König trotz aller Bedrückung des Landes unter Schulden seufze; er möge endlich Benefizien und Aemter nicht an Fremde geben, da die Angelegenheiten Castiliens von Castilianern besorgt werden müßten. „Aber diese Vorstellungen," sagt Martyr, „waren umsonst. Der König regiert nicht, er wird regiert. Er ist unter die Räuber gefallen"*). Die Mißregierung, unter der Castilien litt, blieb nicht nur ungebessert, in einem wesentlichen Punkte, der finanziellen Ausbeutung, wurde sie notwendigerweise immer schlimmer, da die Ausgaben des Königs ja erst seit dem Herbst 1518 ins Ungeheure wuchsen, Aragon und Catalonien zur Deckung derselben so gut wie nichts beitrugen.

Die Regierung sah sich genötigt, immer wieder und immer stärker die Mittel Castiliens in Anspruch zu nehmen. Der Druck dieser Verhältnisse wurde aber um so mehr empfunden, als sich Castilien gleichzeitig in seinem Stolze tief verletzt fühlte. Seine Cortes hatten in wenigen Wochen alle Anforderungen des Königs erfüllt. Dafür hatte er Castilien alsbald den Rücken gekehrt, ohne außer Valladolid einer einzigen der regierenden Städte die Ehre seines Besuchs zu gönnen, und lag nun neun Monate in dem trotzigen Aragon, das ihm so gut wie nichts gab, verzehrte die castilianischen Einkünfte bei diesen „Pygmäen," um sich dann ein ganzes Jahr von Catalonien festhalten zu lassen. Der castilianische Stolz sah darin die bitterste Kränkung, daß der junge fremde, von Fremden regierte König in so unerhörter Weise Castilien, das Haupt seiner Reiche, hinter jene unbedeutenden Nebenländer zurückzusetzen schien,

*) Ep. 630.

während doch selbst sein Großvater, der geborene König von Aragon, fast nur in Castilien gelebt hatte. Und nun eröffnete die Kaiserwahl gar die Aussicht, daß Castilien für immer als Nebending gelten, daß der König bald wieder Spanien verlassen werde und Castilien sich mit der Ehre begnügen müsse, die Kosten der Kaiserherrlichkeit aufzubringen, wie es die Kosten der Kaiserwahl hauptsächlich getragen hatte. Karl nannte sich jetzt: Don Carlos durch die Gnade Gottes erwählter König der Römer, künftiger Kaiser, König von Castilien, Leon u. s. w. Er verhieß zwar in einem am 5. September an die castilianischen Städte gerichteten Schreiben, die kaiserliche Würde, welche allen anderen weltlichen Würden vorgehe, weil sie die höchste und erhabenste sei, welche Gott auf Erden aufgerichtet und welche deshalb auch über der königlichen Würde stehe, solle doch darum den spanischen Reichen in keiner Weise Nachteil bringen, noch ihren Freiheiten und Exemptionen irgendwie schaden*); aber eben dieses Schreiben zeigte recht deutlich, daß der König von Castilien und Leon in dem römischen Könige und Kaiser einigermaßen untergehen werde.

Man kann es unter diesen Umständen nicht wohl auffallend finden, daß Castilien mehr und mehr von Unzufriedenheit ergriffen wurde und daß die mit der Vertretung seiner Interessen in den Cortes betrauten Städte untereinander Verhandlungen anknüpften, wie dem unleidlichen Wesen abgeholfen werden könne. Von diesen Städten entfaltete aber Toledo, die Hauptstadt Neucastiliens, die größte Rührigkeit, weil das Fremdenregiment durch das Verfahren gegen Jimenez, besonders durch die Wegnahme seiner großen Erbschaft, Toledo am tiefsten gekränkt und am empfindlichsten geschädigt hatte. Nachdem es schon verschiedene Male an einige Städte geschrieben, erließ es am 7. November 1519 an alle auf den Cortes vertretenen

*) Dieses merkwürdige Schreiben bei Amador de los Rios, Historia de Madrid 2, 361 f.

Kommunen ein Rundschreiben, worin es sie zu gemeinsamen Schritten aufforderte, da die bevorstehende Abreise des Königs das Land mit großer Gefahr bedrohe. In den Reichen der Krone Aragon habe er sich lange, in Castilien nur kurze Zeit aufgehalten und deshalb für die Ordnung der Angelegenheiten desselben wenig thun können. Wenn er jetzt das Land verlasse, müßten alle schweren Schaden fürchten. Es scheine notwendig, daß alle ihre Botschafter an den König senden und ihm hauptsächlich drei Bitten vortragen: daß er Spanien nicht verlasse, daß er keine Geldausfuhr mehr gestatte und Abhilfe in der Regierung des Landes durch Fremde schaffe*). Toledo war mit diesem Schreiben nur dem Wunsche Segovia's und Avila's entgegengekommen, welche sich besonders von der Willkür der Steuerpächter verletzt fühlten. Ehe aber die Städte sich über gemeinsame Schritte einigen konnten, hatte schon die Regierung von ihrer Absicht erfahren und ihnen erklärt, im Augenblick sei sie zu sehr mit den catalonischen Cortes beschäftigt, um mit ihren Abgesandten verhandeln zu können; in kurzem aber werde der König nach Castilien kommen, dort Cortes abhalten und auf ihnen alles in Ordnung bringen; die Städte möchten sich deshalb bis dahin gedulden. In der That verzichteten sie auf die beabsichtigte Sendung, Toledo allein ausgenommen, dessen Boten schon vorher die Reise angetreten hatten.

Sie hatten dann auch in Molins del Rey ausführliche Unterredungen mit Gattinara. Sie betonten dabei ganz besonders, der König sei nur fünf Monate in Castilien, die ganze übrige Zeit in Aragon und Catalonien gewesen; wenn er nun Spanien verlasse, ohne Castilien besucht zu haben, so würden alle untröstlich sein. Sie machten weitgehende Anerbietungen für die Gewinnung der Schweizer, wenn nur der König bei ihnen bleiben wolle. Sie schilderten den ökonomischen Notstand in den düstersten Farben: der Geldmangel sei so groß,

*) Sandoval 1, 194.

daß der Verkehr stocke. Gattinara erwiderte, daß der König jetzt nach Deutschland und Rom gehe, sei absolut notwendig; aber in kaum zwei Jahren werde er zurückkehren, dann alle Städte besuchen und ihren Beschwerden abhelfen. Ueberdies werde er vor seiner Abreise Cortes in Castilien abhalten. Mit diesem Bescheid mußten sich die Gesandten begnügen*).

In der zweiten Februarwoche des Jahres 1520 betrat endlich der König nach fast zweijähriger Abwesenheit den Boden Castiliens und hielt am 19. seinen Einzug in Burgos, die Hauptstadt Altcastiliens. Schon unterwegs, in Calahorra, hatte er am 12. Februar die Cortes auf den 20. März nach Santiago ausgeschrieben**). Die Ansprüche seiner europäischen Politik nötigten ihn zu Maßregeln, welche für seine spanische Herrschaft verderblich werden mußten. Seine Beziehungen zu England und Frankreich machten es im höchsten Grade wünschenswert, daß er möglichst bald in England erscheinen könne; durch das Land, welches überhaupt seine Abreise übel empfand, mußte er flüchtigen Fußes hindurcheilen, um nur recht rasch an die Küste zu kommen; ebendahin, in den äußersten Winkel Castiliens, mußte er gegen alles Herkommen die Cortes berufen, nicht um die Beschwerden des Landes zu heben, sondern sie in der empfindlichsten Weise zu steigern. Die Cortes hatten vor zwei Jahren den Servicio mit der Klausel bewilligt, daß innerhalb der drei Jahre, in welchen er gezahlt werden sollte, keine andere außerordentliche Steuer gefordert werde, außer im Falle äußerster Notwendigkeit. Nun lag ja allerdings für den König die zwingende Notwendigkeit vor, schon jetzt, nach zwei Jahren,

*) Sandoval 1, 146 ff. In seiner Darstellung herrscht wie gewöhnlich große Konfusion. Das Schreiben Toledo's vom 7. November rückt er in einen völlig fremden Zusammenhang, läßt seine Boten am St. Andreastage 1519 (20. November) auf dem Montserrat eintreffen, ihre Verhandlungen in Molins del Rey aber am 19. September beginnen. Der Hof traf in diesem Städtchen erst am 4. Oktober ein. Ich glaube, die zerrissenen Daten Sandovals in den richtigen Zusammenhang gebracht zu haben.

**) Lafuente, Historia de España 11, 106.

einen neuen Servicio zu fordern; er konnte ja doch in England, wenn es galt, das reiche Frankreich auszustechen, nicht mit leeren Taschen erscheinen. Aber was ging das Castilien an? Sollte das erschöpfte Land, welches längst darüber seufzte, daß die ihm abgepreßten Mittel ins Ausland gingen, jetzt abermals eine große Summe zu dem ausdrücklichen Zwecke gewähren, daß sie in der Fremde für ihm fremde Interessen verwendet werde? Der König folgte nur dem Zwange seiner Lage in allem, was er that. Er mußte schleunigst Geld haben. Hätte er die Cortes nach üblicher Weise im Herzen Castiliens versammelt, der allgemeine Unwille würde voraussichtlich zu sehr unangenehmen Dingen, zu sehr stürmischen und sehr langwierigen Verhandlungen geführt haben, als deren Resultat sich kaum die Bewilligung des unentbehrlichen Geldes hoffen ließ. Wenn man zum Ziele kommen wollte, mußte man die Cortes möglichst aus dem Zusammenhange mit den großen Städten des Landes herausreißen, sie isoliert dem Einfluß der Regierung gegenüberstellen. Man mußte endlich auf die Wahl von Procuradoren hinwirken, welche bereit wären, die Interessen des Landes den Wünschen des Hofes preiszugeben.

In Burgos, wo der Hof acht Tage unter rauschenden Festlichkeiten zubrachte, gelang das einigermaßen; in Valladolid aber, wo Karl am 1. März eintraf, lernte er die bedrohliche Stimmung des Landes kennen. Die Ausschreibung der Cortes nach Santiago mit der Bedeutung, die Städte sollten ihren Procuradoren die Weisung geben, lediglich den Befehlen des Königs zu gehorchen, das Bekanntwerden der beabsichtigten Forderung eines neuen Servicio hatte den schlimmsten Eindruck gemacht. „Wohin er komme," schrieb Martyr schon am 25. Februar aus Valladolid an Gattinara, „ertöne die Luft von Verwünschungen; jenes Ansinnen an die Städte, sage man, könne nur käuflichen Sklaven gemacht werden; viele würden es zurückweisen. Schon bisher hätten die Castilianer gemeint, es werde ihnen zuviel zugemutet; gehe man noch weiter, so

fürchte er einen Ausbruch." Den sollte der König in der That schon hier erleben. Alsbald nach seiner Ankunft ließ er die Vertreter der Stadt vor sich bescheiden und setzte ihnen die Notwendigkeit seiner Reise und der Bewilligung eines neuen Servicio auseinander; er versprach ihnen dafür alle möglichen Begünstigungen; von ihrem Vorgehen, meinte er, werde das Verhalten der übrigen Städte bestimmt werden. Die Herren erbaten sich Zeit zu reiflicher Ueberlegung. Gleich jetzt geriet die Bevölkerung in Aufregung; die Straßen und Plätze bedeckten sich mit Haufen, welche ihre Stimmung sehr deutlich kundgaben. Die Stadträte erklärten den nächsten Tag dem Könige, wenn er in Castilien bleibe, würde man ihm nicht nur den geforderten Servicio, sondern sehr viel mehr geben; wenn er aber das Land verlasse, würden sie nie darein willigen, daß er die verlangten Summen mit sich nehme. Die Regierung gab deshalb die Sache nicht auf. Tag und Nacht wurden die Regidoren der Stadt bearbeitet, aber man kam nur durch ungebührlichen Druck zum Ziel: die Unnachgiebigen drängte man zuletzt durch Beleidigungen und Drohungen aus dem Stadtrat, der dann, so gereinigt, sich fügte. Die Höflinge ließen das Wort vernehmen, Castilien müsse mit Ruten regiert werden. Nun stieg die Gährung der Masse, welche sich genötigt hielt, das Recht und Interesse der Stadt zu wahren, wenn diejenigen es preisgäben, welche dazu berufen wären, es zu vertreten. Es verbreiteten sich Gerüchte, welche noch Schlimmeres befürchten ließen, als die Regierung wirklich beabsichtigte; es hieß, der König wolle seine Mutter mit sich fortführen; man redete von den seltsamsten Steuerplänen.

Inzwischen waren aus dem ganzen Lande Granden, Prälaten, Ritter, städtische Vertreter zusammengeströmt, von denen nur wenige den Wunsch hegten, die Absicht des Königs zu fördern. Adel und Geistlichkeit meinten ja in ihrer Weise nicht weniger gekränkt zu sein als die Städte. Schon jetzt hören wir von Mönchen, welche in ihren Predigten die Massen auf-

stachelten. Und wie ein Teil des hohen Adels dachte, zeigte jener Don Pedro Giron, welcher Andalusien schon seit Jahren durch seinen Streit mit dem Herzoge von Medina Sidonia in Atem hielt und jetzt dem König vor vielen Zeugen vorwarf, er habe das ihm gegebene Wort nicht gehalten; zuletzt wagte er mit Selbsthilfe zu drohen. Kaum hatte diese peinliche Scene geendet, welche den König mit solchem Unwillen erfüllte, daß er daran dachte, Don Pedro ins Gefängnis werfen zu lassen, als eine Deputation Toledo's um Audienz bat, welche gerade zu rechter Zeit in Valladolid eingetroffen war, um das dort herrschende böse Wetter nur noch mehr zu verdüstern. In Toledo gingen die Wogen schon seit längerer Zeit hoch. Sobald man erfuhr, daß der König von Catalonien aufgebrochen sei, forderte der Stadtrat abermals die Städte zu gemeinsamen Vorstellungen auf. Als das Ausschreiben zu den Cortes eintraf, schritt man allerdings zu der hier herkömmlichen Wahl der Procuradoren durch das Los, welches je einen aus der Zahl der Regidoren und der Geschworenen zu bezeichnen hatte. Da aber die beiden Ausgelosten zu der regierungsfreundlichen Minorität gehörten, beschloß die Mehrzahl des Stadtrats dieselben durch die Weisung zu binden, sie sollten über alle Forderungen des Königs an sie berichten und weder Servicio noch sonst etwas bewilligen. Eine derartige Vollmacht weigerten sich die beiden anzunehmen. Dafür sandte nun Toledo eine Deputation an den König nach Valladolid, an deren Spitze der mit den ersten Häusern Spaniens verwandte Don Pedro Laso de la Vega stand. Sie sollte die bekannten Anliegen der Städte wiederholen, vor allem aber sich gegen die Abreise des Königs, die Bewilligung des Servicio und die Abhaltung der Cortes in Santiago oder überhaupt in Galicien erklären.

Diese Toledaner waren natürlich sofort mit den Unzufriedenen Valladolids in Verbindung getreten und hatten sich nicht bemüht, ihren Unmut zu beschwichtigen. Den Stadtrat konnten sie zwar nicht zu gemeinsamer Aktion bestimmen; aber

in den Massen tauchten jetzt verwegene Ansichten auf: man dürfe den König nicht aus der Stadt lassen, man müsse die Flamänder, besonders den überaus verhaßten Chièvres, greifen. Da nun die Deputation um Audienz bat, erwiderte Karl, er sei im Begriff abzureisen, er könne sie jetzt nicht hören. Er blieb dabei trotz der sehr eindringlichen, man dürfte wohl sagen zudringlichen Vorstellungen Laso's. Die Toledaner wurden auf die nächste Station hinter Tordesillas beschieden. Da sich nun die Kunde verbreitete, der König wolle jetzt trotz aller Bitten abreisen, geschah es, daß jemand auf den Turm von San Miguel stieg und dort die große Glocke läutete, welche die Bürger der Stadt bei Kriegsgefahr zu den Waffen rief. Alsbald strömten 5—6000 Mann zusammen, entschlossen, die Abreise zu hindern, vielleicht an die verhaßten Fremden die Hand zu legen. Aber sie wurden durch ein furchtbares Unwetter gehindert, das Thor, welches der königliche Zug passieren mußte, zeitig mit ausreichenden Kräften zu besetzen. Die Wenigen, welche es versuchten, das Thor vor der ansprengenden Kavalkade zu schließen, wurden von der Garde zur Seite gestoßen. So entrann der König wie ein Flüchtling aus der Stadt, welche er im November 1517 unter dem Jubel der Bevölkerung betreten hatte*).

Der König verweilte einen Tag bei seiner kranken Mutter in Tordesillas und setzte dann die Reise nach Galicien fort. Die Deputation Toledo's hatte sich der in Valladolid erhaltenen Weisung gemäß nach Villalpando begeben und dort auf die Ankunft des Königs gewartet. Sie war um so weniger geneigt, von ihrem Auftrage irgend etwas nachzulassen, als sich die Procuradoren Salamanca's zu ihr gesellten, um die Wünsche Toledo's zu unterstützen. Vergebens bemühten sich die spanischen Räte des Königs die unbequemen Bittsteller abzufertigen.

*) Sandoval 1, 195 ff., welcher hier zum großen Teil die Darstellung Pero Mejia's wiederholt. Petr. Martyr ep. 664 f. Briefe Corner's vom 4. und 6. März, Sanuto 28, 297.

Diese bestanden darauf, dem König selbst die Wünsche ihrer Städte vorzutragen. Karl empfing sie ungnädig und entließ sie mit dem Bescheid, seine Antwort würden sie in Benavente erhalten. Dort ließ er die Sache von seinem Justiz- und Staatsrat prüfen, welche fanden, das Benehmen Toledo's und Salamanca's verdiene Züchtigung. Darauf wurden die Herren vor Karl geladen, welcher ihnen mit finsterer Miene erklärte, er würde sie ernstlich strafen lassen, wenn er nicht an die Verdienste ihrer Vorfahren dächte. Aber auch dieser allerhöchste Unwille verfehlte sein Ziel ebenso, wie die dringenden Vorstellungen des Bischofs Mota und des Erzbischofs von Granada, Vorsitzenden des königlichen Rats, welche namentlich in die Toledaner drangen, Toledo möge sich seines alten Ruhmes erinnern, allen Städten in Treue voranzugehen und ohne Zeitverlust seine Procuradoren nach Santiago schicken, wo die Cortes unfehlbar abgehalten werden würden. Pedro Laso blieb mit den Seinen unerschütterlich, folgte dem Hofe nach Santiago und versuchte die dort versammelten Procuradoren für die Anschauungen Toledo's zu gewinnen.

Am 31. März eröffnete der König die Cortes. Die Auseinandersetzungen der vom Bischof Mota verlesenen Proposition bekräftigte Karl selbst, indem er beteuerte, seine alsbaldige Abreise sei für seine Ehre und das Beste seines Reiches durchaus notwendig, zugleich aber auf sein königliches Wort versichernd, er werde spätestens in drei Jahren, womöglich früher zurückkehren. Er schwor, in dieser Zeit keine Aemter und Würden an Fremde verleihen zu wollen. Die Notwendigkeit des neuen Servicio hatte Mota mit Ausgaben zu rechtfertigen gesucht, welche lediglich im Interesse Castiliens gemacht worden*).

*) Die Angabe Sepulveda's 1, 58, der neue Servicio sei erst für die Zeit gefordert worden, wo der 1518 bewilligte abgelaufen, und lediglich deshalb, damit Karl nicht im Frühling 1521 nach Castilien zurückzukehren brauche, ausschließlich zu dem Zwecke, von den Cortes den neuen Servicio zu erlangen — diese Angabe steht ganz allein. Sepulveda zeigt sich über-

Natürlich lag der Regierung nur an dieser Bewilligung, welche sie vor allen anderen Gegenständen beschlossen zu sehen wünschte. Als aber am nächsten Tage die Verhandlungen begannen, stellte Leon in seinem und im Namen anderer Städte den Antrag, daß zunächst die Bitten und Beschwerden des Reiches erörtert würden, und die Majorität der Versammlung erklärte sich für diesen Antrag. Gattinara, welchem das Präsidium vom Könige übertragen war, suspendierte die Sitzung; als er sie am Abend wieder eröffnete, teilte er die Bitte des Königs mit, zuerst den Servicio zu bewilligen; er verspreche auf sein Wort, daß er dann die Bitten und Beschwerden der Cortes hören werde, ehe er das Reich verlasse. Allerdings traten jetzt schon die Procuradoren von Cuenca und Segovia auf die Regierungsseite über, für welche sich Burgos von vornherein erklärt hatte, aber die Mehrheit blieb immer noch der Opposition.

Sie wurde nicht wenig durch das gestärkt, was außerhalb der Cortes vorging. Die Toledaner arbeiteten rastlos; sie behaupteten, Cortes, in denen Toledo nicht vertreten sei, könnten nicht daran denken, für Castilien bindende Beschlüsse zu fassen, und die Regierung gab ihnen gewissermaßen recht, indem sie alles aufbot, die Procuradoren Toledo's herbeizuschaffen; sie zitierte Juan de Padilla und die anderen Häupter der dortigen Opposition an den Hof und besetzte ihre Stellen im Stadtrat mit gefügigen Personen, sie rief endlich den nach ihrer Meinung zu lässigen Corregidor der Stadt ab und schickte einen Mann, von dem sie kräftigeres Durchgreifen erwartete. Zugleich gab sie Laso und seinen Begleitern Befehl, Santiago

haupt in dieser Zeit, wo seine Darstellung erst eine gewisse Fülle anzunehmen beginnt, nicht besonders unterrichtet. Sandoval bietet manche sonst verloren gegangene Notiz, ist aber nicht von erheblichen Fehlern frei, wenn wir wenigstens Lafuente glauben dürfen, daß er seine Erzählung genau nach den Protokollen der Cortes gearbeitet habe. Es wäre sehr wünschenswert, daß in Spanien die Akten dieser wie der früheren Cortes von Valladolid publiziert würden.

zu verlassen. Aber ehe diese Maßregel nur zu wirken beginnen konnte, traten ihr andere Schwierigkeiten entgegen. Sie hatte die Cortes nach Galicien verlegt, damit der im Centrum Castiliens herrschende Unwille ihr die Arbeit nicht erschwere. Da nun aber Galicien die Cortes in seiner Mitte tagen sah, fanden einige Große des Landes, der Erzbischof von Santiago, die Grafen von Benavente und Villalva, es sei doch sehr ungehörig, daß Galicien, welches früher auf den Cortes mehrere Stimmen gehabt, jetzt in denselben durch das kleine, gar nicht zu Galicien gehörige Zamora vertreten werden solle. Sie forderten die früheren Stimmen zurück und versuchten, diesen an sich sehr natürlichen Wunsch, wie es scheint, in etwas stürmischer Weise zur Geltung zu bringen. Es entstanden daraus sehr heftige Streitigkeiten, infolge deren der Graf von Villalva wie die Toledaner aus Santiago ausgewiesen wurden. Der Graf von Benavente verließ erzürnt den Hof, an dem verschiedene Granden laut ihre Stimme gegen Chièvres erhoben, und der Erzbischof begann heimlich zu rüsten.

Die Lage der Regierung wurde durch alle diese Dinge so schwierig, daß auch die Anwendung der stärksten Mittel die oppositionelle Mehrheit in den Cortes so bald nicht zu brechen vermochte. Am 4. April fand man es gut, die Sitzung auf einige Zeit zu unterbrechen, um für die Bearbeitung der weniger festen Procuradoren mehr Muße zu gewinnen. Aber weder Auszeichnungen, noch Geschenke, noch Vergünstigungen für die betreffenden Städte waren imstande, das gewünschte Resultat herbeizuführen. Die Regierung mußte sich zu dem Versprechen bequemen, die Geldausfuhr zu verbieten*), von neuem das

---

*) So erzählt wenigstens Lafuente p. 111. Ein Erlaß des Königs vom 7. Mai (Docum. inéd. 2, 312) enthält aber nur das Versprechen, während seiner Abwesenheit keine Aemter an Fremde zu geben. Die im September ausgefertigte Instruktion (Maldonado p. 305) spricht zwar von „vielen und sehr wohlthätigen" Gewährungen, welche der König in Coruña gemacht, aber wir erfahren nicht, worin sie bestanden.

königliche Wort dafür verpfänden, daß keine Aemter an Fremde gegeben werden sollten, und für die Zeit der Abwesenheit des Königs die Ernennung eines Regenten in Aussicht stellen, welcher des königlichen Vertrauens durchaus würdig sei. Als nun die Cortes am 20. April wieder zusammenberufen wurden, da erklärten sich neun gegen acht Städte für Bewilligung des Servicio. Aber nicht allein Toledo, sondern auch Salamanca waren dabei nicht vertreten*).

Der Aufenthalt in Santiago war vom ersten Moment an ein sehr unbehaglicher gewesen. Schon Ende März herrschte, wie Corner klagt, die empfindlichste Teuerung. Karl hatte anfangs gehofft, schon Mitte April absegeln zu können. Man wollte wenigstens, da in Coruña die Schiffe bereit lagen, zur Stelle sein, um sofort nach Erledigung der dringendsten Geschäfte in See stechen zu können. Deshalb wurde frühzeitig die Verlegung der Residenz von Santiago nach Coruña ins Auge gefaßt, und Karl seinerseits begab sich dahin bereits am 12. April. Die Spanier deuteten diese sehr natürliche Maßregel so, die Flamänder, besonders Chièvres, hätten sich und ihre Schätze in Sicherheit bringen wollen. Bei dieser Gelegenheit geriet die Regierung in Konflikt mit dem diplomatischen Corps. Sie hatte die verschiedensten Gründe, zu wünschen, daß einige Gesandte, namentlich der französische, ihr jetzt nicht zu nahe wären; es konnte ihr weder angenehm sein, daß dieser

*) Wenigstens nennt Lafuente in seiner, wie er versichert, aktenmäßigen Darstellung Salamanca bei keiner Abstimmung, während merkwürdigerweise Sandoval wie Sepulveda Salamanca die Führung der Opposition überträgt. Die Lösung dieses Widerspruchs sehe ich darin, daß die Vertreter Salamanca's, ihrer bisherigen Haltung getreu, von vornherein so energisch gegen das Vorgehen der Regierung protestierten, daß diese es gut fand, sie von der Teilnahme an den Cortes auszuschließen. Martyr schreibt schon am 5. April aus Santiago: Salamantinae procuratores e curiis explosi fuerunt, quia .... nullo pacto tale donativum debere aut posse peti argumentati sunt. Ebenso erzählt Mejia (Bibl. de autores esp. 21, 372a), daß die Vertreter Salamanca's gleich in der ersten Sitzung ausgeschlossen wurden.

Herr ihren gerade jetzt so lebhaften Verkehr mit England beobachtete, noch daß er mit den Cortes und den unzufriedenen Großen in zu naher Berührung stehe, noch daß er von all den unerfreulichen Nachrichten erfahre, welche jetzt nur zu häufig aus dem Innern bei Hofe zusammenströmten. Man hatte deshalb die Gesandten unter irgend einem plausiblen Vorwande gebeten, bis zur Abfahrt des Königs in Santiago zu bleiben. Der Vertreter Frankreichs reklamierte aber dagegen so energisch, daß Chièvres nachgeben mußte.

Am 25. April wurden die Verhandlungen mit den Cortes in Coruña wieder aufgenommen. Es handelte sich noch um die förmliche Bewilligung des Servicio und die Ernennung des Regenten. In Santiago hatte es bei der Abreise des Königs geheißen, er wolle für die Zeit seiner Abwesenheit die Regierung dem Kardinal Adrian und zwei vornehmen Spaniern übertragen. Wenn aber dies jemals die Absicht gewesen war, so hatte man sie jetzt aufgegeben. Den Cortes wurde eröffnet, Adrian solle zum Regenten ernannt werden. Dieser würdige Prälat nahm allerdings in der spanischen Kirche eine hohe Stellung ein. Im Sommer 1516 zum Bischof von Tortosa befördert, dann im November desselben Jahres zum Generalinquisitor von Aragon ernannt, hatte er im März 1518 auch das von Jimenez bis zu seinem Tode verwaltete Amt eines Generalinquisitors von Castilien übernommen*). Er hatte sich überdies an dem widrigen Wesen seiner Landsleute niemals beteiligt, sondern Karl mehr als einmal ermahnt, demselben Einhalt zu thun. Seine makellose Rechtschaffenheit hatte ihm die Achtung der Spanier erworben. Aber aus dem allen folgte doch noch keineswegs, daß sie es angemessen fanden, daß der König in so schwierigen Zeiten diesem Fremden die Regierung übertragen wollte. Die Opposition in den Cortes erklärte,

*) **Garhard**, Correspondance de Charles-Quint et d'Adrian VI. p. 233 ff.

nach Gesetz und Herkommen könne nur ein Castilianer mit der Vertretung des Königs betraut werden. Mehr aber bedeutete, da die Mehrheit in den Cortes einmal für die Regierung gewonnen war, daß sich die Großen des Reichs durch die Wahl Adrians tief verletzt fühlten und ihre Neigung, mit den unzufriedenen Städten gemeinsame Sache zu machen, nicht wenig verstärkt wurde.

So häufte sich Sorge auf Sorge, als fast gleichzeitig von Toledo und Valencia die bedenklichsten Nachrichten eintrafen. „Durch Kuriere erfahren wir," schreibt Martyr am 28. April, „daß Toledo auf Abfall sinne," und denselben Tag*) meldet Corner, Toledo sei aufgestanden, die Beamten des Königs um ein Haar erschlagen; die Aufrührerischen setzten sich mit anderen Städten in Verbindung, um die Regierung der Königin-Mutter auszurufen; unter diesen Umständen werde die Abreise des Königs wohl nicht so bald erfolgen.

Als man in Toledo erfuhr, daß Laso und seine Genossen vom Hofe verwiesen seien und dieser darauf bestehe, daß Juan de Padilla und die übrigen oppositionellen Regidoren sich zur Verantwortung stellten, wurde die Bewegung reif, von Worten zur That überzugehen. Padilla, ein unreifer und unklarer Enthusiast, von seiner kühnen und hochstrebenden Frau in eine Bahn gedrängt, für welche seine Kräfte nicht ausreichten, wünschte anfangs nur der Unannehmlichkeit zu entgehen, sich vor dem Könige rechtfertigen zu müssen, ohne sich doch dem Rufe desselben offen zu widersetzen. Er richtete es deshalb so ein, daß, als er zum Schein die Reise an den Hof antrat, ein Volkshaufe ihn umringte und wie einen Gefangenen in eine Kapelle der Kathedrale sperrte. Aber gleich bei diesem ersten Akt der Selbsthilfe brach die lange geschürte Glut der Volksleidenschaft so gewaltig hervor, daß die königlichen Autori-

*) Die Angabe Sandovals 1, 215, der Aufstand Toledo's sei erst am 8. Mai in Coruña bekannt geworden, ist danach falsch.

täten widerstandslos zusammenknickten. Der neue Corregidor floh, nachdem er sich eine Weile verborgen gehalten, aus der Stadt. Von den Mönchen aufgehetzt, machte sich die Volksmasse daran, die befestigten Thore auf den Brücken und dann den Alcazar zu stürmen. Die, welche jene besetzt hielten, versuchten eine schwache Verteidigung; da sie sofort an der erdrückenden Masse der Angreifer scheiterten, wagte der Kommandant des Alcazar keinen Kampf, sondern übergab das feste Schloß, welches das felsige Toledo überragt. Am 21. April räumten die adeligen Anhänger der königlichen Sache die Stadt. Die Gemeinheit (Comunidad) nahm das Regiment in die Hand. Sie behauptete, im Namen des Königs und der Königin zu handeln *).

Nichts war natürlicher als die Vermutung, unter diesen Umständen werde die Abreise des Königs wohl nicht so bald erfolgen, zumal die Entwicklung der Dinge in Valencia ebenfalls ernstlich zu denken gab. Denn der Erlaß von Fraga hatte die bis dahin doch vornehmlich auf die Hauptstadt beschränkt gebliebene Germania rasch über das ganze Königreich ausgebreitet und zwar so, daß nicht nur die Zünfte in den Städten sich ihr anschlossen, sondern auch die ländliche Bevölkerung in Bewegung kam. Damit wurde die materielle Grundlage der Adelsmacht erschüttert. Nachdem die Privilegierten so lange dem Druck, welchen die Regierung durch Begünstigung der Volkswünsche auf sie geübt, widerstanden hatten, sahen sie sich jetzt der Nachgiebigkeit zugedrängt. Doch versuchten sie immer noch, ihre Stellung zu behaupten. Gesandtschaften auf Gesandtschaften gingen vom Adel, zuletzt auch vom Klerus an das königliche Hoflager mit immer dringenderen Vorstellungen über die bedrohliche Lage des Reiches. Der König, schrieb man einmal, sei in seinem Gewissen verpflichtet, der Not abzuhelfen, welche durch den vollkommen gesetzwidrigen

*) Mejia l. c. p. 372 b f.

Erlaß von Fraga auf den höchsten Punkt gesteigert worden; er müsse dieses Schreiben zurücknehmen, die Germania, die Quelle aller Verwirrung, aufheben. Aber diese Vorstellungen blieben ebenso fruchtlos wie die früheren. Anfang Mai machte die Regiernng der Brüderschaft sogar die wichtige Konzession, daß an dem bisher von Adel und Ehrenbürgern allein besetzten Stadtregiment die Zünfte den gleichen Anteil haben sollten, wie jene beiden Stände. Der Bund des Königtums mit dem Volke von Valencia schien dadurch besiegelt. Um dieses Schlimmste fernzuhalten, gaben Adel und Klerus endlich ihren bisherigen Rechtsstandpunkt auf: sie räumten Karl, den sie bis eben sich geweigert hatten, als ihren König anzuerkennen, so lange er nicht in der Seo von Valencia die Gesetze des Reichs beschworen, sie räumten ihm das Recht ein, Valencia einen Vizekönig zu geben, einen Vizekönig natürlich, der entgegen dem, was die Regierung seit einem halben Jahre gethan hatte, die Germania im Interesse der Privilegierten niederhalte. Nun vollzog die Regierung den denkbar grellsten Wechsel ihrer Politik: am 10. Mai nahm der König zurück, was er den Zünften vor wenigen Tagen in Bezug auf ihre Vertretung im Stadtregiment bewilligt hatte*). Die Opposition der Cortes von Valencia war allerdings mit dieser Taktik zur Seite geschoben, dafür aber die Gefahr eingetauscht, daß die Masse der Bevölkerung, welche das Königtum systematisch aufgeregt, militärisch und politisch organisiert hatte, von dieser Macht Gebrauch machen werde, um zu verteidigen, was sie für ihr gutes Recht halten durfte. In denselben Wochen, wo Castilien die Beute der Revolution wurde, sollten in Valencia die Flammen eines zerstörenden Bürgerkriegs auflodern.

Karls Hofhistoriograph Mejia erzählt, nachdem man von dem Aufstande Toledo's erfahren, sei in Erwägung gezogen worden, ob nicht der König in eigener Person dahin eilen und die

*) Argensola p. 945 ff. Ebert S. 142 ff.

Empörer zur Rechenschaft ziehen solle; Chièvres aber, der für seine eigene Person und für seine Schätze gefürchtet, habe den zu solchem Eingreifen geneigten jungen Herrscher umzustimmen gewußt. In der That war bei dem Stande der Verhandlungen mit England kaum daran zu denken, daß der König jetzt in das Herz Spaniens zurückkehre und sich in die Wirren Castiliens verstricke, deren Ordnung auf große Schwierigkeiten stoßen konnte. Denn am 11. April hatten seine Bevollmächtigten einen Vertrag mit England unterzeichnet, in welchem er zusagte, am 15. Mai zu einer Besprechung mit König Heinrich in Sandwich zu sein. Für die europäischen Interessen des Königs lag in dieser Abkunft ein wichtiger Erfolg, den er nicht durch ein gewagtes Unternehmen in Spanien gefährden durfte, wenn es auch für den König von Spanien an Widersinn streifte, daß er dieses mächtige Reich in dem Augenblicke verlassen sollte, wo sich in demselben unberechenbare Kräfte erhoben, seine Herrschaft zu bedrohen. So blieben denn alle Gedanken darauf gerichtet, sobald als möglich in See zu gehen. Nicht die Sorge um Castilien und Valencia, sondern allein die ungünstige Witterung hielt den König peinliche Wochen in Coruña fest, wie er Wolsey schon am 28. April schrieb, er sei jetzt bereit, die Reise anzutreten und warte nur auf günstigen Wind. Dasselbe schrieb er den nächsten Tag an König Heinrich; die spanischen Angelegenheiten, behauptete er, habe er in gute Ordnung gebracht und hoffe noch vor dem 15. Mai in Sandwich zu sein, wenn ihn das Wetter nicht aufhalte. Aber seit Mitte April blies ein starker Nord, welcher nicht nur das Auslaufen des königlichen Geschwaders, sondern überhaupt jeden Verkehr mit England zur See hinderte. Da so der Tag herannahte, an welchem Karl in England hatte sein wollen, begann man den Himmel mit täglichen Prozessionen zu bestürmen. Die Ungeduld des Hofes erreichte den höchsten Punkt. Gar als am Abend des 14. Mai ein Komet erschien, von dem, wie Martyr schildert, in der Richtung des seinem Schicksale über=

lassenen Castilien ein schwarzer Dunst ausging, welcher allmählich den Leib des Gestirns verschlang. Endlich in der Nacht auf den 20. Mai schlug der Wind um. Alles eilte auf die Schiffe. Schon am Morgen fuhren sie aus der prachtvollen Bucht, ein herrlich trauriger Anblick für die Tausende, welche sich auf die Höhen ringsum gestellt hatten. „Tief betrübt," schreibt Martyr, „sah ich die Mienen aller Castilianer, welche das unglückliche Spanien zur Provinz herabsinken sahen, die vom eisigen Ocean her regiert werden soll*)."

Das war in der That das vorherrschende Gefühl. Mehr noch als die finanzielle Bedrückung und die Bevorzugung der Fremden kränkte den castilianischen Stolz die Wahrnehmung, daß dem Könige Castilien nicht der Mittelpunkt all seiner Interessen und Sorgen sei. Wie vor der Ankunft des Königs in allen Bitten und Vorstellungen der Gedanke wiedergekehrt war, Castilien könne ohne König nicht leben, so hatten auch in den letzten Monaten die stürmischen Forderungen Toledo's und anderer Städte vor allem das begehrt, der König möge im Lande bleiben. Alle empfanden die Abreise desselben als eine Kränkung und als ein Unglück. Castilien konnte wirklich nicht ohne König leben. Die Heftigkeit der Gegensätze unter den großen Adelsfamilien, unter den großen Städten, unter Granden und Städten, unter den verschiedenen Parteien und Schichten und Familien derselben Stadt drohte mit den schlimmsten Wirren, wenn nicht die Autorität des gegenwärtigen Monarchen alle diese spröden und leidenschaftlichen Kräfte zusammenband. Hatte selbst die mächtige Persönlichkeit des Kardinals Jimenez unter sehr viel weniger schwierigen Umständen nur mit äußerster Anstrengung eine leidliche Ordnung behaupten können, wie sollte jetzt der vortreffliche, aber weder durch Geschick noch durch Energie ausgezeichnete Adrian das von wilder Gährung erfüllte Land zu regieren imstande sein, nachdem der

*) Corner 12. und 18. Mai. Petr. Martyr Epp. 669 f.

König unzählige Interessen und Empfindungen verletzt, alle Schichten der Bevölkerung in demselben Gefühl des Unmuts vereinigt hatte? Man muß wirklich über die Sorglosigkeit, um nicht zu sagen Gedankenlosigkeit, staunen, mit der die Räte des Königs dem frommen Prälaten diese Last aufbürdeten, ohne ihm irgend welche zuverlässige Stützen im Lande beizugeben. Hatte man schließlich in Valencia mit Adel und Klerus gegen die doch dem König völlig ergebenen Zünfte Bund gemacht, wie konnte man sich über die Notwendigkeit täuschen, gegen die teilweise in offene Revolution getretenen Städte Castiliens die Granden zu gewinnen, sie vielmehr durch die Kränkung, welche für sie in der Wahl Adrians lag, auf die Seite der Empörer treiben? Und wenn man dann doch einmal aus uns unbekannten Gründen Adrian allein mit der Regierung betrauen zu müssen glaubte, so mußte man ihm doch wenigstens die weitesten Vollmachten und die reichlichsten Mittel lassen, um seine Autorität zur Geltung bringen zu können. Statt dessen wurden seine Befugnisse ängstlich beschränkt und einer dunklen Zukunft überlassen, ob er irgend welche militärische und finanzielle Kräfte in dem in oder doch vor offener Empörung stehenden Lande finden werde.

Das Ausschreiben freilich vom 17. Mai*), in welchem der König dem Reiche die Wahl Adrians ankündigte, führte eine so zuversichtliche Sprache, als könnte die Regierung desselben in Castilien auf gar keine Schwierigkeiten stoßen. „Kraft unserer absoluten königlichen Gewalt," hieß es darin, „die wir hierin ausüben wollen und üben als König und Herr, der im Zeitlichen niemand über sich anerkennt, bezeichnen und ernennen wir den Kardinal von Tortosa zum Administrator und Gouverneur unserer Reiche Castilien, Leon u. s. w." Und dann:

*) Abgedruckt Gachard l. c. p. 237 ff. Wenn es in diesem Aktenstücke heißt, der König übertrage seine volle Gewalt auf Adrian, derselbe solle ganz an seine Stelle treten, so werden wir bald sehen, daß sich die Sache in Wahrheit ganz anders verhielt.

„Wir wollen, daß der genannte hochwürdige Kardinal die Regierung führe, ungeachtet sie teilweise oder ganz gegen irgend welche Gesetze und Rechte und Gebräuche verstoße und bei ihrer Aufrichtung die erforderlichen Feierlichkeiten nicht stattgefunden haben: das alles schaffen wir durch gegenwärtiges ab und dispensieren davon." Konnte man unverständiger zu einem Lande reden, das so schon auf dem Punkte stand, die Verletzung seiner Gesetze, Rechte und Interessen mit der Revolution zu beantworten? Nur die Einleitung traf einigermaßen den richtigen Ton, indem Karl von seiner großen Liebe zu diesen Reichen sprach, die er wegen ihrer Größe, ihres Adels und ihrer Loyalität für das Bollwerk und die Citadelle aller seiner anderen Reiche halte, von denen er sich deshalb nur mit großer Trauer und Betrübnis trenne, weil das Wohl der Christenheit und das Beste aller seiner Lande gebieterisch verlange, daß er von der ihm übertragenen kaiserlichen Gewalt Besitz ergreife. Leider waren die Spanier nicht in der Laune, auf solche Beteuerungen großen Wert zu legen, denen, wie sie meinten, die Thaten nicht entsprachen.

Adrian hatte auf der Rückreise von Coruña noch nicht einmal Valladolid erreicht, als schon die Nachricht kam, daß an verschiedenen Orten die Volkswut losgebrochen sei. In Segovia, wo sich die Unzufriedenheit mit dem Fremdenregiment frühzeitig geregt, scheinen die Nachrichten aus Coruña, vielleicht noch mehr höchst seltsame Gerüchte über die schrecklichen von der Regierung beabsichtigten Neuerungen im Steuerwesen die Volksleidenschaft auf den Siedepunkt erhitzt zu haben; denn am 29. Mai reichte ein sehr geringfügiger Umstand hin, die Wut der Massen zur Explosion zu bringen, welche zwei Gerichtsdiener mit der ganzen, dem spanischen Pöbel in solchen Momenten eigenen Barbarei zum Galgen schleppten. Den folgenden Tag beging einer der Procuradoren, welcher in Coruña gegen den Willen der Stadt den Servicio bewilligt hatte, die Unvorsichtigkeit, sich in prahlerischem Aufzuge sehen zu lassen;

er wollte vor dem Stadtrat sein Benehmen rechtfertigen; aber der Pöbel erstürmte die Kirche, in welcher die Sitzung gehalten wurde, packte den Unglücklichen, schleifte ihn ohne Erbarmen zum Galgen und hing ihn zu den beiden Opfern des vorigen Tages. Darauf beseitigte das Volk die aristokratischen Regidoren und nahm die Regierung der Stadt in die eigene Hand. In denselben Tagen erhob sich die Bevölkerung von Zamora, um Hand an die Procuradoren zu legen, welche trotz dem entgegengesetzten Auftrage der Stadt in den Servicio gewilligt hatten; sie retteten sich aber durch die Flucht, und der Graf von Alba de Liste stellte für eine Weile die Ruhe her. In den ersten Tagen des Juni standen Guadalajara, Siguenza und Madrid auf; die königlichen Behörden wurden beseitigt und die städtische Verfassung in der Weise umgestaltet, daß die Gemeinheit der bisher vom Regiment ganz oder größtenteils ausgeschlossenen Bürger, die Comunidad, zur Teilnahme an demselben oder auch zu seinem ausschließlichen Besitz gelangte. Die Bewohner von Madrid unternahmen dann den Sturm auf den Alcazar, welcher hartnäckig verteidigt wurde; eine längere Belagerung, in deren Wechselfälle die benachbarten Herren und Gemeinden hineingezogen wurden, erhitzte die Leidenschaften noch mehr. Am 10. Juni begann der Volkssturm in Burgos. Einige Waffenschmiede und ein Hutmacher standen an der Spitze der tobenden Massen, welche mehr ihren Unmut an dieser oder jener mißliebigen Persönlichkeit auslassen, einem rohen Zerstörungstriebe fröhnen, als auf ein politisches Ziel hinarbeiten zu wollen schienen. Aber auch hier wurde dann, nachdem die Häuser der Procuradoren zerstört, ein verhaßter Franzose ermordet war, der Alcazar erstürmt und die bisherigen Behörden beseitigt.*)

Wie weit hinter diesen mehr oder weniger tumultuarischen

*) Sandoval 1, 220 ff. Martyr, Epp. 671 ff. Maldonado, Movimiento de España p. 89 ff. Ferrer del Rio, Comunidades de Castilla p. 52 ff.

Ausbrüchen der Volksleidenschaft Leiter steckten, welche größere Pläne verfolgten, ob sie etwas andres waren, als ganz spontane Produkte der Gährung, welche in diesen Städten seit Jahr und Tag zuerst von den regierenden Klassen genährt worden, dann aber von den oberen Schichten in die Volksmasse heruntergestiegen war und hier die anarchischen Triebe geweckt hatte, wird wohl niemand sagen können. Denn unsere Nachrichten über diesen Beginn der Revolution sind zwar ausgedehnt, aber innerlich vielfach arm und namentlich insofern ungenügend, als in ihnen fast nur die Gegner der Bewegung zu Worte kommen. Wenn Adrian seinem König am 30. Juni schreibt: „Wir haben viele Gründe, zu argwöhnen, daß diese Rebellion von den Granden kommt," so wird man das kaum so verstehen dürfen, daß die Granden die geheimen Anstifter der eben erzählten Begebenheiten gewesen seien, in denen doch neben der ihnen erwünschten Opposition gegen die Regierung von vornherein Tendenzen zu Tage traten, welche ihnen unmöglich zusagen konnten. Aber Granden wie Ritter und Prälaten hatten allerdings in ihrer tiefen Unzufriedenheit den Grund geschaffen, aus welchem diese Begebenheiten erwuchsen. Und als die Anarchie hereinbrach, thaten sie mit wenigen Ausnahmen nichts, um sie zu hemmen. Diese Passivität der aristokratischen Elemente allein genügte, um die Bewegung so große Kraft gewinnen zu lassen, daß die Regierung gleich im ersten Beginn so gut wie gelähmt dastand. Allerdings beschloß Adrian Anfang Juni, über die Aufrührer von Segovia eine exemplarische Züchtigung zu verhängen, aber die Mittel zur Ausführung dieses Beschlusses konnten nur sehr langsam und ungenügend herbeigeschafft werden. Denn überall wurden von den Städten die Steuern zurückgehalten; den in Coruña bewilligten Servicio weigerten sich auch diejenigen zu bezahlen, welche zunächst an dem offenen Aufstande nicht teilnahmen. Von allen Seiten drängten auf die unglückliche Regierung nur Klagen und Forderungen ein; niemand bot ihr Hilfe. So geschah es, daß erst

Anfang Juli einige tausend Mann zusammengebracht werden konnten, welche das meuterische Segovia züchtigen sollten. Unglücklicherweise betraute aber die Regierung mit der Leitung dieser Expedition einen allgemein wegen seiner Gewaltthätigkeiten verhaßten Mann, den Alcalden Ronquillo, welcher sich besonders in Segovia früher einen üblen Namen gemacht hatte. War nun der bessere Teil der Bürgerschaft mit den Excessen vom 29. und 30. Mai gar nicht einverstanden gewesen, hatte dieselben vielmehr in einer an Adrian gerichteten Vorstellung offen verurteilt, so wollte doch niemand, daß die Stadt in die Hand dieses Ronquillo falle. Alle Elemente der Bevölkerung traten zu einmütiger Abwehr zusammen. Da nun aber Ronquillo, nachdem er seinen Haufen sehr langsam in Bewegung gesetzt*), gegen die Mauern der Stadt nichts wagen konnte, sondern sich mit einer Absperrung derselben begnügen mußte, die doch niemals ihren Zweck ganz erreichen konnte, so verging Woche auf Woche, ohne etwas andres, als unbedeutende Scharmützel zu bringen und nutzlose Verwüstungen.

Inzwischen war eine Stadt nach der anderen der Bewegung zugetreten. Da die Regierung nicht einmal gegen das kleine Segovia etwas ausrichten konnte, hatte sie bei den größeren Communen nichts aufzubieten als Ermahnungen und Verhandlungen. Diese Ohnmacht forderte von selbst dazu auf, daß die Comuneros ihren Unternehmungen eine einheitliche Organisation zu geben versuchten. Toledo war es wieder, das sich in dieser Richtung hauptsächlich bemühte. Schon unmittelbar nach der Beendigung der Cortes von Coruña hatte es alle Städte aufgefordert, ihre Procuradoren an einem geeigneten Orte mit genügender Vollmacht zusammentreten zu lassen, damit sie während der Abwesenheit Sr. Majestät besorgten, was sein Dienst und das allgemeine Wohl erfordere. Nach einer Weile

*) Noch am 9. Juli wußte Burgos nichts von einer Bedrohung Segovia's. Docum. inéd. 2, 323.

ging auch Burgos auf diesen Gedanken ein und mahnte die Städte, ihre Abgeordneten nach Segovia zu senden. Da dann Ronquillo diese Stadt bedrohte, schlug Toledo statt dessen Avila, die südlichste Stadt Altcastiliens, vor und wirklich traten hier am 29. Juli die Abgeordneten einer Anzahl Städte zusammen, welche sich die heilige Junta nannten und den Geschicken Castiliens eine bessere Wendung zu geben verhießen.*)

Adrian mußte bald die Ueberzeugung gewinnen, daß er gegen diesen Sturm nichts vermöge. Schon in einem um den 22. Juni geschriebenen Briefe bekannte er Karl, er stehe mit seiner Regierung vollkommen hilflos da; es gebe nur eine Rettung: daß der König auf den in Coruña bewilligten Servicio verzichte und die früher übliche Art der Steuererhebung herstelle. Wenn er nicht sofort, nachdem er in Aachen die Krone empfangen, zurückkehre, sei das Land verloren. Immer dringender kommt er in den folgenden Briefen auf jene Forderung zurück und immer bitterer äußert er sich über die Willkür der früheren Verwaltung; der König, schreibt er, habe weder dem Lande, noch den Einzelnen Wort gehalten. Von den Verheißungen, welche er den Cortes in Valladolid gegeben in betreff der Steuererhebung, sei nichts erfüllt worden. Don Pedro Giron habe er Gerechtigkeit versprochen, aber nicht gewährt. Das Land sei in unerhörter Weise ausgeplündert worden, mit der Verleihung der Aemter der größte Mißbrauch getrieben. Nun sei es arm und wehrlos. Gegen die Raubanfälle der Mauren an der Südküste vermöge die Regierung keinen Schutz zu schaffen; die wenigen Soldaten, die sie habe, könne sie nicht bezahlen. Alles sei einmütig in der Entrüstung über die Art, wie das Land in den letzten Jahren verwaltet worden. Nur die rascheste Abhilfe könne das Schlimmste verhindern, der König dürfe keinen Augenblick verlieren. Aber diese beweglichen Klagen

*) Die in den Docum. inéd. 2, 318 ff. mitgeteilten Bruchstücke aus der Korrespondenz zwischen Toledo, Burgos und Murcia erlauben nur eben diese wenigen Daten festzustellen.

des treuen Dieners verhallten wirkungslos an dem fernen Hofe. Woche auf Woche, Monat auf Monat vergingen, ohne die ersehnte Hilfe zu bringen. Kamen dann und wann Antworten, so enthielten sie nichs als Versicherungen, denen niemand Glauben schenkte, oder geringfügige Konzessionen, von denen nur die völlige Unkenntnis der Lage eine Wirkung erwarten konnte.*) Und da Adrian fort und fort ohne die nötige Vollmacht blieb, selbst das zu thun, was er für unerläßlich erkannte, so konnte die Bewegung ungehindert immer weiter fressen. Nicht nur das eigentliche Castilien, sondern sogar Murcia und Andalusien wurden von ihr, wenn auch nur vorübergehend, ergriffen. Valencia aber stand längst in hellen Flammen.

Die Regierung hatte, wie wir sahen, nichts unterlassen, was in diesem von der Natur unendlich reich gesegneten Königreich den Brand entzünden konnte. Sie hatte nicht nur der Germania heute entzogen, was sie ihr gestern gewährt, sie hatte auch bei der Einsetzung des Vizekönigs, mit der sie sich doch für die herrschenden Stände zu erklären schien, ihr doppeltes Spiel in wahrhaft erstaunlicher Weise festgehalten. Die Persönlichkeit des Vizekönigs, Don Diego de Mendoza, entsprach durchaus den Wünschen des Adels; er sah in dem Bestreben der Brüderschaft nichts als Auflehnung gegen die gesetzliche Ordnung. Während aber die Regierung so durch die Wahl eines solchen Mannes gegen die Zünfte Partei nahm, gab sie den Abgesandten der Germania ein Schreiben an eben diesen Vizekönig, welches nicht nur den Erlaß von Fraga ausdrücklich bestätigte, sondern dem Vizekönig auftrug, den Bedrückungen des Volks durch den Adel abzuhelfen. Es konnte nicht anders kommen, als daß die von der Regierung zugleich gehätschelte und gekränkte Germania sofort mit dem Vizekönig und den

---

*) C. v. Höfler, Monumenta hispanica I, p. 10 ff. Sandoval 1, 240 f.

herrschenden Ständen in Konflikt geriet. Nachdem Diego das Volk zuerst brüskiert, dann in unentschlossener Haltung zu versöhnen gesucht hatte, die Privilegierten aber ihr altes Recht unerschütterlich behaupteten, gewann eine geschickte Demagogie für ihre Anschläge breiten Raum. Die gemäßigten Elemente der Germania zurückdrängend, führte sie Anfang Juni die Masse des Volks zu Gewalt und Empörung; die lange genährten Leidenschaften entluden sich hier wie gleichzeitig in Castilien in blutigen Excessen, und da der Vizekönig vor den ersten Stößen entfloh, vom größten Teile des Adels begleitet, war die Revolution Herrin von Valencia*).

Daß diese Ereignisse nicht ohne Einfluß auf Castilien bleiben konnten, versteht sich von selbst. Durch die ganze Breite der Halbinsel, von Galicien bis ans Mittelmeer, war schon Anfang Juni die königliche Autorität so gut wie verschwunden. Nur Aragon und Catalonien, wo sie überhaupt lediglich dem Namen nach existierte, verhielten sich ruhig. Andalusien und Murcia wurden allerdings nur vorübergehend von der Bewegung ergriffen, konnten aber doch der Regierung nicht mehr als loyale Erklärungen bieten. In Castilien dagegen, dem eigentlichen Mittelpunkte Spaniens, hinderte die Comuneros nichts, ihre Pläne zu verwirklichen. Es gab für sie kaum eine ernste Schwierigkeit als die allerdings sehr beträchtliche, daß sie, wie es scheint, über diese Pläne von vornherein keineswegs einig waren. Da kam ihnen nun die Regierung zu Hilfe, indem sie Ronquillo mit unzureichenden Streitkräften gegen Segovia entsandte. Toledo ergriff sofort die günstige Gelegenheit, indem es die Städte zur Aufrichtung der Junta in Avila aufforderte, ihnen ein positives Ziel in der Verteidigung Segovia's zu zeigen, zu der es alle Genossen aufbot. „Ronquillo,“ schrieb Toledo den 17. Juli an Murcia, „liegt in der Nähe Segovia's und haust übel gegen die Stadt und die ganze Gemarkung; und da uns

*) S. das Nähere bei Ebert S. 154 ff.

scheint, wir würden Gott, unsern Herrn, kränken, und Ihren Majestäten einen üblen Dienst erweisen, wenn wir diese Gewaltthaten und Räubereien duldeten, so sendet diese Stadt alles, was sie von Fußvolk und Reiterei beisammen hat, Segovia zu Hilfe, und ebenso thun alle anderen Städte des Reichs *)." Das war nun freilich eine starke Uebertreibung; aber Toledo und Madrid sandten allerdings unter der Führung Padilla's Kriegsvolk über das Guadarramagebirge dem bedrängten Segovia zu Hilfe, während auch Salamanca von Westen her einige hundert Mann in Bewegung setzte. Diese Operation diente aber zugleich einem anderen Zwecke vortrefflich. Indem sich die Haufen der Städte in Espinar (einige Meilen südlich von Segovia auf der Straße von Madrid nach Valladolid gelegen) sammelten, bedrohten sie zugleich Ronquillo in der Flanke und deckten die eben in Avila zusammen tretenden Abgeordneten vor jeder Feindseligkeit. Die junge Junta verfügte sofort über eine Streitmacht, die aber wohl noch sehr des Zuzugs aus andern Städten bedurfte, um etwas unternehmen zu können.

Immerhin fand auch die Regierung eine Verstärkung Ronquillo's nötig; sie beauftragte den Generalkapitän Antonio de Fonseca, ihm dieselbe zuzuführen, vorher aber den Artilleriepark in seine Hand zu bringen, den König Ferdinand in Medina del Campo aufgestellt hatte; erst mit diesem Geschütz konnte man hoffen, etwas gegen Segovia auszurichten. Am 21. August

*) Docum. inéd. 2, 321. Man begreift nicht, wie nach dieser Kundgebung vom 17. Juli noch der Hilferuf Segovia's an Toledo vom 29. Juli möglich gewesen sein soll, wie ihn Sandoval 1, 243 mitteilt. Dieses, wie viele andere von Sandoval aus dieser Zeit aufgenommene Aktenstücke, erscheint einer genauen Prüfung sehr verdächtig. Man komponierte damals nicht nur Reden, sondern auch Aktenstücke zu beliebiger Ausschmückung historischer Berichte und Sandoval hat von diesen rhetorischen Kunststücken nur zu viele reproduziert. So wird das angebliche Schreiben Segovia's an Medina vom 24. August (1, 253) durch die in ihm erwähnten Thatsachen selbst als gefälscht erwiesen.

erschien Fonseca vor Medina. Die Bürger weigerten sich, die Kanonen herauszugeben, da sie wohl wußten, wozu sie gebraucht werden sollten. Da hatte Fonseca den unglücklichen Gedanken, die Widerspenstigen zu beugen, indem er Feuer in die Stadt werfe. Ein beträchtlicher Teil derselben erlag den Flammen, aber die Bürgerschaft beharrte mit echt spanischem Heroismus. Fonseca mußte mit leeren Händen abziehen, beladen mit dem Fluche von ganz Spanien; denn Medina bildete mit seinen drei Messen den Mittelpunkt des inneren spanischen Verkehrs, der dort großartige Magazine aufgehäuft hatte. Indem diese in Flammen aufgingen, gab es kaum eine größere Stadt, in der nicht einige Kaufleute durch den Brand empfindliche Verluste erlitten hätten. Medina sorgte dafür, die Barbarei Fonseca's und den eigenen Heroismus der Welt in den Tönen des höchsten Pathos zu verkünden*), und Spanien nahm die Kunde so auf, daß der Revolution nunmehr alle Wege offen standen.

Allerorten flammte die Volkswut in neuen Thaten der Zerstörung auf, am verderblichsten für die Regierung aber in Valladolid, wo es ihr bis dahin gelungen war, die Aufregung in gewissen Schranken zu halten. Sobald das Unglück von Medina bekannt wurde, brachen die Massen schlimmer los, als bis dahin in irgend welcher Stadt geschehen war: die Regierung sank sofort in völlige Ohnmacht. Viele Mitglieder des königlichen Rats verschwanden und der unglückliche Adrian sah keine andere Rettung als Preisgebung der Mittel, mit welchen er bisher versucht hatte, die Revolution im Zaum zu halten: indem er sein Bedauern über das in Medina Geschehene aussprach, ließ er die Auflösung des Heeres Fonseca's verkündigen. Fonseca und Ronquillo flohen aus dem Lande, das sie ver-

*) So verdächtig auch die antithesenreiche Rhetorik in dem Schreiben Medina's an Valladolid vom 22. August (Sandoval 1, 257 f.) zu klingen scheint, so möchte ich dasselbe doch nicht für unecht halten. So in solchem Moment zu reden, entspricht der spanischen Natur.

flüchte. Eine Regierung des Königs gab es nicht mehr. Adrian schrieb an Karl, eine Beruhigung des Landes lasse sich jetzt nur noch von den Granden hoffen; alle rieten, er solle auf eigene Hand die Cortes berufen und ihnen die Vertretung der Landeswünsche beim König zusichern. Am dringendsten empfahl er, daß der König ihn abrufe, da Rebellen und Gehorsame darin einig seien, daß nur ein Castilianer den abwesenden König vertreten könne*).

Die heilige Junta, welcher jetzt natürlich rasch eine Stadt nach der andern beitrat, war Herrin der Situation. Sobald das Heer Fonseca's sich aufgelöst hatte, stand ihren Truppen nichts im Wege, über Medina auf Tordesillas zu marschieren, die Residenz der kranken Königin. Die Bewohner der starken Feste hatten sich sofort nach der Katastrophe von Medina für die Bewegung erklärt und am 29. August hielt Juan de Padilla an der Spitze des Heeres der Comuneros seinen Einzug in Tordesillas. Die heilige Junta verlegte dann ihren Sitz ebendahin, um unter der Autorität der Königin eine, wie es jetzt schien, völlig legitime Regierung zu führen. Spanien schien für Karl verloren.

---

*) **Mejia** p. 379b f. Petr. **Martyr**, Epp. 682 (falsch datiert) und 684. Daß das von Höfler a. a. O. S. 37 ff. gedruckte Schreiben Adrians von einem früheren Tage sein muß als vom 28. August, beweisen die S. 38 erwähnten Daten. Leider ist diese wichtige Publikation überhaupt von Fehlern aller Art in seltenem Maße entstellt.

Zwischen England und Frankreich.

Wenden wir nunmehr unsere Blicke auf den jungen römischen König zurück, so müssen wir zunächst noch einige für die damalige Politik und ihre Leiter charakteristische Züge hervorheben, welche uns in den zwischen Karl und König Heinrich über ihre Zusammenkunft geführten Verhandlungen entgegentreten. Es ist oben (S. 189) erzählt worden, wie sich Chièvres Ende Februar genötigt sah, seine bisher gegen England beobachtete Zurückhaltung aufzugeben, sich vielmehr um die lange von ihm kühl behandelte Zusammenkunft eifrig zu bewerben, und wie Margarete diesen Eifer noch um ein beträchtliches steigerte, da sie von der Sorge ergriffen wurde, England stehe auf dem Punkte, seine Gunst abermals Frankreich zuzuwenden. Als nun Le Sauch Mitte März in London eintraf, zeigte sich Wolsey zwar außerordentlich erfreut über die Bereitwilligkeit des römischen Königs, bedauerte aber doch lebhaft, daß derselbe mit dieser Erklärung so lange zurückgehalten, da man inzwischen nicht umhin gekonnt, die Zusammenkunft mit Frankreich auf Ende Mai festzusetzen. Der Kardinal kam denn jetzt auch mit Wünschen heraus, von denen früher nicht die Rede gewesen war. Einmal sollte Karl jetzt nicht in Southampton, sondern in Sandwich landen und die eigentliche Begegnung in Canterbury stattfinden. Sodann schlug er vor, daß nach dieser ersten

Zusammenkunft die beiden Könige sich später, nachdem die Monarchen von England und Frankreich zusammengewesen, noch einmal auf dem Kontinent sehen sollten. Endlich forderte er die Verlängerung des für England so außerordentlich vorteilhaften Handelsvertrages von 1516, der mit Ende des Jahres ablief, auf die nächsten zwanzig Jahre. Aus den reichlich vorliegenden Berichten der Gesandten Karls über dieses Stadium der Verhandlung ersehen wir deutlich, wie entschieden jetzt Wolsey im Vorteil war. Er hatte es dahin gebracht, daß die beiden mächtigen Könige sich wetteifernd um seine Gunst bewerben mußten, da für sie die Aussicht, sich untereinander zu verständigen, so gut wie geschwunden war, und da die Mächte zweiten Ranges ihren Anschluß an den einen oder anderen wesentlich von der Entscheidung Englands abhängig machten. Der in die innersten Gedanken Chièvres' eingeweihte Le Sauch spricht es wiederholt aus, daß die Gewinnung Englands besonders deshalb so sehr wichtig sei, weil es von ihr in beträchtlichem Maße abhängen werde, ob es gelingen solle, den Papst, die Schweiz und Venedig mit sich zu verbinden. Wolsey stand so recht eigentlich als Schiedsrichter da zwischen den großen Mächten des Festlandes.

Er säumte nicht, diese Stellung nach allen Richtungen auszubeuten. Da ihm Karls Gesandte von feindseligen Anschlägen Frankreichs berichteten, tröstete er sie mit der Erklärung, England werde nicht dulden, daß Frankreich den römischen König angreife, freilich ebensowenig, daß dieser etwas gegen jenes unternehme. England wolle zum Besten der Christenheit die Differenzen unter beiden beilegen. Dabei unterließ er aber nicht, die Gesandten mit Freundschaftsbeteuerungen förmlich zu überschütten, und ganz besonders zeigte er sich von dem Wunsche erfüllt, die Interessen des allmächtigen Chièvres zu fördern. Zur Befestigung seiner Stellung über den beiden Rivalen war die Idee vortrefflich ausgesonnen, daß König Heinrich zuerst in England mit dem römischen Könige, sodann

bei Calais mit König Franz und endlich abermals mit Karl zusammenkommen solle. Beide wurden dadurch in die Notwendigkeit versetzt, England recht weit entgegenzukommen, damit es nicht bei der bevorstehenden Zusammenkunft mit dem Gegner diesem die Hand reiche. Wolsey konnte die frischen Eröffnungen des einen aufs trefflichste bei den vertraulichen Unterredungen mit dem andern verwerten. Ein jeder mußte mit ängstlicher Spannung den Verlauf der Zusammenkunft mit dem andern verfolgen und die ganze Welt die Ueberzeugung gewinnen, daß jetzt wesentlich England über ihre Schicksale entscheide. Wolsey versuchte aber diesen schlau erdachten Plan ganz in das uneigennützigste Interesse für Karl und namentlich für Chièvres zu kleiden. Er und sein König, vertraute er Le Sauch an, seien von der Notwendigkeit durchdrungen, daß die Erzherzogin Margarete während der Abwesenheit des katholischen Königs die Regierung Spaniens übernehme. Einmal werde Spanien nur dadurch in Ruhe erhalten werden können, sodann aber sei die Entfernung Margarete's aus den Niederlanden notwendig, wenn Chièvres seine Stellung bei Karl behaupten solle. Zu dieser wichtigen Maßregel wünschten sie Karl auf jener zweiten Zusammenkunft zu bereden, an der deshalb auch Margarete teilnehmen solle. Das war nun aber doch eine überkluge Wendung, aus der sehr deutlich die Arroganz des Kardinals heraussah, jetzt schon auf die intimsten Angelegenheiten des römischen Königs Einfluß üben zu wollen. Le Sauch war davon um so unangenehmer berührt, als er zugleich den Eindruck gewann, daß Wolsey sehr stark auf die französische Seite neige, daß Karls Interesse hauptsächlich von König Heinrich, ganz besonders warm aber von der Königin Katharina, seiner Tante, vertreten werde, der die entschiedene Abneigung des englischen Volkes gegen Frankreich zu Hilfe komme.

Da nun aber die Notwendigkeit vorliege, England um jeden Preis festzuhalten, so müsse man, meinte Le Sauch, alles aufbieten, um den allmächtigen Kardinal für sich zu gewinnen.

Frankreich habe es vortrefflich verstanden, seine Gunst nicht nur durch die ausgesuchtesten Artigkeiten, durch die schönsten Versprechungen, sondern vor allem durch wertvolle Gaben zu sichern. Er zweifle gar nicht, daß König Franz außer den großen Geschenken, die er Wolsey gemacht, ihm versprochen habe, ihn zur päpstlichen Würde zu erheben. Ein solches Versprechen zu geben, sei doch eher an dem römischen Könige gewesen. Aber bei dessen Hofe herrsche die gefährliche Ansicht, sich in allen derartigen Dingen Zeit nehmen zu können. Bei Wolsey habe man bisher gemeint, mit schönen Worten auskommen zu können. Als der Bischof von Elna kürzlich damit gekommen, habe der Kardinal ihn gar keiner Antwort gewürdigt. „Wenn ihr meint," schrieb Le Sauch, „daß diejenigen, welche hier Einfluß haben, sich um unserer schönen Augen willen für uns bemühen werden und anderen das Ohr verschließen, welche ernstlich um sie werben, so seid ihr in sehr großem Irrtum. So muß man mit solchen Persönlichkeiten nicht umgehen, sondern lieber ganz schweigen; denn es macht ihnen den Eindruck, als halte man sie für einfältig." Le Sauch empfiehlt deshalb dringend, Wolsey ein Bistum zu geben, aber nicht unter 5 oder 6000 Dukaten Einkommen, denn weniger würde er gar nicht ästimieren*).

Man kannte Wolsey am spanischen Hofe doch gut genug, um dieser Mahnung nicht zu bedürfen. Sobald man sich von der Notwendigkeit überzeugt hatte, England zu gewinnen, verstand sich eine reichliche Gabe für Wolsey von selbst, und so unterzeichnete denn Karl am 29. März ein Patent, welches

*) Le Sauch an Chièvres den 7. April 1520. Monumenta Habsburg. p. 135 ff. Vgl. das Verzeichnis vornehmer Engländer, welche Pensionen von Frankreich bezogen (Wolsey 14800 liv.) bei Bergenroth, Calendar 2, 300. Was Brewer in seiner Einleitung p. LII ff. vorbringt, um Wolsey's Unbestechlichkeit zu beweisen, hat wenig Gewicht. Er deutet nicht nur die französische Pension gar zu harmlos, sondern er verschweigt auch vollständig das spanische Bistum. Brewer ist in seiner ganzen Darstellung dieser Verhandlungen nicht sehr glücklich.

demselben das Bistum Badajoz mit 5000 Dukaten und außerdem 2000 Dukaten jährlich aus den Einkünften des Bistums Palencia zusicherte*). Wenn dieser Akt auf den Vertrag über die Zusammenkunft wohl kaum mehr Einfluß üben konnte, so hat er dennoch auf das weitere Verhalten Englands seine wohlthätige Wirkung nicht verfehlt.

Der Vertrag wurde, wie bereits erwähnt, am 11. April unterzeichnet. Die Gesandten des römischen Königs hielten es für dringend wünschenswert, gegenüber den gefährlichen Machinationen Frankreichs und der Unzuverlässigkeit Wolsey's möglichst rasch festzustellen, daß der englische König mit ihrem Herrn früher zusammentreffe, als mit König Franz. Sie gingen deshalb auf fast alle Wünsche Wolsey's bereitwilligst ein, besonders gern auf die Verabredung einer zweiten Zusammenkunft. Denn sie meinten mit Recht, es liege unzweifelhaft in Karls Interesse, König Heinrich nach dessen Zusammenkunft mit König Franz noch einmal zu sprechen; von allem anderen abgesehen deshalb, weil die Welt daraus schließen werde, daß die Beziehungen Englands zu Karl sehr viel intimer seien, als die zu König Franz. Gegen derartige Erwägungen der hohen Politik konnten natürlich die Handelsinteressen der Niederlande nicht ins Gewicht fallen. Da Wolsey kategorisch auf der Verlängerung des Vertrags bestand, war man froh, sie von zwanzig auf fünf Jahre beschränken zu können.

Der Pakt vom 11. April ist nicht nur durch seine wesentlichen Bestimmungen von Interesse, sondern fast noch mehr durch die Fassung, welche ihm gegeben wurde und durch die nebensächlichen Abmachungen, welche er enthält. Es wurde verabredet, daß Karl bis zum 15. Mai in Sandwich landen solle, wenn er nicht durch widrige Winde oder dringende Geschäfte gehindert werde. Dort in Sandwich wird König Heinrich ihn begrüßen und freundschaftlich und vertraulich mit ihm

*) Rymer 13, 714.

reden, so lange es beiden Fürsten gefällt. Da aber Sandwich für den würdigen Empfang eines so hohen Gastes nicht geeignet ist, werden die beiden Könige am nächsten Tage zusammen nach Canterbury gehen, um dort die gerade jetzt ausgestellten Gebeine des heiligen Thomas zu verehren. In Canterbury wird die Königin ihren Neffen begrüßen und das Königspaar ihn so ehren und bewirten, wie es ihre gegenseitige Liebe und Verwandtschaft fordern. Wenn es beiden Teilen beliebt, können sie auseinandergehen und der römische König frei zu seinen Schiffen zurückkehren. Wenn aber, fährt der Vertrag fort, der römische König durch ungünstige Witterung oder andere Umstände gehindert wird, bis zum 15. Mai in Sandwich zu landen und König Heinrich, weil er nach jenem Termin England auf einige Monate verlassen muß, um wichtige Geschäfte bei Calais zu besorgen, ihn dann in seinem Lande nicht begrüßen kann, so ist ausgemacht, damit beider Könige glühendstes Verlangen, sich zu sehen, erfüllt werde, daß sie sich am 22. Juli in der Mitte zwischen Calais und Gravelingen treffen werden. Hier also wird diese Zusammenkunft auf dem Festlande nur für den Fall ausgemacht, daß es dem römischen König unmöglich sein wird, bis zum 15. Mai in England zu landen, während man sich in der vorausgehenden Verhandlung darüber geeinigt hatte, daß die zweite Zusammenkunft unter allen Umständen stattfinden solle, und man auch nach Abschluß des Vertrags an dieser Absicht festhielt. Was zu dieser Verhüllung der wahren Intentionen veranlaßte, läßt sich bis jetzt nicht sagen. Vermutlich war es der Wunsch Wolsey's, Frankreich doch nicht gar zu stark vor den Kopf zu stoßen, das doch vielleicht keine Neigung gehabt hätte, auf die Zusammenkunft einzugehen, wenn es gewußt hätte, daß derselben eine Begegnung mit dem römischen Könige ebenso folgen wie vorausgehen solle. Auffälliger aber noch als diese Fassung des Vertrags ist die Art, wie die zweite Zusammenkunft stipuliert wird. Der römische König muß sich einfach auf die Freundschaft seines englischen Wirtes

verlassen; da wird nichts ausgemacht, um die Sicherheit und Freiheit seiner Person zu verbürgen, auch nichts, um zu verhüten, daß durch irgend etwas der Würde seiner Stellung zu nahe getreten werde. Es heißt lediglich, er könne frei, wann er wolle, von Canterbury zu seinen Schiffen zurückkehren. Dagegen wird die Julizusammenkunft, welche auf niederländischem Boden stattfinden soll, mit einer Fülle von Vorsichtsmaßregeln bedacht, die eigentlich nur dann einen Sinn hätten, wenn die englischen Unterhändler bei dem römischen Könige die Neigung vorausgesetzt hätten, die freundschaftliche Zusammenkunft zu einem tückischen Handstreich gegen ihren Herrn zu benutzen. Das war nun ohne Zweifel nicht der Fall. Vielmehr sollte die ganz verschiedene Art, in welcher der Vertrag die Zusammenkunft in England und die auf dem Festlande behandelte, wohl einen beredten Ausdruck des Unterschiedes bieten, welcher zwischen der Stellung der beiden Herrscher bestände. Wenn der junge römische König nach England ging, so überließ er vertrauensvoll alle Einzelheiten der Begegnung dem guten Willen seiner Wirte; es galt da für unnötig, sich mit genauen Bestimmungen über das Ceremoniell zu bemühen. Wenn dagegen die Erhabenheit des englischen Herrschers sich auf das Festland begab und gar niederländischen Boden betrat, so mußte nicht nur in der peinlichsten Weise für die Sicherheit seiner Person gesorgt, sondern ebenso die geringsten Kleinigkeiten der Begegnung festgestellt werden, wie die beiden Könige einander entgegenreiten, wann sie das Haupt entblößen, wann sie vom Pferde steigen werden u. s. w. In einer ganz ähnlichen Weise hatte man allerdings die Zusammenkunft zwischen dem König Heinrich und Franz geregelt. Der Etikette dieser Zeit entsprach eine derartige Penibilität. In der Abmachung vom 11. April gewinnt sie nur dadurch eine eigentümliche Bedeutung, daß nichts Derartiges für den Empfang des römischen Königs in England nötig gefunden wurde. Die gleiche Tendenz tritt auch noch in einem anderen Punkte hervor. In betreff der Juli-

begegnung wird bestimmt, daß der englische König den Vorrang hat, wenn man sich auf niederländischem Boden, der römische König, wenn man sich auf englischem Boden befinde; bei dem Empfange Karls in England fällt eine derartige Bestimmung weg. Sollte die Flotte des römischen Königs oder einzelne Schiffe derselben genötigt werden, an einem anderen Punkte der englischen Küste zu landen, als in Sandwich, so wird dafür gesorgt werden, daß sie überall auf ihre Kosten die nötigen Lebensmittel erhalten und freundlich aufgenommen werden; Bewaffnete dürfen aber das Land nicht betreten und auch Unbewaffnete nicht mehr als hundert. Ueberall ist die Sicherheit, die Würde, das Interesse Englands auf das sorgfältigste gewahrt: der römische König muß sich mit dem Bescheidensten begnügen*).

Und trotz alledem war der Abschluß dieses Vertrags für Karl ein großer Erfolg gegenüber Frankreich, und wenn seine Unterhändler über die französischen Neigungen Wolsey's klagen zu müssen meinten, so glaubten die Franzosen sich über das gerade Entgegengesetzte beschweren zu dürfen. Er hatte, ehe er sicher war, daß Karl nach England kommen werde, die Zusammenkunft mit König Franz auf den letzten Mai festgesetzt. Sobald er aber durch Le Sauch den Entschluß Karls kennen gelernt hatte, seinen Herrn in England aufzusuchen, machte er sofort Anstrengungen, um von Frankreich eine Hinausschiebung des Termins zu erlangen, damit das Zusammentreffen in England auch dann nicht vereitelt werde, wenn es dem römischen Könige etwa unmöglich sein sollte, bis zum 15. Mai in Sandwich zu sein. Er gab Wingfield, seinem Gesandten am französischen Hofe, Anfang April den Auftrag, König Franz den Wunsch auszusprechen, daß die Zusammenkunft von Ende Mai bis Ende oder doch Mitte Juni verschoben werde, da es unmöglich

---

*) S. den vollständigen Abdruck des Vertrags Monum. Habsburg. p. 146 ff.

sei, bis zu der anfangs bestimmten Zeit mit den nötigen Vorbereitungen fertig zu werden. Diese Mitteilung rief am französischen Hofe die übelste Laune hervor. Admiral Bonnivet erklärte dem englischen Gesandten, sein Herr und Gebieter werde diese Wendung sehr eigentümlich finden, und durch sie zu allerlei Gedanken veranlaßt werden. Der König selbst gestand, er habe schon lange gehört, daß es England mit der Zusammenkunft nicht rechter Ernst sei; nachdem er selbst wichtige Geschäfte zurückgestellt, um zur bestimmten Zeit am Platze sein zu können, hoffe er, daß auch England den von ihm selbst vorgeschlagenen und bisher beharrlich festgehaltenen Termin beobachten werde. Er könne höchstens in einen Aufschub bis zum 4. Juni willigen. Was der wahre Grund zu Wolsey's verändertem Auftreten sei, wurde den Franzosen alsbald klar. Bonnivet und Robertet erklärten Wingfield, die vlämischen Gesandten arbeiteten nur darauf hin, die Zusammenkunft des englischen Königs mit ihrem Herrn zu hintertreiben, oder vorher eine Begegnung Karls mit Heinrich herbeizuführen. Sollte ihnen letzteres, was freilich schwer zu glauben, gelingen, so würde König Franz keine Neigung haben, König Heinrich vierzehn Tage, nachdem derselbe mit dem römischen König zusammen gewesen, zu sprechen. Man möge die Gesandten Karls abweisen, wie Frankreich in gleichem Falle gethan haben würde; wünsche Karl eine Zusammenkunft, so möge man sie ihm doch erst später gewähren. Wolsey suchte die Sache in ein möglichst harmloses Licht zu rücken. Es sei doch unbillig, schrieb er Wingfield, zu fordern, daß ein Fürst mit den Gesandten alter Freunde nicht verhandeln solle. Wenn der König von Castilien, wie er gethan, antrage, in Sandwich ans Land zu gehen, um seinen Onkel, den König, und seine Tante zu sehen, und König Heinrich sich in der Nähe der Küste befinde, so wäre es doch eine zu erstaunliche Unfreundlichkeit, ein solches Anerbieten zurückzuweisen. König Heinrich wolle alle Verabredungen mit Frankreich halten; wenn aber König Franz deswegen, weil derselbe vorher einen alten Freund ge-

sehen, eine Zusammenkunft mit ihm ablehne, so müsse man annehmen, daß es Frankreich mehr darauf ankomme, alte Freundschaften aufzulösen als sie zu befestigen *).

Wie sehr aber die französischen Herren über den Streich zürnen mochten, den ihnen England gespielt, sie mußten den Verdruß zurückdrängen. Nach einigen Wochen flossen sie wieder von Beteuerungen zärtlicher Liebe über. „Herr Botschafter," sagte Admiral Bonnivet eines Tages zu Wingfield, „ich wollte, ich könnte Euch die Worte berichten, welche der König, mein Herr, dem König, seinem guten Bruder, bei ihrer Zusammenkunft sagen will; sie sind, ich versichere Euch auf meine Ehre, von der Art, daß, wenn Euer Herr Neigung haben könnte, meinem Herrn wehe zu thun, so würde er, nachdem er die Worte gehört, ihm eine Wohnung in seinem Herzen geben." Daneben verzichtete man noch nicht auf die Bemühung, die Zusammenkunft zwischen Heinrich und Karl zu hintertreiben. Der diplomatische Krieg, welchen die beiden Rivalen am englischen Hofe gegeneinander führten, wurde um so heftiger, als ja nun Karl, wie wir schon gehört, durch die unbarmherzige Witterung eine Woche nach der anderen in dem Hafen von Coruña festgehalten wurde. Was Karl, Chièvres, Margarete nur irgend thun konnten, um durch Briefe an König Heinrich und Wolsey, durch Geschenke an einflußreiche Engländer, durch Weisungen an ihre Gesandten, durch Vorstellungen bei den englischen Agenten darauf hinzuwirken, daß König Heinrich über den bestimmten Termin hinaus, wenigstens bis Ende Mai, auf die Ankunft des römischen Königs warte, das geschah mit einer geradezu erstaunlichen Dringlichkeit. Sein Herr, sagte Chièvres zu Spinelli, würde in einem ähnlichen Falle sich lieber krank machen, oder irgend eine andere Ausrede suchen, als nicht auf seinen Onkel warten. Dabei war er klug genug, hinzuzufügen, man wünsche keineswegs, daß König Heinrich sein König Franz

*) Brewer III, 1, 251 ff.

gegebenes Wort breche, sondern nur, daß er die Zusammenkunft mit ihm hinausschiebe. Zuletzt verzweifelte man in Coruña und stellte schon fest, wie man sich für den Fall, daß König Heinrich zuerst mit König Franz zusammenkomme, gegen die bösen Absichten der Franzosen sichern könne, als endlich der so lange ersehnte und erflehte Wechsel des Windes eintrat und am 20. Mai der junge König in See stechen konnte.

Die Fahrt nahm einen ungewöhnlich glücklichen Verlauf. Schon am 23. Mai konnte König Heinrich von Plymouth ausgemeldet werden, daß der Kaiser (so pflegte man ihn jetzt schon zu nennen), mit sechzig Schiffen passiert sei. Am Nachmittag des 25. warf er an der englischen Küste Anker, blieb aber die Nacht zu Schiffe, um die Ankunft verschiedener zurückgebliebener Fahrzeuge zu erwarten. König Heinrich war am 24. in Canterbury eingetroffen; Wolsey eilte nach Dover voraus, bestieg mit stattlichem Gefolge ein großes Bot, begab sich an Bord des Schiffes, auf dem Karl und Chièvres waren, und begrüßte den König mit einer kurzen lateinischen Anrede, worin er die Freude seines Herrn über den Besuch aussprach und Karl bat, in Dover zu landen, als wenn es sein eigenes Gebiet wäre. Karl begab sich mit Chièvres und seinen vornehmsten Begleitern auf das prachtvoll gelegene, Meer und Land weithin beherrschende Dover Castle, während die Masse seines Gefolges unten in der Stadt blieb. Als der Kommandant des Schlosses ihm die Schlüssel desselben überreichte, wies er sie zurück, da er sich in dem Hause seines Onkels und guten Vaters vollkommen sicher fühle. Er hatte sich bereits zur Ruhe begeben, als König Heinrich erschien. Die beiden Herrscher begrüßten sich mit zärtlicher Umarmung. Des andern Morgens, es war Pfingstsonntag, ritten sie in früher Stunde zusammen nach Canterbury, wo die großartigsten Vorbereitungen zum würdigen Empfange des römischen und spanischen Königs getroffen waren.

Welche Festlichkeiten nun hier einander bis zum Abend des Dienstag (29. Mai) drängten, wo Karl nach Sandwich

zurücktritt, hat uns ein von Sanuto aufbewahrter Bericht, dem die vorstehenden Daten entnommen sind, bis in die kleinsten Details der Toilette und des Ceremoniells geschildert*). Von dem aber, was uns besonders interessieren würde, was die beiden Fürsten und ihre Räte miteinander verhandelten, wie sie sich zu einander stellten, davon weiß er uns leider nichts zu erzählen. Wir hören nur, daß, als Königin Katharina ihren Neffen im erzbischöflichen Palaste empfing, sie Thränen gerührter Freude vergoß; daß am Pfingstmontag zwei Tänze, nach dem Mittag- und Abendessen, veranstaltet wurden, an denen sich Heinrich jedesmal beteiligte, Karl aber nicht**); daß dieser überall den Ehrenplatz erhielt, Chièvres aber neben Wolsey ganz zurücktrat. Vor dem großen Mahle, welches am Montag abend in der Halle des erzbischöflichen Palastes gegeben wurde, wuschen zuerst Karl, Heinrich und Katharina miteinander die Hände, dann aber gesellte sich der Kardinal von York zu der Königin Germaine, welche mit ihrem Gemahl Johann von Brandenburg Karl begleitete, und zu der verwitweten Königin Marie von Frankreich, Heinrichs Schwester, jetzt Gemahlin des Herzogs von Suffolk. Mit diesen beiden Damen nahm er dann auch an einer besonderen Tafel Platz***). Nicht nur alle die englischen Großen, nicht nur die spanischen Granden, der Herzog von Alba an der Spitze, sondern auch die deutschen Fürsten, der Markgraf von Brandenburg, der Pfalzgraf, der Prinz von

*) Rawdon Brown 3, 14. Die Depeschen Corner's und Suriam's vom 27., 28. und 29. Mai (ebendas. p. 35 ff.) stimmen in allem wesentlichen damit überein.

**) Das bestätigt eine gleichzeitige, von kaiserlicher Seite veranlaßte Schrift: „Wie der allerdurchleüchtigist großmächtigist unüberwündlichist küng Karl von Hyspanien ... von Hyspanien abgeschiden ... erstlich geschifft nach Engellandt“ u. s. w., wo es heißt: „Und nach selhem essen hat der küng von Engellandt noch mit etlichen hyspanischen junckfrawen tantzt. Aber unser allergnedigister herr küng Karl hat kain mal tantzen wöllen.“

***) Hier weicht die eben erwähnte deutsche Erzählung ab. Sie läßt an einer Tafel Karl, seine Tante Katharine, Heinrich, seine Schwester Marie, Wolsey und Germaine sitzen.

Oranien, welche sich in Karls Gefolge befanden, sie alle mußten hinter dem gewaltigen Kirchenfürsten zurückstehen. Nachdem man vier Stunden bei Tische gesessen, begann ein Tanz, der sich bis in den hellen Tag erstreckte, obwohl Karl, wie gesagt, an ihm nicht teilnahm. Die Majestäten schliefen dann lange, darauf aber „saßen sie im Rat bis spät am Abend“.

Was hier besprochen und beschlossen wurde, darüber schweigt nicht nur der Bericht Sanuto's vollkommen, sondern auch die Depeschen Corner's, welcher mit Karl in Coruña zu Schiffe gestiegen war, und Suriam's, des venezianischen Gesandten am englischen Hofe, soweit sie uns in Sanuto's Auszügen vorliegen, wissen nichts davon zu sagen. Nur aus den späteren Verhandlungen zwischen dem Kaiser und England ist einiges über das zu entnehmen, was hier in Canterbury vorgegangen ist. Wir können danach nicht zweifeln, daß ein förmlicher Vertrag abgeschlossen worden ist, welcher beide Teile zu gegenseitiger Verteidigung verpflichtete, wenn einer derselben von Frankreich angegriffen werden sollte. Der Vertrag scheint aber so auf Schrauben gestellt gewesen zu sein, daß später, als Frankreich wirklich den Kaiser angegriffen hatte, England seine Pflicht, ihm beizustehen, in Abrede stellen konnte. Sodann scheint man über die längst besprochene Verbindung zwischen dem Kaiser und Heinrichs Tochter Marie weitere Verabredungen getroffen zu haben, aber ebenfalls in solcher Weise, daß später ein jeder sie nach seiner Konvenienz interpretieren konnte*).

Donnerstag den letzten Mai schiffte sich Karl in Sandwich nach Flandern ein, wo er am 1. Juni in Vlißingen landete; denselben Tag fuhr Heinrich von Dover nach Calais hinüber,

*) Ein in Canterbury abgeschlossener Vertrag wird erwähnt von Spinelli in einer Depesche vom 19. Juni 1520, von Wingfield und Spinelli in einer Depesche vom 1. Juni 1521, in einer Instruktion Karls vom 27. Juni und in einem Berichte seiner Gesandten vom 6. Juli 1521. Brewer p. 315 und 530. Monum. Habsb. p. 218. 220. Von der Heirat redet ein Schreiben König Heinrichs aus dem Januar 1521. Brewer p. 425.

um dann vom 4. Juni an zwanzig Tage hindurch mit Franz I. auf dem berühmten „Felde des Goldtuches" zu wetteifern in der Entfaltung der üppigsten Pracht, welches jenes prunksüchtige Zeitalter je geschaut. Der große Philologe Budäus, welcher Franz zu dieser Schaustellung von allem, was Frankreich Glänzendes, Schönes und Berühmtes bot, hatte begleiten müssen, bezeugt, solche Pracht habe man nie gesehen. Auch ein Mann, welcher an derartige Schauspiele gewöhnt sei, habe tagelang zu staunen über den Feenpalast, welchen der König von England für wenige Wochen in Guines hatte aufrichten lassen, und ebenso versetze das unvergleichlich schöne Zelt, welches König Franz unter dreihundert anderen vor Ardres hatte aufschlagen lassen, in sprachlose Bewunderung. Alle diese dreihundert Zelte waren mit Gold- und Silbertuch, mit Samt und Seide bedeckt. Aus ihnen ragte das Zelt des Königs durch seine Größe und Pracht hervor, gekrönt von einer Goldstatue des heiligen Michael. Seit vielen Monaten war König Franz darauf bedacht gewesen, die schönsten Damen Frankreichs bei dieser Schaustellung der Herrlichkeiten seines Landes zu vereinigen; alles, was Frankreich Vornehmes besaß, drängte sich hier um seinen König. Auf der anderen Seite hatten den König und die Königin von England nicht weniger als 5000 Personen mit 2800 Pferden über das Meer begleitet.

Es ist nicht meine Aufgabe, die oft geschilderten Einzelheiten dieses dreiwöchentlichen Wettlaufs in Pracht, ritterlicher Geschicklichkeit und Courtoisie zu beschreiben. Neben dem lauten Gepränge der Turniere und sonstigen Lustbarkeiten ging natürlich die stille Thätigkeit der Staatsmänner einher. Eines Tages hatte die Königin-Mutter von Frankreich eine geheime Unterredung mit Wolsey. Von französischer Seite wurde nichts versäumt, England für sich zu gewinnen. Wolsey dagegen scheint auf eine Aussöhnung der beiden Rivale hingearbeitet und zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft der drei Könige vorgeschlagen zu haben, wie er schon früher einmal den Wunsch geäußert

hatte, Karl möge seinen Herrn nach Calais begleiten. Die venezianischen Gesandten, welche dem Feste beiwohnten, erfuhren am französischen Hofe Mitte Juni, Wolsey mache eine ganz bestimmte Proposition, daß nämlich Frankreich das Herzogtum Burgund behalte und dafür Mailand an Karl gebe*). Wir werden uns bescheiden müssen, über diese geheimen Verhandlungen so wenig Genaues zu erfahren, wie über die vorausgegangenen in Canterbury. Gewiß ist, daß keiner von beiden sein Ziel erreichte, wenn Wolsey wirklich daran lag, den drohenden Konflikt beizulegen. Ein Vertrag vom 6. Juni bezog sich nur auf untergeordnete Dinge, nahm aber nebenher die Ehe zwischen dem Dauphin und Marie als feststehend an. Franz I. machte einen eigentümlichen Versuch, die Freundschaft Heinrichs gewissermaßen im Sturm zu erobern. Während sonst alle Begegnungen der Könige mit der feierlichsten und argwöhnischsten Vorsicht eingerichtet wurden, verließ er eines Tages zu ungewöhnlich früher Stunde mit nur drei Begleitern sein Quartier und überraschte König Heinrich in Guines, da er noch schlief. Er bedachte sich nicht, ihn zu wecken. Ob die übertriebenen Worte, welche der in solchen Dingen wenig zuverlässige Fleurange bei dieser Gelegenheit die beiden Könige sagen läßt, so gesprochen wurden, ob sich Franz wirklich zum Kammerdiener Heinrichs erniedrigte und ihm beim Ankleiden das Hemd reichte, lasse ich dahingestellt. Die Thatsache dieses ungewöhnlichen Besuchs an sich, welchen Heinrich am nächsten Tage erwiderte, ist sprechend genug. Aber die beiden Fürsten sollten sich noch anders versuchen. Da eines Tags die Engländer im Ringkampf über die Franzosen gesiegt hatten, überraschte Heinrich seinen teuren Bruder mit der plötzlichen Herausforderung zum gleichen Kampfe, den er sofort begann. Aber

*) Corner, Gent den 10. Juni, Badoer und Justiniam den 16. und 17. Juni (Sanuto 29, 1 f.). Noch am 26. Juni schreibt der venezianische Gesandte am englischen Hofe aus Calais nach einer Unterredung mit Wolsey, derselbe wünsche Spanien mit Frankreich auszusöhnen. Sanuto 29, 47.

Franz war gewandter und legte die englische Majestät auf den Boden. Die Königinnen machten der Fortsetzung dieses gefährlichen Spiels ein Ende.

Der kluge Commynes erklärt es für eine große Thorheit, wenn zwei an Macht gleiche Fürsten eine persönliche Zusammenkunft veranstalteten, da diese fast notwendig zu allerlei Reibungen, wenn nicht unter ihnen selbst, so doch unter ihren Begleitern führen müsse. Er macht allerdings eine Ausnahme: wenn die Fürsten noch sehr jung wären und nur an ihr Vergnügen dächten, eine Ausnahme, welche für die beiden Könige zu passen scheint. Aber hier wurde doch auch für die leichte und genußsüchtige Jugend zu viel gewagt. Zwei junge, heißblütige und ehrgeizige Herrscher so wochenlang nebeneinander zu stellen, zwei von uralter Nebenbuhlerschaft erfüllte Nationen so in ihren vornehmsten Repräsentanten um den Vorrang in Pracht, Reichtum, Tapferkeit, Liebenswürdigkeit ringen zu lassen, das konnte eigentlich nur jemand empfehlen, welcher neuen Zwist anzufachen wünschte. Wir hören zwar nichts von irgend welchen Ausbrüchen nationaler Eifersucht; aber daß die Engländer ebensowenig darüber erfreut sein konnten, ihren König am Boden liegen zu sehen, wie dieser selbst über sein wohlverdientes Mißgeschick, wird niemand bezweifeln.

Franz I. hatte diese Zusammenkunft seit Jahr und Tag mit dem Feuereifer eines Mannes betrieben, der sich eines großen Triumphes sicher fühlt; nun hatte er zuerst die Demütigung erfahren, daß ihm Karl in England zuvorkam, und jetzt folgte die fast noch empfindlichere, daß König Heinrich fast direkt von der Herrlichkeit des Goldtuchfeldes nach den Niederlanden zu einer zweiten Begegnung mit dem römischen König zog. Leider wissen wir nicht, wie Wolsey seinen französischen Freunden diese Pille vergoldete, welche selbstverständlich alles aufboten, eine so peinliche Demonstration der Intimität zwischen England und Spanien zu hintertreiben. An Karls Hofe verfolgte man denn auch den Verlauf der englisch-fran-

zösischen Zusammenkunft mit ängstlicher Spannung. Der Kaiser, schreibt Spinelli am 8. Juni aus Gent an Wolsey, habe erfahren, daß der Kardinal zweimal mit König Franz zusammen gewesen sei, und erwarte ängstlich den Ausgang. Es haben sich nicht weniger als vier Briefe erhalten, welche Karl am 7. und 8. Juni an Wolsey und Heinrich richtete. Chièvres versicherte Spinelli in Karls Gegenwart, daß Wolsey nicht nur die 7000 Dukaten, welche man ihm im März aus den Bistümern Badajoz und Palencia verheißen, trotz gewissen Schwierigkeiten in Rom, gesichert, sondern ihm eine bessere Pfründe verschafft werden und sobald sich Gelegenheit biete, noch mehr für seine Erhöhung geschehen solle. Am 14. Juni griff Karl abermals zur Feder, um Heinrich und Wolsey seine Freude über den vergnüglichen Verlauf der Festlichkeiten und sein Verlangen nach abermaliger Zusammenkunft auszusprechen; er werde dem Könige einige gute Nachrichten mitteilen können. Ende Juni scheint die Sorge entstanden zu sein, ob die Zusammenkunft nicht noch im letzten Augenblick scheitern könne. Karl richtete einen Brief an Wolsey, worin er ihn seinen guten Freund nannte und die Hoffnung aussprach, der Kardinal werde auch in Zukunft sich bemühen, die Freundschaft mit König Heinrich zu erhalten und zu mehren. Noch weiter ging Margarete in einem Schreiben an Wolsey; Spinelli aber kam in die Lage, zu melden, der Herzog von Alba rede davon, man müsse sich Frankreich nähern, wenn England nicht in der gewünschten Weise entgegenkomme; des andern Tages rühmte er zwar die aufrichtigen Absichten des Kaisers und seines Rates, meinte aber doch warnend auf ihre Beziehungen zu Frankreich hinweisen zu müssen*).

War es bis dahin an Karl gewesen, England mit Liebesversicherungen zu umwerben, wie er denn Wolsey noch am 30. Juni beteuerte, sein Verlangen, ihn und König Heinrich

*) Brewer p. 302. 315. 318 f.

wiederzusehen, veranlasse ihn früher zu der Zusammenkunft aufzubrechen, als seine Geschäfte eigentlich erlaubten, so mußte König Franz von dem Augenblick an, wo er die abermalige Begegnung seines Rivalen mit dem englischen Herrscher sich vollziehen sah, das Aeußerste thun, um schlimmeren Dingen vorzubeugen. Er erklärte Wingfield, er sei versichert, daß König Heinrich bei seiner Zusammenkunft mit dem katholischen König auf keine Vorschläge zum Nachteile Frankreichs hören werde; dem Gesandten Karls habe er gesagt, er vertraue so auf die große Freundschaft und die hohen Tugenden Heinrichs, daß er denselben nicht nur in Calais, sondern auf den leisesten Wunsch hin sogar in London aufsuchen werde. Er habe in alle seine Häfen Befehle geschickt, die englischen Kaufleute gut zu behandeln. Wingfield schloß den Bericht an den König mit den Worten: er könne nicht alle die freundlichen und liebevollen Aeußerungen wiedergeben, welche König Franz über ihn gethan; derselbe sei ihm von ganzem Herzen zugethan. Noch weiter ging die Königin-Mutter, welche Heinrich als ihren neu gewonnenen Sohn bezeichnete und mit freudestrahlendem Gesichte beteuerte, es sei die höchste Ehre, welche je einer Frau zu teil geworden, daß sie die Mutter der beiden vollkommensten Fürsten sei, welche jemals zusammen in der Welt gelebt. Wenn ihr Sohn, wie er beabsichtige, nach Mailand gehe, so werde er für die Zeit seiner Abwesenheit die Regierung Frankreichs Heinrich übertragen, um ihm einen Beweis seines unbedingten Vertrauens zu geben. Natürlich wurden auch bei Wolsey die überschwenglichsten Schmeicheleien nicht gespart. Nachdem er einige Briefe des Kardinals erhalten, bezeigte König Franz Wingfield sein Entzücken über die Liebe und Freundschaft Wolseys; er sei überzeugt, daß weder bei der bevorstehenden Zusammenkunft, noch bei irgend einem anderen Anlaß Wolsey die geringste Schädigung Frankreichs zugeben werde. Er und König Heinrich seien die glücklichsten Fürsten der Welt, Heinrich, weil er einen solchen Unterthan und Diener, er, weil er einen so vollkom-

menen Freund und weisen Ratgeber wie Wolsey habe. Dieser aber besitze in Heinrich den besten Herrn der Christenheit und in ihm den besten Freund. Er werde Wolsey noch viel mehr als bisher dafür belohnen, daß er diese Freundschaft zwischen Heinrich und ihm begründet, den größten Schatz, den je ein Fürst besessen.

Konnte man sich eine herrlichere Lage für Wolsey denken, als so von den beiden mächtigsten Herrschern des Festlandes wahrhaft bestürmt zu werden? Er versäumte natürlich nicht sie auszunützen, indem er beiden Hoffnung und Furcht erweckte, beide um so fester an sich zu binden. Bis zuletzt fürchtete man in Karls Umgebung, daß trotz allem König Franz zu der Zusammenkunft geladen werde*). Wohl um das zu hindern und dem englischen Stolz zu schmeicheln, ließ sich Chièvres herbei, weit über die Verabredung hinaus seinem König vorauszueilen und König Heinrich in Calais zu begrüßen. Damit Frankreich nicht doch etwa abspringe, verhieß Wolsey dem französischen Gesandten, König Franz solle von Zeit zu Zeit über alles unterrichtet werden, was zwischen Chièvres und ihm verhandelt werde. Und der Diplomat hörte noch Erfreulicheres.

Königin Katharina, meldet er, habe beim Abendessen zu ihrem Gemahl gesagt, der König, ihr Neffe, beabsichtige unmittelbar nach der Zusammenkunft über die Alpen zu gehen, um sich in Rom krönen zu lassen. Darauf habe Heinrich erwidert, wenn ihr Neffe dem Rat Ruhmgieriger folge und sich den Weg nach Rom mit den Waffen bahnen wolle, so werde er Grund bekommen, das zu bereuen; denn er, König Heinrich, werde dann genötigt sein, zur Hinderung eines solchen Unter-

*) Auf der anderen Seite schreiben die beiden venezianischen Gesandten noch am 5. Juli aus Paris: E si tien etiam Soa Maesta parlera con Spagna, was doch wohl heißt: man meint, König Franz werde ebenfalls mit dem Kaiser eine Besprechung haben. Ebenso äußert der Papst am 13. Juli gegen den venezianischen Botschafter, er glaube, König Franz werde auch mit dem katholischen Könige eine Zusammenkunft veranstalten. Sanuto 29, 48. 54.

nehmens alles zu thun, was sein guter Bruder von Frankreich wünschen könne.

Selbst über den äußerlichen Verlauf des Zusammenseins, welches Karl und Heinrich zuerst vom 10. bis 12. Juli in Gravelingen, dann vom 12. bis 14. in Calais feierten, liegen uns nur sehr dürftige Nachrichten in einem Briefe eines venezianischen Gesandtschaftssekretärs vor. Es war darnach „sehr unceremoniell und ohne irgend welchen Pomp“. Was aber redeten die beiden Herrscher und ihre Räte über ihre Zukunftspläne? Die venezianischen Gesandten erhielten den Eindruck, daß die Konferenz einen für Frankreich sehr erwünschten Ausgang genommen habe; König Franz selbst sprach dem englischen Gesandten darüber mit lebhafter Genugthuung: König Heinrich habe sich in der Erklärung, welche er dem katholischen Könige über seine Beziehungen zu Frankreich gegeben, als sein vollkommenster Freund bewährt. England that wenigstens hinterdrein etwas sehr Ungewöhnliches, um Frankreich in diesem Glauben an seine vollkommene Freundschaft zu bestärken. Als es einige Wochen nach der Zusammenkunft mit Karl einen neuen Gesandten, Jerningham, an Wingfields Stelle beim französischen Hofe bevollmächtigte, gab es ihm und Wingfield den Auftrag, König Franz, seiner Mutter und dem Admiral Bonnivet im tiefsten Geheimnis folgendes zu eröffnen. Während ihres Aufenthaltes in Calais hätten Chièvres und Gattinara vorgeschlagen, das Verhältnis zwischen Karl und der französischen Prinzessin aufzulösen, und ihn statt dessen mit Heinrichs Tochter zu versprechen, zugleich Frankreich zu Wasser und zu Lande von vier Seiten anzugreifen und den Krieg fortzusetzen, bis England alle seine Ansprüche befriedigt habe, wogegen England Karl dabei zu unterstützen habe, daß er mit gewaffneter Hand durch Mailand und Italien ziehe, um sich die Krone zu holen. Darauf habe Heinrich erwidert, er müsse einen derartigen Vorschlag auffallend finden, da Chièvres selbst seinen Herrn in der stärksten Weise verpflichtet habe, die französische

Heirat zu vollziehen; wenn sie wünschten, daß er ihnen traue, so müßten sie ihre Anderen geschworenen Eide halten; er habe sie ermahnt, an ihres Herrn Ehre zu denken und von derartigen Praktiken abzustehen. Den Gedanken, Krieg gegen Frankreich anzufangen, möchten sie aufgeben, da er in diesem Falle Frankreich unterstützen müsse; auch wohl erwägen, wie wenig ihres Herrn Lage, seine Unmündigkeit, seine Geldnot und der revolutionäre Zustand Spaniens zu solchen Unternehmungen auffordere. Da Heinrich die Erfüllung seiner Versprechungen über alles andere schätze, habe er auf derartige Anträge nicht eingehen können, vielmehr Chièvres ermahnt, auf Wege der Ehre und des Friedens zu denken, vor allem auch nicht die Kaiserkrone mit Gewalt gewinnen zu wollen, wenn auch die Reichsfürsten das wünschten, um ihrer Armut durch Krieg aufzuhelfen. Denn wenn er mit einem Heere durch Mailand ziehe, so sei das eine Invasion, gegen welche England verpflichtet sei, Frankreich Beistand zu leisten, gerade wie es in gleichem Falle Karl gegenüber verpflichtet sei. Nach langen Debatten habe sich der römische König darein ergeben, Heinrichs Rat zu folgen. Chièvres habe sich dann bemüht, aus einem früher zwischen dem Papste, Heinrich, Kaiser Maximilian und Karl abgeschlossenen Vertrage die Verpflichtung Englands herzuleiten, daß es Karl bei der Gewinnung der Kaiserkrone unterstütze; man habe aber nachgewiesen, daß dieser Vertrag durch den Tod Maximilians hinfällig geworden, und so seien alle Hoffnungen Karls, von England Hilfe zu gewinnen, vereitelt. Alle anderen Verträge über gegenseitigen Beistand gegen Angriffe seien ohne irgend einen Zusatz erneuert und nur ein Tag verabredet worden, der innerhalb der nächsten achtzehn Monate in Calais gehalten werden solle, um die Zoll- und Handelsfragen zu ordnen. König Franz werde aus dem Berichte die vollkommene Liebe und Zuneigung König Heinrichs erkennen; dieser erwarte keine andere Belohnung, als daß ihm Franz dieselbe Liebe, Aufrichtigkeit und Treue beweise; er vertraue, daß Franz nichts für die Verheiratung Karls mit

seiner Tochter thue oder irgendwelches Abkommen mit ihm über die Erwerbung der Kaiserkrone treffe, ohne Heinrichs ausdrückliche Zustimmung. Die Gesandten sollten sich bemühen, von Franz ein schriftliches Versprechen in dieser Beziehung zu erlangen*).

Wie weit in dieser verräterischen Mitteilung die Vorschläge Karls richtig wiedergegeben werden, läßt sich nicht sagen; daß in Calais die Verhandlungen über die Heirat Karls mit Prinzessin Marie fortgesetzt wurden, sagt König Heinrich später bestimmt, und Wolsey stellt in einer Denkschrift für König Heinrich, welche wohl dem Januar 1521 angehört, die Verhandlungen in Calais so dar**), als ob damals von des Kaisers Seite in der That sehr eifrig auf jene Heirat hingearbeitet worden sei. Aber wer könnte solchen Behauptungen Glauben schenken? Dagegen ist es unzweifelhaft, daß sich England in Calais wesentlich anders verhielt, als es nachher Frankreich glauben machen wollte. Die dort mit Karl getroffenen Abmachungen gingen sehr viel weiter, als es eingestand, und doch enthielten diese förmlichen Abmachungen sicherlich erheblich weniger, als man in Aussicht nahm. Einmal wurden allerdings alle alten Verträge erneuert, aber die Zusagen gingen weiter, als man Frankreich gegenüber Wort haben wollte. Während Erzherzog Ferdinand in dieselben aufgenommen wurde, dehnte man sie nicht nur auf die gegenwärtigen, sondern auch auf die zukünftigen Besitzungen Englands aus. Beide Mächte sollen dieselben Freunde und Feinde haben; keine Macht darf ohne die Zustimmung der anderen einen Vertrag mit irgendeinem Fürsten schließen***).

---

*) Brewer p. 346 f. Einen in manchen Punkten übereinstimmenden Bericht gab die Königin-Mutter dem Bischof von Bayeux, wie sie sagte, nach den Erzählungen Montmorency's, welcher der Zusammenkunft in Calais beigewohnt. Sie versicherte, Frankreich und England seien ein Herz und eine Seele. S. den Brief des Bischofs vom 19. Juli. Lettere di Principi 1.79 b.

**) Brewer p. 458.

***) Dieser von Brewer p. 328 auf den 10. Juli verlegte Vertrag wird wohl von etwas späterem Datum sein, da es heißt, er sei bei der Zusammenkunft in Gravelingen und Calais abgeschlossen.

Sodann einigte man sich in Calais am 14. Juli über einen Pakt eigentümlicher Art. Durch denselben verpflichteten sich beide Teile, während der nächsten zwei Jahre mit dem Könige von Frankreich keine Verhandlung und keinen Vertrag einzugehen, wodurch sie in betreff der Heiratsabrede, welche sie mit demselben getroffen, stärker gebunden würden als bisher. In den letzten drei Monaten dieser zwei Jahre sollte ein Tag in Calais abgehalten werden, auf dem nicht etwa, wie Wolsey König Franz anvertrauen ließ, über die beiderseitigen Handelsbeziehungen, sondern über alle die Dinge, welche man jetzt mit einander besprochen und anderes verhandelt werden sollte, was zur Vollendung und Sicherung der aufrichtigen Freundschaft und zur Förderung der Ehre und des Vorteils beider dienen könnte. Und damit man sich bis dahin in aller Vertraulichkeit und Brüderlichkeit alles mitteilen könne, was den einen oder anderen angehe, und darüber miteinander beraten, solle jeder einen ordentlichen Gesandten bei dem anderen beglaubigen, der des vollkommenen Vertrauens würdig sei*).

Man sieht, zu einer wirklichen Einigung waren die beiden Mächte von ferne noch nicht gelangt; die eine suchte sich der andern möglichst zu versichern, daß sie nicht mit Frankreich zusammentrete. Noch immer fürchtete Wolsey, daß trotz alledem eine Wiederannäherung Karls an Frankreich möglich werde; sie zu hindern, war der wesentliche Zweck dieses Vertrags, der dann durch jene hinterlistige Eröffnung an König Franz noch wirksamer gefördert werden sollte. Auf Karls Seite herrschte ohne Zweifel die entsprechende Besorgnis; vielleicht versäumte es auch Chièvres nicht, dem französischen Könige über Englands Anträge ähnliche Vertraulichkeiten zu machen. Jeder wollte den anderen gewinnen, ohne sich an ihn zu binden. Keiner von beiden würde sich natürlich durch diesen Vertrag vom 14. Juli haben hindern lassen, mit Frankreich ein vorteilhaftes Abkommen

*) Monum. Habsb. p. 179 ff.

zu treffen, wenn es möglich gewesen wäre. Weder Wolsey noch Chièvres konnte aber auch in diesem Augenblicke geneigt sein, eine definitive Verbindung einzugehen. Wolsey nicht, weil die Angelegenheiten Karls zu bedenklich standen, weil niemand wissen konnte, wie die Dinge in Spanien, welche die diplomatische Welt jetzt schon sehr beschäftigten, verlaufen, wie der junge römische König seine Regierung in Deutschland begründen, welche Mittel die Stände des Reichs ihm etwa zur Verfügung stellen würden; Chièvres nicht, weil die Verhandlungen mit diesen Ständen möglicherweise die Verbindung mit England weniger nötig machen würden, und weil er sicher auch jetzt die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben hatte, sich mit Frankreich, wenn dieses die drohende Verbindung mit England sähe, zu vergleichen.

Zunächst geriet jetzt die diplomatische Aktion unter den drei Mächten in einen gewissen Stillstand, soweit wir wenigstens nach den vorliegenden Quellen urteilen können. Frankreich wie England waren in der Lage, eine Weile ruhig zu beobachten, wie der junge römische König seine ererbte spanische Macht zu behaupten, die ihm übertragene kaiserliche Würde geltend zu machen wissen werde. Inzwischen aber richteten sich daneben ihre Blicke vornehmlich nach Rom. Um die Mitte Juli sprach König Franz gegen Wingfield den lebhaften Wunsch aus, daß Frankreich und England ihre Anstrengungen bei der Kurie vereinigen möchten, um den Papst von einer übereilten Verbindung mit dem katholischen Könige abzuhalten. Er wisse, sagte er, wie der Papst zu Zeiten das furchtsamste Geschöpf der Welt sei, zu anderen Zeiten eben so mutig. Derselbe beobachte jetzt die enge Verbindung zwischen Frankreich und England mit Mißtrauen, ja mit Besorgnis. Wenn nun aber die beiderseitigen Gesandten angewiesen würden, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß sie beide, die Hauptsäulen der Christenheit, mit ihrer innigen Verbindung nur den Ermahnungen des heiligen Vaters nachgekommen wären und allen anderen Fürsten ein

gutes Beispiel gegeben hätten, wenn sie ihm als gehorsame Kinder der Kirche für alle Zeiten ihren Beistand verhießen, so würde er sich nicht durch Furcht bestimmen lassen, in die Forderung des katholischen Königs zu willigen. Wolsey wußte natürlich diesem Wunsche mit einer verbindlichen Wendung auszuweichen*).

In der That hatte Leo X., dessen Schicksal es nun einmal war, allen wichtigen Vorgängen in der politischen Welt mit ängstlichem Blick zu folgen, seit dem Frühling die Transaktionen unter den drei Mächten in sehr unbehaglicher Stimmung beobachtet. Wir erinnern uns, wie er früher Frankreich und Venedig unablässig auf die Notwendigkeit hingewiesen hatte, England zu gewinnen, da der Bund nur durch dessen Beitritt stark genug werden würde, um Karl die Spitze zu bieten. Es kann jetzt hinzugefügt werden, daß er Karl, wenn er sich um das Bündnis mit dem Papste bemühte, dieselbe Notwendigkeit ans Herz gelegt haben wird. Es hätte ihm also erwünscht sein müssen, daß beide ernstliche Anstalten machten, durch die Zusammenkunft mit König Heinrich seiner Mahnung nachzukommen. Aber er erlebte den Kummer, daß die Dinge gar nicht so verliefen, wie er es wünschte. Der französische König beeilte sich allerdings ebenso wie der katholische, ihn von jedem bei England wirklich oder angeblich errungenen Vorteil in Kenntnis zu setzen: schon Anfang April sagte Leo dem englischen Gesandten, die Franzosen prahlten ihm gewaltig vor über die Zusammenkunft ihres Herrn mit König Heinrich, er aber wisse aus bester Quelle, daß der katholische König vorher in England landen und König Heinrich sehen werde. Ebenso wetteiferten die beiden Rivalen später, den Papst zu benachrichtigen, was sie bei England durchgesetzt; ein jeder rühmte sich, dasselbe ganz für sich gewonnen zu haben. Dagegen hüllte sich England selbst in das verdrießlichste Geheimnis. Der Papst,

*) Brewer p. 330. 347.

schreibt der Bischof von Worcester am 14. März an Wolsey, habe erfahren, daß die Zusammenkunft zwischen König Franz und König Heinrich festgesetzt sei; er empfinde es unangenehm, daß man ihn darüber nie zu Rate gezogen habe; er werde gern einen Nuntius zu der Zusammenkunft senden, wenn es König Heinrich gefalle. Am 4. April berichtet derselbe Gesandte, der Papst sei wenig erfreut darüber, daß Wolsey ihm gar nichts über die mit Frankreich verabredete Zusammenkunft mitgeteilt, daß er überhaupt seit August nur einen einzigen Brief von England erhalten habe. Da er den Kardinal mit seinen vielfachen Geschäften entschuldigt, habe der Papst erwidert: „Sagt mir auf Euer Wort, was könnte in der Welt wichtigeres geschehen, als der Beschluß dieser Zusammenkunft? Andere Fürsten haben die Gewohnheit, selbst wenn nichts Wichtiges vorgefallen, uns wenigstens einmal im Monat zu schreiben." Wie beschäftigt Wolsey auch sein möge, er habe doch einen andern schreiben lassen können. Aber Wolsey blieb nach wie vor stumm. Nachdem Campeggi inzwischen dem Kardinal verschiedentlich den Wunsch nahe gelegt, öfters von ihm zu hören, erhebt Worcester am 4. Mai die Klage, er habe jetzt von Wolsey seit acht Monaten keine Antwort erhalten. Der Papst sei sehr ärgerlich, daß man ihn über die bevorstehende Zusammenkunft nicht unterrichtet habe, daß man überhaupt nur schreibe, wenn man etwas von ihm wünsche; mehr als einen Monat habe er mit der Ernennung eines Nuntius für die Konferenz gezögert, jetzt aber denselben abgeschickt.

Endlich Ende Mai war der Papst so glücklich, Briefe von König Heinrich und Wolsey zu bekommen; aber sie bewegten sich in erbaulichen Allgemeinheiten, in Versicherung des kindlichen Gehorsams und des aufrichtigen Verlangens, den vom Papste angeblich gewünschten allgemeinen Frieden zu erhalten; von Englands politischen Absichten sagten sie nichts. Da die peinliche Unwissenheit der Kurie fortdauerte, griff endlich Kardinal Medici selbst zur Feder. Der Papst, schrieb er, sei in

arger Verwirrung, da er Wolsey's wahre Gesinnung nicht zu erkennen vermöge; sein Berichterstatter beim Kardinal schreibe widersprechende Dinge; der Kaiser rühme sich ebensowohl, England auf seiner Seite zu haben, als der König von Frankreich. Der Papst wünsche dringend, die Wahrheit zu erfahren. Wolsey möge doch eine Vertrauensperson an ihn senden, mit der die Geschäfte so weit als möglich mündlich erörtert werden könnten. Auf Worcesters Berichte (der in Karls Solde gestanden zu haben scheint) könne man sich gar nicht verlassen.

Wolsey hatte es durch sein schlaues Schweigen erreicht, daß sich die Kurie fast ebenso eifrig um seine Gunst bewerben mußte, wie Frankreich und Spanien. Die Herren in Rom hatten vielleicht gemeint, den Kardinal williger zu machen, wenn sie die Bestätigung der ihm vom katholischen Könige verliehenen spanischen Pfründen hinauszögerten. Aber Anfang Juli gaben sie dem mächtigen Herrn mit vollen Händen. Nachdem am 2. der Kardinal Medici ihm einen höchst verbindlichen Brief geschrieben, am 4. der Papst ihm die jährliche Pension von 2000 Dukaten aus den Einkünften von Palencia gewährt, meldete ihm Campeggi denselben Tag, das Konsistorium habe ihm durch die Bestätigung im Bistum Badajoz und den Erlaß der Annaten ein Geschenk von 15—16000 Dukaten gemacht; er möge sich doch dem Papste dafür dankbar erweisen. Aber Wolsey blieb, wie er war. Der Papst geriet in immer größere Aufregung. Nach einer Unterredung mit ihm schrieb der venezianische Gesandte am 18. Juli: er fürchte diese königlichen Zusammenkünfte sehr. Er begann jetzt sehr ernstliche Anstrengungen, um für alle Fälle seine Kasse zu füllen; er dachte unter anderem daran, 140 neue Ritter zu ernennen, von denen ihm jeder 1000 Dukaten zahlen sollte*). Am 8. August mußte Worcester zur Feder greifen, um abermals der Mißstimmung

*) Gradenigo's (Minio's Nachfolger) Berichte vom 18., 24., 27. und 28. Juli. Sanuto 29, 50. 62. 71.

des Papstes Ausdruck zu verleihen. Lange habe derselbe weder von König Heinrich noch von Wolsey etwas gehört, obwohl er doch erwartet, über das Resultat der Besprechung, wenigstens der mit dem Kaiser, unterrichtet zu werden. Nun komme Frankreich mit allerlei Zumutungen, der König zeige seine bevorstehende Reise nach Italien an, gebe schon seinen Hauptleuten in Mailand Befehl, sich bereit zu machen, der Papst aber, da er Wolsey's wahre Meinung nicht kenne, wisse nicht, wohin er seinen Weg lenken solle. An Frankreichs ungebührlichen Prätensionen habe er wenig Freude, da er aber von England keinen Schutz hoffen dürfe, werde er sich fügen müssen*).

Daß Leo durchaus nicht erfahren konnte, wohin die englische Politik eigentlich steuere, war für ihn um so fataler, als ihn Frankreich und Spanien jetzt eifriger als je bestürmten, er möge sich entscheiden. Chièvres hatte die Verhandlungen mit der Kurie seit Januar in der Hauptsache ruhen lassen, weil er die Ueberzeugung gewonnen, er werde zu nichts kommen, wenn er nicht eine Persönlichkeit von hervorragender Fähigkeit und Energie auf den Plan bringe. Es wurde dazu Juan Manuel, ein Mann aus vornehmer castilianischer Familie, ausersehen, welcher seit dem Beginn des Jahrhunderts in den spanischen Dingen durch seine Klugheit, List, Verwegenheit und Rücksichtslosigkeit eine hervorragende Rolle gespielt hatte und zwar immer als Vertreter der burgundischen Interessen gegen König Ferdinand. Dieser hatte durch den unversöhnlichen Haß, mit dem er Manuel verfolgte, am besten bewiesen, wie viel er von ihm fürchte. Im Sommer 1513 suchte er den an Karls Hofe Weilenden in seine Gewalt zu bringen; wenn ihm dieses wichtige Unternehmen gelungen, schrieb er seinem Gesandten am flandrischen Hofe, würden sich seine Beziehungen zum Kaiser und zu Karl wesentlich besser gestalten. Denjenigen Personen, welche

---

*) Brewer p. 226. 249 f. 264. 277. 296. 323 f. 349.

ihm Manuel ausliefern sollten, versprach er eine jährliche Pension von 4000 Dukaten. Im nächsten Jahre erreichte er wenigstens, daß Manuel ins Gefängnis geworfen wurde. Aber bald stand der Gefürchtete wieder so, daß der spanische Gesandte in England meinte, er übe von Flandern aus den maßgebenden Einfluß auf die Königin Katharina. König Ferdinand kam jetzt wieder auf die Idee zurück, Manuel in seine Hand zu bringen. Denn Ende 1514 schrieb er seinem Gesandten in Flandern, es werde allerdings sehr wünschenswert sein, wenn man Chièvres von Karls Person entfernen könne, aber noch sehr viel mehr Wert müsse er darauf legen, Manuel fortzuschaffen; denn er übe den gefährlichsten Einfluß auf den Prinzen aus*).

Unter diesen Umständen muß man es auffallend finden, daß eine so hervorragende Persönlichkeit nach Karls Regierungsantritt Jahre lang, so viel wir wissen, ganz unbeschäftigt bleiben konnte. Vielleicht fürchtete Chièvres seinen Einfluß und suchte ihn deshalb von allen wichtigen Stellungen fernzuhalten, bis er ihn unentbehrlich fand, die Dinge in Rom vorwärts zu bringen. Da man Außerordentliches von ihm erwartete, mußte man ihm auch eine ungewöhnliche Stellung einräumen. Schon seit dem Februar beschäftigten sich die Diplomaten in Rom mit der Mission dieses Mannes: der Kaiser, schreibt Minio, habe ihm die doppelte Besoldung bewilligt, wie seinem früheren Gesandten; Manuel verlange, daß es keinen anderen Vertreter des Kaisers neben ihm gebe. Die Venezianer verfolgten dann die Reise Manuels mit gespannter Aufmerksamkeit; sie meldeten, wann er in Florenz angekommen, wann er in Rom erwartet werde. Endlich, am 11. April**), hielt er seinen prächtigen Einzug in die ewige Stadt, wobei ihm der Papst ungewöhnliche Aufmerksamkeiten erwies.

*) Bergenroth 2, 139. 248. 251.

**) So sagt Manuel selbst in einer von Bergenroth nicht mitgeteilten Depesche vom 24. April.

Leider kennen wir Manuels Instruktionen nicht*), wissen ebensowenig, wie die Dinge zwischen Leo und Karl bei seiner Ankunft in Rom lagen; deshalb wird uns die Situation selbst durch die reichlich von Bergenroth mitgeteilten Berichte Manuels nicht völlig klar. Wenige Wochen nach dessen Ankunft kehrte Minio, nachdem er Venedig vierzig Monate bei der Kurie vertreten, nach der Heimat zurück. In seiner Relation, von der wir leider nur den ungewöhnlich knappen Auszug Sanuto's kennen, meint er, der Papst stehe zwischen Frankreich und Spanien neutral, neige aber doch seiner Ansicht nach zu Spanien. Das genau Entgegengesetzte wußte zu derselben Zeit der uns bekannte Kardinal Bibbiena zu berichten, welcher im Januar aus Frankreich an den päpstlichen Hof zurückgekommen war. In verschiedenen Briefen aus April und Mai versichert er der Königin-Mutter, der Papst sei mehr als je von den besten Gesinnungen gegen Frankreich erfüllt. Den lebhaftesten Ausdruck gab er dieser Beteuerung am 19. Mai, wo er schrieb, der Papst habe ihm aufgetragen, zu melden, er wolle in der wahren Einigkeit und in der vollkommenen Liebe leben und sterben, die ihn mit König Franz und seiner Mutter verbinde; er freue sich sehr über die Zusammenkunft des Königs Franz mit König Heinrich und unterlasse nichts, um England in fester Freundschaft mit Frankreich zu erhalten**).

Wie fand nun Manuel den heiligen Vater? In einer seiner ersten Audienzen teilte ihm der Papst sehr bedrohliche Nachrichten über die Rüstungen und Absichten der Türken mit, welche Rhodus, Sizilien und andere Gebiete angreifen wollten; Karl möge doch den anderen christlichen Fürsten ein gutes Beispiel geben, indem er seine Flotte von der afrikanischen Küste in die bedrohten Gegenden sende, um sie vor den Ungläubigen

---

*) Die Vollmacht Karls für Manuel d. d. Brüssel 15. Juni 1520 (Monum. Habsb. p. 177 ff.) bewegt sich nur in Allgemeinheiten.

**) Molini, Documenti 1, 76 ff.

zu schützen*); er fügte viele schmeichelhafte Worte hinzu. Manuel erwiderte, Seine Heiligkeit habe sehr wohl geredet und der Kaiser werde seine Worte gewiß billigen; er aber (der Gesandte) könne sein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, daß der Papst vom Kaiser immer Dienste fordere, sobald sie ihm aber geleistet seien, jede Erinnerung daran verliere. Der Kaiser habe zuerst von allen Fürsten, als es der Papst gewünscht, gegen die Türken gerüstet und werde zuletzt von allen die Waffen niederlegen. Es sei deshalb auffallend, daß der Papst so große Schwierigkeiten mache, das Bündnis abzuschließen; wenn er nicht rasch seine Einwilligung dazu gebe, könne er (Manuel) seinem Herrn nicht raten, den Wunsch des Papstes zu erfüllen. Dieser entgegnete, er sei bereit, den Vertrag abzuschließen, könne aber unmöglich die von Karl geforderte Absolution gewähren, da eine Absolution von einer nicht begangenen Sünde nicht zuläßig sei. Wenn er sie gäbe und der Vertrag würde bekannt, wäre er ein verlorener Mann. Manuel fügte seinem Berichte hinzu, da er nach seiner Instruktion kein Wort in dem Vertragsentwurfe ändern dürfe, müsse er um neue Weisungen bitten. Er halte es für das Beste, den Willen des Papstes zu thun; denn wenn der Papst die kaiserliche Flotte bezahle und das ganze Unternehmen geschickt ausgeführt werde, so könne sich der Kaiser zum Herrn Italiens machen**).

Rätselhafte Worte! Um welches Bündnis, welchen Vertrag, welche Absolution, welches Unternehmen handelte es sich? In seiner nächsten Depesche vom 12. Mai berichtet Manuel von einer Unterredung mit dem Kardinal von Santi Quattro, bei dem er sich darüber beschwert, daß der Papst gar keine Geneigtheit zeige, das Bündnis mit dem Kaiser und dem Könige von England abzuschließen, daß er über bloße Worte Schwierigkeiten mache, so in betreff der Absolution. Der Kardinal er-

*) Eine Bulle vom 1. Mai legte dem Kaiser die Sache sehr eindringlich ans Herz.

**) Bergenroth 2, 300 f.

widerte, es würde lächerlich sein, wenn der Papst eine Absolution gewährte, ohne die Sünde zu bezeichnen, von der er losspreche. Hier also hören wir, daß es sich damals schon um ein Bündnis nicht nur zwischen Papst und Kaiser, sondern auch mit England handelte. Aber an der Verhandlung über dieses Bündnis nimmt England, über dessen unbarmherziges Schweigen wir ja eben den Papst so lebhaft haben klagen hören, nicht den mindesten Anteil; lediglich Karl und Leo beschäftigen sich mit dieser Frage, aber bereits in der Art, daß Karl einen präcisen Vertragsentwurf übersandt hat, an dem er kein Wort geändert sehen will. Es kann danach dieses Bündnis mit England wohl nur so verstanden werden, daß sich Karl, vielleicht auch Leo verpflichten sollte, alles zu thun, um England zu demselben beizuziehen. Aber der Papst sollte, um dieses Bündnis zu erleichtern, Karl eine ganz allgemein gehaltene Absolution gewähren. Wir werden später sehen, daß in den Verhandlungen Karls mit England ein päpstlicher Dispens eine große Rolle spielt, den Karl für unentbehrlich erklärte, um eine Verbindung mit Heinrichs Tochter Marie eingehen zu können. Jetzt wollte er sich denselben, wie es scheint, bereits sichern in der Form einer allgemeinen Absolution; es paßte ihm nicht, dem Papst jetzt schon anzuvertrauen, daß es sich eventuell um die Lösung seines Verhältnisses zu der französischen Prinzessin und um die Verbindung mit seiner Cousine handeln werde; wie hätte er das zu einer Zeit verraten mögen, wo er noch nicht ahnen konnte, welchen Gang die Verhandlungen mit England nehmen würden, die aber natürlich sehr dadurch gefördert werden mußten, wenn er nach etwaiger Verabredung mit England eines päpstlichen Dispenses gar nicht mehr bedurfte. Aber wie konnte man glauben, daß der Papst auf ein derartiges Ansinnen eingehen werde? Manuel wiederholt sein lebhaftes Bedauern, daß der Kaiser nicht zu einem vollkommenen Einvernehmen mit dem Papste gelangen könne; denn dann würden die Franzosen all ihren Kredit verlieren und der Kaiser würde

leicht ganz Italien gewinnen. Wenn aber der Papst das Bündnis mit dem Kaiser nicht abschließe, so müsse er sich notwendig mit Frankreich verbinden.

In demselben Briefe vom 12. Mai meldet Manuel seltsamerweise, der Papst sei bereit, den Vertrag abzuschließen, am 26. Juni aber, der heilige Vater wünsche geheime Verhandlung über die schwebenden Fragen, und am 5. Juli, der Papst sei sehr böse und verweigere, den Vertrag zu unterzeichnen, ehe es der Kaiser gethan. So schwanken die Dinge noch lange fort. Nicht selten hat Manuel an demselben Tage direkt Widersprechendes zu berichten. Und nicht allein der Papst wechselt in seinen Absichten, auch Karl geht bald vor, bald zurück. Im Mai muß Manuel den Papst mit allen Mitteln zum Abschluß drängen; Anfang Juli schreibt er, er wisse nicht, ob Karl geheime Gründe zu seiner dilatorischen Politik habe; wenn das nicht der Fall, rate er, das Bündnis ohne Verzug abzuschließen. Der Papst werde immer von ihm abhängen, und wenn er es der Kurfürsten wegen rätlich fände, das Unternehmen gegen Frankreich aufzuschieben, so lasse sich ja ein Vorwand immer leicht entdecken. Alle Verhältnisse lagen eben damals noch in einer Unklarheit, welche keiner Macht gestatteten, einen entschiedenen Schritt vorwärts zu thun. Selbst ein so entschlossener Mann wie Manuel wechselt auffallend in seinem Urteil. Am 12. Mai äußert er die Meinung, der Kaiser solle mit Frankreich Frieden halten; denn die Franzosen seien in Italien so wenig beliebt, daß, sobald sich der Kaiser nur in Trient zeige, Italien aufstehen und die Franzosen vertreiben werde; diese seien deshalb für ihn nicht gefährlich. Aber am Schlusse derselben Depesche räth er, seine Feinde durch eine kühne That zu verwirren, durch einen Handstreich auf Genua, den er mit Hilfe der Adorni jeden Tag ausführen könne: ein solcher Handstreich wäre aber Krieg gegen Frankreich gewesen.

Wie sorgfältig man auch Manuels Berichte prüft, man kann doch nicht erraten, welche Bedingungen etwa die ver-

schiedenen Vertragsentwürfe enthalten haben mögen, welche in dieser Zeit zwischen Kaiser und Papst ausgetauscht wurden. An demselben 12. Mai, wo Manuel schreibt, der Papst sei bereit, in aller Heimlichkeit das doch gegen Frankreich gerichtete Bündnis mit Karl anzunehmen, sagt er, da der Papst Ferrara nehmen wolle, wünsche er, daß der Kaiser, Frankreich und Venedig miteinander in Frieden leben. Wie konnte er das wünschen, wenn er gleichzeitig bereit war, sich mit dem Kaiser gegen Frankreich zu verbinden? Auf jeden Fall aber können sich auf Ferrara damals die Verhandlungen wohl noch nicht erstreckt haben. Am 5. Juli schreibt er Chièvres, was Siena betreffe, so denke er, der Papst werde Chièvres ein Trinkgeld von 20000 Dukaten geben und den Kaiser als seinen Lehnsherrn anerkennen; Siena also, das er längst gewünscht, sollte der Papst jetzt wohl erhalten. Denselben Tag meldet Manuel dem Kaiser, der Papst erkenne seine Rechte auf Mailand und Genua in dem Vertragsentwurfe an. Ohne daß der Kaiser ihm Ferrara preisgab? Und wie stand es mit der Hauptfrage, mit Neapel, mit der Krönung? Wir hören kein Wort davon.

Da noch alles unsicher schwebte, konnte auch die päpstliche Politik zu keiner Entscheidung kommen. Man versuchte sich in untergeordneten oder vorbereitenden Fragen. Von diesen war die wichtigste, wie sich Wolsey stelle. Der Kardinal wünschte längst vom Papste zu seinem lebenslänglichen Legaten in England ernannt zu werden. Da Karl bestrebt sein mußte, den Kardinal für sich zu gewinnen, beauftragte er Manuel, dieses Anliegen desselben zu unterstützen. Manuel antwortete, auf dem Erdboden sei niemand, den der Papst so von Herzen verabscheue wie Wolsey; dennoch werde er dessen Wunsch erfüllen, wenn man den nötigen Druck auf ihn ausübe und ihm zu verstehen gebe, daß er sich nur dadurch aus seinen Schwierigkeiten retten könne. Manuel wollte aber mehr. Der Papst sollte das Ernennungsdekret Chièvres übersenden, der es dann Wolsey nur dann übergeben werde, wenn derselbe sowohl dem Papst

als dem Kaiser wesentliche Dienste geleistet habe. Daß der Papst auf ein solches Ansinnen nicht einging, versteht sich von selbst. Dagegen erreichte Manuel wenigstens, daß, nachdem er mit Mühe die Bestätigung der spanischen Pfründen für Wolsey durchgesetzt, die betreffende Bulle ihm zur Beförderung übergeben wurde. Aber jetzt hieß es in Rom, König Franz habe Wolsey 50000 Dukaten gegeben und dieser dafür versprochen, das französische Interesse zu wahren. Und bald darauf erhielt der Papst einen Bericht von seinem Abgesandten, dem Wolsey Ende Juni in Calais gesagt: „Mein König kann den König von Frankreich nicht verlassen, und wenn der katholische König gegen Frankreich Krieg unternehmen will, so wird er die Freundschaft Englands verlieren. Ich hoffe jedoch, er wird thun, was ich ihm sage.“ Wolsey hatte jetzt einen neuen Wunsch, daß ihm nämlich der Papst Vollmacht sende, den Frieden unter allen christlichen Fürsten herzustellen. Der Papst gab ihm darauf nicht einmal freundliche Worte. Er haßte Wolsey wirklich. Er fand es nötig, daß man in England eine Liga gegen den übermütigen Kardinal bilde, der sich vor kurzem gegen den päpstlichen Auditor berühmt hatte, er könne thun, was er wolle, ein Bündnis zwischen England, Frankreich und dem Kaiser, eine Zusammenkunft zwischen den drei Herrschern herbeiführen oder verhindern. Die römischen Staatsmänner waren aber der Ueberzeugung, der Kardinal werde das thun, was für ihn, für sein persönliches Interesse vorteilhaft sei*). Gattinara bemerkt zu der Stelle, an welcher Manuel das berichtet, diese Schätzung von Wolsey's Charakter sei nur zu richtig. Wie aber auch der Papst diesen übermütigen Diener verwünschte, er mußte ihm doch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, willfährig sein. Wenn er ihm die spanischen Einkünfte widerwillig bestätigt

*) Manuels Worte lauten: pero dizen que es hombre de su proprio provecho, was Bergenroth zu stark wiedergibt: It is said the Cardinal thinks of nothing but what is advantageous to himself. Bergenroth geht in dieser Art öfter über den strengen Wortlaut hinaus.

hatte, so mußte er ihm, freilich erst im Beginn des nächsten Jahres, die Würde eines Legaten, wenn auch nur auf zwei Jahre, verlängern.

Fast ebenso lange schwebte ein anderer Handel bei der Kurie. Konnten Frankreich und Spanien den Papst noch nicht bestimmen, sich ganz für den einen von ihnen zu erklären, so wollten sie wenigstens von ihm einen besonderen Beweis seines Vertrauens: Frankreich verlangte, daß er den mit dem königlichen Hause verwandten Erzbischof von Toulouse, Karl, daß er den Bischof von Lüttich mit dem roten Hut beglücke. Dieser Bischof aber, Eberhard de la Mark, war Frankreich als abtrünniger Freund besonders verhaßt, und König Franz wünschte deshalb seine Erhöhung fast noch mehr zu hindern, als die Toulouse's durchzusetzen. Der Papst geriet zwischen diesen entgegengesetzten Anforderungen in ein peinliches Gedränge. Er hatte sich wohl dadurch zu helfen gesucht, daß er Lüttich Ende März auf Karls Wunsch als Erzbischof von Valencia bestätigt hatte; aber Manuel ließ sich damit nicht abfinden; er bestand auf dem Hut. In jenem Brief vom 19. Mai, in welchem Bibbiena der Königin-Mutter beteuert hatte, Se. Heiligkeit sei entschlossen, in vollkommener Liebe zu König Franz und seiner Mutter zu leben und zu sterben, mußte er über diese fatale Angelegenheit reden. Toulouse, versicherte er, wünsche der Papst nicht weniger lebhaft zu erhöhen, als König Franz selbst. Aber es stehe eine große Schwierigkeit im Wege. Der katholische König bestürme den Papst für Lüttich und sein Gesandter habe ihm deswegen erst gestern eine fürchterliche Schlacht geliefert. Der Papst sei unerschütterlich; aber er fürchte, wenn er Toulouse den Hut gebe und Lüttich nicht, so könne der katholische König schlimme Dinge unternehmen. Lediglich aus Liebe zu Frankreich werde er Karl lieber zwei Kardinäle gewähren, als Lüttich; aber Karl bestehe durchaus auf Lüttich. Er wünsche in jeder Weise Frankreichs Wünsche zu erfüllen, aber er glaube es nicht zu können, ohne einen Bruch mit Karl

zu riskieren. Er werde sehr glücklich sein, wenn sich König Franz mit der Erhöhung Lüttichs einverstanden erkläre; dann werde er gewiß nicht nur dem Erzbischof von Toulouse, sondern auch dem von Sens den Hut geben, Frankreich aber werde überdies den Vorteil davon haben, daß Lüttich ihm sich viel freundlicher bezeige*).

Bibbiena verstand es meisterhaft, unerfreuliche Thatsachen in die schönsten Phrasen einzuwickeln und ihnen die nötigen Phantasien beizufügen. Von der fürchterlichen Schlacht, welche Manuel dem Papste Lüttichs wegen geliefert haben soll, hören wir von ihm selbst nichts; sie wird wohl nicht so schlimm gewesen sein. Denn die Prätension Frankreichs, der Papst solle seinetwegen Bischof Eberhard zurücksetzen, solle sich deswegen mit dem Kaiser überwerfen, ging doch etwas weit. Zwischen den Zeilen von Bibbiena's Brief steht deutlich genug geschrieben, daß der Papst damals schon so gut wie entschlossen war, Karls Wunsch zu erfüllen. Frankreich hätte wohlgethan, in diesem Punkte nicht zu weit zu gehen. Aber König Franz war seit seiner Niederlage im Wahlkampf übler Laune, die ihn nur zu oft ungeschickt operieren ließ. Bei der Unsicherheit seiner Stellung zu England, der Unberechenbarkeit des Papstes und dem drohenden Zerwürfnis mit dem Kaiser hätte er doch gerade damals vom Papste keine Erklärung über seine Absichten gegen Ferrara und die Rückgabe Modena's und Reggio's an dasselbe fordern müssen, wie wir aus Bibbiena's Briefe entnehmen. So blieb er auch gegen dieses klugen Freundes Mahnungen taub**). Er beharrte dabei, daß Lüttich den Hut nicht erhalten dürfe. Aber schon am 26. Juni konnte Manuel

---

*) Molini 1, 84 f.

**) In Rom schätzte man die politische Weisheit der französischen Regierung nicht hoch. „Sie sagen," schreibt Manuel am 13. Juni, „König Franz hat keinen andern Rat als seine Mutter und deren Bruder, welche sehr wenig von Staatssachen verstehen." Es sei eine armselige Regierung, auch fehle es ihr an Geld.

dem Kaiser melden, der Papst habe ihm den Hut für Bischof Eberhard versprochen; da er die Feindschaft der Franzosen dadurch auf sich ziehen werde, wünsche er geheime Verständigung mit dem Kaiser. Der Kampf ging trotzdem ununterbrochen fort; Frankreich widersetzte sich der Erhöhung Lüttichs bis zuletzt mit der größten Hartnäckigkeit; selbst als die Kardinäle im September*) ihre Stimmen Lüttich wie Toulouse gegeben hatten, ließ es nicht nach. Am 10. Oktober schreibt Campeggi an Wolsey, König Franz widersetze sich jetzt der Erhöhung Lüttichs offen, und der Papst, fügt er auffallenderweise hinzu, wolle nicht gegen den Willen des Königs handeln.

Die Franzosen waren indes voll Uebermut. Worcester, der sich ebenfalls Hoffnung auf den Hut gemacht hatte, schreibt Wolsey am 26. September: „Die Franzosen jubeln und prahlen in wunderbarer Weise; sie meinen die Herrschaft über den ganzen Erdkreis zu besitzen, besonders wegen der spanischen Rebellion.“

Die spanische Bewegung hatte schon längst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Bibbiena wußte schon am 19. Mai von den „sehr bösen Nachrichten aus Spanien“; er meinte, wenn der katholische König das Land verlasse, könne sich ein großes Unglück zutragen. Manuels Stolz ließ ihn erst am 26. Juni Notiz davon nehmen, daß die Franzosen die Nachrichten von den Unruhen in Spanien ausriefen und, wie er meinte, eine Menge närrischer Geschichten darüber erzählten. Am 22. Juli schreibt er, Spaniens Feinde nennten die dortige Bewegung eine Rebellion; der Papst meine, sie müsse den Kaiser

---

*) Campeggi an Wolsey, Rom den 26. September. Brewer p. 363. Nach einem Schreiben Campeggi's vom 15. September (ebendaselbst p. 360) kann damals die Wahl noch nicht stattgefunden haben. Wie Manuel von der Wahl schon am 12. September berichtet haben soll, ist mir unverständlich. Sollte hier eine Ungenauigkeit Bergenroths vorliegen, so daß diese Depesche wohl am 12. September begonnen, aber erst vier, fünf Tage später beendet worden wäre? Gradenigo berichtet am 18. über das Konsistorium, welches die Wahl vorgenommen, wenn auch mit unrichtigen Details.

veranlassen, seine Pläne in Italien ohne Verzug auszuführen, weil er dadurch seine Feinde nicht nur in Spanien, sondern in der ganzen Welt erschrecken werde. Bald darauf sah man die Dinge so schlimm an, daß man sich mit Karls angeblicher Absicht beschäftigte, sofort nach der Krönung in Aachen nach Spanien zurückzukehren. Campeggi meldete am 22. August diese Absicht des Kaisers als Thatsache. Anfang September verkündeten die Franzosen in Rom, Spanien sei für den Kaiser auf immer verloren. König Franz unterhielt die Diplomaten von nichts lieber, als von dem Drüber und Drunter in Spanien. Es hätte ihm ja in der That nichts mehr zu statten kommen können. Denn die Comuneros erweckten nicht nur die schlimmsten Besorgnisse für die Zukunft Karls, sondern lähmten sofort alle seine Bewegungen. Wir haben früher gehört, wie ihn drückender Geldmangel zu dem verhängnisvollen Auftreten gegen die Cortes Castiliens veranlaßte: nun erhielt er nicht nur von dem neuen Servicio nichts, sondern alle Geldzahlungen aus Spanien hörten auf. Da die Zusammenkünfte mit König Heinrich trotz aller verhältnismäßigen Einfachheit doch einen beträchtlichen Aufwand mit sich geführt hatten, so erreichte die Geldnot in kurzem den höchsten Grad. Am 8. September klagt Manuel, er könne schwer Kuriere finden, weil sie sagten, sie würden bei ihrer Ankunft am kaiserlichen Hoflager nicht bezahlt, und am 25. September schreibt er, er werde den nächsten Brief senden, sobald er das Geld habe, um einen Kurier zu bezahlen. Wenn er selbst vom Kaiser viel seltener Sendungen erhielt, als er nötig fand, so hing das wohl mit derselben Ursache zusammen. Wenn man aber nicht einmal das Geld für Kuriere aufbringen konnte, wie stand es dann erst mit der Bezahlung der Truppen und der Bestreitung anderer großer Ausgaben?

Hugo de Moncada, von dessen Unglück vor Algier wir früher gehört, war endlich im Herbst 1519 mit seiner Flotte wieder ausgesegelt, um sich mit den in den sizilischen Häfen

liegenden Schiffen zu einem großen Unternehmen gegen die afrikanische Küste zu vereinigen. Auf der Ueberfahrt hatte er bei Sardinien einen unglücklichen Zusammenstoß mit einem türkischen Geschwader gehabt, mehrere Schiffe verloren und selbst Wunden davon getragen. Erst im April 1520 war seine Flotte im Hafen von Favignana bereit, den längst vorbereiteten Schlag gegen die Insel Gerves an der afrikanischen Küste auszuführen, einen gefährlichen Schlupfwinkel von Piraten. Auf 56 Fahrzeugen waren etwas über 7000 Mann eingeschifft. Die Ausrüstung ließ indessen manches zu wünschen. Mit aller Anstrengung hatte der Vicekönig von Sizilien nur für anderthalb Monate Proviant herbeischaffen können und mit dem Solde der Truppen stand es noch übler. Er hatte ihnen denselben nur für den Juli und August des vorigen Jahres zahlen können. Für September und Oktober waren allerdings Wechsel angekommen, er konnte sie aber nicht zu Gelde machen. Nur mit der größten Anstrengung brachte er zuletzt noch einen Monatssold zusammen. Im Winter hatten die Leute, weil ihnen auch die Verköstigung fehlte, von Marsala aus einen verderblichen Raubzug in das Innere Siziliens unternommen, um nur leben zu können*).

Unter so mißlichen Verhältnissen segelte Moncada Anfang Mai aus. Die Korsaren von Gerves leisteten ihm einen hartnäckigen Widerstand, endlich aber mußten sie sich doch unterwerfen, Karl als ihren Herrn anerkennen und sich zur Tributzahlung verpflichten. Ende Juni erhielt Karl in Brüssel die höchst erfreuliche Nachricht. Die Einnahme von Gerves war nach so vielen traurigen Erfahrungen die erste Freude für den jungen Herrscher. Ueberall, besonders in Italien, machte sie einen lebhaften Eindruck. Manuel veranstaltete in Rom große Freudenfeuer und der Papst hielt einen Dankgottesdienst ab. Leider dauerte die

*) Moncada an den Kaiser den 14. April 1520. Docum. inéd. 24, 274 ff.

Freude aber nicht lange. Ende Juni landeten türkische Fusten dicht bei Neapel und schleppten Hunderte von Menschen fort. Infolge davon zeigte sich in Neapel abermals bedenkliche Unzufriedenheit. Karl sah sich genötigt, von dem Königreich eine in drei Jahren zu zahlende Subsidie von 300 000 Dukaten zu fordern: die Bewilligung stieß auf große Renitenz, wurde zuletzt freilich dennoch gewährt, womit aber die wirkliche Zahlung noch nicht gesichert war. Nun kehrte die Flotte Moncada's nach Sizilien zurück, nach dem Berichte des venezianischen Konsuls in üblem Zustande; die Hälfte der Fußsoldaten sei geblieben, der Rest krank*). Trotz der neapolitanischen Subsidie war man wohl nicht imstande, die Soldforderungen der Truppen zu befriedigen. Die siegreiche Armee löste sich in kurzem auf und bedeckte die Insel, bald auch das Festland, nach dem einzelne Haufen übersetzten, mit Plünderung. Manuel schrieb dem Kaiser am 4. August in großer Aufregung, er verliere nicht nur sein Heer, sondern auch seinen Kredit in Italien. Der Befehl Karls an den Vicekönig von Neapel, er solle Moncada sofort 30 000 Dukaten senden, war leichter ausgefertigt als ausgeführt.

Im September sehen wir die Aktion Karls nach allen Richtungen gelähmt. Das Beispiel der spanischen Erhebung wirkte auch in den Niederlanden übel. Jedermann schalt auf die schlechte Verwaltung Chièvres'. Man hätte die Krönung in Aachen gern schon im September stattfinden lassen, aber die Geldnot hinderte auch da. Eben jetzt kamen die bösesten Nachrichten aus Spanien. Adrian drängte den Kaiser zu schleuniger Rückkehr. Dieser hatte sich endlich entschlossen, dem hilflosen Adrian die Unterstützung der Granden zu gewinnen, den Connetable und den Admiral von Castilien neben ihm zu Regenten zu ernennen; aber diese schwer bewilligte Konzession erwies sich zunächst als wirkungslos. Man sprach am Brüsseler

*) Sanuto 29, 5. 26. 31. 48. 54.

Hofe davon, Karl werde nach Spanien eilen müssen, wenn er nicht alle seine Kronen verlieren wolle*); aber konnte Chièvres daran denken, seinen Herrn in das Land zu begleiten, welches ihn einmütig verwünschte, und konnte Karl über das Meer gehen, ehe er die deutsche Krone auf seinem Haupte befestigt hatte?

Wenn man sich in diese Situation des jungen Herrschers versetzt, dem das ganze Fundament seiner Macht unter den Füßen bebte, so wird man leicht ermessen, wie ihm jetzt mehr als je die Herstellung eines leidlichen Verhältnisses zu Frankreich ein zwingendes Bedürfnis war. Denn in der That, wenn König Franz jetzt in Navarra einbrach, womit er längst gedroht, wenn er in Italien erschien, was er schon Ende Juli ankündigte, wie sollte man ihm begegnen? Das Verhältnis zu England war noch fast ebenso unsicher, wie das zum Papste und zur Schweiz; die einzige Hoffnung der Räte Karls ruhte auf Deutschland, und doch wußte jedermann aus der langjährigen Erfahrung Maximilians, wie es mit der Reichshilfe bestellt war. Die Beziehungen zwischen dem Brüsseler Hofe und Frankreich sind zwar in dieser Zeit für uns in dichten Nebel gehüllt, aber vereinzelte Angaben lassen doch so viel erkennen, daß Chièvres wenigstens seit August wieder in ein besseres Verhältnis mit Frankreich zu kommen suchte. Schon der nach dreijährigem Aufenthalte am französischen Hofe nach Venedig zurückgekehrte Anton Justiniam sagte in seiner am 7. September gehaltenen Relation, der Kaiser habe König Franz viele Anträge gemacht, die dieser aber zurückgewiesen, weil Karl sein in Noyon gegebenes Wort in keinem einzigen Stücke gehalten; König Franz finde, daß der katholische König, ganz von Chièvres beherrscht, wegen seiner persönlichen Eigenschaften keine große Berücksichtigung verdiene. Am 29. August richtete Justiniams

---

*) Depeschen Spinelli's an Wolsey aus Ende August und September. Brewer p. 354 ff.

Nachfolger Badoer ein höchst vertrauliches Schreiben an den Rat der Zehn, worin er über eine wichtige Mitteilung des Königs Franz berichtete, des Inhalts, der Kaiser suche sich mit ihm dahin zu verständigen, daß er nicht nach Italien gehen wolle, um die Krone zu holen, wenn Frankreich in die Wiedereinnahme des jetzt von Venedig besessenen Friaul willige; er habe aber erwidert, er werde die Freundschaft Venedigs nie opfern*). Anfang September hatten die französischen Gesandten eine geheime Audienz beim Papst und eröffneten ihm, des Kaisers Gesandter habe nach seiner Rückkehr an den französischen Hof König Franz den Entschluß des Kaisers angekündigt, in Freundschaft mit ihm zu leben und zu sterben. Um ihm seine Aufrichtigkeit zu beweisen, schlage ihm der Kaiser die Teilung Italiens vor, so daß Frankreich Venedig, er aber Toskana nehme. Der König sei scheinbar auf dieses Anerbieten eingegangen, lediglich in der Absicht, dem Papst zu beweisen, wie wenig er sich auf den Kaiser verlassen könne. Spanien, bemerkten die Gesandten, habe der Kaiser schon verloren, alle seine übrigen Staaten werde er noch verlieren. Manuel fügt seiner Mitteilung über diese Audienz hinzu, der Papst werde diese vertrauliche Eröffnung wohl für eine Mystifikation gehalten haben; aber am Ende seines Berichts vom 12. September muß er melden, auch der päpstliche Nuntius am französischen Hofe schreibe, der Kaiser gehe damit um, sich mit König Franz auszusöhnen. Und Manuel selbst bekennt, er müsse oft denken, ob es nicht für den Kaiser die beste Politik sein werde, Frieden mit Frankreich zu halten. Bei dieser Sachlage war es kein Wunder, wenn die Franzosen übermütig wurden, den Papst hochfahrend behandelten, ihm erklärten, sie würden Ferrara gegen ihn verteidigen. Als sich der Papst darüber bei Manuel beklagte, erwiderte dieser, es sei die Folge davon, daß sie sich mit dem Kaiser zu verständigen hofften; sie würden ihn (den

*) Sanuto 29, 156. 167.

Papst) noch viel schlechter behandeln, wenn sie einmal wirklich mit dem Kaiser abgeschlossen hätten.

Aus diesen von verschiedenen Seiten*) zusammentreffenden Angaben dürfen wir wohl schließen, daß, wenn Chièvres auch wohl kaum mehr ein dauerndes Einvernehmen mit Frankreich hoffte, er jedenfalls wie in früheren Jahren die Dinge diplomatisch hinzuhalten suchte. Die von Wolsey und dem Papste beobachtete Taktik hätte schon dazu genötigt, wenn auch die spanische Verwirrung nicht die äußerste Vorsicht auferlegt hätte. Man mußte behutsam lavieren, bis man wenigstens wußte, wie sich die Dinge in Deutschland gestalten würden. Infolge des spanischen Aufruhrs, schrieb Spinelli schon am 29. August, hängt alles von den Deutschen ab, welche nicht leicht in Bewegung zu bringen sind.

---

*) Auch Spinelli deutet am 23. September die Möglichkeit einer Wendung des Kaisers zu Frankreich an. Auf der andern Seite schreibt der Bischof von Bayeux am 27. September, König Franz habe ihn beschieden, um ihn in vertraulicher Mission an den katholischen König zu senden. Lettere di Principi 1, 81a.

Die Krönung.

Deutschland ist bisher in unserer Darstellung ebenso wie in Karls Thätigkeit selbst zurückgetreten. Solange er von den spanischen Geschäften in weiter Ferne festgehalten, überdies von den Sorgen der europäischen Politik so, wie wir gesehen haben, bedrängt wurde, konnte er nicht daran denken, in die Angelegenheiten des Reiches wirksam einzugreifen. Er mußte Gott danken, wenn das Reich, dem kaiserlichen Regiment längst in beträchtlichem Umfange entwachsen, unter seinen beiden Vikaren, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Pfalzgrafen, dahin lebte so gut es ging und an seine Fürsorge möglichst wenig Anspruch machte. In seinem Dankschreiben an die Kurfürsten hatte er das Beste verheißen: er wolle sich „zum höchsten befleißigen, das römische Reich mit solcher Gerechtigkeit und Billigkeit zu regieren und verwalten, den gemeinen Nutz, Frieden und Mehrung der heiligen Christenheit und bevor deutscher Nation, also zu Herzen zu führen, daß ein solchs großes Reich es nicht dafür darf achten, daß es gar einen ungeschickten König bekommen habe." Er versprach sich in das Reich zu verfügen, sobald es ihm vor seinen anderen Geschäften nur immer möglich sei. Er bat die Vikare, einstweilen in deutschen Landen alle Sachen in gutem Frieden zu erhalten und ihn mit ihrem Rate zu unterstützen; er habe seinen Kommissären befohlen, alles mit ihnen zu

handeln*). Daß nun aber er selbst oder seine Kommissäre in des Reiches Sachen eine eingreifende Wirksamkeit geübt, erfahren wir nicht. Nachdem Monate vergangen, ohne daß man von irgend welchen Anstalten des jungen Königs vernahm, sich in das Reich zu begeben, ließen die Kurfürsten ihm durch Pfalzgraf Friedrich, als derselbe ihm das Wahldekret feierlich überbrachte, ihren lebhaften Wunsch aussprechen, daß er baldigst komme. Er erwiderte den Kurfürsten unterm 6. November, er werde seine Ankunft so beeilen, daß er ihre Erwartung übertreffe**). Er selbst schien die Dinge so anzusehen, daß es des Reichs wegen nicht besonderer Eile bedürfe. In der oben

*) Karl an Kurfürst Friedrich von Sachsen, Barcelona den 29. Juli 1519. Spalatins Nachlaß 1, 95 f.

**) Ita nostrum adventum maturare statuimus, ut celeritate eius et itineris nos longitudinem atque difficultatem exsuperasse et vestram exspectationem praeoccupasse nostramque magnitudinem nonnihil neglexisse visum iri arbitremur. Dieser Brief in der oben S. 174 genannten Publikation Zevenbergens. An Kurfürst Friedrich richtete dann Karl, Molins del Rey 24. Dezember 1519 (Spalatin S. 97 f.), ein Schreiben, worin er versicherte, er wolle seine Ankunft so fördern und das Reich so regieren, daß die Kurfürsten und alle anderen biederen Leute sich seiner Handlungen sonderlich erfreuen sollen. Sehr bemerkenswert in der Schrift Zevenbergens sind die Worte, durch welche Gattinara am 30. November auf die durch Bernh. Wurmser in des Pfalzgrafen Friedrich Namen gehaltene, höchst überschwengliche Rede erwiderte. Die Kurfürsten, sagte u. a. der Kanzler, hätten den gewählt, qui diminutum ac fere exhaustum Imperium restaurare posset, qui implumem refoveret aquilam, renovaret ac ad propriam naturam reduceret, qui praeteritos antecessorum defectus suppleret. Karl selbst schildert er als aetate florentem, corpore praestantem ac ad quodlibet armorum genus aptissimum, agilem, robustum, fortem, magnanimum, iustum, clementem ac liberalem, bonis moribus imbutum caeterisque omnibus virtutibus plene refertum ac ab omni viciorum labe penitus alienum, in quo vis est magni animi, simulque extare videntur seniles mores iuvenili in corpore siti. Ueberhaupt war man damals sehr darauf bedacht, die über Karl herrschende ungünstige Meinung zu zerstreuen. So sagte Gattinara um dieselbe Zeit Siegmund von Herberstein, man rede viel darüber, daß der Kaiser so lange schlafe. Das sei unwahr. Er ruhe nur auf Rat der Aerzte lange im Bett, schlafe aber nicht. Da brächten ihm seine Räte alle wichtigen Sachen vor, wobei er dann oft die alten erfahrenen Herren durch seine Einsicht beschäme. Fontes rer. Austr. 1, 198.

erwähnten Instruktion für England vom 12. Dezember entwarf er eine Schilderung der deutschen Verhältnisse, die recht befriedigend klang. Die beiden Fürsten, schrieb er, welche vor seiner Wahl durch ihr bewaffnetes Auftreten den habsburgischen Interessen eine ernste Gefahr bereitet hatten, die Herzoge von Württemberg und Lüneburg, hätten sich seiner Gnade unterworfen, der Pfalzgraf, der Markgraf von Brandenburg und Nürnberg ihre Streitigkeiten seiner Entscheidung anheimgestellt. „Ganz Deutschland," schloß er, „lebt zu dieser Stunde im Frieden, was kein kleines Ding ist."

In der That wird man kaum sagen können, daß das Reich in der langen Zeit, welche zwischen der Wahl und der Krönung verging, sich übler befunden habe, als in den letzten Jahren Maximilians. Wenn der kluge Richard Pace im Sommer 1519 am Rhein gefunden hatte, die deutsche Nation sei in solcher Zwietracht, daß alle Fürsten der Christenheit nicht imstande sein würden, sie wieder in gute Ordnung zu bringen; wenn dann im nächsten Frühling der Kardinal von Este über den Osten des Reichs die Beobachtung machte, das Land sei so voll Verwirrung, daß jeder thun könne, was er wolle; der Regierenden seien viele, der Gehorchenden aber wenige*), so hielten sich diese bösen Kräfte doch einstweilen vor heftigen Ausbrüchen zurück. Freilich, wer auf den Grund der Dinge sah, der mußte es im höchsten Grade bedenklich finden, daß das neuerwählte Haupt dieses deutschen Reiches von anderweitigen Sorgen so umsponnen wurde, daß er für das Reich und des Reiches Interesse kaum einen Gedanken haben konnte. Denn in welchem Lande der Christenheit gärten damals gewaltigere Elemente allgemeiner Erschütterung als in Deutschland? Wo alle Stände von fast gleichem Unbehagen zu dem Wunsche, das Bestehende zu ändern, getrieben wurden und doch

*) Pace an Wolsey den 24. Juni 1519. Kardinal Ippolito d'Este an König Franz, Ferarra den 11. April 1520. (Molini 1, 87.)

keiner recht wußte, wie ihm geholfen werden könne; wo sich der Adel in nahezu ebenso unleidlicher Lage befand, wie die Bauern; wo beide bereits mehr als einmal die herrschende Scheinordnung mit gewaltsamen Unternehmungen durchbrochen hatten; wo in den Reichsangelegenheiten, in den kirchlichen Verhältnissen, in Schule und Haus und Wirtschaft, überall die schwersten Probleme drohend eine Lösung forderten, die doch niemand geben zu können schien. Wenn dieses jungen Königs übel beratene Regierung unter den sehr viel einfacheren und in vielen Beziehungen festeren Verhältnissen Spaniens dort einen gefährlichen Brand entzündete, so ließ sich kaum hoffen, daß die deutschen Geschicke unter seinem Einflusse eine glücklichere Wendung nehmen würden. Denn es konnte doch kaum anders kommen, als daß das Reich insofern Spaniens Los teile, als der junge Herrscher mit seinen Interessen und Bestrebungen dem einen so fremd bleibe wie dem andern. Gleich jetzt ging es dem Reiche genau so, wie es Spanien gegangen war. Wir erinnern uns, wie Spanien unmittelbar nach König Ferdinands Tode den lebhaften Wunsch äußerte, sein König möge zu ihm kommen, wie Jimenez immer dringender die Notwendigkeit bebetonte, daß Spaniens Herrscher in Spanien sei, wie aber unter dem Druck ganz anderer als spanischer Interessen Jahr und Tag verging, bis der katholische König spanischen Boden betrat. Gerade so mußte jetzt das deutsche Reich Jahr und Tag auf das Erscheinen seines Herrschers warten. Man könnte fast sagen, solange Karl nur spanischer König gewesen, hätte er sich mehr um die deutschen als die spanischen Dinge gekümmert; gewiß beschäftigte ihn seit dem Sommer 1518 die deutsche Krone unendlich viel mehr, als alle spanischen Geschäfte zusammen: der spanische Haushalt wurde für den Erwerb dieser Krone zerrüttet. Seit sie aber gewonnen war, nahm Spanien reichlich Vergeltung: dem römischen König rückten die spanischen Nöte so auf den Leib, daß seine Gedanken nicht oft in das Reich gewandert sein mögen. Und doch machte sich das Reich

wieder so geltend, trat die Notwendigkeit, die Regierung über dasselbe in die Hand zu nehmen, wenn auch nicht zum Besten des Reiches, so doch im Interesse der habsburgischen Macht, so gebieterisch hervor, daß die Spanier die Empfindung bekamen, dem Reiche geopfert zu werden, während die Deutschen meinen mußten, ihr neuer Herr vernachlässige sie über alle Gebühr.

Am 20. Februar 1520 richteten die Kurfürsten Albrecht von Mainz und Friedrich von Sachsen ein sehr dringendes Schreiben an Karl, aus dem die Mißstimmung der Deutschen über sein langes Fortbleiben deutlich genug spricht. Er habe ihnen, sagten sie darin, immer die sichere Hoffnung gegeben, daß er in kurzer Zeit kommen werde, jetzt aber seien schon dreizehn Monate verflossen, seit das Reich ohne Haupt lebe, und in dieser Zeit seien Rechte, Gesetze, gute Sitten und seiner Vorfahren am Reich Einrichtungen in solchen Verfall geraten, daß, wenn er nicht schleunigst durch seine Gegenwart diesen erschütterten und wankenden Zuständen aufhelfe, ganz Deutschland ein Brand drohe, wie er zu keiner Zeit erlebt worden. Eine andere Rettung gebe es nicht, als seine persönliche Anwesenheit. Sie, die hauptsächlich seine Wahl herbeigeführt, hielten sich verpflichtet, ihn zu beschwören, daß er endlich seine Ankunft beschleunige, jedenfalls in diesem Frühling über das Meer fahre, im Beginn des Sommers in Aachen die Krone empfange und sich dann den Geschäften des Reiches widme*). Wie sehr und mit wie viel üblem Erfolge er ja dann wirklich seine Abreise aus Spanien beschleunigte, haben wir gesehen.

Daß ihm sehr daran lag, dem Reiche kund zu thun, wie sehr er sich seinetwegen beeilt, zeigt ein Ausschreiben an alle Stände, welches er unterm 12. April aus Santiago erließ. Da er, hieß es in demselben, einhellig zu der Ehre und Würde „des Romischen Chuniglichen namens und gewalts erhocht und gesetzt" und er sich mit dieser Bürde beladen, habe er beschlossen,

*) Lanz, Korrespondenz 1, 57 f.

sich baldigst ins heilige Reich zu begeben. Er sei deshalb „in eil, swer und groß tagraisen“ aus seinem Fürstentum Catalonia durch Aragonien, Navarra, Castilien und Leon nach Sant Jacob zu dem Patron aller spanischen Königreiche gezogen. Er wolle da „in gar wenig Tagen“ mit Gottes Hilfe für diese Königreiche die nötige Vorsehung thun und seine getreuen Unterthanen „dermaßen in guete ordnung und bestendigkeit setzen“, daß sie vor ihren Anstoßern gesichert seien. Vor Ende des Monats hoffe er sich einzuschiffen und in wenigen Tagen seine niederburgundischen Lande zu erreichen und „furter gestracks zu unser chuniglichen cronung und in das heilige Reich ze ziehen und uberall frid, recht, gut ordnung aufzerichten und alles ze thun, das einem romischen Chunig, Haupt und Beschirmer der Christenheit zusteet“. Da aber nichts ohne göttliche Hilfe gelinge, „voraus so weit und verre uberschiffung, die alwegen mer der unsicherheit der wind und ungestum des gewitters dan menschlicher vernunft und forsichtigkeit underworfen sein,“ begehre er an sie, sie sollen nicht nur „zu solcher unser zukunft freyd und hoffnung tragen, sondern auch mit andechtigem furpeet und procession sambt andern loblichen ceremonien und christenlichen gotsdiensten den almechtigen ersuchen und bitten, damit wir diese unser swere und geferliche rayß, auch all ander unser loblich furnemen mit gluck vollbringen“ *).

---

*) An Bürgermeister und Rat der Stadt Straßburg (Straßb. Stadtarchiv A A 374). Schon hier finden wir die Formel: **Ad mandatum Caesareae et Catholicae Maiestatis proprium.** Ein im Eingang ähnlich lautendes Schreiben hatte Karl schon am 31. Oktober 1519 aus „Molin de Re bey Parsalona“ erlassen, welches den 35. Band der Frankfurter Reichstagsakten eröffnet. Da sprach er noch von der Absicht, nach Valencia zu gehen; er werde dann im März, nachdem er den heiligen Apostel St. Jacob heimgesucht, „in unser wol gerüst und starke schiffung treten“ und mit Gottes Hilfe in wenig Tagen seine burgundischen Lande erreichen. Im Reich werde er danach „alle uneinigkeit und straßrauberei abstellen“, Handel und Wandel sichern. Man soll seine Ankunft gütlich erwarten und sich mittler Zeit friedlich halten, damit er sehe, „das ir unser erwelung freid und hoffnung

Wenn dann doch noch mehr als sechs Monate vergehen sollten, bis die Krönung stattfinden konnte und so das Reich seinen neuen Herrscher fast anderthalb Jahre entbehren mußte, so hatte derselbe seine Stellung an der Spitze des Reiches sehr frühzeitig benutzt, um die Macht seines Hauses in Deutschland beträchtlich zu erweitern. Es ist bekannt, wie Herzog Ulrich von Württemberg im Frühling 1519 vom schwäbischen Bunde aus seinem Lande getrieben und ein Versuch desselben, das Herzogtum wieder zu gewinnen, im Herbst von demselben Bunde vereitelt wurde. Außer dem Herzog Wilhelm von Bayern, welcher die Ehre seiner Schwester Sabina an dem gewaltthätigen Ulrich zu rächen hatte, waren die Wahlkommissäre Karls, namentlich jener mehrfach erwähnte Maximilian von Zevenbergen, die Hauptanstifter des energischen Auftretens gegen Ulrich gewesen, in dem sie nicht nur einen geheimen Verbündeten Frankreichs, sondern überhaupt einen gefährlichen Feind Oesterreichs bekämpften. Vor der Wahl bot ihnen dieser württembergische Handel eine vorzügliche Gelegenheit, den schwäbischen Bund noch enger als bisher mit den habsburgischen Interessen zu verbinden, in Oberdeutschland eine dominierende Stellung zu gewinnen und mit einer ansehnlichen Streitmacht auf die bevorstehende Wahlhandlung in Frankfurt zu drücken. Als aber nach glücklich vollzogener Wahl Herzog Ulrich im August es unternahm, sein Land wieder zu erobern und in demselben trotz aller früheren Missethaten vielfach jubelnd empfangen wurde, da eröffnete sich für das habsburgische Interesse eine noch bedeutsamere Aussicht. Ursprünglich war es, wenn auch vielleicht nicht des schwäbischen Bundes, so doch des bayrischen Herzogs Absicht gewesen, das württembergische Land Ulrichs unmündigem Sohne Christoph vorzubehalten. Es hatte sich dann aber ergeben, daß das von seinem Herzog schlimm aus-

---

traget und uns als eurem rechten Herrn mit schuldiger gehorsam anzuhangen geneigt seid." Dieses Schreiben trägt noch die Unterschrift: **Ad mandatum domini regis proprium.**

gebeutete Land nicht in der Lage sein werde, dem Bunde seine beträchtlichen Kriegskosten zu vergüten, und als nun gar des Herzogs Einbruch dem Bunde abermals mit großen Opfern und Gefahren drohte, da konnten Karls Kommissäre mit dem wohl schon länger gehegten Gedanken hervortreten, der Bund möge das Land dem Hause Habsburg übergeben, und bereits Ende August erklärte sich der Bund unter gewissen Bedingungen damit einverstanden*).

Inwieweit sich der spanische Hof mit einem derartigen Plane beschäftigt habe, ist nicht festzustellen; wir dürfen aber wohl annehmen, daß ihm seine spanischen und europäischen Sorgen keine Zeit gelassen haben werden, ein Projekt ins Auge zu fassen, dessen Bedeutung überdies nur von Männern gewürdigt werden konnte, welche mit den oberdeutschen Verhältnissen durchaus vertraut waren. Weil man von Spanien aus die Dinge in den deutschen Erblanden unmöglich verfolgen und leiten konnte, hatte man am 27. Juli ein oberstes Regiment für die nieder- und oberösterreichischen Fürstentümer eingesetzt, welches in Karls und seines Bruders Ferdinands Namen dieselben mit sehr weitgehenden Vollmachten regieren sollte. Nächst dem Erzbischof von Salzburg und den Bischöfen von Trient und Triest erscheint Zevenbergen unter den Mitgliedern dieses Regiments mit dem eigentümlichen Prädikat „unser obriste Potschaft in Teutsch Landen“**). Er wohl hauptsächlich faßte die württembergische Angelegenheit mit scharfer Energie ins Auge, indem

---

*) S. das Schreiben der Herzogin Sabina an die Kurfürsten vom 19. Juni 1519 (Bucholtz 3, 687), worin sie damals bereits davon weiß, daß bei dem Bunde dahin gearbeitet werde, Württemberg „in fremde Hände zu stellen“, was doch wohl nur auf die Absicht gedeutet werden kann, das Land an Oesterreich zu geben. Vgl. Wille, Die Uebergabe Württembergs an Karl V. (Forschungen 21, 530).

**) Die Urkunde übersetzt in Brandis, Geschichte der Landeshauptleute von Tirol. Innsbruck 1850. S. 518 ff. Dasselbe Prädikat wird Zevenbergen in der Vollmacht Karls vom 4. Oktober 1519 gegeben. Sattler II. Beil. 42.

er die große Wichtigkeit dieser Erwerbung für das Haus Habsburg erkannte, wodurch die tiroler, schwäbischen und elsässischen Besitzungen desselben einen verbindenden Mittelpunkt erhielten und eine Grundlage geschaffen wurde, auf der das Haus mit der Zeit die geschlossene Herrschaft über Oberdeutschland gewinnen mochte. Das Regiment wußte die Vorteile dieser Acquisition so hell ins Licht zu stellen, daß Karl schon am 24. September sich mit dem Projekt einverstanden erklärte. Die Motive, daß der Besitz Württembergs wesentlich dazu beitragen werde, die Herrschaft über das Reich und die Erblande zu sichern, Deutschland in „Frieden und Gehorsam" zu erhalten und die Anschläge der feindlichen Nachbarn zu erschweren, wurden in Barcelona in ihrem vollen Gewichte anerkannt. Man betonte nur die Notwendigkeit, daß Württemberg immer unter dem Schutze des schwäbischen Bundes bleibe und die Entrichtung der an denselben zu zahlenden Summe auf zehn Jahre verteilt werde*).

Wenn man sich in Karls damalige Lage versetzt, erscheint dieser rasche Entschluß in hohem Grade charakteristisch. Wie es mit seinen Finanzen im allgemeinen bestellt war, haben wir oft genug gehört; so wenig er sich aber in Spanien zu helfen wußte, so schlimm stand es mit seinen deutschen Erblanden. Wir kennen Briefe Karls an sein Regiment in Innsbruck aus der Zeit des zweiten württembergischen Krieges, aus welchen hervorgeht, daß seine dortigen Räte sich außer stande erklärten, die notwendigen Rüstungen zu bestreiten, die Klage erhoben, daß bei völliger Leere der Kassen ihnen immer neue Ausgaben zugemutet würden und deshalb um einen Zuschuß von Spanien baten. Karl erwiderte, er wisse wohl, wie erschöpft ihre Mittel seien, Spanien aber sei es durch den Aufwand für die Wahl und für die Rüstungen gegen die Türken noch mehr; aus

*) Karls Schreiben an seine Kommissäre, Barcelona 24. September 1519. Forschungen 21, 551 f.

Spanien Geld zu senden, sei deshalb ganz unmöglich; sie müßten auch über die Kräfte ihrer Kammer hinaus der zwingenden Notwendigkeit des Augenblickes zu genügen wissen*). Wie sollte aber das Regiment Geld aufbringen, wo die reichsten der ihm untergebenen Lande in voller Auflehnung standen? Die niederösterreichischen Gebiete, unter welchen man damals Oesterreich unter und ob der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain verstand, hatten alsbald nach Maximilians Tode das landesherrliche Regiment so gut wie vollkommen beseitigt und sich unter ständischer Autorität eine gemeinsame Ordnung zu geben versucht. Auch hier tritt uns die in Spanien mächtige Tendenz entgegen: man will nicht von Fremden ausgebeutet werden, des eigenen Landes Kräfte nicht fremdem Interesse opfern. Nun stieß das Unternehmen der Stände zwar bald auf erhebliche Schwierigkeiten: der Gegensatz der verschiedenen Länder, die auseinandergehenden Bestrebungen der Führer lähmten die anfangs kräftige Bewegung. Als aber in Barcelona der Vorschlag eintraf, Württemberg vom schwäbischen Bunde zu erwerben, schienen die niederösterreichischen Stände noch in starker Phalanx dazustehen. Sie hielten ihre Beutel fest geschlossen und weigerten den Befehlen des Regiments jeden Gehorsam. Ist es nicht erstaunlich, daß in dieser Lage, bei dieser Gefährdung alten Besitztums, bei dieser völligen Mittellosigkeit der junge König die Hand nach neuem Besitz und neuer Not ausstreckt, wo doch seine Sorge, meint man, nur darauf hätte gerichtet sein können, das, was er hatte, zu behaupten und den schon vorhandenen Verpflichtungen zu genügen?

Und noch andere Momente hätten gegen die Erwerbung Württembergs Bedenken erregen sollen. Allerdings, wenn Habsburg im unbestrittenen Besitze des Herzogtums war, so wurde damit seine Machtstellung im Reiche außerordentlich vermehrt;

---

*) Karl an das Regiment zu Innsbruck, Barcelona den 31. August und Oktober 1519. Denkschriften der Wiener Akademie 27, 194 ff.

die oberdeutschen Stände konnten sich dann dem Druck seines sie von allen Seiten her fassenden Einflusses kaum entziehen. Aber ließ sich eine solche Unbestrittenheit des Besitzes erwarten? Bot der Charakter des Herzogs Ulrich eine Aussicht, daß er sich je in den Verlust seines Landes finden werde? Mußte er nicht als vertriebener Flüchtling ganz und gar in die Arme Frankreichs sinken? Wir sahen oben, wie viel für Karls europäische Stellung darauf ankam, die Eidgenossen für sich zu gewinnen oder sie wenigstens von einer Verbindung mit Frankreich abzuhalten. Nun aber hatten die Eidgenossen an den schwäbischen Händeln stets ihr Interesse sehr nachdrücklich kundgegeben und jetzt für Ulrich, wenn auch nicht zu den Waffen greifen wollen, so doch ihren Einfluß aufgeboten. Daß Württemberg österreichisch werde, widersprach all ihren Anschauungen und man mußte sich darauf gefaßt machen, daß es sie nicht wenig auf die französische Seite schieben werde, wenn Oesterreich seine Macht an Donau und Neckar so bedrohlich erweitere. Und endlich das Reich. Freilich, wenn Habsburg Württemberg gewann und festhielt, so war es besser als sonst imstande, den Gehorsam der Stände zu sichern. Aber lag nicht auf der anderen Seite in diesem Vorgehen des römischen Königs eine starke Aufforderung zu Mißtrauen und Widersetzlichkeit? Alle oberdeutschen Stände mußten früher oder später den Druck der in Württemberg etablierten Herrschaft empfinden, vor allen Dingen die bayrischen Herzöge, deren Schwester zugleich mit Ulrich eines rechtmäßigen Besitzes beraubt wurde. Denn wie konnte man sie und ihren unmündigen Sohn wegen der Schuld des Gatten von Land und Leuten bringen? Und wie mußte das gesamte Reich dieses Vorgehen aufnehmen? Vor wenigen Monaten erst hatte Karl in der Wahlkapitulation vom 3. Juli die feierliche Verpflichtung übernommen: „Was auch einem jeden Kurfürsten, Fürsten, Herren und anderen ohne Recht gewaltiglich genommen oder abgetrungen, sollen und wollen Wir durch Billigkeit, wie sich im Recht gebührt, wieder zu diesem ver-

helfen"*). Wenn nun auch der schwäbische Bund bereit war, seine Ansprüche an Württemberg auf Karl zu übertragen, so konnten dadurch doch die Rechtsansprüche Sabinens und Christophs in keiner Weise als verwirkt erscheinen, wenn man selbst zugeben will, daß Ulrich einfach als beseitigt gelten konnte. Der römische König, welcher sich verpflichtet hatte, Recht und Billigkeit zu wahren, hätte, sollte man meinen, nie seine Regierung mit einem Akt eröffnen dürfen, dessen Rechtswidrigkeit außer Frage stand.

Ich weiß nicht, inwieweit diese gewichtigen Gründe nachträglich bei Karls Regierung doch Bedenken erregten. In ihren späteren Schreiben erhebt sie nur gegen die finanziellen Bedingungen, unter denen ihre Kommissäre mit dem schwäbischen Bunde abgeschlossen, sehr entschiedene Einwendungen. In der That enthielt der Vertrag vom 6. Februar 1520, durch welchen der Bund das Land Württemberg an den römischen König „als Erzherzog zu Oesterreich" und seine Erben abtrat, in betreff der Geldfrage Bestimmungen, welche von den Voraussetzungen, unter denen man im September auf den Handel eingegangen war, erheblich abwichen. Statt der damals bedungenen zehnjährigen Abzahlung forderte der Vertrag, daß von der auf 210000 Gulden fixierten Summe 10000 Gulden schon zu Johanni, 40000 zu Weihnachten und dieselbe Rate jede Weihnachten gezahlt werde, so daß also der ganze Betrag in wenig mehr als fünf Jahren erlegt werden mußte**). Wenn man nun in Betracht zieht, wie sich im März und April Karls Verhältnisse in Spanien gestalteten, dann wird man es wohl begreiflich finden, daß es ihm schwer ankam, einen derartigen überdies mit einer gewissen Eigenmächtigkeit von seinen Kommissären abgeschlossenen Vertrag zu genehmigen***). Aber diese Bedenken gingen keineswegs so weit, daß dadurch die thatsächliche Aus-

*) Limnaei capitulationes imperatorum p. 40. Art. 8.

**) Sattler, Beil. 55. Art. 4.

***) S. Karls Schreiben vom 12. April. Forschungen S. 546.

führung des Vertrags suspendiert worden wäre. Zevenbergen hatte schon Ende Februar im Namen Karls, als nunmehrigen Herren von Württemberg, die Huldigung der Landschaft empfangen und war dann als „Gubernator" an die Spitze der neuen Regierung getreten. Aber ratifiziert hatte allerdings Karl den Vertrag noch nicht und es scheint, daß sich in seiner Umgebung nun doch Einflüsse geltend machten, welche das ganze Geschäft in einem zweifelhaften Lichte erscheinen ließen. Wenigstens wurde Zevenbergen Ende April von der Sorge ergriffen, Karl könne sich möglicherweise bestimmen lassen, das Land an Ulrich zurück zu geben. Er wisse wohl, schrieb er, daß viele Fürsten im Reich, die Eidgenossen und andere nicht gern sehen, daß Württemberg an das Haus Oesterreich komme; er fürchte, daß dieselben bei dem Könige praktizierten und ihm vorstellten, er werde bei den Fürsten des Reichs einen großen Widerwillen erregen, wenn er einen deutschen Fürsten so von Land und Leuten vertreibe, es könne daraus Krieg und Empörung entstehen*). Wenn er Ulrich wieder einsetze, werde ihm das zu großem Lobe im Reiche dienen und ihm mehr Nutzen bringen, als der Besitz Württembergs.

Es ist von Interesse zu hören, mit welchen Argumenten Zevenbergen eine derartige Politik zurückwies. Diejenigen, schrieb er, welche so redeten, würden von der Furcht vor der zu großen Macht des Hauses Oesterreich bestimmt. Denn sie wüßten wohl, wenn das Land Württemberg in königlicher Majestät Hand bleibe, so müßten die Fürsten und andere Stände des Reichs ihr gehorchen und thun, was sie wolle. Der Herr von Oesterreich könne, wenn er Württemberg habe,

*) Wie sehr Karls Agenten in Deutschland Unruhen fürchteten, zeigen verschiedene Ausschreiben, welche „Römischer und hispanischer Kön. Mt. Statthalter und Rete irer Mt. obersten Regiments aller österreichischen Lande so izt zu Augspurg sein," in den ersten Monaten des Jahres 1521 an Straßburg richteten, worin sie auffordern, Acht zu geben, daß niemand etwas gegen Württemberg oder andere österreichische Lande unternehme. Straßb. St.-A. A A 374.

alle Zeit, wann es ihm gefalle, römischer König oder Kaiser sein, dem die anderen Fürsten zu Hof reiten und dienen müßten. Und auch ohne die römische Krone werde er ihnen „gesetz und legem setzen und imperieren" können. Wenn man dagegen das Land dem Herzoge zurückgebe, so werde nicht allein das Haus Oesterreich, sondern auch die Ehre und Würde der römischen Krone, „und all Ir Majestät wesen und reputation" gefährdet werden. Dieser großen Bedeutung der Erwerbung Württembergs stehe keine entsprechende Gefahr gegenüber, denn das habe er, Sibenbergen, in der Schweiz deutlich verstanden, daß die Eidgenossen Württembergs wegen keinen Krieg anfangen würden, ebensowenig deutsche Fürsten, zumal, wenn das Land, wie unerläßlich, im schwäbischen Bunde bleibe. Wenn man Herzog Ulrich wieder einsetze, so werde man in ihm nur einen zweiten Herzog von Geldern haben, der, sobald es ihm gefalle, mit Frankreich und den Eidgenossen und den Oesterreich abgeneigten deutschen Fürsten im Bunde Krieg erheben und allerlei Widerwärtigkeiten bereiten könne. Es werde dann so kommen, daß der Herzog das Haupt all derer sei, die „nit gern in K. M. und des Reichs gehorsam, sondern nach irem freien willen, wie bisher beschehen ist, leben wolten", daß auch die Stände des schwäbischen Bundes, sonderlich die Städte ihr Vertrauen dem Herzog zuwenden. Dann möge der Kaiser sich darauf gefaßt machen, daß sich die Schweiz und die schwäbischen Städte eng mit Württemberg zusammenschlössen, daß er alle Autorität im Reiche und schließlich noch die Krone verliere. Denn das möge er nur glauben, daß die französischen Praktiken im Reich so groß seien, als nur je. Man rede ganz offen davon, daß der Kaiser bei den Kurfürsten und anderen Deutschen verachtet und für nichts gehalten werde; der König von Frankreich müsse doch noch römischer König werden. Auch in früheren Zeiten sei es ja schon geschehen, daß ein spanischer König die römische Krone gewonnen, aber er habe sie nicht über zwei Jahre behalten. Gegen alle diese Gefahren biete

Württemberg ein vorzügliches Bollwerk. Finanziell zwar sei so bald nichts von ihm zu erwarten, so daß der Herzog nie von ihm werde leben können, sondern sich auf fremde Dienste und gefährliche Abenteuer werde angewiesen sehen. Aber es könne 20000 gute, streitbare Männer stellen und es bedeute etwas, ob man die für oder wider sich habe. Die Lage sei überhaupt bedrohlich genug. Etliche Fürsten ständen in großen Praktiken, einen Bund unter sich, im Gegensatz zum schwäbischen Bund, aufzurichten, die Städte auszuschließen und zu unterdrücken, damit sie nach ihrem Willen im Reich regierten. Welchen Gehorsam Seine Majestät in diesem Falle haben werde, möge sie selbst ermessen. Wenn aber die Städte solch Vornehmen sähen, so würden sie, bei denen die Kaiser Friedrich und Maximilian Gehorsam und Geld gefunden, und mit deren Hilfe man die anderen Stände im Zaum halten könne, sich zu der Schweiz schlagen und danach das ganze Land Schwaben und der Rheinstrom bis gen Köln den Eidgenossen zufallen. Gott wolle, daß das dann nicht noch weiter gehe, die Fürsten von ihren eigenen Unterthanen vertrieben würden, „damit zuletzten das ganze teutschland allein ain commun sei und alle oberkait daraus vertrieben wurde". Aus allen diesen Gründen entwickelte der beredte Orator die dringende Notwendigkeit, den mit dem schwäbischen Bunde geschlossenen Vertrag alsbald zu ratifizieren*).

Wir wissen nicht, wann diese merkwürdige Botschaft, welche so höchst eigentümliche Perspektiven in entgegengesetzten Richtungen eröffnete, Keime möglicher Gefahren und Vorteile wie mit südlicher Phantasie ausmalte und zugleich doch mit scharfer Logik in den Kern der politischen Situation eindringend, wann diese Botschaft, aus der eine überlegene staatsmännische Intelligenz spricht, zur Kenntnis Karls oder Chièvres' kam. Jeden-

*) Forschungen S. 559 ff. Daß das Schriftstück von Zevenbergen herrührt, sagt es selbst an verschiedenen Stellen.

falls war der Moment nicht danach angethan, in der württembergischen Sache eine definitive Entscheidung zu geben. Es war, zumal ja das Land in Zevenbergens zuverlässiger Hand lag, doch ratsam, erst zu erkunden, wie die Dinge im Reich ständen, wie sich die Kurfürsten zu der Frage stellten, zumal mit einer solchen Vertagung des Entschlusses auch die Zahlungen an den schwäbischen Bund hinausgeschoben werden konnten. Da dann einige der Kurfürsten zwar für Herzog Ulrich ihr Wort einlegten, aber schlaff und ohne Nachdruck handelten, Herzog Ulrich seinerseits den von Karl angebotenen Tag versäumte, so konnte es die überlegene diplomatische Klugheit der Männer, welche Karls deutsche Interessen versahen, schließlich dahin bringen, das, was ursprünglich eine grelle Gewaltthat gewesen war, im ungünstigsten Falle als einen Akt erscheinen zu lassen, über dessen Rechtmäßigkeit sich streiten lasse. Ohne Zweifel waren Kurfürsten und andere Stände weit davon entfernt, die Tragweite der württembergischen Frage mit der Schärfe Zevenbergens zu übersehen, und wie sehr sie den Wunsch hegten, des jungen Königs Macht nicht zu hoch aufschießen zu lassen, sahen sie die Mittel dazu mehr in Abmachungen von problematischem Wert, als in der Entscheidung einer praktischen Frage von so eminentem Gewicht. So blieb Württemberg in der Hand des Hauses Oesterreich*).

Offenbar bot das Reich, welches einen derartigen Ausgang der württembergischen Streitfrage zuließ, der burgundischen Staatskunst die günstigsten Aussichten. Und auf wie hohe Ziele diese Staatskunst gerichtet war, zeigt die Schrift Zevenbergens deutlich genug. „Daß ihm die anderen Fürsten zu Hof müssen reiten und dienen", das war die eigentliche Substanz der von ihm empfohlenen Politik. Die kaiserliche Autorität sollte ernste Wahrheit werden und die Zeiten vorüber sein, wo

*) Diese weitere Entwickelung der Angelegenheit möge man bei Sattler, Heyd und Stälin nachsehen.

die deutschen Fürsten „nach ihrem freien Willen“ hatten leben können. Diese kaiserliche Autorität sollte überall auf reeller Grundlage ruhen. Während im Centrum Oberdeutschlands das württembergische Land zum Stützpunkt der habsburgischen Macht erhoben wurde, hatte Zevenbergen auch im Elsaß die Landvogtei Hagenau um 80 000 Gulden zu Handen gebracht. In Barcelona war man natürlich vor dieser neuen Ausgabe zurückgescheut, aber Zevenbergen hatte auch hier seine großartigen Perspektiven parat, die sich hier freilich noch kecker ausnahmen, als bei der württembergischen Frage. Denn wer mochte ihm glauben, daß, wenn Habsburg die Landvogtei an die Pfalz abgäbe, die zehn elsässischen Reichsstädte sich zu der Schweiz schlagen und Straßburg dann denselben Weg wandern würde? Wohin jedoch die Gedanken von Karls „obrister Potschaft in Teutschland“ gingen, ist durch das Mitgeteilte klar genug. Ein kühner, im Spekulieren fast abenteuerlich weitgreifender, im Handeln aber praktisch treffender Sinn ließ diesen Mann die höchsten Ziele der Macht ins Auge fassen: die Fürsten sollten zu Gehorsam gebracht, mit Hilfe der städtischen Geldmittel eine kaiserliche Politik in großem Stile durchgeführt werden.

Daß das deutsche Reich in seinen chaotischen Zuständen, mit seinem wirren Widerstreit nach allen Richtungen auseinanderfahrender und gegeneinander arbeitender partikulärer Interessen, mit dem gewaltigen Drang seiner kraftstrotzenden Volksmassen nach befriedigender Ordnung und ansehnlicher Weltstellung einer solchen Politik unter Umständen große Aussicht bot, kann nicht geleugnet werden. Nur mußte der junge Herr, welcher solch wahres, kaiserliches Regiment aufrichten sollte, nicht von anderweitigen Sorgen gelähmt und vor allem in der Lage sein, im Herzen des deutschen Volkes Wurzel zu fassen. Wie wir Karls Lage kennen, müssen wir zu Zevenbergens kühnen Plänen bedenklich den Kopf schütteln. Aber der württembergische Handel gewann ja trotz aller spanischen, französischen und römischen Schwierigkeiten den erwünschten Verlauf: weshalb sollte nicht

mehr gelingen? Die Widerstandskraft des ständischen Egoismus brauchte man offenbar nicht sehr zu fürchten.

Die nächste Sorge mußte auf die Krönung gerichtet sein, welche nach altem Herkommen in Aachen stattfinden sollte. Bald nach seiner Ankunft in den Niederlanden erließ Karl die Ausschreiben an die Kurfürsten, welche sie zu dem feierlichen Akt auf den Tag des heiligen Michael einluden. Aber die Schwierigkeiten, auf die man bei den Ständen verschiedener Provinzen mit der geforderten Geldbewilligung stieß, nötigten, den Termin auf den 6. Oktober hinauszuschieben. Auch er konnte nicht eingehalten werden, da die in Köln eingetroffenen Kurfürsten von übertriebenen Gerüchten über die in Aachen herrschende Pest veranlaßt wurden, an Karl die Bitte zu richten, er möge die Krönung an einem anderen Orte geschehen lassen. Das widerstrebte indessen dem jungen König, welcher großen Wert darauf legte, ebenda gekrönt zu werden, wo alle seine Vorfahren, mit einziger Ausnahme Ruprechts, die Krone empfangen hätten. Auch hier mußte der zeitig an den Hof geeilte Zevenbergen mit seiner Beredsamkeit aushelfen, welcher die Herren in Köln bestimmte, dem König zu Willen zu sein*). So wurde dann der 23. Oktober, der Tag des heiligen Severinus, für den feierlichen Akt bestimmt. Die niederländischen Stände ließen sich schließlich herbei, außer den beträchtlichen Summen, welche sie schon vorher bewilligt hatten, für den Aufwand der Krönung noch einmal einige 100 000 Liv. zu gewähren, die schwerlich genügen mochten für die überaus glänzende Ausstattung des großen Gefolges und die in Aachen entfaltete Pracht**).

Am 22. Oktober bei schönem Herbstwetter nahte der römische König der Krönungsstadt. Ihm entgegen ritten die drei geist-

*) **Hartmanni Mauri** coronatio Caroli. Bl. B.

) Man sehe darüber besonders die von **Goldast, Politische Reichshändel S. 151 ff., abgedruckte gleichzeitige Schilderung, deren Original sich u. a. auf der Münchener Bibliothek befindet.

lichen Kurfürsten mit dem Pfalzgrafen (der Kurfürst von Sachsen war durch das Podagra in Köln zurückgehalten und Markgraf Joachim durch kriegerische Unruhen in seiner Nachbarschaft an der Reise verhindert) und eine große Zahl anderer Fürsten und Herren. Sobald die Kurfürsten dem Könige nahe kamen, ließen sie ihr übriges Gefolge halten und ritten dem Könige mit je zwölf auserwählten Begleitern entgegen, stiegen dann von den Pferden und begrüßten den neuen Gebieter, den sie seinerseits abzusteigen hinderten. Karl saß auf prächtigem Schimmel, wie bei dem Einzuge in Valladolid in seine drei Farben Gold, Silber und Karmoisin gekleidet. Um ihn waren hundert Hatschiere, ebenso in Rot, Gelb und Weiß; auf dem Rücken trugen sie „zwo vergüldt Seul" und in goldenen Buchstaben darüber Karls Devise: Plus oultre. Albrecht von Mainz hielt eine kurze Anrede, auf welche der König durch den Erzbischof von Salzburg antworten ließ*). Alles war jetzt zum feierlichen Einzuge bereit: da erhob sich trotz der sorgfältig geführten Verhandlungen über die Aeußerlichkeiten der Feier ein unerwarteter Streit zwischen dem Herzoge von Jülich und dem Vertreter des Kurfürsten von Sachsen, dem Fürsten von Anhalt, über den Vortritt. Man brauchte so lange Zeit, einen Ausgleich zu finden, daß der Einritt in die Stadt selbst erst bei einbrechender Dunkelheit erfolgte. Vorher hatte aber, wie Corner in seiner ausführlichen Schilderung bemerkt, jedermann ebensosehr die Schönheit des Pferdes bewundert, welches der König ritt, wie die große Geschicklichkeit, mit der er die Sprünge desselben beherrschte.

In der Stadt begab sich der König zunächst in die Kirche Unserer lieben Frauen, um seine Andacht zu verrichten und dann in der Sakristei vor den Kurfürsten die Wahlkapitulation zu

*) Corner in seiner genauen Beschreibung bei Sanuto 29, 342 legt die Annahme nahe, daß Karl selbst nicht antwortete, weil er des Deutschen nicht mächtig war. Es ist bezeichnend, daß die von Sandoval 1, 492 ff. wiedergegebene spanische Beschreibung Karl selbst antworten läßt.

beschwören. Es war zwischen neun und zehn Uhr, als der König in seiner Herberge zur Ruhe kam. Des anderen Morgens schon um sechs Uhr erschienen die Fürsten vor der königlichen Wohnung, um Karl zur Feier zu geleiten. Die drei geistlichen Kurfürsten empfingen ihn unter der Kirchthüre, und „gesegneten ihn ein wie eine Braut" und führten ihn zum Hauptaltar, vor dem er sich in Kreuzesgestalt niederwarf. Nachdem die kirchlichen Ceremonien so über ihm verrichtet waren, erhob er sich, und der Erzbischof von Köln richtete mit lauter Stimme an ihn die lateinischen Fragen: „Willst du den überlieferten katholischen Glauben halten und mit deinen Werken bewahren? Willst du der Kirche und den Dienern der Kirche ein treuer Schützer und Verteidiger sein? Willst du das von Gott dir verliehene Reich nach der Gerechtigkeit deiner Vorfahren regieren und wirksam verteidigen? Willst du die Rechte des Reichs und seine ungerecht zerstreuten Güter erhalten und wieder beibringen und sie treu zum Nutzen des Reichs verwalten? Willst du Armen und Reichen, Witwen und Waisen ein billiger Richter und frommer Verteidiger sein? Willst du dem allerheiligsten Jesu Christo, unserem Vater und Herrn, dem römischen Papst und der römischen Kirche die schuldige Unterwürfigkeit (subiectionem) und Treue erehrbietigst erweisen?" Auf jede dieser Fragen antwortete der König: „Ich will." Darauf führten ihn Köln und Trier zum Altar, auf den er einen Finger der rechten und einen der linken Hand legte und die lateinischen Worte sprach: „Soweit ich mit göttlicher Hilfe und von den Gebeten der treuen Christenheit unterstützt, dazu imstande sein werde, will ich alles Versprochene treu erfüllen, dabei helfe mir Gott und seine Heiligen!" Da nun der König auf seinem Sessel Platz genommen, richtete der Erzbischof von Köln mit lauter Stimme an die dicht gedrängte Versammlung zuerst lateinisch, dann deutsch die Frage: „Wollt ihr diesem Fürsten und Lenker euch unterwerfen, und sein Regiment mit fester Treue stützen und seinen Befehlen gehorchen nach dem Gebot des Apostels: Jedermann sei unterthan der

Obrigkeit?" Ein gewaltiges Ja, Ja, Ja antwortete. Der Erzbischof sang: „Herr Jesus Christus, segne mit deinem Segen diesen unseren König Karl." Darauf kniete der König, und Köln und Trier entblößten ihm Schultern, Arme und Brust und salbten ihn, dann die Hände und zuletzt das Haupt, bei jedem sagend: „Ich salbe dich mit heiligem Oel zum König im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Während dem sang der Chor: „Es salbten Salomon zum König Sadoch der Priester und Nathan," und jedesmal, daß die Antiphone beendet war, riefen alle: „Es lebe, es lebe der König in Ewigkeit!" Nach vollendeter Salbung führten die Erzbischöfe den König in die Sakristei und trockneten ihm das Oel ab und kleideten ihn in die Kleider eines Diakonus, in dieselben, die einst Karl der Große getragen haben sollte, und gaben ihm das Schwert Karls des Großen, steckten ihm den Ring an, überreichten ihm Zepter und Apfel und setzten ihm die goldene Krone Karls des Großen aufs Haupt. Darauf führten sie ihn zum Altar; er legte seine Hände darauf und sagte: „Ich verspreche vor Gott und seinen Engeln, daß ich von nun an die heilige Kirche Gottes in Gerechtigkeit und Frieden erhalten werde"*). Von da führten sie ihn auf einen sehr alten Steinsessel und sagten: „So nimm nun ein den Sitz der Herrschaft, den du nicht nach erblichem Recht und in der Nachfolge des Vaters, sondern durch die Wahl der Kurfürsten im deutschen Reich, hauptsächlich aber durch den Willen des allmächtigen Gottes erhalten." Hier saß der König lange mit umgegürtetem Schwerte. Es drängten sich heran zahllose Edelleute, die der König mit dem Schwerte Karls des Großen zum Ritter schlug. Dr. Hartmannus Maurus aber, einer der kölnischen Räte, klagt: „Unter diesen waren sehr wenige Deutsche, denn sie schätzten die Ehre gering, da sie sahen, daß gemeinen und schmutzigen Kaufleuten der Zugang zur höchsten Würde für Geld offen stand."

*) Sandoval 1, 495 ff.

Das Gepränge des Festmahls und die Lust des Volkes, dem einige Weinbrunnen den Durst stillten, Herolde Geld und der Reichsmarschall, in einen gewaltigen Haufen Hafer hineinreitend, so daß er auf dem Pferde das Maß füllen konnte, Hafer ausstreute, dann endlich der feiste, in einem Stück gebratene Ochse, aus dessen Seiten viel andere kleine Tiere die Köpfe reckten, preisgegeben wurde, sobald ein Stück für den König abgeschnitten war, all diese Lust und das auf das Mahl folgende Bankett zu schildern, würde zu weit führen. Dagegen muß wohl bemerkt werden, daß am folgenden Tage, am 24. Oktober, nachdem der König all die wunderbaren Heiligtümer der Marienkirche, die Windeln, in welchen Maria den kleinen Christus in der Krippe barg, das Tuch, auf dem man den Kopf des enthaupteten Johannes des Täufers gelegt u. s. w., verehrt, unter Trompetenschall päpstlicher Heiligkeit Bewilligung publiziert wurde, daß die königliche Majestät den Titel: Erwählter römischer Kaiser annehmen dürfe. Alsbald erging in alle seine Reiche die Weisung: daß der königliche in den kaiserlichen Titel verwandelt werde. Kaiser Karl V. begann sein Regiment.

Machiavelli und Luther.

An der Schwelle desselben empfing den jungen Kaiser eine schwere Schicksalsfrage.

Nachdem die Kurie dem Wesen Luthers lange keine rechte Bedeutung beigelegt hatte, war ihr doch seit dem Anfange des Jahres 1520 die Notwendigkeit fühlbar geworden, der zu einer ernsten Gefahr für die römische Autorität gewordenen Bewegung nachdrücklich entgegenzutreten. Seit Januar berieten verschiedene Kongregationen über die wirksamste Art des Vorgehens*) und nach langen Verhandlungen wurde am 15. Juni die Bannbulle erlassen, welche 41 Sätze Luthers als ketzerisch und ärgerlich verdammte, ihn aufforderte, innerhalb sechzig Tagen nach der Verkündigung der Bulle in seiner Diöcese zu widerrufen, wenn er das nicht thue, ihn und alle seine Anhänger für verdammte Ketzer erklärte und alle Obrigkeiten aufforderte, ihn und seine Genossen dem apostolischen Stuhle auszuliefern. Alle Schriften Luthers gebot sie, wo man sie finde, zu verbrennen. Mit dem Vollzuge dieser Bulle wurde in Deutschland Eck, am kaiserlichen Hofe aber Hieronymus Aleander, päpstlicher Notar und Bibliothekar, beauftragt.

---

*) (Thomas) Auszüge aus Marino Sanuto S. 1 ff. Wie wenig man sich bis dahin in den politischen Kreisen Roms um Luther gekümmert hatte, tritt darin hervor, daß der in allem so wohl unterrichtete Marco Minio Luther in seinem Berichte „Bruder Mathio" nennt.

In einem seiner ersten Briefe aus Rom hatte Juan Manuel am 12. Mai geschrieben, wenn der König nach Deutschland gehe, solle er einem gewissen Mönch, der sich Bruder Martin nenne, einige Gunst beweisen; das werde, da der Papst ihn außerordentlich fürchte, ein gutes Mittel sein, ihn zum Bündnis zu zwingen. Allerdings fand der Spanier nur im äußersten Falle ratsam, dieses Mittel anzuwenden. Lag aber jetzt nicht für den jungen Kaiser dieser äußerste Fall vor? Da die Verhandlungen mit der Kurie nicht aus der Stelle rückten, mit England kein wünschenswerter Abschluß erreicht werden konnte, von Frankreich jeden Augenblick gefürchtet werden mußte, daß es die castilianischen Wirren zum Umsturz der spanischen Herrschaft Karls benutze, jenseits der Pyrenäen die Dinge immer bedrohlicher sich gestalteten, mußte da nicht alles daran liegen, wenigstens den Papst zum festen Anschluß zu nötigen, die päpstliche Autorität gegen die an der Revolution teilnehmende Geistlichkeit, namentlich den gefährlichen Bischof von Zamora, ins Feld zu führen, durch die Gewinnung des Papstes auch England williger zu machen? Oder hatte es für den jungen Herrscher nicht gar etwas Verlockendes, alle diplomatischen Spekulationen in den Wind zu schlagen und das Herz des deutschen Volkes, das Luther immer lauter und lauter zujubelte, durch die Unterstützung der Reform zu gewinnen und im Bunde mit diesem, in seiner tiefsten Tiefe erregten Volke das Unwesen des Reichschaos zu zertreten, eine deutsche Monarchie der französischen, spanischen und englischen zur Seite zu stellen und dann als wahrer Herr über Deutschland und Spanien, die beiden kriegsmächtigsten Länder der Welt, über die reichen Niederlande, über Unteritalien und Indien die Idee kaiserlicher Oberhoheit über alles christliche Volk zur vollen Wahrheit zu machen?

Um auf diese Fragen antworten zu können, müssen wir uns klar machen, was die deutsche Bewegung an sich für das Staatsleben bedeutete und wie sie unter den damaligen Verhältnissen dem jungen Kaiser erscheinen mußte.

Wenn ich bisher dem Gewirr der diplomatischen Intriguen genauer nachgegangen bin, als vermutlich manchem Leser angenehm gewesen sein wird, so ist das nicht geschehen, weil ich derartigen diplomatischen Details überhaupt einen großen historischen Wert beilege, sondern weil in einem wichtigen Momente der europäischen Entwickelung genau gezeigt werden mußte, wie damals die großen Angelegenheiten der Völker behandelt wurden. Blicken wir darauf zurück, so ist es wohl merkwürdig, zu beobachten, wie rasch sich die Hauptziele der modernen Politik verschoben hatten. Als fast gleichzeitig in Spanien, Frankreich und England der neue Staat aufstand, da hatte er zwar keineswegs darauf verzichtet, seine junge Kraft nach außen zu kehren, hauptsächlich doch aber im Innern Ordnung zu schaffen, Gerechtigkeit zu üben, für die Wohlfahrt und die Bildung der Bevölkerung zu sorgen gesucht. Ehe aber das Jahrhundert, welches diese Staatsschöpfung gebracht, zu Ende ging, hatte der Kampf um Italien mehr und mehr die auswärtige Politik zum ausschließlichen Objekt der Anstrengung der Fürsten wie ihrer Räte gemacht und zwar eine auswärtige Politik, welche nicht sowohl für den Staat eine zuverlässige Konsolidierung, als für den Monarchen möglichst ausgebreitete Herrschaft erstrebte, ganz gleichgültig, ob diese Herrschaft dem Staat fromme oder dem Monarchen wahre Macht verleihe, oder den Staat wie seinen Fürsten in endlose und eigentlich ziellose Verwickelungen stürze. Es handelte sich fast um lauter Eroberungen, welche der Natur der Dinge und den wahren Interessen der betreffenden Staaten widerstrebten. Aber die Gewalt, mit der diese Tendenz die Köpfe ergriff, war so unwiderstehlich, daß nicht nur die Praktiker, welche nun einmal unlöslich in das große europäische Chaos verstrickt waren, darüber die nächsten und dringendsten Aufgaben der Staatskunst aus dem Auge verloren, sondern selbst der eminente politische Denker, welcher in diesen Jahren die Summe seiner Erfahrungen und Studien in einer dem oftgenannten Lorenzo de' Medici gewidmeten Schrift

niederlegte, ganz und gar im Banne dieser Anschauungen erscheint.

Denn wenn auch Machiavelli in seinem „Fürsten" keineswegs allgemein gültige Regeln, sondern nur für eine ganz spezielle politische Aufgabe hauptsächlich aus der italienischen Erfahrung abstrahierte Anweisungen geben wollte, so ist doch unleugbar, daß er für den Fürsten überhaupt Macht und zwar möglichst ausgedehnte, auch über fremde Völker sich erstreckende Macht als höchstes Ziel betrachtete und diesem Machtstreben alle übrigen politischen Interessen, Aufgaben und Pflichten unbedingt unterordnete. Der Fürst, der vor allen Dingen seine Macht zu erweitern und zu schützen hat, erscheint wesentlich in Beziehung zu anderen Fürsten, auf deren Kosten er seine Herrlichkeit erweitern, oder vor deren Nachstellungen er den gewonnenen Besitz schützen muß. Die wesentlichen Regierungsaufgaben sind daher in der Ausbildung der militärischen Kraft und der Pflege jener Staatsklugheit zu suchen, welche mit allen Mitteln innere wie auswärtige Gefahren zu beschwören versteht. Für die Macht erscheint es an sich gleichgültig, wie sich diejenigen befinden, aus deren Kräften sie gewonnen wird. Wenn das Volk tüchtige Soldaten stellt, reichliche Steuern zahlt, ruhig und fügsam ist, so darf sein übriges Befinden nicht in Frage kommen. Dem Florentiner Republikaner erscheint ein solches durchaus mechanisches Verhältnis von Fürst und Volk ganz normal; daß die Liebe, Treue, Begeisterung eines Volkes unter die wesentlichen politischen Faktoren in einer Monarchie zu rechnen sei, läßt er beiseite. Ebensowenig kommen sittliche Kräfte für den Fürstenstaat in Betracht. Es gibt überhaupt eigentlich keine sittlichen Mächte. Die Religion verdient nur als politisches Instrument Beachtung. Die Politik ist souveräne Herrin in dem gesamten Bereiche menschlicher Kräfte und Bestrebungen. Was ihren auf Macht abzielenden Operationen frommt, ist gut, was sie hemmt, verwerflich. Wer ihrem Interesse nicht alles unterordnet, alles auf ihre Förderung berechnet, ist ein Thor. Ob man sein Wort

halten oder brechen, ob man grausam oder milde, freigebig oder geizig, wahrhaftig oder falsch sein soll, das ist nicht nach dem Wert der Treue, Milde, Wahrhaftigkeit an sich, sondern lediglich danach zu bemessen, ob unter den gegebenen Verhältnissen die eine oder die andere Eigenschaft nützlicher ist. Wenn die Umstände zum Wortbruch, zur Grausamkeit, Habgier, Lüge treiben, so hat man sich nicht etwa mit Bedauern, daß die Not dazu zwinge, sondern schlechtweg, weil es eben politisch zweckmäßig ist und ohne alles Bedenken so zu verhalten.

Inwieweit die Bitterkeit eines von vielen herben Erfahrungen verwundeten Gemüts dazu beigetragen habe, diesen Lehren die schneidende Schärfe, die eisige Kälte zu verleihen, welche jeden unbefangenen Leser der merkwürdigen Schrift anhaucht, ist hier ebensowenig zu erörtern, als die andere wichtigere Frage, ob Machiavelli seinen Fürsten nur deshalb von allen sittlichen Pflichten, von allen Rücksichten auf Volkswohlfahrt und Menschenglück losgerissen habe, damit er die Kraft erlange, das unglückliche Italien vom Joch der Barbaren zu befreien*). Für uns kommt es hauptsächlich darauf an, festzustellen, daß dem ersten politischen Kopf jener Tage Fürstenherrschaft auf die angegebenen Ziele gerichtet und auf die bezeichneten Mittel angewiesen zu sein schien. Die Monarchie war ihm ein, man möchte sagen entseeltes, aller höheren Zwecke und aller tieferen Beziehungen entkleidetes Wesen, sein Fürstenstaat ein Produkt der raffiniertesten Verstandesthätigkeit, welche ihre Ziele mit so unbarmherziger Konsequenz verfolgt, daß man erstaunt fragt, wie diese Zeit, welche allem Menschlichen eine unendlich erhöhte Bedeutung verlieh und ein ganz neues Verständnis zuwendete, einen so eigentlich unmenschlichen Staat ausbauen konnte. Denn diesem Staate Machiavelli's fehlt doch in Wahrheit jedes humane Element.

Aber ist denn der Fürst Machiavelli's nicht doch eine böse

---

*) S. die nähere Untersuchung dieser Frage im Anhang.

Karikatur? Entstanden in der bitteren Not des einsamen, verlassenen Landlebens, das diesem für politisches Wirken geborenen und auf geistreichen Verkehr wie auf die nötigste Nahrung angewiesenen Manne eine wahre Marter sein mußte? Gewiß ging er der logischen Konsequenz bis zum letzten nach, ohne sich durch irgend einen sittlichen oder gemütlichen Skrupel auch nur berühren zu lassen und so, daß man hie und da etwas wie boshafte Freude an dieser Konsequenz durchzufühlen meint. Aber wenn man nun die Fürsten ins Auge faßt, welche er als Muster hinstellt, jenen Cesare Borgia und Ferdinand den Katholischen, entdecken wir da eine wesentliche Differenz zwischen ihrer Praxis und des Florentiners Theorie? Oder ist nicht der fürchterliche Papstsohn noch viel grauenhafter als Machiavelli's Fürst? Nun aber charakterisiert es die politische Anschauungsweise jener Zeit in eigentümlicher Weise, wie Machiavelli mit seiner unerbittlichen Denkschärfe diesen Borgia als bestes Muster seiner Politik empfehlen konnte, der doch das ganze von ihm mit Blut und Lüge aufgeführte Gebäude, kaum daß es bestand, wieder zusammenbrechen sah. Für diesen Fürsten liegt ja doch im Erfolg der einzige Maßstab, und von politischem Erfolg kann doch nur da gesprochen werden, wo Dauerndes erreicht wird. Ephemerer ist aber doch selten das Werk eines Eroberers gewesen, als die Schöpfung dieses Cesare, der, nachdem er einen Moment mehr gehofft zu genießen, als wirklich genossen, in Elend und Gefangenschaft den wahren Lohn seiner Thaten fand. So eignete sich sein Leben zum dankbaren Thema für einen politischen Moralprediger, und eben durch dieses Leben soll Machiavelli's Fürst angespornt werden, es zu machen wie Cesare! Mit König Ferdinand steht es freilich in mancher Beziehung besser. Aber auch von ihm muß doch das unbefangene Urteil sagen, daß seit dem Tode seiner Gemahlin Isabella, mit der gewissermaßen der edlere und größere Teil seiner Bestrebungen ins Grab sank, daß von dem Augenblick an, wo er recht eigentlich das Vorbild von Machiavelli's Fürsten

wurde, die Erfolge seiner skrupellosen Politik in recht enge Grenzen eingeschlossen blieben. Hätte seine zweite Ehe mit Germaine de Foix zu dem geführt, was er mit aller Leidenschaft wünschte, hätte sie ihm Kinder geboren, so würde die Geschichte von ihm zu sagen haben, daß er in seinem späteren Leben das größte Werk seiner besten Jahre, die spanische Monarchie, wieder zerstört habe.

Auf die politischen Köpfe in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hat nächst Machiavelli's Principe wohl kaum ein Buch größere Anziehung ausgeübt, als Commynes' Memoiren, diese Darstellung der Begründung des ersten neuen Großstaates. Commynes weicht unzweifelhaft in seiner Denkweise von Machiavelli vielfach ab. Er führt stets Gott im Munde, der für Machiavelli eigentlich nicht existierte. Er liebt die andächtige, fromme Miene, für welche Machiavelli gewiß nur höhnisches Lächeln kannte, und wenn man das dreizehnte Kapitel seines sechsten Buches liest, sollte man meinen, daß ihm die Nichtigkeit einer nur auf äußeren Erfolg gerichteten Politik zu erschütterndem Bewußtsein gekommen sei. Er geht nicht auf die Konsequenz des Systems aus, da er durchweg der klugen Praxis huldigt. Er würde vermutlich nie das erfolgreiche Laster als seinen eigentlichen Gott verkündet haben. Aber trotz all dieser und mancher anderer Unterschiede wird man doch wohl sagen müssen, daß Commynes in seiner politischen Grundanschauung Machiavelli ziemlich nahe kommt, ebenso wie sein Ludwig XI. in der Hauptsache derselben Fürstenkategorie angehört, in der Cesare Borgia und Ferdinand der Katholische obenanstehen. Das Wort dieses Ludwig: dissimulare est regnare schließt doch, man möchte fast sagen, die Quintessenz der politischen Weisheit auch unserer Epoche ein, und wenn man Commynes' Erzählung scharf prüft, kommt man vielleicht zu dem Resultat, daß auch bei ihr das Dissimulieren eine große Rolle spiele.

Wenn nun aber die Fürstenherrschaft schon bei Commynes so ziemlich von allen sittlichen Grundlagen losgelöst ist, wenn

der neue Staat auch schon dieses Ludwig **XI.** weniger der Erziehung und Bildung, dem geistigen und materiellen Wohl seiner Bürger, als der Macht und Autorität seines Oberhauptes dienen soll, und wenn von allen politischen Aufgaben eigentlich nur diejenigen Wert haben, deren Verfolgung dieselbe Rücksichtslosigkeit und Unbarmherzigkeit zu fordern scheint, wie der Krieg, so ist es eine natürliche Folge, daß nicht allein der Fürst, sondern auch seine Diener sich von allen sittlichen Schranken befreit halten. Wie der Fürst jede ihm gebotene Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Macht und Herrlichkeit benutzt, so glaubt sein Diener (und der angesehenste und einflußreichste am meisten) durchaus berechtigt zu sein, aus der ihm gegebenen Stellung so viel Vorteil als irgend möglich zu ziehen. Dieser skrupellosen Praxis sehen wir schon Comynes ebenso huldigen*), wie Ludwig **XI.** Sie mußte aber noch beträchtlich gesteigert werden von dem Augenblick an, wo die Großmächte über fremde Völker zu herrschen anfingen. Den eigenen Landsleuten gegenüber wird doch auch der unbarmherzigste Blutsauger noch gewisse Grenzen achten müssen, welche ohne weiteres fortfallen, wenn er im fremden Lande schaltet. Niemals hätten doch Chièvres, Sauvage und die anderen Flamänder, unter deren Gier die Spanier seufzten, in der eigenen Heimat solchen Unfug üben mögen und können. Aber freilich, was man in der Fremde gelernt hat, pflegt man dann auch in der Heimat, so weit es geht, fortzusetzen. Und so finden wir in den Anfängen Karls eine politische Praxis in allgemeiner Uebung, die man, streng genommen, nur als gewissenlos bezeichnen kann.

Da uns von allen damaligen Staatsmännern niemand so nahe angeht, als Chièvres, so mag hier aus einer vertraulichen Depesche Corners ein Beispiel angeführt werden, wie er seine Geldgeschäfte einzurichten pflegte. Von den Verwickelungen, in

---

*) S. die wertvollen Aufschlüsse über Comynes' Leben, welche die von Ch. Fierville publizierten **Documents inédits sur Philippe de Comynes, Paris 1881,** enthalten.

welche Venedig zuletzt noch einmal mit Maximilian geraten war, ging auf seinen Nachfolger Karl ein verdrießlicher Rest über, mit dem man lange gar nicht fertig werden konnte. Die Verhandlungen, welche Corner mit Chièvres darüber zu führen hatte, zogen sich endlos und fruchtlos hin. Nun möchte man sich fast wundern, daß die kluge Signorie nicht längst auf den Gedanken gekommen sei, den allmächtigen Chièvres durch das damals allgemein übliche Mittel einem erträglichen Ausgleiche geneigt zu machen, zumal ihr Corner schon im November 1517 empfohlen hatte, auf Chièvres, der bekanntlich durch die großen Geschenke des Königs Franz auf die französische Seite gezogen worden, durch etwas anderes als durch schöne Worte zu wirken. Die Signorie bedachte sich sehr lange. Aber zwei Jahre später sah sich Corner doch in der Lage, nach Wunsch zu handeln. Nachdem er Chièvres die schönsten Komplimente über die großen Verdienste gemacht, welche er sich durch Bewahrung des Friedens um die ganze Christenheit erworben und darauf hingewiesen, wie er nun dieses Friedenswerk durch die Beseitigung aller Differenzen mit Venedig vollenden könne, erklärte er: wenn Chièvres mit seiner Autorität darauf hinwirken wolle, verspreche er ihm im Auftrage seiner Signorie als Beweis ihrer Liebe und als Lohn für seine Mühe 10000 Dukaten. Chièvres nahm dieses Anerbieten sehr freundlich an, wenn er auch lächelnd bemerkte, es sei nicht nötig, daß jemand ihm etwas schenke, damit er gut handle, da er aus sich dazu geneigt sei*). In Wahrheit verhielt es sich dieses Mal so, daß Chièvres zwar die 10000 Dukaten dankbar annahm, die Verhandlungen mit Venedig aber nachher so ziemlich auf demselben Punkte blieben, wie sie vorher gewesen waren. Einige Monate früher hatte Corner zu berichten gehabt, der katholische König habe Pfalzgraf Friedrich das Vicekönigtum von Neapel zugesagt, es werde aber nichts daraus werden, da der jetzige Vicekönig

*) Corner an den Rat der Zehn, Barcelona den 15. November 1519.

von Chièvres durch eine Zahlung von 100 000 Dukaten erlangt habe, daß er nicht nur noch drei Jahre an der Spitze Neapels bleibe, sondern auch das Admiralat jenes Königreichs und das Herzogtum Sora erhalte*).

Diese Praxis war damals die Regel geworden, und zwar mit einer Anwendung, welche ihr den Schein einer gewissen Harmlosigkeit geben könnte. Es verstand sich sozusagen von selbst, daß mächtige Minister ihre Pension von allen Staaten bezogen, welche mit ihnen irgend wichtige Geschäfte zu verhandeln hatten, ohne daß die Minister sich dadurch zu unbedingter Gefälligkeit verpflichtet erachteten. So nahm Wolsey heute von Frankreich, damit er gegen Spanien gestimmt werde, morgen von Spanien, damit er sich gegen Frankreich kehre, und er that weder das eine noch das andere, so wie man es wünschte. Aber dem Staate würde es übel ergangen sein, der ihm nichts gegeben hätte. So hielt der Machtgier der Fürsten die Geldgier ihrer Räte die Wage. Was aber die Höchstgestellten thun, wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt auf die niederen Schichten. Da der Staat im Prinzip auf sittliche Reinheit verzichtet hatte, breitete sich ein roher Egoismus wie eine Pest über die Gesamtheit aus.

Diese Demoralisation aller öffentlichen Thätigkeiten war nicht wenig dadurch befördert worden, daß die Kirche ihr seit Decennien den mächtigsten Vorschub geleistet hatte. Die neue Politik wie die neue Wissenschaft schwang sich erst in dem Augenblick zur vollkommenen Herrschaft über die Christenheit auf, wo sie als Siegerin in Rom einzog. In Cesare Borgia triumphirte der in italienischer Luft raffinierte spanische Geist seines Vaters Alexander VI. Auf den Trümmern seiner Macht errichtete Julius II. den neuen Kirchenstaat, und sein Nachfolger Leo X., wenn er auch das Blut und die Waffen nicht liebte, wie jene beiden, ließ sie doch zu, wo es ohne Gefahr

*) Corner an die Zehn, Barcelona den 19. August 1519.

Nutzen bringen konnte. Seine Politik war, wie die seiner Vorgänger (wir haben es in allen Handlungen und Aeußerungen dieses Papstes so eklatant hervortreten sehen, daß darüber jeder Zweifel ausgeschlossen ist) eine absolut weltliche. Aber ihr Charakter hatte durch die Verhältnisse und die Persönlichkeit des Papstes doch eine wesentliche Aenderung erfahren. An die Stelle der stürmischen Energie, der kühnen Initiative, welche Julius II. auszeichneten, trat bei Leo kluge und ängstliche Berechnung. Ganz und gar ein Zögling der italienischen Renaissance, überwog in ihm der abwartende Verstand über den Trieb, selbständig zu handeln, und die Freude am schönen Genuß über die Lust am Schaffen. Im Kampf der Weltmächte, welche Italien zu verschlingen drohten, bewegte er sich mit der Schwäche eines Kleinfürsten, der jeden Augenblick erdrückt zu werden fürchtet und doch groß werden möchte. Ohne die Grundlagen wirklicher Macht und ohne die Hilfsquellen wirklicher Größe erlag er doch immer wieder dem Kitzel, in der Weltbewegung den Ton anzugeben, um zuguterletzt immer wieder einer recht kleinlichen Gewinnsucht zu fröhnen. In Wahrheit warf er die in Worten pompös ausgerufene Erhabenheit des Hauptes der Christenheit in seinen Handlungen regelmäßig zur Seite, um sich mit seinem Thun in die Reihe der kleinen italienischen Dynasten zu stellen, welche für ihre Genüsse nach Geld und für ihre Familien nach Land jagten, damit es wieder Geld bringe.

Wenn Machiavelli seinen „Fürsten" dem Lieblingsneffen dieses Papstes widmete, so erwartete er schwerlich, daß Lorenzo der schrecklichen Energie des Cesare Borgia gleichkommen werde; die von ihm empfohlene Vereinigung der Schlauheit des Fuchses und der Kraft des Löwen war diesen Medici nicht erreichbar. Aber Machiavelli hätte doch ein schlechter Menschenkenner und ein stumpfer Beobachter sein müssen, wenn er in der Absicht, sich den Medici zu empfehlen, ihnen Gedanken vorgetragen hätte, von denen sich voraussehen ließ, daß sie im

Hause des Papstes keine Empfänglichkeit finden würden. Ueber viele Seiten der Schrift wird man wohl immer streiten, aber das dürfte kaum in Zweifel gezogen werden, daß der Principe dieses Florentiners, für den sich die aufmerksamste Beobachtung der mediceischen Politik von selbst verstand, ein gewichtiges Zeugnis über den Geist derselben ablegt. Für Machiavelli handelte es sich, da er schrieb, um in die Gunst der Medici zu kommen, nicht um das, was die Medici konnten, sondern um das, was sie mochten. Er durfte es dahingestellt sein lassen, wie weit sie im stande sein würden, seine Lehren zu befolgen; unter allen Umständen mußte er sie so einrichten, daß sie ihnen zusagten.

So tritt uns denn der innigste Zusammenhang zwischen dem Geist des Principe und der Kurie entgegen. Machiavelli hätte der blödeste Schwärmer sein müssen, wenn er von diesem Leo, der aus der Angst vor immer neuen Gefahren nie herauskam, den der bloße Gedanke an kühne Wagnisse unglücklich gemacht haben würde, wenn er von diesem Leo ernstlich erwartet hätte, wie das rätselhafte Schlußkapitel seiner Schrift die Miene annimmt, daß er mit großem Heroismus Italien von der Fremdherrschaft befreien solle. Von so gewaltigen Dingen reden zu hören, konnte allerdings unterhalten, obwohl wir nicht wissen, daß auch nur derartige Reden an der Kurie je laut geworden seien. Was aber Machiavelli in allen früheren Kapiteln anrät, das fand in der politischen Praxis der Kurie reichliche Anwendung, so weit es nicht zu große Anstrengungen erforderte. Kein einziges von Machiavelli's Rezepten würde sie aus sittlichen oder religiösen Bedenken zurückgewiesen haben. Denn an diesem päpstlichen Hofe, das lehrt die Geschichte des Kampfes um die Kaiserwahl, und jeder Tag, den Leo seitdem verlebt, mit unübertrefflicher Deutlichkeit, an diesem Hofe gab es, von dem religiösen zu schweigen, nicht einmal ein kirchliches Interesse, ja nicht einmal eine Macht des ganz äußerlichen kirchlichen Anstandes. Wer dieses Urteil zu hart finden

möchte, den verweisen wir auf die Schriften des Kardinals Bibbiena, dieses vertrautesten Dieners Leo's X. An einem päpstlichen Hofe, für den die gute Sitte irgend etwas bedeutete, würde der Verfasser der Calandra kaum geduldet worden sein; daß aber dieses Muster einer schlüpfrigen Komödie vor Leo aufgeführt werden konnte, daß dieser Bibbiena bis an sein Lebensende mit den wichtigsten Aufträgen betraut wurde, das beweist doch wohl, daß hier von priesterlicher Würde nur noch ein leerer Schein geblieben war. Wenn dieser Bibbiena in seiner Korrespondenz mit der Königin-Mutter von Frankreich sich in cynischem Behagen darin ergeht, sie, ihren Sohn Franz und ihre Tochter Margarete als seine trinità zu verehren, wenn er schreiben kann: „Ich würde in meiner großen Treue und Frömmigkeit der Trinität nicht anders beichten, als unserem Herrgott“ *), so ist das doch wohl eine Frivolität, welche selbst bei einem Kardinal jener Tage überrascht. Nun aber liegt es ja auf der Hand, daß, wenn das Treiben der weltlichen Politiker einen demoralisierenden Einfluß üben mußte, die Verquickung dieses allem Höheren und Edleren entfremdeten Wesens mit der religiösen Phrase, mit dem frommen Schein wie Gift wirken mußte. Der ungläubige, irreligiöse, cynische Machiavelli macht in der Offenheit und Wahrheit dieses seines Wesens einen geradezu erbaulichen Eindruck neben den Prälaten, deren Mund von frommer Salbung trieft und deren Herz nichts kennt, als Weltlust, Genuß und Geldgier. Wenn überhaupt die Lüge eine ungeheure Macht in der damaligen Welt besaß, wenn die Fürsten und Diplomaten geradezu in überschwenglichen Beteuerungen schwelgten, von denen sie kaum denken konnten, daß sie den geringsten Glauben finden würden, so war das doch noch etwas Harmloses neben den päpstlichen Schreiben, welche nur vom Wohl der Christenheit, von der Erhöhung der heiligen Kirche und anderen erhabenen

*) Molini 1, 80. 76. 79.

Dingen redeten und lediglich dem kleinsten Egoismus dienen sollten *).

Von Rom aus ergoß sich aber dieser Geist vollendeter Unwahrheit, scheinheiliger Lüge über die gesamte Christenheit. In den Würdenträgern der Kirche fand er den Boden nur zu gut bereitet, um üppig fortwuchern zu können und, die Stufen der Hierarchie hinabeilend, sein Gift in die Gemeinden selbst auszugießen. Denn wenn auch sicherlich in der Kirche seit den Anstößen des fünfzehnten Jahrhunderts ein edleres und ernsteres Streben rang, wenn in allen Landen eine Anzahl ausgezeichneter oder doch gewissenhafter Prälaten an der Reinigung und Vertiefung des kirchlichen Lebens arbeiteten, gegen die Pest, welche von oben her unablässig anstürmte, vermochte sie wenig. Nirgends hatten sich tüchtigere Kräfte für eine Besserung der kirchlichen Verhältnisse die Hand gereicht, als in Spanien: die Frucht war nichtsdestoweniger bescheiden **). Was konnte auch die Arbeit eines Jimenez erreichen, wenn an seinem Grabe die schamlose Plünderung seines frommen Zwecken bestimmten Nachlasses und die gierige Austeilung seiner Erzdiözese selbst unter Approbation des heiligen Vaters verkündete, daß der große Kirchenfürst in der allgemeinen Korruption nur ein Meteor gewesen, bestimmt, von ihrer Finsternis erstickt zu werden? Besonders deutlich tritt uns aber die unwiderstehliche Macht allgemeiner Entartung in der kirchlichen Praxis des frommen, jungen Kaisers selbst entgegen, der trotz aller katholi-

*) Die im Archivio storico italiano (Ser. 3 t. 19—26) aus den Manoscritti Torrigiani veröffentlichten Korrespondenzen der Kurie bieten dafür eine Reihe klassischer Beispiele. S. meine früher citierte Abhandlung in den Forschungen 23, 521 ff.

**) Döllinger hat im dritten Bande seiner Beiträge S. 203 ff. ein spanisches Gutachten aus dem Jahre 1512 abgedruckt, welches deutlich genug zeigt, wie wenig sich die spanische Kirche der allgemeinen Korruption zu erwehren vermochte. Das Verhalten eines erheblichen Teils des spanischen Klerus beim Aufstande der Comuneros bietet einen weiteren Beleg dafür, wie es in Wahrheit mit dieser Kirche stand.

schen Frömmigkeit kirchliche Mittel und kirchliche Uebungen zu politischen Zwecken ausbeutete, ohne nur, wie es scheint, von einem Skrupel berührt zu werden.

Man darf an kein Zeitalter den Maßstab rigoroser Moral legen. Man würde einen sehr engen Blick verraten, wenn man die Tage, in denen Hutten jubelte: es ist eine Lust zu leben! nur nach den Resultaten sittlicher und religiöser Prüfung schätzte. Gewiß, es war eine herrliche Zeit geistigen und künstlerischen Aufstrebens und Schaffens. Die späteren Jahrhunderte werden wohl immer mit andächtiger Dankbarkeit und wahrer Erhebung vor den Schöpfungen der erhabenen Geister sich verneigen, welche damals die Welt mit den Gaben ihrer reinen und großen Kunst beglückten, nirgends reiner und größer als in Rom, an dem Hofe dieses Leo. Der Name Raffael allein sichert diesem Papste ein beneidenswertes Andenken. Aber man erwäge wohl: jedes Menschenkind soll zunächst seinem eigentlichen Berufe dienen, und Freude an der Kunst, der Wunsch sich an immer neuen Hervorbringungen eines einzigen Genius zu laben, ist kein großes Verdienst. Wer wäre in jener Zeit reger künstlerischer Empfänglichkeit von einem Raffael nicht entzückt worden? Das Urteil über Leo X. darf durch sein Verhältnis zu Raffael ebensowenig verrückt werden, wie das über Karl I. von England durch seine Bewunderung Van Dyks, oder das über Philipp IV. von Spanien durch den Ruhm des Velasquez. Ein schlechter König wird dadurch nicht gut, daß er Freude an schönen Gemälden hat, und ein schlechter Papst noch weniger. Wenn man aber von den Personen absieht und die Epoche ins Auge faßt: konnte alle Herrlichkeit der italienischen Kunst und alle Regsamkeit des Humanismus das tiefe Leid der Zeit heilen? Konnte diese ästhetische und litterarische Blüte auch nur in denen selbst, welche an ihr regen Anteil nahmen, die Verkümmerung des sittlichen und religiösen Elements ersetzen? Und was bedeutete gar all diese Blüte für die Millionen, welche nichts von ihr vernahmen? Nur zwei Mächte reichen an den

Grund des allgemeinen menschlichen Daseins: Staat und Kirche. Alles, was jene Zeit in Kunst und Wissenschaft außerordentliches hervorbrachte, es war doch außer stande, der vereinigten Macht des entsittlichten Staats und der entheiligten Kirche die Wage zu halten. Es mußte vor allem das Innerste, was den Menschen trägt und treibt, aus dem Wust verfälschter Ueberlieferungen und vergiftender Einflüsse befreit, den unwahren Lebenszwecken und den schlechten Mitteln die echten Ziele menschlichen Strebens und die reinen Wege, welche zu ihnen führen, gegenübergestellt werden und zwar durch eine Persönlichkeit, welche von all dem klugen, die damalige Welt beherrschenden Kalkulieren, von all den Listen und Schlichen der weltlichen wie der kirchlichen Staatskunst nichts wußte und nichts wollte, sondern mit voller ganzer Hingebung an das Seelenheil, der Welt den Rücken kehrte, um dann die Welt zu vergeistigen, wie sie die Seele befreit hatte.

Es würde ungehörig sein, wenn ich hier von der religiösen Bedeutung Luthers reden wollte. Ich habe nur darauf hinzuweisen, was seine Lehre und sein Leben für die ganze damalige Existenz und vor allem auch für das öffentliche Leben der Völker bedeutete. Man könnte vielleicht der Ansicht sein, daß Luther in der Ueber- oder Außerweltlichkeit seiner Grundgedanken, welche den Gläubigen von allem irdischen Streben und Wesen abriefen, lediglich seinem Verhältnis zu Gott und dem Erlöser Wert beilegten, einer gesunden und kräftigen Entwicklung des Staatslebens vielmehr hinderlich als förderlich gewesen sei. Ohne Zweifel geht ja dieser Zug durch des Reformators Leben unverkennbar hindurch, um dann unter dem Einflusse seiner kleinen Nachfolger die deutschen Verhältnisse auf das traurigste zu verkümmern. Aber dieser Weltfremdheit steht doch in Luther die echteste Weltfreundlichkeit gegenüber, und vor allem war der eigentliche Kern seines Strebens gleichbedeutend mit einer Vertiefung, Reinigung und Erhebung des weltlichen Daseins. Solange das klösterliche, außereheliche

Leben den Preis der Gottseligkeit besaß, solange, mit wie künstlicher Interpretation immer, der Ablaß die Schuld der schlechten That erleichterte oder wegnahm, solange der Papst vom gegebenen Worte und allen anderen Verpflichtungen dispensieren konnte, solange nur äußerliches Thun das böse Herz freisprach, so lange war die nichtkirchliche Existenz von vornherein mit einer gewissen Verirrung gleichbedeutend und jeder Extravaganz in ihr Thür und Thor geöffnet. Indem Luther die Religion aus den Banden einer verweltlichten Kirche befreite und sie in das Innerste des Gläubigen verlegte, emanzipierte er zugleich die Welt von der Kirche. Die mächtig entwickelten wissenschaftlichen, künstlerischen, wirtschaftlichen Bestrebungen, welche bis dahin doch immer nur einer streng genommen schlechten Weltlichkeit angehört hatten, erhielten jetzt ihren vollen Wert. Der Staat aber, der theoretisch noch immer als ein unheiliges Wesen unter der Kirche stand, gegen den die Schriftsteller der Kurie eben jetzt wieder die unbedingte Superiorität beanspruchten, er trat nun neben, ja über die Kirche, freilich mit der Aufgabe, die Zwecke der Kirche seinerseits zu fördern. Aber auf wie gefährliche Irrwege das führen konnte, zunächst war es für diesen all seinen wahren Zwecken entfremdeten Staat ein Heil, daß er so von dem leeren Streben nach Macht zu seiner wahren Aufgabe zurückgerufen wurde, für das geistige und körperliche Wohl der Unterthanen zu sorgen.

Es hatte lange in Luther gegärt und gerungen, bis er im Juni 1520 mit seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation zugleich die volle Reife seiner religiösen Entwickelung und das, was sie für die Welt bedeutete, kundgab. Dieser gewaltige Aufruf an die Laien, die von der Kirche verwirrte Lebensordnung herzustellen auf Grund der Schrift, die Anmaßungen einer falschen Heiligkeit zu vernichten und statt dessen die natürlichen Beziehungen zu heiligen, nicht in einer außer dem Leben sich bewegenden Werkheiligkeit, nicht in Wall-

fahrten, nicht in falschen Gelübden, nicht in Fasten und anderer Kasteiung, sondern vielmehr darin die Rettung zu suchen, daß jedes gewöhnliche Thun von einem Gott zugekehrten Sinne geadelt werde, dieser Aufruf an die Deutschen, das „heilige geistliche Unrecht" abzuthun, was bedeutete er doch in seinem tiefsten Sinne anderes, als daß alle Kreise der menschlichen Thätigkeit in sich selbst ihr Heil zu suchen haben, zu oberst der höchste und umfassendste, der Staat? Indem Luther an die Kämpfe der Hohenstaufen mit der Kurie erinnerte und das „junge edle Blut Carolus" ermahnte, in einem höheren Sinne als jene das Reich zu lösen aus der Sklaverei der Kirche, und den Klerus dem weltlichen Schwert zu unterwerfen, bezeichnete er eine wesentliche Aufgabe des modernen Staats: seine Autonomie aufzurichten gegen die Anmaßungen einer fremden Gewalt. Und indem er nicht wie einst Savonarola an alle Mächtigen der Christenheit, sondern an die weltlichen Vertreter der deutschen Nation seinen Appell richtete, indem er das deutsche Wesen als ein zu diesem großen Akt der Befreiung berufenes und verpflichtetes hinstellte, trat er aus der mittelalterlichen in die moderne Anschauung hinüber, welche die Aufgaben des Lebens zunächst im Kreise eines bestimmten Volkes verfolgt sehen und die freie Bewegung der Völker nicht unter das Gebot einer scheinbar übernationalen Universalmacht beugen will. Während die Politik, wie wir gesehen haben, im besten Zuge war, auf dem modernen Fundamente des Nationalstaats die mittelalterliche Utopie einer Weltmacht herzustellen, das Völkerwohl dem Trugbild einer Universalmonarchie zu opfern, wurde durch Luther dem deutschen Volke das Recht zugesprochen, die höchste und in Wahrheit der ganzen Christenheit gemeinsame Frage aus seinem Gewissen und nach dem Bedürfnis seiner Entwickelung zu beantworten.

Wer das erwägt und dagegen in Betracht zieht, daß jenes universalmonarchische Streben soeben in Karl V. einen Vertreter gefunden hatte, dem seine Machtverhältnisse mehr Aus-

sicht gaben, es zu verwirklichen, als je ein Kaiser seit Karl dem Großen gehabt hatte, für den bedarf es eigentlich keiner Erörterung, wie nun dieser junge Kaiser zu dem Thun Luthers gestanden habe. Dennoch wird es gut sein, diesen Punkt scharf ins Auge zu fassen, da hier ja recht eigentlich sowohl Karls als des deutschen Volkes Schicksal seine Wurzel hat.

Luthers Stärke und Schwäche lag darin, daß sein Werk das notwendige Erzeugnis ganz persönlicher Empfindungen und Erlebnisse war und daß diese seine Persönlichkeit den mächtigen Stempel des deutschen, ja vielleicht richtiger noch des norddeutschen Ursprungs trug. Indem er der Retter aus einer von allen Völkern empfundenen Not wurde, konnte er ja allerdings auch auf nicht deutsche Gemüter wirken; aber die Art, wie er dieser Not steuern wollte, war so ausgesprochen und man darf wohl sagen so ausschließlich deutsch, daß ein volles Verständnis und die Neigung, sich in die vielen, sehr starken Einseitigkeiten und Schroffheiten Luthers zu finden, im ganzen nur von Deutschen erwartet werden konnte. Schon dadurch wäre dem in französischer Bildung aufgewachsenen und seit Jahren von spanischer Luft umgebenen Kaiser ein Verständnis der Lehre Luthers im höchsten Grade erschwert gewesen, wenn er selbst die Neigung besessen hätte, sich mit ihr vertraut zu machen. Wir werden aber schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß diese Neigung niemals auch nur vorübergehend in ihm sich geregt habe. Daß er nicht direkt, auf eigene Hand die Prüfung solcher Dinge unternahm, versteht sich bei seiner uns bekannten Art von selbst. Vermutlich hat er in Spanien, wenn überhaupt, nur von seinem Lehrer Adrian Näheres über Luther gehört, und wie dieser fromme, von den Aergernissen der Kirche aufrichtig betrübte Prälat nichtsdestoweniger an der Kirche mit voller Inbrunst festhielt, ist bekannt. So vernehmen wir denn auch bereits zur Zeit des Wahlkampfes, wo dem Papst es noch nicht in den Sinn kam, daß der künftige Kaiser mit Luther zu thun haben werde, aus Karls Munde sehr unzweideutige

Aeußerungen über sein Verhältnis zur Kirche. Wir haben gesehen, wie Karl in jener merkwürdigen Instruktion vom 5. März 1519 es für seine hauptsächliche Aufgabe erklärte, „unseren heiligen katholischen Glauben zu erhöhen und zu mehren". (S. oben S. 138.) Wären diese Worte an den Papst oder an einen fremden Fürsten gerichtet, so würden sie freilich nicht viel bedeuten; da wir sie aber in einer höchst vertraulichen Weisung an seine Tante lesen, dürfen wir nicht zweifeln, darin die wahre Gesinnung des jungen Herrschers ausgesprochen zu sehen. Noch deutlicher ist, wenn Karl am 3. August 1519 König Franz schrieb, er solle in der Ausrottung der Ketzerei den ersten Platz einnehmen. Luther wird da ja allerdings nicht genannt; aber es versteht sich doch von selbst, daß nur er gemeint sein kann, da es eine andere Ketzerei von irgend welcher Bedeutung als die seinige damals nicht gab. Läge uns die Korrespondenz, welche Karl von Spanien aus mit seiner Tante und seinen Räten in den Niederlanden und Deutschland führte, in einiger Vollständigkeit vor (jetzt kennen wir ja nur einzelne Bruchstücke), so würde es wohl an ganz bestimmten Erklärungen gegen Luther nicht fehlen.

In der That war ja auch eine solche Haltung für den katholischen König, welcher auf diesen Titel den höchsten Wert legte*), durchaus natürlich. Bei den vielen Schwierigkeiten, auf welche seine Regierung in Spanien stieß, wäre es fast undenkbar gewesen, daß er sich mit der stärksten Empfindung dieses spanischen Volkes, mit seiner katholischen Gläubigkeit, durch irgend welche Hinneigung zu der deutschen Ketzerei in Widerstreit gesetzt hätte. Darin lag vielmehr die stärkste Bürgschaft seines endlichen Sieges über die revolutionären Bewegungen in Castilien und Valencia, daß er religiös ganz auf dem Standpunkte seiner Großmutter Isabella stand. Und wenn er früher,

*) Unter den Wünschen, zu deren Erfüllung er im Herbst 1518 Leo X. zu bewegen suchte, nahm der, daß er den spanischen Königen für immer den Titel „katholisch" gebe, einen bedeutenden Platz ein.

soviel wir wissen, keine Gelegenheit gehabt hatte, sich über diesen Punkt ausdrücklich zu erklären, so boten ihm im Herbst 1520 die bedrohlichen Erfolge der Comuneros Anlaß, sich über seine kirchlichen Anschauungen mit voller Unumwundenheit auszusprechen. Als er im September den Connetable und den Admiral von Castilien zu Mitregenten Adrians ernannte, ließ er für sie eine ausführliche Instruktion aufsetzen, welche namentlich die kirchlichen Mittel zur Bekämpfung der Revolution betonte. Vor allen Dingen liegt dem katholischen König am Herzen, daß die „heilige Inquisition", als die hauptsächlichste Stütze „unseres heiligen katholischen Glaubens", von den Regenten in jeder Weise geehrt und begünstigt werde. Er ist überzeugt, daß zum Lohne dafür „Gott unser Herr die Erhaltung und Vermehrung meiner Person und meines Reiches sich besonders wird angelegen sein lassen". Die Regenten sollen unter keinen Umständen dulden, „daß irgend eine Person direkt oder indirekt irgend etwas zu thun wage, das genanntem heiligen Officium zum Nachteil gereiche", den, der es doch thue, streng bestrafen. „Ihr sollt überzeugt sein," sagt der König, „daß Ihr nichts thun könnt, was uns angenehmer wäre, als die Unterstützung und Ehre des heiligen Officiums." Ebenso sollen die Regenten darauf bedacht sein, die Kirchen und Klöster zu ehren und zu begünstigen, damit sie nicht nur in ihrem früheren Bestande erhalten, sondern wo möglich derselbe noch erweitert werde; sie sollen acht geben, daß, wenn die gegenwärtigen Unruhen etwa zu irgend welchen Neuerungen in kirchlichen Dingen geführt haben, überall die alte Ordnung hergestellt werde. Nachdem die Instruktion über diese Angelegenheit eine Menge specieller Weisungen gegeben, sagt sie: „Das, was das heilige Officium der Inquisition und den Gottesdienst betrifft, lassen wir an den Schluß setzen, damit Ihr es besser im Gedächtnis behaltet, denn davon hauptsächlich hängt die Erhaltung und Vermehrung unseres Staates und unserer königlichen Autorität ab, weil es die Sache Gottes ist, welcher allein die Schäden jenes Reiches wahrhaft heilen

kann; deshalb legen wir Euch vor allen anderen Dingen die ans Herz, welche seinen Dienst angehen"*).

Diese Worte sagen unzweideutig, daß der katholische König in der Kirche und ihren eigentümlichsten Institutionen, in der Inquisition und den Klöstern, die zuverlässigsten Stützen seiner Herrschaft sah, daß er sich nicht nur religiös unzertrennlich mit der römischen Kirche verwachsen fühlte, sondern in ihr auch einen überaus wertvollen politischen Bundesgenossen erblickte. Um die ganze Bedeutung dieses Gesichtspunktes für Karl zu würdigen, muß man sich ins Gedächtnis zurück rufen, daß der junge König keineswegs in Spanien allein von populären Bewegungen heimgesucht worden war. Auf die Anschauung und Stimmung Karls mußte es den stärksten Einfluß üben, daß nacheinander fast in all den Gebieten, welche er in seinem Weltreiche zusammen faßte, dem Beginn seiner Regierung eine nationale Opposition entgegentrat. Sie hatte in Sicilien seinen Vicekönig Moncada zur Flucht genötigt, in den österreichischen Landen für längere Zeit die Stände zu Herren gemacht; in Neapel drohten wenigstens mehr als einmal ernste Unruhen. Da nun die schlimmen spanischen Erfahrungen hinzukamen, verstand es sich für Karl von selbst, daß er in jeder Regung populärer Kräfte, in jedem nationalen Streben etwas für seine Herrschaft höchst Gefährliches sah, die ja in der That mit jeder wirklich nationalen Entwickelung der ihm unterthänigen Gebiete vollkommen unverträglich war.

Alles aber, was er bisher in dieser Richtung in Sicilien, Oesterreich und Spanien erlebt hatte, trat doch an principieller Bedeutung hinter das zurück, was sich jetzt in Deutschland vorbereitete. Die Gedanken, welche fast gleichzeitig Luther in seiner Schrift an den deutschen Adel und Hutten in seinem Vadiscus und den damit verbundenen Dialogen, vollends in jenem glühenden Manifest an „alle freien Deutschen" verkündigte, diese Ge-

*) **Maldonado**, Movimiento de España p. 311 ff.

danken griffen recht eigentlich an die Wurzel von Karls Macht. Wenn so die Völker aufgerufen wurden zur Wiedergewinnung der Freiheit, wie es diese beiden Herolde thaten, wenn sie das deutsche Volk zum Kampf gegen die allgemeine kirchliche Ordnung führten, in welcher Karl die wahre Grundmauer seiner Monarchie erblickte, so bedeutete das kaum weniger eine Herausforderung an ihn als einen Angriff auf die Kirche. Aber diejenigen, welche in Deutschland diese Bewegung hervorgerufen hatten, Luther wie Hutten, noch mehr manche ihrer Anhänger, lebten über die Gesinnung Karls in den seltsamsten Illusionen, indem sie bei ihm die Geneigtheit voraussetzten, ihre kühnen Neuerungen unter seinen Schutz zu nehmen. Hutten machte allerdings, als er sich im Juni 1520 nach Brüssel begab, um dem jungen Herrscher die Befreiung Deutschlands von Rom ans Herz zu legen, rasch die Erfahrung, daß dort eine ganz andere Luft wehte. Ebenso spürte Luther bald, daß von den Fürsten sein Werk wenig zu hoffen habe. Aber in den Kreisen, welche sich aus nationalen, humanistischen Motiven für Karls Wahl begeistert hatten, wirkte die Erinnerung mächtig nach, daß gegen diesen Habsburger damals die Kurie alles aufgeboten hatte.

Wenn so die politischen Gründe dargelegt worden sind, welche Karl der religiösen Neuerung entgegenstellen mußten, so mag ja wohl zugegeben werden, daß dieselben damals gewiß von Karl nicht mit der Klarheit und Schärfe erkannt wurden, welche ihn später auszeichnete. Ohne Zweifel übersah er nicht alle die weitreichenden Konsequenzen der von Luther entfesselten Bewegung. Daß dieselbe aber für die überlieferte Ordnung und ganz besonders für seinen Anteil an dieser Ordnung eine schwere Gefahr in sich schließe, davon hatte er sicherlich eine sehr lebhafte Empfindung, die durch seine Umgebung, durch die Vorstellungen des päpstlichen Nuntius und den eifrigen niederländischen Klerus nur verstärkt werden konnte. Zu diesen politischen Erwägungen trat nun aber die ausgeprägte kirchliche Gesinnung Karls hinzu, welche sich, sobald er über Luthers

Schicksal zu entscheiden hatte, in der nachdrücklichsten Weise kundgeben sollte. Schon Anfang Oktober, als er in Löwen weilte, dieser festen Burg der alten Kirche, gewährte er Aleander ein Mandat, welches in allen seinen Reichen gegen die Bücher Luthers und seiner Anhänger nach der Vorschrift der Bulle vom 15. Juni zu verfahren befahl *).

Für einen Fürsten von dieser Ueberzeugung war es dann keineswegs eine bedeutungslose Ceremonie, wenn er bei seiner Krönung den feierlichen Schwur leistete, den überlieferten katholischen Glauben zu halten und zu bewahren, die Kirche und ihre Diener zu schützen und zu verteidigen, dem Papst und der römischen Kirche die schuldige Unterwürfigkeit und Treue zu beweisen. Indem ihn die überlieferte Reichsordnung so mit den stärksten Banden an die bestehende Kirche fesselte, wurde der Drang seiner Seele zu einer Pflicht gegen das Reich, über welche auch die freieste Interpretation kaum hätte hinweghelfen können.

*) Brieger, Aleander und Luther S. 19.

Spanische und europäische Nöte.

So trat der junge Kaiser das Regiment über das Reich an. In seiner Gesinnung wie in seinen wesentlichen Interessen gab es nichts, das für eine Begünstigung oder auch nur für eine Duldung der von Luther unternommenen Reform sprach. Nur ein Umstand kam derselben zu statten: erlaubten die Verhältnisse dem Kaiser so im Reiche aufzutreten, wie er es wünschte? Gestattete es die politische Lage des Reichs, machte es die Gesamtlage des Kaisers möglich? Gleich hier, im ersten Beginn seiner Reichsregierung, zeigte sich die eigentümliche Konstellation wirksam, mit welcher er sein ganzes Leben hindurch ringen sollte: seine Macht war zugleich seine Schwäche. Die Vereinigung der verschiedensten Länder unter seinem Scepter gab ihm die außerordentliche Stellung, in welcher er es unternehmen durfte, den Gang der menschlichen Dinge zu bestimmen, und eben diese Vereinigung disharmonischer Kräfte hemmte seine Aktion auf Schritt und Tritt. Als Gebieter so großer Königreiche und Herrschaften hatte er hoffen dürfen, wie er in jener Instruktion vom März 1519 schrieb, von allen Fürsten der Christenheit und besonders von den Unterthanen des Reichs selbst geachtet und gefürchtet zu werden, so daß er nicht nur den Besitz behaupten, sondern stärker werden könne. Jetzt hing sich Spanien, das mächtigste seiner Königreiche, wie ein Bleigewicht an seine Schritte und gab all seinen Gegnern und

Neidern in Europa Mut, ihm feindselig zu begegnen. Jetzt konnte er nicht mit der spanischen Macht auf Deutschland drücken, sondern mußte vielmehr alles thun, um in Deutschland eine Stütze zu gewinnen gegen die von Spanien her seine ganze Machtstellung bedrohende Gefahr. Denn die spanischen Ereignisse gaben mehr und mehr den Maßstab ab für die Schätzung, welche Karl an allen Höfen fand.

Wir haben früher gesehen, wie nach der Einnahme von Tordesillas, wo sich dann im September die heilige Junta um die Königin Juana versammelte und den Schein gewann, das Organ der legitimen Herrscherin zu sein, die Autorität Karls so gut wie verschwand. Nachdem seine Regierung jahrelang Sturm gesäet hatte, stand sie dem Verderben hilflos gegenüber. Sie konnte dem verlassenen Adrian weder Geld noch Kriegsleute schicken, denn sie hatte das eine so wenig wie das andere. Ihr blieb nichts übrig, als zu versuchen, ob sie durch politische Manöver die siegreiche Revolution hemmen könne. Auf die Nachricht, daß Tordesillas und die Königin in die Hand der Empörer gefallen sei, entschloß sie sich am 9. September, wie schon erwähnt, den Granden die Hand zu bieten, den Connetable und den Admiral von Castilien zu Mitregenten Adrians zu ernennen und sich durch liebenswürdige und verheißungsvolle Schreiben um die Gunst anderer Großen zu bewerben, wie des Marques von Villena und der Herzöge von Infantado und Bejar. Sie ließ die Granden und Prälaten auffordern, zusammenzutreten und mit seinen Regenten über die Herstellung der Ruhe zu verhandeln, an der sie so interessiert seien wie die Regierung selbst. Denn schon gingen die Comunidades in ihrer Frechheit so weit, die Einkünfte des Adels aus den Städten, ja sogar seinen Grundbesitz zu bedrohen. Daneben aber griff die Regierung doch auf ihre eigenen Mittel zurück. Sie befahl, die Truppen wieder zu sammeln, für die pünktliche Zahlung der Steuern zu sorgen und so die Ordnung herzustellen. Wenn man freilich das nötige Geld und die aus-

reichenden Streitkräfte dafür nicht aufbringen könne, müsse man einstweilen mit den Rebellen „dissimulieren", um mit der Zeit desto besser thun zu können, was „unser Dienst" erfordert. Die Vicekönige werden ermächtigt, die Cortes zu berufen, um dadurch die Junta zur Seite zu drängen. Sie dürfen den Cortes alles mögliche verheißen, Reinigung der Justiz, Besserung der Verwaltung, Beseitigung der Beschwerden über Steuer und anderen Druck, aber nicht in das mindeste willigen, was irgend eine Beschränkung der königlichen Autorität einschließt. Sie sollen suchen, den Sturm durch versöhnliches Auftreten zu beschwichtigen, den Empörern die königliche Verzeihung in Aussicht stellen, besonders wenn sie selbst darum bitten, aber wo möglich die Rädelsführer züchtigen*).

Von allem, was die Regierung damals that und riet, konnte nur das möglicherweise eine Wirkung üben, daß sie den Granden die lange verweigerte Stellung einräumte und den in Coruña bewilligten Servicio und die in den letzten Jahren herbeigeführte Steigerung der Abgaben ausdrücklich erließ. Aber die Großen, denen sie jetzt ein erzwungenes Vertrauen zeigte, waren zunächst nicht in der Lage oder in der Laune, etwas zu thun. Adrian blieb noch lange ganz auf sich selbst angewiesen, in derselben Bedrängnis und Ohnmacht, in so großer Mittellosigkeit, daß er nicht einmal für seinen eigenen Unterhalt zu sorgen und oft nicht das Geld für die Kuriere aufzubringen wußte. Er konnte weder Steuern erheben, noch Truppen sammeln, noch sich mit Granden und Prälaten verbinden, noch die Cortes berufen, noch die Empörer versöhnen oder züchtigen. Die Revolution ging noch lange von außen ungehemmt fort, ohne freilich deshalb Fortschritte zu machen. Denn nachdem ihr gelungen war, die königliche Autorität zur Seite zu schieben, stand sie kaum weniger ratlos da, als die Vertreter der Re-

*) S. die merkwürdigen von Franc. de los Cobos, der schon seit 1518 als königlicher Sekretär eine wichtige Rolle spielte, aufgesetzten Aktenstücke bei Maldonado p. 292 ff.

gierung. Mit dem scheinbar großen Erfolge der Einnahme von Tordesillas hatte sie in Wahrheit nichts gewonnen. Es gelang ihr nicht, die unglückliche Juana zu irgend einem Regierungsakt zu bestimmen. Vorübergehend schien es allerdings, als sollte die Behauptung, Juana sei nur durch die bösen Diener des Königs als eine Geisteskranke aus dem Wege geräumt, während sie so gesund sei, wie ihre Mutter Isabella, als sollte diese Behauptung durch die verständigen Reden der Königin, durch ihr Benehmen in den der heiligen Junta gewährten Audienzen beglaubigt werden. Auch kam sie anfangs den Wünschen der um sie versammelten Procuradoren freundlich genug entgegen. Aber was diese ihr auch vortrugen von der Not des Landes, das hoffend zu ihr aufblicke, auch nur durch eine einzige Unterschrift ihr Einverständnis mit der Junta, ihre Uebernahme der Regierung kund zu thun, konnte sie durch kein Mittel bestimmt werden. Vergebens entfernte man den ihr von Karl gegebenen Gouverneur, vergebens alle ihre Dienerinnen, vergebens bot man Drohungen, Schrecknisse auf: sie blieb absolut passiv. Eine Weile hing das Schicksal Spaniens an dem Verhalten dieser kranken Frau. Mehr als einmal meldete Adrian dem Kaiser, eine einzige Unterschrift seiner Mutter werde seiner Regierung für immer ein Ende machen. Deshalb hatte er alles aufgeboten, sich in ihrer Nähe einen Einfluß zu sichern, welcher den Bemühungen der Junta bei Juana wirksam entgegenarbeitete*). Schließlich mußte sich jedermann überzeugen, daß die Fiktion, die Königin sei widerrechtlich durch ihren Sohn der ihr gebührenden Macht beraubt worden, keinen Grund habe, daß diese arme Frau wirklich nicht regieren könne, folglich ihr Sohn allein regierungsberechtigt sei. Die königliche Gewalt in Castilien beseitigen zu wollen, konnte niemand in den Sinn kommen. Wenn nun aber der König, welcher durch die so zu

*) Bergenroth, Supplem. p. 246 ff. 269. 288 ff. Von der bekannten Hypothese Bergenroths zu sprechen, ist nicht mehr nötig.

sagen vor allem Volk mit Juana gemachten Erfahrungen in einem gewissen Sinne stärker geworden war als je, der Revolution jede ernstliche Konzession verweigerte, was sollte sie dann beginnen? Sie mußte suchen, ihre Macht zu erweitern, die bisher passiv gebliebenen Elemente in den Kreis ihrer Bewegung zu ziehen und die königlichen Behörden, soweit sie noch existierten, aufzuheben. Die Junta mußte danach streben, auch ohne Juana's Hilfe anerkannte Regierung zu werden. Aber auf dem Wege zu diesen Zielen lagen Schwierigkeiten, mit denen die Natur dieser Bewegung und die Fähigkeit ihrer Führer nicht fertig zu werden vermochte.

Einmal war es eine unvermeidliche Folge der Verhältnisse, daß der Aufstand, welcher ursprünglich dem Mißbrauch der königlichen Gewalt, dem drückenden Fremdenregiment und der Zurücksetzung Spaniens hinter das Reich gegolten hatte, sich zugleich gegen die Aristokratie kehrte. Die städtische Verfassung Castiliens ruhte ähnlich wie die Valencia's wesentlich auf aristokratischer Grundlage. Das Stadtregiment wurde in der Regel vom Adel und den großen Kaufleuten besetzt. Die Regidores, die Mitglieder des Ayuntamiento (des Stadtrats), welche auch die Procuradores, die Abgeordneten zu den Cortes, aus ihrer Mitte wählten oder losten, waren, wie Maldonado sagt, „insgemein Adlige". Gleich im ersten Beginn der Bewegung kehrte sie sich ebensowohl gegen diese Privilegierten, wie gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt. Die bisher von der städtischen Verwaltung ausgeschlossenen Handwerker und Krämer, die Comunidad, die Gemeinheit, war es, welche den Sturm gegen die von den meist adligen Procuradoren dem König gemachten Bewilligungen entfesselte. Nur die Parteiungen unter den adeligen Geschlechtern selbst konnten es bewirken, daß vornehme Herren hie und da, wie in Toledo und Leon, sich an die Spitze der Plebejer stellten, um mit ihrer Hilfe die adligen Gegner niederzuwerfen. Und nur die tiefen Kränkungen, welche Granden, Ritter und Prälaten vom Fremden-

regiment erlitten, hatten es möglich gemacht, daß Adel und Klerus einer zugleich gegen sie gerichteten Bewegung lange sympathisch oder doch gleichgültig gegenüberstanden. Der kluge Cobos traf den Kern der Sache, wenn er schon in jener Instruktion vom September dem Adel zu Gemüte führte, die Revolution gelte ihm ebensowohl als dem Könige. Je länger sie dauerte, desto deutlicher mußte dieser unter den gegebenen Verhältnissen selbstverderbliche Charakter hervortreten.

Die heilige Junta sah sich, da es ihr nicht gelang, unter Juana eine regelmäßige Regierung zu bilden, zu dem Versuch genötigt, ob sie Karl zur Erfüllung ihrer Wünsche bewegen könne. Zu diesem Zwecke setzte sie ein umfassendes Aktenstück unter dem Namen „Kapitel des Reichs" auf, welches sie unter dem 20. Oktober durch drei Bevollmächtigte, unter denen sich ein Mönch befand, mit einem ausführlichen Briefe an Karl absandte*). In demselben kehren manche Punkte wieder, welche die Cortes bereits im Februar 1518 in Valladolid erbeten hatten; nicht wenige Forderungen treten aber hier zum erstenmal auf. Ueberraschend in dem Munde von Empörern klingt gleich die erste Bitte: „daß Karl in Kürze zurückkehre und in Spanien regiere, denn in diesem Reiche lebend könne er gebieten und die Welt beherrschen." Nichts von allem, was sie wünschten, liege ihnen so sehr am Herzen: „denn Castilien ist es nicht gewohnt, ohne König zu sein und kann nicht anders in Ruhe und Frieden regiert werden." Auch möge er sich dann sofort verheiraten und zwar so, wie es das Reich wünsche, das heißt mit einer portugiesischen Prinzessin. Seine Hofhaltung aber möge er nach dem Muster seiner Großeltern einrichten, unter denen Spanien groß und glücklich gewesen, die aber mit dem zehnten Teile von dem ausgekommen seien, was sein Hof verschlungen habe. Die Schuld an dieser Verschwendung wie an allen übrigen Mißbräuchen messen sie nicht dem Könige,

*) Vollständig gedruckt bei Sandoval 1, 311 ff.

sondern seinen schlechten Räten bei, gegen deren verderblichen Einfluß sie, die Vertreter des Reichs, ihren König zu schützen verpflichtet sind; denn unter ihrem bösen Wesen hat der König ebenso gelitten wie das Reich. Er selbst ist verarmt, mit Schulden beladen, sein Gut verschleudert. Die Urheber dieser Mißwirtschaft müssen zu strenger Verantwortlichkeit und Strafe gezogen und ihr Raub zurückgenommen werden. Aber noch mehr. Alle, welche seit Isabella's Tod an der Finanzverwaltung Teil genommen haben, müssen einer scharfen Rechenschaft unterworfen werden und zwar durch Personen, welche zu einem Teile der König, zum andern die Cortes ernennen, wenn aber der König dreißig Tage nach Annahme dieser Kapitel die Ernennung nicht vollzogen hat, die Cortes allein. Für die Zukunft denken die Städte ähnlichem Unfug, wie er so lange geherrscht, gründlich vorzubauen. Die wichtigsten Steuern sollen für immer unveränderlich auf den Fuß von 1494 zurückgebracht, zu festen Beträgen auf die Gemeinden umgelegt, nicht verpachtet, sondern diese Beträge von den Gemeinden selbst erhoben und verwaltet werden. Man wird dadurch viele Beamte ersparen.

Die Kapitel wenden sich darauf zur städtischen Verfassung. Wenn es ein altes Herkommen war, daß die Interessen des Königs und des Landes in den Städten durch einen vom Könige ernannten Corregidor wahrgenommen wurden, so wünschten jetzt die Städte, daß ihnen ein solcher Aufsichtsbeamter nur gesendet werde, wenn sie es selbst zweckmäßig fänden, und daß diese Person das Amt nie länger als zwei Jahre verwalten könne, wenn auch die betreffende Stadt es selbst wünsche. Die Wahl der Procuradoren soll nicht länger ein Vorrecht der privilegierten Stände bleiben, sondern Klerus, Adel und Gemeinheit je einen Abgeordneten zn den Cortes entsenden und zwar auf Kosten der Gemeinde. Dem Könige soll es nicht gestattet sein, auf die Wahl dieser Abgeordneten oder auf die Abfassung der Instruktion, welche die Wähler ihnen erteilen,

irgendwie einzuwirken, und wenn es ein Abgeordneter sich beikommen läßt, für sich selbst oder seine Kinder oder Verwandten vom Hofe irgend eine Gnade anzunehmen, so soll er mit dem Tode und dem Verluste aller seiner Güter bestraft werden. Noch einen weiteren Schutz gegen königliche Willkür findet die Junta nötig. Die in der angegebenen Weise zusammengesetzten Cortes sollen alle drei Jahre, auch in Abwesenheit und ohne Erlaubnis des Königs, zusammentreten und dafür sorgen, daß die Vorschriften dieser Kapitel beobachtet werden, und was sonst für den Dienst der Krone und das gemeine Wohl des Reiches nötig ist, geschehe.

Hätte die Junta diese Forderungen durchsetzen können (in Wirklichkeit durften ihre Boten nicht einmal wagen, dem Hofe zu nahen), so würden die auf den Cortes vertretenen Städte eine Autonomie erlangt haben, durch welche der Politik des katholischen Königs sehr enge Schranken gezogen worden wären. In den Städten selbst würde das Bürgertum keineswegs die Alleinherrschaft, aber doch eine bescheidene Stellung neben Adel und Klerus gewonnen haben. Empfindlicher traf den Adel, besonders den hohen Adel, was die Junta weiter verlangte. Der König, hieß es in den Kapiteln, solle keinem Granden ein Amt übertragen, das mit der Verwaltung der Finanzen und des Kronguts zu thun habe, und wo Granden solche Aemter besäßen, sie ihnen nehmen. Der Oberbefehl in den städtischen Burgen und die Bekleidung der Würde eines Alkalden soll nie an große oder kleine Herren kommen. Die Nutzung von Wald und Weide soll den Herren nicht anders zustehen, als den übrigen Gemeindegliedern. Und wie diese sollen sie an den Gemeindelasten teilnehmen. Vor allem aber: was von Krongut und Renten, von Städten, Flecken, Dörfern, Festungen, Ländereien, Gerichtsbarkeiten, Steuern und sonstigen Rechten gegen die Bestimmungen der Gesetze veräußert worden ist, das soll an diejenigen königlichen Städte zurückfallen, welchen diese veräußerten Dinge früher gehörten. Und damit das wirklich

geschehe, sollen Exekutoren mit ausreichender Macht aufgestellt werden, welche das Geschäft binnen sechs Monaten zu erledigen haben. Ganz speciell sollen alle derartigen Veräußerungen, welche seit dem Tode der Königin Isabella stattgefunden haben, ohne weiteres als zurückgefallen gelten. „Denn abgesehen davon," sagt die Junta, „daß solche Verleihungen durch die Gesetze des Reiches verboten sind, untersagte sie noch ganz besonders Königin Isabella in ihrem Testament. Und wäre nicht das königliche Patrimonium durch eine Masse derartiger Veräußerungen und Verschleuderungen aufs äußerste beeinträchtigt worden, so hätte man nicht nötig gehabt, Geld zu hohen Zinsen im Auslande aufzunehmen, noch das Land mit außerordentlichen Steuern zu erdrücken. Für die Zukunft aber soll aus keinerlei Grund, auch nicht für wichtige Dienste, eine Veräußerung von Krongut stattfinden, und wenn sie doch geschieht, ungültig sein."

Die Junta berührte hier den empfindlichsten Punkt des spanischen Staatslebens. Die Gesetze verboten seit langer Zeit jede Veräußerung des Kronguts. Es war üblich, daß die Könige bei ihrem Regierungsantritt die Zurückbringung der trotz der Gesetze veräußerten Ortschaften, Rechte, Abgaben feierlichst verhießen. So hatte auch Karl am 7. Februar 1518 geschworen, „Städte, Flecken und Ortschaften, Gerichtsbarkeiten, Renten, Rechte, was überhaupt zur Krone und zum königlichen Patrimonium gehört, nicht zu veräußern, und wenn er es doch thue, daß solche Veräußerung in sich nichtig und ungültig sei"*). Aber trotzdem hatte er so gut wie seine Vorfahren, und mehr als seine Großeltern, in der Finanznot, welche ihn plagte, Städte und Ortschaften und Länder und Abgaben an Mächtige und Reiche veräußert. Konnte hier wirklich einmal geholfen und der Eid so vieler Könige ausgeführt werden, so war der Masse der städtischen wie der ländlichen Bevölkerung

*) Docum. inéd. 2, 336.

eine unendliche Wohlthat erwiesen, den großen Herren dagegen ein höchst empfindlicher Schlag versetzt.

Nun aber blieb es, wie es in revolutionären Zeiten zu geschehen pflegt, nicht bei dieser Forderung der Junta, sondern das Volk legte an vielen Orten ohne weiteres Hand an, das thatsächlich zurückzunehmen, was es als seinen rechtmäßigen Besitz ansah*). Mußte es sich unter diesen Umständen für die Granden nicht von selbst verstehen, daß sie die ihnen vom Könige dargebotene Hand eifrig ergriffen und einer Bewegung entgegentraten, welche sie fast mehr bedrohte als die Krone? Sie thaten es nur zum Teil und nur unter starken Reserven. Als die Vollmacht für die beiden neu ernannten Vicekönige ankam, waren sie zunächst beide nicht in der Lage, von ihr Gebrauch zu machen. An demselben 9. September, wo Karl seine Ernennung vollzogen, hatte der Connetable vor dem wütenden Volke von Burgos sich durch die Flucht retten und nach dem kleinen Briviesca gehen müssen, während der Admiral fern in Catalonien weilte. Adrian lebte thatsächlich als Gefangener in Valladolid, fast von allen seinen Räten verlassen. Auch als es ihm am 15. Oktober gelang, bei nächtlicher Weile aus Valladolid zu entkommen und auf langer, mühseliger Irrfahrt sich nach Medina de Rioseco zu retten, wurde dadurch an der Lage nichts Wesentliches geändert. Denn Adrian war in Medina ebenso ohnmächtig und mittellos, wie er in Valladolid

*) Das Schreiben eines Venezianers aus Valladolid (Mar. Sanuto 29, 273 f.) meldet schon am 7. September, man sei auf dem Wege, eine einst herrliche Monarchie in eine sehr schlechte und grausame Demokratie zu verwandeln; auch wolle man die Granden zu Grunde richten. In der Umgegend von Toledo haben sich die Unterthanen eines Grafen in Waffen gegen ihn erhoben, ihn und seine Gemahlin gefangen genommen und genötigt, ihre Forderungen zu erfüllen. Auch einige andere Ortschaften haben angefangen, gegen ihre Grundherren zu rebellieren; alle schreien Comunidad. „Man wird wohl alles," meint der Venezianer, „auf den Kopf stellen und eine neue Welt machen." Dazu sei niemand geeigneter als der Bischof von Zamora, der den Rebellen große Summen und ein stattliches Heer anbiete, wenn sie ihn an die Spitze der neuen Regierung stellen wollten.

gewesen war, so daß die wiedergewonnene persönliche Freiheit wenig bedeutete. Er konnte allerdings mit dem Connetable, welcher inzwischen seine Ernennung angenommen hatte, korrespondieren, aber dieser Gedankenaustausch war praktisch wertlos, solange der Connetable Mühe hatte, sich in der Zurückgezogenheit zu behaupten. Der Admiral aber forderte von vornherein eine wesentliche Erweiterung seiner Vollmacht, namentlich in der Richtung, daß es ihm möglich gemacht werde, durch Verhandlungen mit der Junta eine friedliche Beilegung des Konfliktes herbeizuführen.

Während so die Vertreter Karls aus sich nichts vermochten, kam ihnen ein Anfang der Besserung durch die Fehler der Gegner, oder vielmehr dadurch, daß unter den Comunidades all die mannigfachen Gegensätze zu wirken begannen, welche ihr Lager zerrissen, bisher aber nicht zur Geltung gekommen waren. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß sich in der Junta bald verschiedene Ansichten über das weitere Vorgehen bildeten, eine radikale und eine gemäßigte Richtung hervortrat. Jene hätte gern den König für abgethan erklärt und die Regierung allein unter dem Namen der Königin geführt, diese wollte doch den König möglichst schonen; jene forderte das schärfste Vorgehen gegen alle königlichen Räte und Beamten, diese riet zur Vorsicht; jene drang darauf, Juana der Junta mit allen Mitteln willfährig zu machen, diese wich vor jedem Zwang zurück. Obwohl nun eigentlich die gemäßigte Richtung fast in allen wichtigen Fragen schließlich durchdrang, erfüllten sich doch einzelne Städte bald mit Unzufriedenheit über das gesamte Gebahren der Junta, und diese Unzufriedenheit wurde durch die Eifersucht, mit der einzelne Städte einander verfolgten, bis zur Zerstörung des Städtebundes gesteigert.

Alte Nebenbuhlerschaft trennte vor allen Burgos und Toledo, die Hauptstädte von Alt- und Neucastilien. In jeder Cortessitzung erhob sich die schwierige Frage: hat Burgos oder Toledo Vortritt, Vorsitz, erste Rede? Ein Vergleich von 1389

hatte diesen wichtigen Streit so beizulegen gesucht, daß wohl Toledo zuerst rede, aber dies so anzusehen sei, als wenn der König selbst durch Toledo spreche, so daß eigentlich Burgos doch zuerst das Wort habe. Aber die größte Klugheit arbeitete vergeblich an dem Problem, den neidischen Stolz dieser beiden Städte zu beschwichtigen. Bei jeder Gelegenheit suchte die eine der anderen den Rang abzulaufen. Auf den ersten Cortes Karls sehen wir Burgos durch seinen Vertreter Dr. Zumel die erste Rolle spielen. Vielleicht trug das dazu bei, die Unzufriedenheit Toledo's zu stacheln. Jetzt dagegen war Toledo Meister. Von ihm ging ja eigentlich die Erhebung der Städte aus. Sein Padilla führte das Heer der Comunidades und ein anderer Toledaner, jener Pedro Laso de la Vega, hatte den Vorsitz in der heiligen Junta. Unter so unerträglichen Verhältnissen verstand es sich für Burgos von selbst, daß es bald zu der ganzen Bewegung scheel sah. Verschiedenen wichtigen Beschlüssen der Junta weigerten seine Vertreter nicht nur ihre Zustimmung, sondern auch den Gehorsam, und im Oktober schied Burgos thatsächlich aus dem Bunde aus. Merkwürdigerweise hatte auf diese Wendung eben jener Dr. Zumel den größten Einfluß geübt, welcher Karl in Valladolid so scharf entgegengetreten war.

Diese Verhältnisse boten dem Connetable die Möglichkeit, mit Burgos, aus dem er im September hatte fliehen müssen, Verhandlungen anzuknüpfen und dieselben Ende Oktober, wenn auch nicht ohne beträchtliche Zugeständnisse, zu dem glücklichen Resultate zu führen, daß er Anfang November in der Hauptstadt Altcastiliens, deren Einfluß einen großen Teil Nordspaniens beherrschte, seine Residenz aufschlagen konnte. Nicht so weit wie Burgos ging Valladolid; aber auch diese nach Toledo mächtigste Stadt des Bundes schwankte und fand an dem Verfahren der Junta viel auszusetzen. Noch folgenreicher war, daß die Vertreter Toledo's selbst einander befeindeten. Pedro Laso, der Präsident der Junta, der, wie es scheint, der

gemäßigten Richtung anhing, war dem radikalen Padilla abgeneigt, dessen Kommando gewiß viele Blößen geboten. Im November wurde Padilla vom Kommando verdrängt, und durch Don Pedro Giron, jenen stolzen Granden ersetzt, den wir durch persönliches Interesse zum schärfsten Auftreten gegen den König veranlaßt sahen. Dieser Don Pedro aber erweckte den Regenten von vornherein gewisse Hoffnungen, und der Admiral knüpfte, sobald er in Medina eintraf, mit ihm geheime Verhandlungen an.

Ende November standen sich die Heere der Comuneros und der Granden in der Nähe von Medina gegenüber, das der Comuneros 600 Lanzen und über 7000 Fußsoldaten, das der Granden 1600 Lanzen und 5000 Mann zu Fuß stark. Das adlige Heer wurde von dem jungen Grafen von Haro geführt, dem man dieses Amt wohl nur übertragen hatte, weil er ein Sohn des Connetable war. Auf beiden Seiten herrschte Unschlüssigkeit, auf beiden spielten persönliche Interessen eine große Rolle. Adrian trieb zu einer möglichst baldigen Entscheidung, da es unmöglich sei, das Geld für das Heer aufzubringen. Aber Haro, der Admiral und andere hatten tausend Bedenken. „Der Kardinal," schreibt Lope Hurtado de Mendoza am 29. November dem Kaiser, „ist in Verzweiflung." Nun aber geschah es, daß das Heer der Comuneros Ortschaften verschiedener Granden übel mitnahm, andere bedrohte, und jetzt gelang es Adrian, die Herren zu einem Handstreich gegen Tordesillas zu bestimmen*). Derselbe gelang in eigentlich unbegreiflicher Weise. Das Heer der Granden konnte die Haufen der Comuneros, welche ihm den Weg nach der wichtigen Feste verlegten, umgehen und Tordesillas stürmen, ohne daß Giron die geringsten Schwierigkeiten bereitete. Am Abend des 5. Dezember waren die Granden Herren von Tordesillas. Juana empfing

*) Adrian an den Kaiser, Medina de Rioseco den 4. Dezember. Höfler, Monum. Hisp. 1, 63.

den nächsten Tag ihren Handkuß. Die Möglichkeit, sie ihrem Sohne entgegenzustellen, war für die Comuneros verloren*).

Sollte man nicht meinen, daß jetzt der Stern des katholischen Königs hell aufgeleuchtet hätte? Adrian schrieb nach der Befreiung Juana's ebenso melancholisch wie vorher. Seit Monaten kehrte in all seinen Briefen an Karl die Mahnung wieder: wenn Eure Majestät nicht schleunigst nach Spanien zurückkehrt, so ist alles verloren. „Und erwäge Eure Majestät wohl," hatte er am 20. November hinzugefügt, „daß, wenn sie Spanien verloren hat, vielleicht auch alles übrige verloren gehen würde." Ganz in demselben Tone schreibt er Karl am 10. Dezember: „Wenn Eure Hoheit nicht sofort kommt, wird alles rettungslos verloren sein." Am 16. kann er dem Kaiser das bedeutsame Ereignis melden, daß sich Pedro Giron mit seinen Reitern von der Junta getrennt habe, daß er in Valladolid als Verräter ausgerufen werde. Trotz alledem bemerkt er: „Ich sehe keinen sichern Weg zur Rettung dieser Reiche, als die schleunigste Ankunft und die königliche Gegenwart Eurer Hoheit. Ohne sie wird zuletzt alles noch mehr zu Grunde gehen als schon geschehen ist"**).

Adrian sehnte sich längst aus seiner unhaltbaren, höchst peinlichen und wie er meinte ganz unnützen Position heraus. Er hatte Karl, wie wir hörten, zeitig zu Gemüte geführt, daß ein Fremder nach den Gesetzen des Landes zur Regierung desselben untauglich sei, daß seine Gegenwart den Feinden deshalb nur nütze, daß es viel besser sei, den beiden Granden die Regierung allein zu überlassen. Sein Verlangen, von einem Posten abgerufen zu werden, für den er sich gar nicht gemacht fühlte, wurde nicht wenig durch die Erfahrung verstärkt, daß sein Rat beim Kaiser oder dessen Lenkern nicht viel mehr gelte, als einst Jimenez erfahren hatte. Die bedenklichen Nachrichten über das im September in Tordesillas Vorgefallene hatten Karl

*) Graf Haro an den Connetable. Bergenroth, Suppl. p. 328 ff.
**) Monum. Hispan. 1, 53. 68. 71.

veranlaßt, Adrian am 7. Oktober zu schreiben, er werde alsbald, nachdem er die Krone empfangen, in den ersten Tagen des Dezember oder Januar sich nach Spanien einschiffen, eine Zusicherung, die natürlich nur darauf berechnet war, Adrian zu beruhigen und die Comuneros zu erschrecken, die aber nie gehalten werden konnte. Ungefähr zu derselben Zeit nahm der Kaiser die seinen Stellvertretern erteilte Vollmacht, wenn die Unruhen nicht anders beschwichtigt werden könnten, ihren Anstiftern Verzeihung zu gewähren, zurück und blieb dabei trotz allen von den Regenten gemachten Vorstellungen, obwohl der Admiral erklärte, er werde nie in die Regierung eintreten, wenn ihm der Kaiser neben anderen unbeschränkten Befugnissen nicht auch die einräume, im weitesten Umfange Amnestie zu gewähren. Da Adrian gleichzeitig erfuhr, der Kaiser werde sein Wort vom 7. Oktober nicht halten, gab er seinem Unmut den lebhaftesten Ausdruck. Wenn die Spanier das erführen, schrieb er dem Kaiser, würden sie sofort sagen, „daß Eure Majestät sich um die Angelegenheiten dieser Reiche nicht kümmere, sondern dieselben durch andere erledigt werden, als wenn Eure Hoheit ein Kind wäre und der Vernunft, Klugheit und Sorgfalt entbehrte." Was aber den anderen Punkt, die Zurücknahme der Amnestie, angehe, so sei es die Meinung aller, auch der Mitglieder des königlichen Rates, „daß diese von Eurer Hoheit uns auferlegten Restriktionen zum großen Teile diese Umwälzungen verschuldet haben. Die Comuneros verkünden laut, die Eurer Hoheit gegebenen Ratschläge seien boshaft, unnütz und sogar kindisch und sehr verschieden von denjenigen, welche anderen Königen und Fürsten erteilt würden, welche in ihren Reichen klüger zu regieren pflegten. Auch ich muß mich sehr wundern, wer Eure Majestät bestimmt haben mag, die uns früher gegebenen Vollmachten zurückzunehmen. Denn da das Volk jetzt alle Hoffnung verloren hat, treibt es die Dinge viel ärger als vorher"*).

*) Adrian an den Kaiser 28. November. A. a. O. p. 55.

Wenn Adrian gewiß Ursache hatte, mit seinem Herrn unzufrieden zu sein, so ist doch auf der anderen Seite schwer zu sagen, was Karl habe thun sollen, um den spanischen Sturm zu beschwören. Denn wie die Dinge lagen, würde wohl auch ein reichliche Amnestie die Ruhe kaum hergestellt haben. Adrian hatte ganz Recht, nur von der schleunigen Rückkehr des Kaisers sofortige Rettung zu erwarten. Wie aber hätte es Karl wohl anfangen sollen, diesen Wunsch zu erfüllen? Nach Spanien zurückzugehen, ehe er einen Reichstag abgehalten, auf ihm sein wirkliches Regiment in Deutschland begründet und von den Ständen die unentbehrlichen Zusicherungen erlangt hatte, war unmöglich, wenn er nicht das Reich so gut wie preisgeben wollte. Das Verhängnis seiner Weltstellung hielt ihn in unzerreißbaren Banden: was für Spanien eine Notwendigkeit war, war für Deutschland eine Unmöglichkeit. Wir können uns die Lage des jungen Herrschers, nachdem er eben in Aachen die Krone empfangen, nicht schwierig genug vorstellen. Alles trieb ihn, die spanischen Wirren möglichst rasch zu dämpfen und doch besaß er keine Mittel dazu. Hätte er Adrian, der seine Geldnot fast in jedem Briefe als eine ganz verzweifelte schilderte, wenigstens finanziell helfen können: statt dessen hören wir mehr als einmal, daß der Kaiser vielmehr aus Spanien Geldsendungen erwartete! Wenn Adrian oft darüber klagt, daß er gar so lange vom Kaiser nichts gehört habe, so mochte das zum Teil darin seinen Grund haben, daß man nicht einmal das Geld für die Kuriere aufzubringen wußte, zum anderen Teile aber gewiß auch darin, daß man auf die Klagen und Bitten Adrians nichts zu antworten hatte.

Die dringendste Sorge war Geld zu beschaffen. Der Vicekönig in Neapel erhielt Weisung, möglichst rasch die 300000 Dukaten einzutreiben, welche früher bewilligt worden; aber die Stimmung in Neapel war natürlich durch die spanischen Ereignisse berührt. Die feindseligen Wühlereien begannen von neuem. Man sprach von Briefen der Königin Juana, in denen sie dem

Vicekönig anzeige, sie wolle jetzt regieren*). Cardona konnte nicht einmal das Geld aufbringen, um die Soldaten Moncada's von den bedenklichsten Excessen zurück zu halten. In den Niederlanden versuchte man Anleihen aufzunehmen. Venedig wurde von Gattinara aufs äußerste gedrängt, 20000 Dukaten zu zahlen, die man von der Republik fordern zu können glaubte, welche diese aber zäh verweigerte. Man bat König Heinrich um eine große Geldsumme; man versuchte sein Glück bei römischen Bankiers; aber der Papst ließ ihnen sagen, es sei besser, das Geld bleibe in Rom**). Schwerlich hatte man in England mehr Glück.

Natürlich entstanden nun aber aus der spanischen Verwirrung weitere Nöte. Wie sollte Frankreich die hilflose Lage seines Gegners nicht benutzt haben, um ihm entweder bedeutsame Konzessionen abzunötigen, oder ihn ebenfalls zu bedrohen? Bei unserer jetzigen, allerdings höchst mangelhaften Kenntnis der damaligen französischen Politik ist es fast unbegreiflich, daß Frankreich aus der beispiellosen Verlegenheit des Kaisers eigentlich gar keinen Vorteil gezogen hat. Wenn man hört, wie schon im März 1518 die spanischen Großen sich so zahlreich an der Tafel des französischen Gesandten einfanden, wie an der ihres Königs, und ihm versicherten, sein Herr werde in Spanien so viele Diener finden, als er nur wünsche***); wenn man in Depeschen Corner's aus August und November 1519 liest, mit welcher Sorgfalt damals schon Frankreich daran arbeitete, spanische Große in seinen Dienst zu ziehen†), so muß man

*) Schreiben des Hir. Dedo, Neapel den 3. November. (Sanuto 29, 370.)

**) Gradenigo an die Signorie, Rom 8. Dezember (Sanuto 29, 436).

***) Mignet, Rivalité 1, 136 f.

†) Am 19. August und 4. November meldet Corner ausführlich über Verhandlungen, welche der französische Gesandte namentlich mit dem Herzog von Luna führte, welcher das Haupt einer der beiden großen Faktionen des aragonesischen Adels sei: sein Gebiet erstrecke sich, zehn Meilen von Zaragoza anfangend, bis an die französische Grenze, wodurch er König Franz die

es für zweifellos halten, daß König Franz an der Erhebung der Comuneros einen erheblichen Anteil gehabt habe. Um so mehr wundern wir uns dann, nichts davon zu erfahren, daß er die große Verlegenheit seines Gegners energisch ausgebeutet. Wir müssen wohl annehmen, daß er es zweckmäßiger fand, die Flammen in Castilien durch seine geheimen Anhänger zu schüren, als selbst in Spanien einzugreifen. Letzteres war ja in der That bei der entschieden antifranzösischen Stimmung des spanischen Volkes nicht sehr ratsam. Im Oktober hören wir wohl einmal, der kaiserliche Gesandte in England fürchte, daß Frankreich einen Einfall in Navarra plane*), aber es sollte ja noch mancher Monat vergehen, bis dieser Plan zur Ausführung kam. Trotz alledem wird es Chièvres große Anstrengungen und Opfer gekostet haben, um eine gefährlichere Einwirkung Frankreichs in Spanien zu hintertreiben. Wir müssen sein diplomatisches Geschick bewundern, daß es ihm gelang, König Franz so lange hinzuhalten, bis die größte Gefahr vorüber war.

Aber fast ebensoviel wie in Spanien hatte Karl von Frankreich in Italien zu fürchten. Wir haben früher gesehen, wie die Beziehungen des Kaisers und des Königs Franz zum Papste sich während des Sommers in ununterbrochenen Schwankungen bewegten, wie jeder von beiden den heiligen Vater mit sich zu verbinden, dieser aber in seiner gewohnten Art zu lavieren suchte, bis ihm von dem einen oder anderen ein Vorteil geboten würde, welcher die Gefahr der Entscheidung lohne. Wir haben ebenso gehört, ein wie starkes Echo die spanischen Ereignisse sofort in Rom weckten. Sie schienen Frankreich die Möglichkeit zu Anerbietungen an den Papst zu eröffnen, welchen dieser wohl schwerlich widerstehen würde.

Am 7. Oktober traf der uns bekannte französische Diplomat

---

wichtigsten Dienste leisten könne. Die im August begonnenen Verhandlungen führten im November zu einem Abschluß, wodurch der Herzog für eine Pension von 3000 Dukaten in das französische Interesse gezogen wurde.

*) Suriam an die Signorie, London den 18. Oktober (Sanuto 29, 356).

St. Marceau in außerordentlicher Sendung mit sehr wichtigen Aufträgen in Rom ein, von denen er aber dem Papste nicht ohne vorherige Beratung mit dem Grafen Carpi reden sollte, welcher in Neapel krank lag. Erst fast einen Monat später, am 12. November, kam Carpi in Rom an*). Aber Manuel wußte schon am 26. Oktober zu melden, Frankreich schlage die Eroberung Neapels vor. Er fand mit Recht, dieses Anerbieten sei sehr verlockend. Es war vor allem für den Kaiser sehr gefährlich: wie hätte er damals einem energischen, vom Papste, vielleicht auch von Venedig unterstützten Angriff Frankreichs auf Neapel Widerstand leisten sollen? Die eigentlichen Verhandlungen darüber scheinen erst Ende November begonnen zu haben, als der Papst von den Jagden, die er viele Wochen mit großer Pracht abgehalten, nach seiner Lieblingsvilla Magliana zurück gekommen war, wo sich nun Carpi und St. Marceau einfanden; der Papst hatte den Vicekanzler Kardinal de' Medici bei sich, der von Florenz mit so stattlichem Kriegsvolk (1500 Reiter) gekommen war, als wolle er ins Feld ziehen. Die in Magliana begonnenen Verhandlungen wurden seit Anfang Dezember in Rom eifrig fortgesetzt. Carpi nahm seine Wohnung im päpstlichen Palaste, um desto bequemer mit Leo verkehren zu können. Gradenigo erfuhr am 8. Dezember, der Papst fordere Ferrara und Neapel, aber am 16. meldete er, Neapel solle nicht dem Papste zukommen, Frankreich wolle vielmehr anderweitig darüber verfügen. Zuerst sei die Absicht gewesen, den Sohn des verstorbenen Königs Friedrich als Herrscher nach Neapel zurück zu führen, womit der Papst wohl einverstanden gewesen; da derselbe aber in Ferrara verstorben, möchten sich leicht Schwierigkeiten ergeben. Der Papst bestehe darauf, daß ihm vor allem Ferrara eingeräumt werde. Leo war jetzt ganz von diesen politischen Geschäften occupiert, so, daß er nicht einmal zu Weih-

---

*) Kardinal Medici an die Nuntien in Frankreich, den 22. Oktober und 14. November. Archivio stor. ital. III, 25, 400. 402.

nachten die herkömmliche Messe las. Damals hieß es, Frankreich wolle den Herzog von Lothringen an Stelle des verstorbenen Prinzen zum König von Neapel machen; der Papst aber zögere die Entscheidung hinaus; er wolle erst wissen, wie die Dinge in Deutschland gingen *).

Eine Weile hielt Manuel die Lage für sehr bedenklich. „Die Dinge," schrieb er dem Kaiser am 20. November, „nehmen eine böse Wendung. Der Papst scheint sich mit Frankreich verbinden zu wollen, das ihm die Länder seiner Nachbaren anbietet." Am 3. Dezember meldet er bestimmt, Carpi biete dem Papst in Frankreichs Namen Neapel und Ferrara an. Der Papst habe ihn gefragt, was er sagen würde, wenn er ihm einen von König Franz unterzeichneten und untersiegelten Vertrag zeige, in welchem der König ihm große Dinge verheiße. Aber das Ergebnis einer langen Unterredung war, daß der Papst den Wunsch äußerte, der Kaiser möge ihm ein von ihm unterzeichnetes und untersiegeltes Versprechen senden, daß er sich nicht ohne des Papstes Zustimmung mit Frankreich aussöhnen und Frankreich sofort angreifen werde, wenn dieses den Kirchenstaat antaste; der Papst wolle ihm die entsprechende Zusicherung geben. Manuel ging auf diesen Vorschlag ein; bis 11. Januar sollte des Kaisers Unterschrift in Rom sein. Der Papst stand wieder einmal bequem zwischen den beiden rivalisierenden Mächten, gegen beide gleich mißtrauisch und begehrlich. Worauf seine Spekulationen speciell gingen, würden wir nur sagen können, wenn uns die päpstliche Korrespondenz mit den Nuntien in Frankreich und am kaiserlichen Hofe vorläge, von der wir bis jetzt aus den letzten Monaten des Jahres 1520 nur vereinzelte Bruchstücke, einige Schreiben des Kardinals Medici an die Nuntien in Frankreich kennen. In ihnen nehmen wir mit einiger Ueberraschung dieselbe Gereiztheit der Kurie gegen den

*) Depeschen Gradenigo's aus Rom vom 20. Oktober, 15. und 26. November, 5., 8., 16. und 26. Dezember bei Sanuto 29, 303. 369. 408. 434 ff. 471 ff.

französischen Hof wahr, welche wir früher nach dem Ausgange des Wahlkampfes kennen gelernt haben. König Franz und seine Mutter glaubten auf die besondere Gefälligkeit des Papstes ein Anrecht zu haben. Dieser dagegen hielt sich bei jeder Gelegenheit von Frankreich verletzt und mit Undank belohnt. So meinte er König Franz durch sein Verhalten in der oft erwähnten Kardinalfrage zu höchstem Danke verpflichtet zu haben und erfuhr statt dessen, daß die französischen Minister sich in ungebührlichen Reden gegen ihn ergingen, weil er neben Toulouse auch Lüttich den roten Hut geben wolle. Medici erklärte darauf rundweg, „in solcher Sklaverei" könne der heilige Vater nicht leben, daß er in seinem Kardinalskollegium nicht sagen und thun dürfe, was ihm gefalle. Er wies die Nuntien an, darüber ganz offen mit der Königin-Mutter zu reden und ihr zu sagen, für den Papst sei diese Lage unerträglich, daß so oft wegen der geringsten Kleinigkeit die Freundschaft getrübt werde. König Franz möge bedenken, daß sich der Papst ihm zuliebe alle anderen Fürsten verfeindet habe*).

Vielleicht wirkte diese energische Mahnung auf die Sendung Marceaus ein. Kurz nachdem derselbe in Rom eingetroffen, ließ Medici an den Agenten in England über sein Verhältnis zu Frankreich schreiben. Nur des Friedens wegen, hieß es da, habe der Papst sich früher mehr zu Frankreich geneigt. Aber seit einigen Monaten habe es ihm geschienen, als wenn König Franz gegen Seine Heiligkeit nicht die Treue und Liebe bewiesen habe, welche die Thaten des Papstes verdienten. Nun aber habe er St. Marceau geschickt, um dem Papste sein Herz zu eröffnen. Es sei wohl möglich, daß ein Schatten, welcher das Gemüt des Papstes verdüstere, durch diese Sendung zerstreut werde und die Dinge sich angemessen ordneten. Wenn aber Frankreich fortfahre sich zu benehmen, wie es in den letzten Wochen gethan, so werde der Papst genötigt werden, sich mit

*) Archiv. stor. it. III, 25, 396 ff.

dem Kaiser zu verbinden. Denn ganz neutral zu bleiben scheine gefährlich; nur zu oft werde derjenige, welcher in der Mitte stehen wolle, von beiden Teilen gekränkt. Das Verhalten des Papstes werde zunächst davon abhängen, zu welchem Ergebnis die Verhandlungen mit St. Marceau führten; er werde dabei immer das allgemeine Beste, die Ehre und Sicherheit des apostolischen Stuhles vor Augen haben*).

Die Kurie sah das Wohl der Christenheit hauptsächlich darin, daß Ferrara, dann aber auch die von Frankreich occupierten Städte Parma und Piacenza mit dem Kirchenstaate vereinigt und in Neapel dem Hause Medici eine möglichst vorteilhafte Stellung eingeräumt werde. Daß Frankreich je dem Papste Ferrara und Neapel angeboten habe, wie Gradenigo und Manuel eine Weile glaubten, ist mehr als unwahrscheinlich. In diesem Falle würde Leo doch wohl sofort mit Frankreich abgeschlossen haben. Die von Marceau überbrachten Propositionen gingen vielmehr vermutlich dahin, daß Neapel in der einen oder anderen Form von Frankreich abhängen, in dem Königreiche der Kurie oder vielmehr den Medici mehr oder weniger große Vorteile eingeräumt werden, Ferrara vielleicht zu Gunsten des Papstes auf Modena und Reggio verzichten, aber nicht selbst ihm ausgeliefert werden solle. Denn noch von Ende Dezember liegt ein Schreiben des Kardinal de' Medici an den Nuntius in Frankreich vor, wonach dieser König Franz die Umtriebe des Herzogs von Ferrara mit dem Kaiser enthüllen soll, damit er merke, daß der Herzog seine Praktiken nicht allein mit ihm treibe. Dieser Brief wäre zwecklos, wenn Frankreich Ferrara dem Papste angeboten hätte.

Wie die Kurie schließlich über Ferrara mit Frankreich zerfallen sollte, so bildete dasselbe jetzt schon den hauptsächlichsten Stein des Anstoßes. Daneben aber gab es endlose Differenzen über die verschiedensten Dinge. Seit dem Sommer drang Franz

---

*) Ib. p. 399 f.

in Leo, er solle ihm bei seiner Reise nach Italien eine persönliche Zusammenkunft gewähren, an der auch die Königin-Mutter teilnehmen würde, was der Papst natürlich nur zusagen wollte, nachdem er sich mit Frankreich vollkommen geeinigt. Sodann fand es Lautrec nötig, Mailand stark zu befestigen; da forderte Frankreich, daß ein Drittel der Kosten der Klerus auf sich nehme, wovon die Kurie selbstverständlich nichts wissen wollte. Auf der anderen Seite stellte sie an Frankreich ein für ihre Taktik recht bezeichnendes Ansinnen. Da der Papst, ließ Medici am 14. September den Nuntien schreiben, verpflichtet sei, fortwährend an das Beste der Kirche und der Christenheit zu denken, so sei ihm in den Sinn gekommen, daß es sehr zweckmäßig sein werde, sich Mantua's dadurch zu versichern, daß man den Markgrafen in den Dienst der Kirche und Frankreichs nehme. Denn Mantua sei ein höchst wichtiger Platz und eine der ersten Thüren, durch welche der römische König in Italien eintreten könne. Diesen Platz dem Kaiser, von dem es als Lehen abhänge, zu entziehen, sei deshalb von um so größerer Bedeutung, als Juan Manuel bereits daran arbeite, den Markgrafen ganz für den Kaiser zu gewinnen. Nun habe ihn Frankreich allerdings schon mit fünfzig Lanzen in seinen Sold genommen. Das genüge aber nicht. Der Papst möchte ihn mit 300 schweren Reitern zum Generalkapitän der Kirche machen; der Markgraf scheine bereit, darauf einzugehen. Da aber der Papst mit Soldzahlungen für 500 schwere Reiter und an verschiedene Condottieri und Hauptleute überbürdet, seine Finanzen außerdem infolge früherer Ausgaben und Kriege in einiger Unordnung seien, so könne er jene Last jetzt nicht auf sich nehmen, wenn nicht Frankreich die Hälfte der Kosten tragen wolle. Es handle sich dabei um ein wesentliches Interesse Frankreichs, da dem Kaiser durch die beabsichtigte Operation der Eintritt in Italien außerordentlich erschwert werde. Lediglich auf diesen ihm und Frankreich gemeinsamen Punkt komme es dem Papste an. Allerdings müsse der Markgraf ausschließlich

von der Kurie abhängen, König Franz solle aber Sicherheit haben, daß er nicht nur über die Hälfte, sondern über die Gesamtheit der vom Markgrafen zu werbenden Reiterei verfügen könne. Das heißt, Mantua sollte mit französischem Gelde in den Dienst des Papstes gezogen und Frankreich dafür mit einem Versprechen belohnt werden, das sich jeden Augenblick brechen ließ. Die Kurie wußte bei solcher Gelegenheit einen so rührend herzlichen Ton anzustimmen, als stehe ihre Freundschaft mit Frankreich über jedem Zweifel. Aber am französischen Hofe kannte man diese Sprache. Im Januar 1521 trat der Markgraf von Mantua wirklich mit dreihundert Reitern in den Dienst der Kirche, indem er sich aber vorbehielt, nicht persönlich gegen den Kaiser zu fechten*). Frankreich hatte schwerlich an diesem Abkommen teil. Wie über diese Dinge, so ging auch der Zank über Toulouse und Lüttich, über die für einen französischen Prälaten geforderte Legatenwürde endlos fort und die Folge war, daß die Verstimmung gegen Frankreich in der Kurie um so mehr wuchs, je länger man über eine intime Vereinigung unterhandelte. Als Marceau Ende Januar nach Frankreich zurückkehrte, schien er nichts erreicht zu haben.

Der Papst, schreibt Manuel dem Kaiser am 31. Dezember, möge die Franzosen offenbar nicht, aber er fürchte sie. Und am 28. Januar: der Papst wünsche nichts mehr, als die Franzosen aus Italien zu vertreiben; er möchte deshalb gern das Bündnis mit dem Kaiser und England schließen. Wenn er sich trotzdem mit Frankreich verbinde, so thue er es nur aus äußerster Furcht und Verzweiflung, weil er besorge, der Kaiser halte ihn mit schönen Worten hin, noch mehr aber, daß derselbe außer stande sei, sich zu behaupten. Solange er solche Schwierigkeiten in seinen eigenen Staaten habe, wie jetzt in Spanien, Neapel und Sizilien, solange er weder die Schweiz noch auch nur die zu-

*) Kardinal Medici an die Nuntien in Frankreich den 14. September. Arch. stor. ital. III, 25, 390 ff. Gradenigo an die Signorie den 7. Januar (Sanuto 29, 505).

verläſſige Freundſchaft Englands gewonnen habe, halte es der Papſt für thöricht, ſich in ſeinen Schutz zu begeben. Erſt müſſe der Kaiſer ſeine eigenen Länder in Ordnung gebracht und zuverläſſige Verbündete gewonnen haben, dann wolle ſich der Papſt gern in allen Dingen von ihm leiten laſſen.

Auf dieſe abwartende Politik der Kurie hatte ohne Zweifel Wolſey keinen geringen Einfluß, den wir ſeit dem Herbſt mit Rom denſelben Strang ziehen ſehen. Bereits Anfang Oktober ließ er dem Papſt den Schutz Englands gegen jede ungebührliche Zumutung verheißen, ob ſie nun vom Kaiſer oder von Frankreich komme. König Franz warnte er in der That auf ſehr nachdrückliche Weiſe, von der beabſichtigten Reiſe nach Italien abzuſtehen, da dieſe nur den Frieden der Chriſtenheit ſtören könne. Und was den Kaiſer anging, ſo erteilte er dem Papſte die Verſicherung, England werde nie zugeben, daß derſelbe mit einem Heere nach Italien gehe, um die Krone zu holen. Wenn ſo aber England dem Papſte alle wünſchenswerte Sicherheit verhieß, ſo wünſchte es, daß derſelbe ſeine Politik unterſtütze, indem er ſich weder mit König Franz noch mit dem Kaiſer verbinde*). Als ihm dieſe Ratſchläge erteilt wurden, fand ſie der Papſt, wie wir früher hörten, wegen der mit der Neutralität verknüpften Gefahren bedenklich. Da dann aber die Verhandlungen weder mit Marceau noch mit Manuel zu einem erwünſchten Ziele führten, ging er um die Jahreswende ſoweit auf Wolſey's Politik ein, daß er nun dieſen ſelbſt durch Campeggi ermahnen ließ, wie bisher beharrlich an der Erhaltung des Friedens unter den chriſtlichen Fürſten zu arbeiten, weder für den Kaiſer noch für König Franz Partei zu ergreifen, ſondern als Schiedsrichter zwiſchen ihnen zu ſtehen**).

Wie ſehr dieſe Rolle Wolſey zuſagte, wiſſen wir. Gegen Frankreich ſpielte er ſie auch jetzt mit überraſchendem Erfolg.

*) Das geht aus dem oben erwähnten Schreiben Medici's an den päpſtlichen Agenten in England vom 22. Oktober deutlich hervor.

**) Brewer III, 1, 415.

Man muß sich in der That wundern, wie sich die französische Politik, obwohl doch der Kaiser seit September thatsächlich gelähmt war und ihr das Feld für entschlossene Offensive offen stand, durch die Künste Wolsey's nicht nur in der bisherigen Unthätigkeit festhalten, sondern zu Demütigungen drängen ließ, für welche wir in den reellen Verhältnissen keine Nötigung entdecken können. König Franz hatte während der Herrlichkeit der Junizusammenkunft angefangen, die ganz verfallene Befestigung des kleinen, Calais benachbarten Ardres herstellen zu lassen, und diese Arbeit dann fortgesetzt. Er war unzweifelhaft berechtigt, eine seiner Grenzstädte in Verteidigungszustand zu bringen. Nichtsdestoweniger gefiel es Wolsey, darin eine Beeinträchtigung Englands zu erblicken und die Sistierung der Befestigungsarbeiten zu fordern. Da die gewöhnlichen diplomatischen Erwiderungen auf diese „seltsame Zumutung" nichts fruchteten, schrieb Admiral Bonnivet persönlich an Wolsey; ja man sandte einen besonderen Vertrauensmann an den Kardinal. Es war alles umsonst. Wolsey bestand auf seiner Forderung, und Frankreich gab, nachdem der Streit einige Monate gewährt, nach*). Wie sich das Verhältnis zwischen den beiden Mächten nach diesem peinlichen Zwischenfall gestaltete, entzieht sich unserer genaueren Kenntnis, da aus den drei letzten Monaten des Jahres nur auffallend wenige Berichte vorliegen. Nach ihnen zu schließen, bediente man sich gegenseitig mit den üblichen Herzlichkeiten, suchte den Argwohn gegen den Kaiser zu nähren, um den Anschluß an denselben zu hindern, und beobachtete einander mit wachsendem Mißtrauen. Trotz Englands Wunsch blieb König Franz dabei, nach Italien gehen zu wollen, wie Jerningham verschiedentlich meldet. Der Venezianer Badoer bekam bei jeder Gelegenheit von der angeblichen intimen Freundschaft mit England zu hören, erfuhr aber von den eigentlichen Absichten Frankreichs nichts. Der König war wie immer auf der

*) Brewer III, 1, 350. 353. 372. Introd. p. LXXXIX f.

Jagd. Sah der Botschafter ihn einmal, wie Anfang Dezember, so wußte der König von seinen gewaltigen Rüstungen zu erzählen, wie er 15000 Mann in Südfrankreich, 18000 Landsknechte anwerben lasse, so daß er zusammen mit Venedig stark genug sein werde, dem römischen König die Stirn zu bieten. Außerdem habe ihm England Hilfe versprochen*).

Da der König den Plan, nach Mailand zu gehen, unerschütterlich festhielt, glaubte Wolsey Anfang Januar einen außerordentlichen Schritt dagegen thun zu müssen. Er sandte Rich. Carew in besonderer Mission an den französischen Hof, um zusammen mit Jerningham dem Könige die italienische Reise auszureden. Carew hatte wieder von einem großen Liebesdienst zu berichten, den England erwiesen. Nach der Krönung in Aachen, erzählte er, hätten der ungarische Gesandte und verschiedene deutsche Fürsten sich sehr bemüht, den Kaiser zur Heirat mit der ungarischen Prinzessin zu bestimmen; auf Englands Rat habe er das aber zurückgewiesen, um sein Frankreich gegebenes Wort zu halten. Der König erwiderte kühl, wenn der Kaiser alle seine Versprechungen halte, werde er die seinigen gewiß nicht brechen. Carew fuhr fort, der Kaiser sei entschlossen, nach Beendigung des Reichstages nach den Niederlanden und von da nach Spanien zurückzukehren, um den Aufruhr zu bezwingen; die Reise nach Rom habe er aufgegeben. Der König antwortete kurz, es sei freilich für den Kaiser nötig, nach Spanien zu gehen. Nun kam Carew mit dem stärksten Argument heraus: England habe den Papst, den Kaiser, die Schweizer und alle italienischen Staaten überredet, Freundschaft mit Frankreich zu halten; unter diesen Umständen habe der König keinen Grund, nach Italien zu gehen. Franz dankte; er gehe nur seinen Unterthanen zuliebe und um die Justiz zu ordnen. Seine Mutter werde ihn begleiten. Diese wußte dann von den Streitkräften ihres Sohnes, namentlich seiner Artillerie, zu erzählen.

*) Badoer an die Signoria, Blois den 8. Dezember.

Admiral Bonnivet fand wohl, der König habe die englische Werbung gar zu kalt abgewiesen; er lobte König Heinrichs Rat, bemerkte aber auch, wenn die italienische Reise in seines Herrn Interesse sei, werde König Heinrich gewiß nicht davon abraten*).

Offenbar hatte alle Schlauheit Wolsey's doch nicht ausgereicht, den französischen Stolz sich unterthänig zu machen. Eine Politik, die jeden Schritt mit einer neuen Unwahrheit und neuem Trug begleitet, muß sich notwendig Blößen geben. So bemerkte Franz dem Engländer zum Schlusse der Unterhaltung, er habe eigenhändig an Wolsey über die Angelegenheiten des Herzogs von Ferrara geschrieben; dieser Brief hätte, wie er gemeint, geheim bleiben sollen. Nun aber habe er einen Brief aus Rom, der genau die Worte seines Schreibens an Wolsey enthalte. Der päpstliche Gesandte habe Seiner Heiligkeit geschrieben, Wolsey habe ihm den Brief des Königs gezeigt. Nach solchen Eröffnungen, die ja freilich damals keine Seltenheit waren, durfte sich Wolsey kaum schmeicheln, daß seine freundschaftlichen Vorstellungen am französischen Hofe großes Gewicht hätten.

Inzwischen stand es mit dem englischen Einfluß am kaiserlichen Hofe nicht viel besser. Tunstal erschien dort Ende September, um Spinelli's zu geringes Gewicht zu verstärken. Gleich in der ersten Unterredung mit Chièvres erklärte ihm dieser rundweg, Frankreich habe die Unruhen in Spanien angestiftet. Aber trotzdem regte sich in den Engländern immer von neuem der Argwohn, daß Chièvres in seiner Kleinmütigkeit, wie sich Spinelli ausdrückt, nicht aufhören werde, zu seines Herrn Schaden eine Verständigung mit Frankreich zu suchen. Ob er seinen Zweck erreichen werde, die kaiserliche Politik den englischen Interessen unterzuordnen, erschien Tunstal schon Anfang November so zweifelhaft, daß er bei Wolsey anfragte, ob er noch länger bleiben solle. So leicht gab aber der Kardinal sein Spiel nicht

---

*) Brewer III, 1, 416.

auf; Tunstal erhielt neue Weisungen, über die er dann in Worms mit Gattinara verhandelte. Dieser wünschte vor allem die Erneuerung des 1516 zwischen dem Kaiser, Spanien und England geschlossenen Defensivbündnisses, da sein Herr jetzt Kaiser sei. Tunstal erwiderte, Maximilians Tod habe England seine Freiheit zurückgegeben; überdies enthalte die Klausel jenes Vertrags, daß ein jeder den anderen sowohl in den Gebieten, die er besitze, als in denen, welche er besitzen solle, schützen müsse, für England eine handgreifliche Unbilligkeit. Denn England erfreue sich des ruhigen Besitzes aller seiner Länder, was bei dem Kaiser keineswegs der Fall sei. Aber die eigentliche Differenz kam bei ganz anderen Fragen zum Vorschein. Worin sie bestanden, erfahren wir aus einem eingehenden Schreiben des Königs Heinrich an Tunstal vom Anfang Januar, das mit einemmal die bis dahin doch ziemlich dunkel gebliebenen Beziehungen der beiden Mächte in ein helles Licht rückt.

Tunstals letzter Bericht vom 29. Dezember, schreibt der König, habe seine Absichten geändert. Er wundere sich über den plötzlichen, in dem kaiserlichen Rat eingetretenen Wechsel, welcher jetzt erkläre, in der Heiratsangelegenheit nicht weiter gehen zu können, ehe der Papst den Dispens erteilt und England eingewilligt habe, zugleich über alle anderen Fragen zu verhandeln: über das Defensivbündnis mit dem Papste, über den Unterhalt der Schweizer, über die Zurückeroberung der von Frankreich vorenthaltenen Landschaften, über die gegen die spanischen Rebellen zu leistende Hilfe und endlich über eine neue Zusammenkunft. Das weiche sehr von dem ab, was man früher in Calais eröffnet und seitdem die kaiserlichen Gesandten in England erklärt hätten. Die Heirat von dem päpstlichen Dispens abhängig zu machen, sei ganz unzulässig; denn dann werde der Kaiser oder Frankreich oder andere ihren Einfluß auf den Papst dahin geltend machen können, daß er den Dispens verweigere. Sowohl in Canterbury als in Calais sei doch der Kaiser bereit gewesen, die Heirat ohne Dispens

abzuschließen*). Vermutlich benütze man jetzt diese Ausrede nur, um Zeit zu gewinnen, bis man von dem eben angekommenen französischen Gesandten erfahren, welche Anerbietungen er bringe. Die Dispensfrage müsse dadurch gelöst werden, daß der Kaiser die ausdrückliche Verpflichtung übernehme, das Defensivbündnis mit dem Papst nicht abzuschließen, ehe derselbe den Dispens gewährt habe, was ja durchaus geheim bleiben solle. Dann werde der Papst gewiß keine Schwierigkeiten machen. Uebrigens sei es verwunderlich, wie der Kaiser Vorschläge ablehnen könne, die ihm so große Vorteile brächten. England habe daran gar kein besonderes Interesse. Es lebe in guter Freundschaft mit Frankreich, in Frieden mit allen, seine Tochter werde in Frankreich alle Ehren finden, es bedürfe keiner näheren Verbindung mit Kaiser oder Papst, als es schon habe. England könne des Kaisers Beistand entbehren. Dagegen würde es von diesem die größte Thorheit sein, Englands Hilfe und Rat zurückzuweisen, sich in Kriege für die Privatvorteile seiner Minister einzulassen, da es mit seinen Landen so unsicher, mit seinen Finanzen so schlecht bestellt sei und gute Ratgeber ihm so sehr fehlten. Auch mit dem Papste, der so hinfällig und unzuverlässig, habe England keinen Grund, sich enger einzulassen als bisher, ebensowenig sich in Kosten zu stürzen, um die Schweizer Frankreich zu entfremden oder gegen die spanischen Rebellen zu Felde zu ziehen. Von einer neuen Zusammenkunft könne man erst reden, wenn alle anderen Fragen befriedigend geordnet seien. Der Kaiser solle doch wohl erwägen, was es für ihn bedeute, wenn die Prinzessin Marie einst dem Dauphin die Hand reiche und dieser dann einmal nach Heinrichs Tode durch seiner Gemahlin Thronbesteigung die englische mit der französischen Macht verbinde. Dann würden die Flotten Englands und Frankreichs dem Kaiser das

*) Daß sich das wirklich so verhalten, wird durch die in den Frühling 1520 zurückreichenden Bemühungen des Kaisers, vom Papst eine allgemeine Absolution zu erhalten, sehr zweifelhaft gemacht.

Meer verschließen; wenn er in Spanien sei, die Niederlande bedrohen, wenn in den Niederlanden, Spanien. Von Mailand aus werde dieser mächtige Herr in Neapel großes Unheil anrichten und bald die Monarchie über die ganze Christenheit erlangen. Alle diese Macht könne der Kaiser für sich gewinnen und mit ihr Frankreich vollkommen unschädlich machen. Wenn die Heirat mit der Prinzessin Marie über jeden Zweifel festgestellt worden, sei er, König Heinrich, zufrieden, sich zum gemeinsamen Angriff auf Frankreich zu verpflichten, der dann dauern müsse, bis beide Verbündete ihr Recht erlangt. Jetzt aber sei von solchen Dingen nicht zu reden. Der Kaiser sollte umsoweniger Bedenken tragen, auf die Heirat einzugehen, als „sie den Kaiser nicht verhindern wird, irgend eine heiratsfähige Dame zu ehelichen, ehe unsere Tochter zu ihren Jahren kommt; er wird nur verpflichtet sein, sie zu nehmen, wenn er dann frei ist. Unsere Tochter wird vor der des französischen Königs ihr Alter erreichen und wird wegen der Möglichkeit ihrer Thronfolge eine viel vorteilhaftere Partie sein"*).

Hier sehen wir klar, wer der Werber und wer der Umworbene war und was jener wollte. Wolsey's Gedanken gingen lediglich darauf, den jungen Kaiser an seiner Seite, in Abhängigkeit von sich zu halten. Daß der bald einundzwanzigjährige Herr mit seiner Vermählung warten solle, bis die vierjährige Marie heiratsfähig geworden, kam ihm nicht in den Sinn, zu meinen. Er trug kein Bedenken, das offen zu erklären. Er wünschte diese Verbindung nur, um durch sie den Bruch des Kaisers mit Frankreich zu vollenden. Ob es ihm, wenn er dieses Ziel erreicht, konvenieren werde, dem Kaiser effektiven Beistand zu leisten, in Spanien oder gegen Frankreich, das blieb weiterer Erwägung vorbehalten. Gelang es, den Kaiser jetzt zum Bruch mit Frankreich durch die Lossagung von dem Frankreich gegebenen Eheversprechen zu verlocken, so war

*) Brewer p. 423 ff.

er ganz in Englands Hand gegeben. Der hilflose Herr konnte ohne englische Unterstützung, er konnte aber auch ohne englischen Rat nicht gedeihen. Das Schreiben Heinrichs betont auffallend stark, wie übel Karl mit seinen Ministern bestellt sei. Ja es weist Tunstal an, wenn Chièvres und Gattinara unbelehrbar blieben, beim Kaiser selbst sein Heil zu versuchen und ihm den unendlichen Wert der englischen Verbindung klar zu machen. Am kaiserlichen Hofe hatte man über die Indiskretion der englischen Diplomatie ebenso zu klagen wie am französischen. Darauf erwiderte König Heinrich mit dem starken Ausfall: wenn Karls Räte sich in Zukunft nicht besser bewährten als bisher, so werde er mehr für des Kaisers Erhöhung gethan haben als sie. Wolsey fühlte offenbar den Beruf in sich, den jungen ratlosen Herrn ganz in seine Obhut zu nehmen.

Aber Chièvres und Gattinara waren doch ältere Praktiker als der zuversichtliche Kardinal. Ihnen konnte die englische Verbindung zunächst nur insofern von Wert sein, als sie dadurch Frankreich im Zaum hielten, ebenso wie sie die Beziehung zu Frankreich verwendeten, um auf England zu drücken. Deshalb war es von ihnen ganz richtig operiert, daß sie den Abschluß jener Verbindung an Bedingungen knüpften, von denen sie wohl wußten, daß England darauf nicht eingehen würde. Es wird schwerlich jemand glauben, daß sie damals Lust gehabt hätten, selbst mit Englands Hilfe, Krieg gegen Frankreich zu beginnen. Alles in der Schwebe zu halten, zwischen Frankreich, England und dem Papste zu lavieren, bis die Stellung ihres Herrn in Deutschland befestigt, bis hoffentlich auch die spanische Revolution ihre Kräfte verzehrt, dahin mußten sie trachten. Eine freilich keineswegs leichte Aufgabe. Denn ihr Zögern brachte die Gefahr mit sich, daß sowohl England als der Papst sich Frankreich zuwendete, wenn dieses die Schwierigkeit ihrer Lage geschickt benützte. Sie hatten aber noch andere Mächte zu berücksichtigen. Der König von Portugal

wünschte dringend, daß der Kaiser seine Gemahlin unter seinen Töchtern wähle, und auf Portugals freundliche Gesinnung mußten sie den höchsten Wert legen, da dieser Nachbar gegen den spanischen Aufruhr die einzige sichere und rasche Hilfe bot. Und endlich drängte auch noch Ungarn. König Ludwig von Ungarn und Böhmen behauptete, es sei ihm vor Jahren von Maximilian, namentlich aber während des Wahlkampfes von Karls Kommissären für seine Stimme zugesagt worden, daß Karl, sobald er nach Deutschland komme, seiner Schwester Anna die Hand reichen werde*). Den Gesandten, welche er im Sommer 1520 an das kaiserliche Hoflager schickte, gab er den Auftrag, mit allem Nachdruck auf die endliche Erfüllung dieses Versprechens zu dringen**). Sie fanden an dem polnischen Gesandten einen eifrigen Helfer. Da der Kaiser auf allen Seiten im Gedränge war, konnte man sich schon etwas herausnehmen. So erklärte denn der Pole Mitte Oktober Corner, er werde nach Beendigung der Krönungsfeierlichkeiten von dem Kaiser fordern, daß er endlich die lange verheißene Heirat mit Prinzessin Anna vollziehe. Weigere er sich, so würden ihm Polen und Ungarn den Krieg erklären. König Sigismund von Polen hatte, abgesehen von seiner nahen Verwandtschaft mit König Ludwig, an dieser Frage das direkte Interesse, daß, wenn Karl Anna heiratete, Erzherzog Ferdinand mit seiner ältesten Tochter vermählt werden sollte.

So forderten also nicht weniger als vier Mächte des unglücklichen Kaisers Hand! Zwischen ihnen sich durchzuwinden, war gewiß kein leichtes Stück Arbeit, da aller Hoffnungen gleichmäßig belebt und getäuscht werden mußten. Glücklicherweise gelang es wenigstens, Ungarn anderweitig zu befriedigen. Ursprünglich war nicht Karls, sondern Ferdinands Heirat mit

---

*) Wie es sich damit verhielt, s. bei **Rösler**, Die Kaiserwahl S. 160 ff. **Bucholtz** 1, 150 ff.

**) Die undatierte Instruktion König Ludwigs in den Acta Tomiciana 5, 297 ff.

Anna beabsichtigt gewesen und diese dann sogar im März 1516 durch Prokuratoren abgeschlossen worden. Erst als der Wahlkampf den Ungarn die Möglichkeit bot, ihre Wünsche höher zu richten, forderten sie die Vermählung ihrer Prinzessin mit Karl, die ihnen von dem Bevollmächtigten dieses allerdings zugesagt, aber in keiner Weise förmlich stipuliert wurde. Was seitdem zwischen beiden Teilen verhandelt war, wissen wir nicht. Aber selbst König Ludwig, der doch den Anspruch auf Karls Hand so zuversichtlich erhob, fand es zweckmäßig, seine Gesandten zu ermächtigen, sie sollten, wenn des Kaisers Heirat gar nicht erreicht werden könne, dann die Ferdinands fordern, dabei aber die Bedingung stellen, daß diesem die sämtlichen deutschen Gebiete des Hauses Habsburg übertragen und überdies die von Maximilian auf sie kontrahierten Schulden vom Kaiser getilgt würden. Die Gesandten sahen recht bald, daß des Kaisers Hand für sie nicht erreichbar sei, und richteten ihre Bemühungen auf Ferdinand. Aber auch damit kamen sie eine Weile nicht aus der Stelle. Anfang November erklärten sie dem Kaiser offen, sie müßten jetzt eine Antwort haben. Es liege kein Grund vor, die Heirat länger hinauszuschieben, da sowohl Ferdinand als Anna das Alter habe. Sie ließen merken, Frankreich mache ihnen große Anerbietungen, wenn sie die Heirat hindern wollten. Da endlich drangen sie durch. Gestern Abend, schreibt Corner am 8. November aus Köln, hat der Kaiser den Gesandten Ungarns und Polens erklärt, er sei damit zufrieden, daß sein Bruder die Prinzessin Anna heirate*).

Es war mehr als das geschehen. Der Kaiser hatte am 7. November eine Urkunde vollzogen, worin er, um seinem Bruder kein Unrecht zu thun, auf die Hand Anna's verzichtete und in ihre Ehe mit Ferdinand willigte, die alsbald vollzogen werden solle. Ferdinand verhieß er die fünf niederösterreichischen Herzogtümer zu übergeben, ihn sogar zum König von

---

*) Brewer III, 1, 384. Mar. Sanuto 29, 372.

Oesterreich zu erheben. Er erklärte sich ferner bereit, wenn Ferdinand das wünsche, durch beiderseitige Kommissäre untersuchen zu lassen, ob ihm etwa weiteres von Rechts wegen zukomme, und versprach endlich, bis Mitfasten des nächsten Jahres (10. März) mit seinem Bruder nach Donauwörth oder Augsburg zu kommen, wo sie zusammen mit König Ludwig und womöglich auch mit König Sigismund alle weiteren Angelegenheiten ordnen würden*). Dazu gehörte namentlich auch der Vollzug der bereits 1516 ausgemachten Ehe seiner Schwester Marie mit König Ludwig.

Damit war mitten im Gedränge der verschiedenartigsten Aufgaben ein Abschluß gewonnen, welcher für das Haus Habsburg die bedeutsamsten, damals freilich von niemand vorausgesehenen Folgen haben sollte. Indem man sich aus einer Verlegenheit zu ziehen dachte, legte man den Grund zu der Erwerbung von Ungarn und Böhmen.

*) Bucholtz 1, 154.

Der Reichstag zu Worms.

Karl hatte am 27. Oktober Aachen verlassen und am 29. seinen feierlichen Einzug in Köln gehalten. Zunächst mußte jetzt entschieden werden, wo und wann die Stände des deutschen Reichs versammelt werden sollten. Ende September hatte Chièvres auf die Frage Tunstals, wo der Reichstag abgehalten werden solle, erwidert: in Augsburg, Gattinara dagegen gemeint, darüber lasse sich nichts sagen, bis man mit den Kurfürsten geredet. Die Frage war keineswegs bedeutungslos. Wenn der Kaiser den Reichstag nach Augsburg ausschrieb, so deutete er damit die Absicht an, nach Italien zu gehen, welche man in Frankreich so sehr fürchtete. Chièvres hatte deshalb gewiß mit gutem Vorbedacht Tunstal so bestimmt Augsburg genannt. In Wahrheit konnte man schon damals mit Rücksicht auf Spanien und Frankreich gar nicht daran denken, noch weniger Ende Oktober, als man in Köln mit den Kurfürsten zum Schluß kam. Am 30. einigte man sich darüber, daß der Reichstag in Worms abgehalten werden solle. Der Kaiser und seine Räte hätten den Zusammentritt desselben möglichst zu beschleunigen gewünscht; aber die Kurfürsten wiesen auf die weiten Entfernungen hin, und so bestimmte man dann den Dreikönigstag für die Eröffnung. Am 1. November ergingen die Einladungen an alle Stände*).

*) Tunstal an Wolsey, Antwerpen den 25. September und Köln den 6. November. Auch an die Eidgenossen erging eine Einladung (Eidgenöss.

Es ist empfindlich, daß wir über des Kaisers Thätigkeit in den ersten Monaten seiner persönlichen Reichsregierung bis jetzt fast nur wissen, was uns fremde Diplomaten darüber berichten. Abgesehen von dem württembergischen Handel, welcher den kaiserlichen Rat fortwährend auf das lebhafteste beschäftigte und über dessen Fortgang wir durch den Fleiß der schwäbischen Forscher genau unterrichtet sind, hören wir über eine Menge anderer Fragen von erheblicher Wichtigkeit, wie über die Beilegung der bösen Hildesheimer Fehde, des Streits zwischen dem König von Polen und Albrecht von Preußen, meist nur den thatsächlichen Abschluß, nicht wie der Kaiser oder seine Räte denselben in der Verhandlung mit den Kurfürsten und den direkt Beteiligten herbeiführten. Leitender Gesichtspunkt für die kaiserliche Politik in allen diesen Dingen mußte natürlich sein, einmal mit den mächtigen Gliedern des Reichs ein gutes Einvernehmen zu gewinnen, sodann aber die Anhänger Frankreichs möglichst unschädlich zu machen. Deshalb mußte sowohl gegen Herzog Ulrich von Württemberg als gegen den Herzog von Lüneburg, den mit dem Herzoge von Geldern nahe verwandten Hauptvertreter der französischen Partei im Norden, energisch eingeschritten werden. Ob die darauf gerichteten Absichten bei den Kurfürsten, welche in Köln einige Wochen mit dem Kaiser zusammen waren, irgend welche Schwierigkeit fanden, wie sie namentlich in der württembergischen Sache das unzweifelhafte Reichsrecht gegen die habsburgischen Interessen zu wahren versuchten, darüber vernehmen wir nichts. Wir hören aber, daß der eine der beiden Reichsvikare, Kurfürst Friedrich von Sachsen, in den diplomatischen Kreisen einer un-

---

Abschiede III, 2, 1272). Den Wortlaut des Ausschreibens kenne ich nur aus dem an die Grafen von Fürstenberg gerichteten Exemplar. Daß der Reichstag nicht der goldenen Bulle gemäß nach Nürnberg ausgeschrieben worden, wird mit der dort herrschenden Pest entschuldigt. Bemerkenswert ist die Aufforderung an die Grafen, sich „mit einer ringen anzal“ in Worms einzufinden.

gewöhnlichen Aufmerksamkeit gewürdigt wurde. „Der Kurfürst von Sachsen," schreibt Spinelli am 7. November, „steht hoch in der allgemeinen Achtung. Wenn er bestimmt würde, in des Kaisers Abwesenheit das Reich zu regieren, so würde, meint man, alles gut gehen. Er wird es indessen wahrscheinlich ablehnen." Ebenso meldet Tunstal*), der Kurfürst genieße großes Ansehen, und in der Frage, ob der Kaiser nach Italien gehen solle oder nicht, werde wahrscheinlich die Meinung des Kurfürsten, zu dem der Kaiser Vertrauen hege, von Einfluß sein; sie gehe aber dahin, der Kaiser möge jetzt auf den Zug über die Alpen verzichten.

Denn auch diese italienische Frage wurde mit den Kurfürsten beraten. Das eben erwähnte Schreiben Tunstals versetzt uns einigermaßen in die am kaiserlichen Hofe miteinander ringenden Interessen. Die Spanier in des Kaisers Umgebung, sagt er, dringen darauf, daß er seinem Versprechen gemäß möglichst bald nach Spanien zurückkehre; die Fürsten und Städte des Reiches wünschen, daß er vor allem die Ruhe in Deutschland herstelle, was keine geringe Zeit erfordern wird; der Kanzler ist dafür, daß er nach Italien gehe, um sich die Krone zu holen; damit, sagt er, werde er sich alles unterwerfen; eine Menge italienischer Verbannter und ihre Agenten rufen den Kaiser ebenfalls nach Italien. Viele deutsche Ritter, arme Leute, wünschen ebenso den Zug nach Italien, wo sie reiche Beute zu machen gedenken. Chièvres wird wahrscheinlich denselben Rat geben, um den Kaiser desto länger zu beherrschen, dem er nach Spanien nicht wohl folgen könnte. Die beiden einflußreichen Kardinäle von Sitten und Salzburg, endlich auch die Kurfürsten von Mainz, Köln und der Pfalz sollten in gleicher Weise des Kaisers Gedanken auf Italien lenken. Danach wäre also Sachsen allein gegen einen Romzug gewesen.

*) Brewer III, 1, 385. 406. Weshalb Brewer das undatierte Schreiben Tunstals in den Dezember verlegt, sehe ich nicht, da es wesentlich dieselben Nachrichten enthält, wie der Brief Spinelli's.

Aber schon ehe man das in England wußte, interessierte man sich dafür, daß Kurfürst Friedrich auf den Kaiser möglichst großen Einfluß gewinne.

Vermutlich war es den kaiserlichen Räten gelungen, die englischen Diplomaten über die Absichten ihres Herrn gründlich zu täuschen, damit sie bei ihnen den von England dringend gewünschten Verzicht auf die angeblich beabsichtigte Romfahrt als eine recht große Konzession verwerten könnten*). Denn es ist nicht glaublich, daß damals ein verständiger Mann, der die Lage des Kaisers übersah, an derartige Pläne gedacht habe. Sie mußten freilich nicht nur England, sonden auch den deutschen Ständen gegenüber möglichst hervorgehoben werden, da ja nur sie die Grundlage bilden konnten, auf der sich vom Reichstag erhebliche Bewilligungen fordern ließen. Wie dem aber sei, es ist von Wichtigkeit, festzustellen, daß fremden Beobachtern Kurfürst Friedrich als der angesehenste, als derjenige Kurfürst erschien, der auch auf den jungen Kaiser am meisten Einfluß habe, da er es ja war, der in Köln über die wichtigste Frage der Zeit zunächst zu entscheiden hatte.

Das Ansuchen des päpstlichen Legaten, die gegen Luther erlassene Bulle zur Durchführung zu bringen, hatte der Kaiser in Löwen, wie wir hörten, für seine Erblande bereitwilligst erfüllt, die Bitte aber, über Luther den Bann des Reichs auszusprechen, damit abgelehnt, daß vor vollzogener Krönung das sich wohl nicht thun lasse**). Ohne Zweifel hatte der eifrige Aleander die Sache dann alsbald in Köln von neuem angeregt, war aber von den kaiserlichen Räten vermutlich an Luthers Landesherrn gewiesen worden, der ja dem widerwärtigen Handel

---

*) Auch in Italien verbreitete man damals recht geflissentlich die Meinung, der Kaiser werde, sobald seine Krönung vollzogen, nach Italien gehen und im Frühling sogar Neapel besuchen. Ein Brief Karls an den Vizekönig von Neapel, welcher dort veröffentlicht wurde, kündigte das an. Sanuto 29, 370.

**) Aleander an Kardinal Medici Mitte Dezember. Brieger 1, 19.

am einfachsten ein Ende machen konnte. Wie dieser Aleanders Ansinnen ablehnte und forderte, daß Luther gehört werde, ehe man ihn verdamme, ist bekannt. Der Kaiser und seine Räte scheinen indessen damals dem Legaten noch gute Aussichten eröffnet zu haben, auch wurden ja in Köln ebenso wie in Löwen Luthers Bücher feierlich verbrannt. Erst in Worms, wo der Kaiser am 28. November eintraf, verdunkelte sich plötzlich, wie Aleander klagt, der bisher heitere Himmel. Die kaiserlichen Räte hatten jetzt allerlei Ausreden: es sei unmöglich, einen Deutschen so zu verdammen, ehe man ihn gehört, man müsse Luther zum Reichstag kommen lassen, wenn auch nur, um da zu widerrufen; es sei in diesem Sinne bereits an den Kurfürsten von Sachsen geschrieben worden.

Aleander begriff nicht, woher diese unerfreuliche Sinnesänderung gekommen sei; wir aber können sehr wohl erklären, weshalb Chièvres und Gattinara und die anderen Ratgeber des Kaisers, welche ihn in Löwen nicht gehindert hatten, seinem Herzenszuge zu folgen, welche auch in Köln noch freundliche Miene gemacht hatten, jetzt eine andere Gesinnung zeigten. Man erinnert sich, wie die päpstliche Politik im November sich Frankreich zuzuneigen schien und Manuel am 20. November dem Kaiser die ernste Besorgnis äußerte, daß sich der Papst mit König Franz verbinde. Schon vorher war am kaiserlichen Hofe eine Thatsache bekannt geworden, welche den Argwohn gegen den Papst steigerte. Leo hatte bekanntlich im Dezember 1514 mit den Eidgenossen für seine Lebenszeit einen Vertrag geschlossen, welcher beide zu gegenseitigem Schutz verpflichtete. Des Papstes Leistung bestand hauptsächlich darin, daß er jährlich jedem der dreizehn Orte eine Pension von 2000 rheinischen Gulden zahlen sollte, wofür dann die Eidgenossen es übernahmen, ihm auf sein Erfordern bis zu 12000 Fußknechte zu senden. Im November 1516 war dieser Vertrag mit geringen Modifikationen bestätigt worden. Nun war am 26. Oktober der päpstliche Legat, Bischof von Pistoja, auf einem Tage in Zürich

erschienen, um auf Grund dieses Vertrages eine Hilfe von 4—5000 Mann zu fordern. Als man ihn bei der ersten Verhandlung, welche am 6. November stattfand, fragte, wohin und wider wen er die Knechte führen wolle, lautete die Antwort des Legaten, das Lager solle in der Gegend von Reggio und Bologna aufgeschlagen werden und der Zug gegen die Widerwärtigen der Kirche gehen. Wenn sich der Herzog von Ferrara derselben annähme, so würde der Papst auch ihn angreifen*).

Die Nachricht von dieser Werbung verbreitete sich mit wunderbarer Schnelligkeit. Schon Anfang November zerbrach man sich am kaiserlichen Hofe den Kopf darüber, was der Papst mit dieser kostspieligen Maßregel beabsichtige. Caracciolo, welcher die politischen Interessen der Kurie vertrat, erläuterte den Schritt damit, der Papst wisse, daß König Franz in einem Monat nach Italien kommen werde und daß er die Schweizer, wenn er sie vorher nicht bekommen habe, nachher nicht bekommen könne, die er doch „für die Behauptung seiner Staaten" brauche. Die Kaiserlichen aber argwöhnten, der Papst rufe die Schweizer, um sie unter dem Vorwande seines eigenen Schutzes im französischen Interesse zu verwenden. Auch was Medici im Dezember über den Zweck der Werbung nach England schrieb, wo der Kaiser sofort Beschwerde über dieselbe erhoben hatte, konnte in keiner Weise beruhigen**). Wenn sich nun aber der Papst so in Positur setzte, konnten Chièvres und Gattinara um so weniger geneigt sein, ihm in Sachen Luthers ohne weiteres zu Willen zu sein, als sie auf dem Ritt von Köln nach Worms erfahren hatten, was Luther in Deutschland bedeute. „Ganz Deutschland," schrieb Beatus Rhenanus um diese Zeit, „ist in einer Erregung, wie sie, glaube ich, vorher niemals vorgekommen." Als Aleander in Mainz die öffentliche Verbrennung von Luthers Büchern durchzusetzen suchte,

*) Eidgenössische Abschiede III, 2, 1264 ff.
**) Brewer III, 1, 384. 394.

stieß er erst am Hofe des Kurfürsten selbst auf lebhaften Widerstand, und als er da gesiegt, nahm das Volk leidenschaftlich für Luther Partei. Aleander wäre fast gesteinigt worden*). Wie die Städte, erklärte sich der Adel in teilweise drohender Weise für Luther, vor allen jener Franz von Sickingen, welcher dem Kaiser nicht nur für den gefürchteten Krieg mit Frankreich von großem Werte war, sondern eben in Köln seiner verzweifelten Finanznot mit einem unverzinslichen Darlehen von 20 000 Gulden eine unschätzbare Erleichterung gebracht hatte**). Nun waren ja die Staatsmänner im Rate des Kaisers an sich gewiß sehr wenig geneigt, sich um populäre Stimmungen zu kümmern; aber nach den Erfahrungen, welche sie soeben in Spanien machten, erschienen ihnen Volksbewegungen doch in einem anderen Lichte. In Worms saßen sie überdies sozusagen im Machtbereiche Sickingens, der, wie man wußte, schon mehr als einmal zwischen Frankreich und Habsburg gewechselt hatte. Und nicht allein Bürger und Ritter zeigten eine leidenschaftliche Teilnahme für Luther. „Die Juristen in allen diesen Landen," schreibt Aleander Mitte Dezember, „sind uns entgegen und offene Lutheraner. Schlimmer noch treibt es das höchst verdrießliche Volk der Grammatiker und Poeten, von denen Deutschland übervoll ist. Fast der ganze Klerus ist über die Maßen angesteckt." Die gesamte Lage erscheint so gefährlich, daß sich der gelehrte Mann trotz der kaiserlichen Gegenwart selbst in seinem Leben bedroht fühlt. Nur in unmittelbarer Nähe des Hofes hat er eine elende Wohnung zu beziehen gewagt. Er bittet dringend, daß man in Rom die Gefahr nicht unterschätze und vor allem die in Deutschland bisher geübten kirchlichen Mißbräuche ernstlich abstelle; denn der Haß gegen Rom sei die hauptsächliche Ursache der weitverbreiteten Zustimmung, welche Luther finde.

---

*) Krafft, Briefe und Dokumente S. 23. Brieger, Aleander S. 17.

**) Walz, Flersheimer Chronik S. 69 Ulmann, Sickingen S. 163.

In all diesen Schwierigkeiten setzt Aleander von Anfang an seine vornehmste Hoffnung auf den Kaiser. „Der Kaiser," schreibt er schon Mitte Dezember, „hat die beste Gesinnung, welche man seit tausend Jahren gesehen; wenn er nicht so wäre, würde es mit unserer Sache sehr übel stehen." In allen anderen Dingen hören wir auch jetzt von einem persönlichen Hervortreten des Kaisers fast nie, aber seine religiöse Ueberzeugung sprach er bei jeder Gelegenheit nachdrücklich aus. Wenn diese, wie wir früher gesehen, längst feststand und wenn in ihm nicht nur religiös, sondern ebenso politisch alles die entschiedenste Abneigung gegen Luthers Unterfangen hervorrufen mußte, was hatte dieser verwegene Mönch gewagt, seit der junge Kaiser dem Bereiche des deutschen Lebens näher getreten war! Etwa gleichzeitig mit seiner Krönung mag bei Hofe jene ebenso gewaltige wie für jeden gläubigen Katholiken entsetzliche Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche bekannt geworden sein, welche recht eigentlich die Fundamente des alten Glaubens einriß. Dies war für Aleander ein unvergleichlicher Stoff, um damit am kaiserlichen Hofe die Ueberzeugung zu stärken, daß alles, Staat wie Kirche, ins Wanken kommen werde, wenn man dieses Ungeheuer, diesen Satan, diesen Mohammed nicht schleunigst unschädlich mache. Und während er mit rastloser Betriebsamkeit von früh bis spät, in der Ratssitzung, im Zwiegespräch mit dem Kaiser und seinen einflußreichsten Ratgebern, beim üppigen Mahle der hohen Herren die monströsesten und erschreckendsten Behauptungen des gottlosen Mönchs vortrug und mit seiner nie müden Zunge in das richtige Licht stellte, kam die Nachricht von jener Verbrennung der päpstlichen Bulle, welche allen früheren Freveln die Krone aufsetzte. Daß diese Dinge in dem jungen Herrscher einen wahren Abscheu hervorriefen, kann man wohl denken.

Unter diesen Umständen konnte kaum die Rede davon sein, daß der Kaiser, um den Papst zu schrecken und williger zu machen, dem Bruder Martin einige Gunst erweise. Denn wie

es auch mit dem Papste stehen mochte, hier war eine von aller päpstlichen Politik unabhängige ungeheure Gefahr, der begegnet werden mußte. Nur die Frage konnte entstehen, wie weit die Umstände, vor allem die Lage der Dinge im Reich, sodann doch auch die bedenkliche Politik des Papstes, es notwendig oder doch ratsam machten, zu lavieren, die Entscheidung hinauszuziehen. Diese Frage wurde auf das emsigste erwogen, und auf ihre Beantwortung übten nicht nur Chièvres und Gattinara, welche die rein politischen Gesichtspunkte vertraten, sondern auch eine Reihe von Prälaten erheblichen Einfluß, welche den Kaiser umgaben. Unter ihnen sind zunächst zwei alte Bekannte zu nennen, der Lombarde Lodovico Marliano und der Spanier Pedro Ruiz de la Mota. Jenen haben wir früher als des Erzherzogs Karl Leibarzt und vertraulichen Rat oft von seinem Landsmann und Verwandten Martyr in Anspruch nehmen sehen. Karl hatte ihn dann zum Lohn für seine Verdienste mit dem sehr reichen Bistum Tuy in Galicien beschenkt, dessen Einkünfte er genoß, ohne es bis jetzt wahrscheinlich auch nur gesehen zu haben. Er war ein Freund der Wissenschaften wie Martyr, genoß den brieflichen Verkehr mit Erasmus, war aber trotzdem sehr weit davon entfernt, den Ketzereien Luthers auch nur die mindeste Nachsicht schenken zu wollen. Er schrieb jetzt eine später gedruckte Rede gegen Luther, der dann noch eine andere schärfere folgte*), in der er ganz den Anschauungen seines kaiserlichen Herrn gerecht zu werden und zugleich die Gunst des Papstes zu verdienen suchte. Sein Eifer wurde nur dadurch etwas gemindert, daß in einem Streit mit dem früheren spanischen

*) Marliano an Erasmus, Worms den 7. April. Der vorausgehende Brief des Erasmus an Marliano (Erasmi Opp. III, 1, 543 ff.) ist selbstverständlich nicht vom 25. März 1520, sondern von 1521. Vgl. den lebhaften Dank, welchen Leo dem Bischof von Tuy am 4. Mai namentlich für seine zweite Rede aussprach (Balan p. 223). Politisch scheint Marliano sich durchaus an Chièvres angeschlossen zu haben; denn nur so kann es doch wohl verstanden werden, wenn ihn Manuel in einer Depesche vom 22. Mai einen Anhänger Frankreichs nennt.

Gesandten in Rom, Luis Carozzo, die Kurie für diesen entschieden hatte. Aleander glaubte zwar, Carozzo habe in dieser Frage recht, legte aber doch dem Kardinal Medici dringend ans Herz, daß der Papst Marliano durch eine andere Gefälligkeit versöhne, da sich derselbe beim Kaiser wie bei Chièvres des höchsten Ansehens und der größten Gunst erfreue.

Mota haben wir in den spanischen Dingen hervorragend thätig gefunden. Aber schon sehr viel früher hatte sich dieser gelehrte Theologe aus Burgos am burgundischen Hofe eine bedeutende Stellung errungen. Er war König Philipps Hofprediger gewesen, hatte dann im Dienste des jungen Erzherzogs Karl Verwendung gefunden und schon lange, ehe er in Spanien als Chièvres' rechte Hand den Haß seiner Landsleute erregte, auch in politischen Geschäften sich eifrig und erfolgreich getummelt. Seine Freunde und Verehrer nannten ihn wohl den weisesten Theologen und den gelehrtesten Kenner der eleganten Wissenschaften, oder auch den scharfsinnigsten Philosophen*). Dem Bischof von Palencia, zu dem ihn Karl kürzlich gemacht, lagen aber doch wohl die weltlichen Geschäfte mehr am Herzen. Nach der Art, wie Aleander von ihm spricht, möchte man annehmen, daß er zwar großen Eifer für die Kurie zur Schau trug, aber den politischen Erwägungen Chièvres' und Gattinara's auch in dieser Angelegenheit sehr zugänglich war.

Ganz anders stand es mit dem rührigen Bischof von Lüttich, Eberhard von der Mark, der allerdings dem Kaiser erst im letzten Sommer persönlich nahe getreten war, aber von ihm längst ungewöhnlich hoch taxiert wurde. Die mächtige Familie dieses Herrn, welche mit weiten Besitzungen, dem Fürstentum Sedan, dem Herzogtum Bouillon auf der Grenzscheide Frankreichs und der Niederlande saß, hatte seit Decennien dem Hause Burgund unendliche Not bereitet. Seit Eberhard 1506 das Bistum Lüttich gewonnen, konnte er zusammen

*) Knod, Jakob Spiegel S. 21 f.

mit seinem Bruder, dem bekannten Robert von der Mark, auf Frankreich gestützt, von Geldern sekundiert, die Niederlande vortrefflich in die Klemme bringen. Es war deshalb ein großer Triumph, als es Chièvres, wie wir früher hörten, gelang, Eberhard und Robert von der französischen Seite auf die seines Herrn zu bringen*). Wesentlich soll ihm dabei zu statten gekommen sein, daß Eberhards Wunsch, durch französischen Einfluß den roten Hut zu gewinnen, durch die Einwirkung einer vornehmen Dame auf König Franz vereitelt worden. Die Leser erinnern sich, wie dann Karl alles daran setzte, seinem neuen Freunde, der ihm soeben bei der Kaiserwahl erhebliche Dienste geleistet, die ersehnte Würde zu verschaffen, König Franz ebenso alles aufbot, diesen ihm jetzt verhaßten Prälaten vom Kardinalskollegium fern zu halten. Allerdings war nun Eberhard gewählt worden, aber ihm den Hut zu übersenden, trug der Papst noch immer Bedenken. Man begreift, mit welchem Eifer Eberhard infolge aller dieser Erlebnisse für den Kaiser arbeitete, wie er auch den Papst für sich zu gewinnen bestrebt sein mußte. Natürlich stellte ihn das Luther entgegen. „Er hat guten Grund," bemerkt Aleander, der einige Jahre in seinem Dienste gestanden, „er hat guten Grund, für die Kirche zu sterben. Er hat in ganz hervorragender Weise beigetragen, ihr einige gute Erfolge zu verschaffen. Aber," fügt er hinzu, „er ist leidenschaftlich auf diesen ersehnten Hut versessen, und oft, wenn ich ihn für meine Sache verwenden will, wirft er mir diese Sache ins Gesicht und sagt, man lasse ihn sich zu arg quälen, es sei doch endlich Zeit, auf den Kaiser zu hören." Eberhard war etwa in der Weise Leo's X. ein Freund der Wissenschaften**) und der Künste. Seine Universität in Lüttich blühte unter ihm fröhlich auf, seinen Bischofssitz mit prächtigen

*) Im Mai 1518 wurde zwischen Karl und den beiden Brüdern ein förmliches Bündnis zu gegenseitigem Schutze abgeschlossen (Chapeavillus, Gesta pontificum Leodiensium 3, 257).

**) Das zeigt seine Korrespondenz mit Erasmus.

Bauten zu schmücken, war ihm eine Lust. Es läßt sich kaum annehmen, daß ein so in die verschiedenartigsten weltlichen Interessen vertiefter Herr es mit den religiösen Dingen besonders ernst genommen habe. Allerdings, wenn man jene vernichtende Anklage gegen Rom liest*), welche er dem Augsburger Reichstag im Sommer 1518 hatte überreichen lassen, so sollte man meinen, dieser Eberhard sei wie nur einer der Zeitgenossen von sittlicher Entrüstung über die römischen Greuel erfüllt gewesen. Aber war jene Anklage nicht die Rache für den verweigerten Kardinalshut? Jetzt in Worms behauptete er mit dreister Stirn, er habe mit jener Schrift nichts zu thun gehabt, einer seiner Geistlichen habe sie ohne sein Wissen als sein Werk überreicht. Für ihn wie für die meisten Prälaten seiner Zeit war die Kirche eine Quelle der Macht und des Genusses. Wenn er sich vom katholischen Könige zum Erzbischof von Valencia ernennen ließ, so konnte er gewiß nicht meinen, dadurch das Seelenheil der ihm anvertrauten Herde zu befördern, unter der er nie zu weilen hoffen durfte. Aber ein so mit seinen stärksten Interessen an die alte Kirche gebundener Prälat sah selbstverständlich in Luther einen gefährlichen Rebellen, der unschädlich gemacht werden mußte, wie es immer mit seiner Theologie bestellt sein mochte. Und so ist ja denn auch dieser Bischof von Lüttich einer der eifrigsten Gegner der Reformation geworden und bis an sein Lebensende geblieben**).

Es ist zu bedauern, daß wir von der Vergangenheit eines Mannes, dessen eigentlicher Beruf es war, den Kaiser in religiösen Dingen zu beraten, von seinem Beichtvater, dem Franziskaner Jean Glapion, nicht mehr wissen, als daß er in La Ferté-Bernard im Maine geboren, seine theologischen Studien an der Sorbonne gemacht, durch Kanzelberedtsamkeit sich einen

---

*) Kapp, Kleine Nachlese 2, 397.

**) Ciaconius, Vitae pontificum 3, 420 f. Becdelièvre, Biographie Liégeoise 1, 196 ff. Vgl. den Brief Clemens' VII. an ihn (Balan, Monumenta saeculi XVI. 1, 125).

Namen erworben und im Franziskanerorden eine hohe Stellung als Provinzial der Niederlande erlangt hatte. Spinelli*) erzählt von ihm, nach der Wahl Karls habe er denselben in Barcelona aufgesucht, um ihn für die Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu Frankreich und für die Herausgabe Navarra's zu gewinnen. Jetzt, im Oktober 1520, habe ihn Chièvres dem Kaiser als Beichtvater empfohlen, um an ihm eine zuverlässige Stütze seiner Politik zu haben. Der Beichtvater werde gewiß sein altes Vaterland Frankreich nicht vergessen. Daß ihn Chièvres in politischen Angelegenheiten wiederholt zur Einwirkung auf den Kaiser benützte, ihn sogar direkt mit dem französischen Gesandten verhandeln ließ, werden wir hören. Diese enge Verbindung mit Chièvres mußte natürlich auch darauf einwirken, wie Glapion die religiöse Frage behandelte. Wenn er hinter dem katholischen Eifer seines Beichtkindes nicht wohl zurückbleiben konnte, so schloß das doch nicht aus, daß er in Chièvres' Sinne dem Kaiser empfahl, Zeit und Umstände zu berücksichtigen. Alle sind darüber einig, daß er auf Karl den größten Einfluß übte. Dabei wußte er es so einzurichten, daß, nachdem er die Kurie anfangs durch spröde Zurückhaltung zur größten Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit genötigt hatte, Aleander dann mehr und mehr von ihm entzückt wurde, so daß der Papst ihm am 4. Mai seinen überschwenglichen Dank aussprach, während er sich der Gegenpartei lange im Lichte eines versöhnlichen, ja sogar an Luther warmes Interesse nehmenden Mannes gezeigt hatte.**)

---

*) Brewer p. 378.

**) Die Angaben über Glapion (nicht Glapio) bei Le Corvaisier, Histoire des evesques du Mans, Paris 1648, p. 780; Wadding, Annales minorum Romae 1736, 16, 50. 115 ff.; Paquot, Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des Pays-Bas 4, 403; Hauréau, Histoire littéraire du Maine 4, 217 ff. sind fast gleich unzuverlässig. Unter dem wenigen, was Wadding über Glapion beibringt, ist besonders das Schreiben des Papstes vom 25. April 1521 auffallend, welches Glapion mit einer geistlichen Mission in Amerika betraut, während er der Kurie beim Kaiser die

Diesen Italienern, Spaniern, Niederländern und Franzosen standen eine Reihe deutscher Prälaten zur Seite, welche, wenn sie auch persönlich dem Kaiser nicht so nahe verbunden waren, doch wegen ihrer genauen Kenntnis der deutschen Verhältnisse von Einfluß sein mußten. Unter ihnen ragt besonders der Kardinal-Erzbischof von Salzburg hervor, Matthäus Lang, der, als schlichtes Bürgerkind in Augsburg geboren, sich durch Wissen, praktisches Geschick, rast- und rücksichtslose Thätigkeit den Weg zu den höchsten Würden gebahnt hatte*). Schon am Hofe Friedrichs III. beschäftigt, war er dann in den Dienst Maximilians getreten, um bald dessen vertrautester Ratgeber zu werden. Des Kaisers Gunst zwang ihn schon im Jahre 1500 dem Augsburger Domkapitel als Dompropst auf, machte ihn fünf Jahre später zum Bischof von Gurk, nötigte 1515 den Erzbischof von Salzburg, Lang sehr wider Willen zum Koadjutor anzunehmen, womit demselben dann die sichere Aussicht erworben war, seiner Zeit Erzbischof von Salzburg zu werden. Nach Maximilians Tode, im Jahre 1519, wurde dem Emporkömmling, der, wie Ulmann sagt, „auf der Jagd nach Ehre, Macht und Geld unverdrossen blieb," diese hohe reichsfürstliche Stellung wirklich zu teil, nachdem ihn Leo X. bereits 1513 zum Kardinal erhoben hatte. Daß Lang je an kirchlichen oder gar an religiösen Interessen etwas gelegen habe, hören wir nicht. Er sah in der Kirche lediglich ein Machtmittel. Neben der Macht liebte er das Geld und den Prunk. Von bedeuten-

---

wichtigsten Dienste leistete. In dem Schreiben Leo's an Glapion vom 4. Mai (Balan p. 222) ist von einer derartigen Mission keine Rede. Wie hätte auch der Papst den Beichtvater des Kaisers so ohne weiteres verschicken können? — Glapions diplomatische Unterhandlung mit dem sächsischen Kanzler Brück (Förstemann S. 36 ff.) und seine scheinbare Freundschaft mit Erasmus hat zu den wunderlichsten Mißverständnissen geführt, an denen wohl niemand festhalten wird, der Aleanders Berichte und des Kaisers Ueberzeugung kennt.

*) **Ulmann**, Maximilian I. 1, 810 ff. Desselben Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie.

den geistigen Fähigkeiten, keineswegs gleichgültig gegen die Wissenschaft, in deren Dienst zu treten er einen Augenblick Miene gemacht hatte, liebte er doch hauptsächlich die Huldigungen der Gelehrten. Als mächtigster Ratgeber Maximilians hatte er sich allmählich ein so anmaßendes und hochfahrendes Wesen angewöhnt, daß hoch und niedrig sich im Hasse gegen diesen geldgierigen Prälaten begegneten. Deshalb mußte man ihn im Wahlkampfe zurücktreten lassen, um nicht die Kurfürsten, deren jeden er wohl einmal verletzt hatte, abzustoßen. Aber nach vollzogener Wahl konnte man seine Einsicht nicht entbehren. Er nahm den ersten Platz in jenem Regiment ein, das Karl im Juli 1519 für die österreichischen Lande und zugleich für die Wahrnehmung seiner Interessen im Reiche bildete. Er eilte dann auch alsbald an den kaiserlichen Hof, wo er zusammen mit dem Kardinal von Sitten und Zevenbergen in den deutschen Angelegenheiten die erste Stimme hatte. Im Januar 1521 nennt ihn der französische Gesandte das Haupt des deutschen Rates. Ein Mann von durchaus weltlicher Gesinnung, sah er wohl in Luther weniger den Ketzer als den Unruhestifter. Jeder Art von populärer Bewegung ist er ja dann auch von jetzt mit unerbittlicher Härte entgegengetreten. Aber das Verdikt der Kirche hatte natürlich für diesen Kirchenfürsten ebensowenig Gewicht wie für seinen Kollegen, den Kardinal von Sitten, der ganz in der politischen Thätigkeit aufging. Aleander rühmt wohl beider großen Eifer, aber doch nicht ohne einen gewissen Zweifel, ob sie die Gesinnung, welche sie zur Schau tragen, auch erproben werden.

Von den geistlichen Kurfürsten schien besonders Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg in Betracht kommen zu müssen. Dieser eben dreißigjährige Herr, ein jüngerer Bruder des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, hatte sich zuletzt um die Wahl Karls nicht geringe Verdienste erworben und dadurch den Einfluß erhöht, den ihm seine Stellung an der Spitze der deutschen Kirchenfürsten, seine Würde als Erzkanzler des Reichs

von selbst zuwies. Die kaiserliche Regierung mußte ihn um so mehr berücksichtigen, als sie ja in Worms von Mainzer Gebiet umgeben war. So hätte er in jeder Hinsicht den Beruf gehabt, bei der Entscheidung der großen Frage ein gewichtiges Wort zu reden, wenn nicht in ihm selbst entgegengesetzte Neigungen und Interessen sich bekämpft hätten. Kurfürst Albrecht war nicht nur wie Eberhard von Lüttich ein warmer Freund der Wissenschaften und Künste, sondern er hatte sogar derjenigen Richtung des Humanismus an seinem Hofe und seiner Mainzer Universität eine bedeutsame Vertretung gegeben, welche bald zum entschiedenen Bruche mit Rom getrieben werden sollte. Er hatte Hutten zu sich berufen und selbst dann noch in seinem Dienst gehalten, als derselbe sich gegen Rom kehrte. Er hatte kürzlich erst den gelehrten, seiner Ueberzeugung nach zu Luther stehenden, wenn auch vor dessen Kühnheit zurückscheuenden Capito, einen der künftigen Reformatoren Straßburgs, als Domprediger und geistlichen Rat angestellt. Er hatte sich nicht nur um die Freundschaft des Erasmus mit noch größerer Wärme, als das damals gewissermaßen bei vornehmen Herren zum guten Ton gehörte, beworben, sondern ihm als höchstes Verdienst angerechnet, daß er der Theologie, welche seit Jahrhunderten ihrer alten Reinheit entfremdet und entstellt worden, ihren ursprünglichen Glanz zurückgegeben habe*). Er hatte sich in diesem Sinne Reuchlins gegen die Kölner Ketzerrichter angenommen, kurz, in jeder Beziehung den Ruhm erworben, unter den Förderern des neuen Geistes in Deutschland obenan zu stehen.

Nun aber war es geschehen, daß Luthers Auftreten den hohen Kirchenfürsten gleich mit dem ersten Beginn in seinen besonderen Interessen verletzte. Seine Wahl durch das Mainzer Kapitel war im März 1514 nur dadurch möglich geworden,

---

*) Albrecht an Erasmus den 13. September 1518 (Erasmi Opp. III, 1, 350 f.).

daß er die großen Summen auf sich genommen, welche die Mainzer Kirche bei jeder Neuwahl eines Erzbischofs nach Rom zu zahlen hatte (an 30000 Gulden). Das dafür bei den Fuggers gemachte Anlehen sollte dann durch den Ertrag des 1517 für Deutschland ausgeschriebenen Ablasses getilgt werden, dessen Hälfte ihm die Kurie abtrat. Da so Luther mit seinen Thesen ein erhebliches Geldinteresse des Kurfürsten schädigte, fand es dieser selbstverständlich, daß er dem Wittenberger entgegentreten müsse. Aber wie hätte überhaupt der Primas der deutschen Kirche seinen humanistischen Freunden auch dann noch folgen können, als sie wie Hutten der offenen Lossagung Luthers von Rom sich anschlossen? Auch Hutten mußte im Sommer 1520 den Mainzer Hof verlassen. Und als nun die Kurie vom Kirchenfürsten durch ihre Nuntien in Aachen ein entschiedenes Auftreten gegen Hutten wie gegen Luther forderte und ihm mit Ueberreichung der goldenen Rose seine Pflicht gegen die Kirche ins Gedächtnis rief, da wußte er nichts anderes zu erwidern, als daß er bisher schon gegen beider Gottlosigkeit das möglichste gethan und in Zukunft den Willen Seiner Heiligkeit durchaus erfüllen werde*). Aber seine Vergangenheit stellte sich dieser Wendung entgegen. Fast seine ganze Umgebung bestand, wenn nicht geradezu aus Anhängern Luthers, so doch aus Vertretern der humanistischen Aufklärung, welche jetzt noch keineswegs geneigt waren, Luther den Krieg zu erklären. In der Weichheit und Schlaffheit seines eigenen Wesens lag auch nichts, was ihn zu einer entschiedeneren Haltung hätte veranlassen können in einer Angelegenheit, welche mehr und mehr ihren höchst bedenklichen Charakter offenbarte.

---

*) Albrecht an Leo X. Wie der scharfsichtige Böcking bei dem Wiederabdruck dieses undatierten Schreibens (Huttens Schriften 1, 363 ff.) die Vermutung äußern konnte, es gehöre in den Juli 1520, verstehe ich nicht, da Albrecht gleich im Eingange bemerkt, er habe die fünf Breven des Papstes von seinen Nuntien Caracciolo und Aleander am 25. Oktober erhalten. Ebenso kann der S. 365 folgende Brief Huttens an Capito nicht, wie Böcking meint, Ende Juli, sondern frühestens Ende Oktober 1520 geschrieben sein.

So legte er sich denn auf ein diplomatisches Lavieren, und Aleander mußte von ihm klagen: „Der Mainzer, welcher sehr viel vermag, bekennt sich mit Worten als einen ganz unserem Herrn und der Kirche Ergebenen, wie er ja auch verpflichtet ist und von seinem eigenen Interesse getrieben wird; in Wahrheit aber ist er so gut und furchtsam und voller Rücksichten auf die anderen Fürsten und die Ritter Deutschlands, daß ich ihn bisher wahrhaftig eifriger hätte wünschen dürfen“*).

Wenn nun so unter den ersten Vertretern der Kirche selbst ein diplomatisierender Geist das entschiedene Uebergewicht hatte, so ermißt man leicht, daß der Glaubenseifer des jungen Kaisers in jedem Augenblick durch den ganz vorwiegend von politischen Erwägungen und persönlichen Interessen bestimmten Einfluß seiner nächsten Umgebung gehemmt werden mußte. Das Verhalten gegen Luther wurde von den verschiedenartigsten Motiven und Berechnungen, auch wohl von ganz persönlichen Beziehungen bald so, bald so gestaltet. Hatte der Kaiser gleich am ersten Tage seines Aufenthalts in Worms, am 28. November, dem Kurfürsten von Sachsen geschrieben, er möge Luther mit auf den Reichstag bringen, derselbe solle da durch verständige und gelehrte Männer verhört werden und ihm nichts wider Recht geschehen, so ließ er sich am 17. Dezember wesentlich anders vernehmen**). Jetzt meldete er dem Kur-

*) Anfangs muß Albrecht einen kräftigen Anlauf genommen haben, um Rom ganz zu genügen. Denn in einem Schreiben an Aleander vom 3. Dezember spricht sich Kardinal Medici höchst befriedigt über den Mainzer aus (Balan, Monumenta reformationis Lutheranae p. 11). Wahrscheinlich trat die Lauheit erst wieder hervor, als Albrecht unter seine Mainzer Umgebung zurückkehrte. Wie er dann später, bei Luthers Anwesenheit in Worms, es hauptsächlich durch seine Aengstlichkeit bewirkte, daß nach dem Verhör vom 18. April noch einmal private Unterhandlungen mit dem Ketzer versucht wurden, darüber s. Aleanders Bericht vom 27. April.

**) Daß diese Wendung, wie viele (so zuletzt noch Kolde, Luther 1, 296) gemeint haben, durch eine am 12. Dezember vom Papste zu Gunsten Karls getroffene Entscheidung über die Inquisition in Aragon herbeigeführt worden sei, halte ich aus verschiedenen Gründen nicht für möglich. Erstens

fürsten, da Luther schon dem Banne verfallen sei, alle Orte, die er betrete, das Interdikt treffe, sein Erscheinen in Worms deshalb das Reich bei anderen Nationen in ein übles Licht stellen werde, so solle der Kurfürst ihn nur dann mit sich führen, wenn er seine Irrtümer widerrufen wolle, und auch dann nur bis Frankfurt mitnehmen. Ja am 29. Dezember war, wenn wir Aleander glauben dürfen, schon der förmliche Beschluß gefaßt, ein Mandat gegen Luther zu erlassen, dessen sofortige Ausführung nur an der Furchtsamkeit des Mainzers gescheitert sei*). Ohne daß wir aber in der allgemeinen Weltlage oder speciell in den Beziehungen zur Kurie während der nächsten Wochen eine wesentliche Aenderung wahrzunehmen vermöchten, sehen wir den Kaiser im Januar wieder zu der Haltung vom Ende November zurückkehren**). Es wurde das wohl dadurch herbeigeführt, daß seit Anfang Januar die ansehnlichsten Reichsfürsten allmählich in Worms eintrafen und sie in ihrer großen Mehrheit keineswegs der Theorie Aleanders zustimmten, wonach der Spruch des Papstes definitiv in Luthers Sache entschieden habe, dem Reiche darin keinerlei Urteil zustehe, sondern lediglich die Pflicht obliege, den päpstlichen Spruch zu vollziehen. Wollte man die Stände für die wichtigen politischen Angelegenheiten, welche man mit ihnen zu verhandeln

---

hätte die Nachricht von einem am 12. in Rom gefaßten Entschluß nicht schon am 17. in Worms bekannt sein können. Zweitens meldet Manuel von dieser Konzession des Papstes, deren Bedeutung man wahrscheinlich sehr übertrieben (ganz darüber ins klare zu kommen, ist mir trotz eifrigem Nachforschen nicht gelungen), er meldet von ihr zum erstenmal am 28. Januar 1521. Vielleicht meinte man in Worms, wie man vor drei Wochen die Kurie durch Nachsicht gegen Luther zu schrecken gesucht, so jetzt sie durch Strenge gegen ihn zu gewinnen. Dazu stimmt, daß Manuel Ende Dezember dem Papst anzuzeigen hatte, der Kaiser habe dem Kardinal Medici das Bistum Jaen mit 8000 Dukaten Einkünften verliehen und werde noch mehr für ihn thun (Bergenroth 2, 331).

*) Brieger S. 75.

**) Köstlin, Luther 1, 417 ff. Kolde 1, 294 ff.

hatte, nicht von vornherein ungünstig stimmen, so durfte man dem Ansinnen Roms nicht nachgeben.

Mit den ersten Tagen des Januar begann sich in Worms jenes eigentümliche Leben zu entfalten, welches damals von einem Reichstage unzertrennlich war. Die Stände strömten da so massenhaft zusammen und die in ihre Mauern eng eingeschlossenen Städte boten für ihre Gäste so ungenügenden Raum, daß sich alsbald alles stieß und drängte. Nie aber war wohl ein Reichstag so besucht gewesen, wie jetzt dieser Wormser, auf dem ja die wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten des Reichs ihre Erledigung finden sollten und zu dem überdies die besondere Stellung des jungen Kaisers eine Menge Personen heranzog, welche man seit langer Zeit nicht mehr auf einem Reichstage zu erblicken gewohnt war. Da sah man die beiden Gesandten von England neben dem endlich erschienenen Vertreter Frankreichs, zwei päpstliche Nuntien, den Botschafter Venedigs, einen außerordentlichen Gesandten des Markgrafen von Mantua, die Botschafter der Könige von Polen und Ungarn. Daneben kamen Deputationen aus verschiedenen Gebieten des Kaisers, von der neu eroberten Insel Gerves u. s. w. Spanier, Niederländer, Italiener, die am Hofe etwas suchten, kamen und gingen. Man sah jenen Antonio de Fonseca, der Medina eingeäschert, vom Kaiser mit so ausgezeichneter Huld empfangen, daß sich Corner darüber verwunderte*). Kurz, ein unübersehbarer Menschenstrom drängte sich in die Thore von Worms, mit jedem Tage mehr anschwellend. Eine deutsche Stadt war einmal wieder, was man seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt, der politische Mittelpunkt der Welt geworden, auf den die Könige von Frankreich, England, Portugal, Ungarn, Polen, der Papst mit gleicher Spannung blickten wie die Angehörigen des Reiches selbst.

---

*) Die Frankfurter Boten melden wie mit stillem Grauen von dieses Mannes That, der in der unglücklichen Stadt Waren zum Wert von zwei Millionen Gulden verbrannt habe.

Der Rat der Stadt hatte für diesen außerordentlichen Moment so gut vorzusorgen gesucht, wie das in seinem Vermögen stand, indem er zeitig eine Ordnung verkündigte, worin die Preise der Herbergen wie der hauptsächlichsten Lebensmittel, der Kurs der wichtigeren Münzen und andere Dinge bestimmt wurden*). Aber was wollte das bedeuten gegen die alle Erwartungen der weisen Herren unendlich übertreffenden Massen, welche in der ersten Woche des Januar bereits einander das Leben schwer machten! Am 6. Januar, also genau an dem Tage, auf welchen die Versammlung ausgeschrieben war, hielt Kurfürst Friedrich von Sachsen seinen Einritt, am nächsten Tage Herzog Heinrich von Braunschweig, am darauffolgenden der Pfalzgraf. Schon jetzt entstand Not. „Man kann die Fürsten nicht wohl unterbringen," schreiben die Frankfurter, „heute schlägt einer sein Wappen an eine Herberge, morgen reißt man's ihm wieder ab." Alles ist teuer und wird immer teurer, besonders auch das Holz. In den Herbergen, wo sich die Menschen stoßen und drücken, kommt es zu bösen Auftritten. „Gestern Abend," schreiben die Frankfurter, „gab es in unserer Herberge Aufruhr. Es wurden über zwanzig Messer gezückt." Die ersten Fürsten des Reiches wußten sich nicht zu helfen. Kurfürst Friedrich schrieb seinem Bruder Johann schon am 12. Januar, er wisse für dessen Pferde keinen Platz zu finden. Freilich zogen auch diese Herren damals zu einem Reichstag fast wie zu einem Kriege. Ein gleichzeitiges Verzeichnis führt in dem Gefolge Friedrichs und Johanns an zweihundert meist adelige, zum Teil sehr vornehme Personen namentlich auf. Der junge Landgraf Philipp von Hessen ritt am 22. Januar mit 600 Pferden ein. Jetzt war die Not schon peinlich. Seine Leute, schreibt Kurfürst Friedrich seinem Bruder

*) Siehe diese kulturgeschichtlich interessante Ordnung (die auch in den Frankfurter Reichstagsakten Band 35, fol. 6a), nach einem alten im Augsburger Stadtarchiv befindlichen Druck von Herberger in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1868 Nr. 175 veröffentlicht.

am 26. Januar, würden in dem für ihn bestimmten Kloster kaum Raum finden für Küche, Keller und Futter. „So ist mein Haus," klagt er, „ganz eng, ich kann mit meinem Volk nicht wohl Haus darin halten; ich habe drei Küchen und es will doch nirgends recht von statten gehen." „Wein, Hafer und andere Notdurft," schreibt er an einer anderen Stelle, „ist teuer und beschwerlich zu bekommen. Ew. Liebden sollen mir glauben, daß ich bereits 4000 Gulden ausgegeben habe und doch ist der Reichstag noch nicht angefangen."

Aber das war nicht die einzige Sorge des guten Herrn. „Ew. Liebden," bemerkt er, „wollte ich gern viel von unserem Wesen allhier schreiben, so weiß ich doch Ew. Liebden nichts Gutes zu schreiben, denn allhier ist nichts anderes denn Hoffart, man hat den Reichstag nur deshalb noch nicht angefangen, daß man des Sitzens nicht eins kann werden." Die Bayern*) wollten die Sachsen nicht oben sitzen lassen, obwohl diese doch älter, ebenso prätendierte Markgraf Kasimir, über etlichen Fürsten zu sitzen. „Ist wahrlich," klagt der vortreffliche Herr, „ein beschwerlich Ding, daß Kaiserliche Majestät und die Stände um dieser Hoffart willen vergebens allhier liegen müssen." Nachdem er von den Streitigkeiten unter den Braunschweigern in der Hildesheimer Sache berichtet, die sich „mit viel Schmähworten und bösen Briefen" heimsuchten, seufzt er: „Gott wolle, daß es gut werde. Mir ist leid, daß die Welschen unsere Uneinigkeit und Hoffart vermerken sollen. Der Allmächtige verleihe seine Gnade, daß wir armen Deutschen wieder in ein besseres Wesen kommen**)."

Nachdem man drei Wochen über den bestimmten Termin hinaus gewartet hatte, wurde der Reichstag endlich Sonntag den 27. Januar mit einem feierlichen Gottesdienst in dem schönen romanischen Dom eröffnet, der uns heute allein die

*) Darunter ist wohl der Pfalzgraf verstanden, da die Herzöge von Bayern erst am 28. Januar erwartet wurden.

**) Förstemann, Neues Urkundenbuch S. 7.

einstige Bedeutung der alten Reichsstadt vor Augen führt. Der Kardinal von Sitten celebrierte die Heiligegeist-Messe. Der Kaiser, dem der Kurfürst von Sachsen das entblößte Schwert vortrug, erschien in einem reichen, goldgestickten und mit Zobel verbrämten Gewande und nahm seinen Platz in der Mitte von fünf Kurfürsten und vielen geistlichen Herren. Die weltlichen Fürsten standen, weil sie sich trotz vielfältiger Verhandlungen über die Sitzordnung nicht hatten einigen können. Denselben Tag nach Mittag begab sich der Kaiser sowie alle Stände auf das Rathaus. In der großen, dafür eingerichteten Halle nahm er unter reichem Baldachin auf einer erhöhten Estrade Platz. Der Kardinal-Erzbischof von Salzburg ergriff das Wort, um die Stände zu begrüßen, worauf auch der Kaiser einige wenige Worte deutsch sagte*).

Den nächsten Tag vernahmen die Stände die kaiserliche Proposition, ein geschickt abgefaßtes Schriftstück. Sie begann damit, daß der Kaiser von deutscher Nation abstamme, daß das heilige Reich auf die Deutschen wegen ihrer Tugend und

---

*) So meldet Spinelli in einem ausführlichen Bericht an Wolsey vom 2. Februar (Brewer p. 428 f.). Die Straßburger Boten schreiben ebenfalls unter dem 27. Januar, daß der Reichstag „uff dato" eröffnet worden sei. (Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg 1, 82.) Eingehend äußert sich darüber Corner in einem Bericht vom 27. Januar (s. denselben bei Thomas S. 7). Ein Wormser schreibt am 29. Januar dem damals abwesenden Frankfurter Gesandten Phil. Fürstenberg, daß der Kaiser den Reichstag „am negstvergangen suntag mit einem löblichen amt der heil. meß angefangen, nach mittentag in aigner person uff das rathhaus geritten und an gestern, montag, die erst versammlung halten lassen." Endlich meldet auch Petrus Martyr, daß der Reichstag am 27. eröffnet worden. Danach unterliegt es keinem Zweifel, daß die eigentliche feierliche Eröffnung Sonntag den 27. stattfand, Montag aber die erste geschäftliche Sitzung, in der die kaiserliche Proposition verlesen wurde. Nach den übereinstimmenden Angaben von Corner und Spinelli hatte übrigens der Erzbischof von Salzburg schon am Sonntag Nachmittag manche Punkte hervorgehoben, welche dann in der Proposition wiederkehrten. Ranke's Angabe: „Er eröffnete den Reichstag am 28. Januar 1521, dem Tage Karls des Großen," muß also berichtigt werden.

Verdienste gekommen, bisher aber in solche Zerrüttung und Unordnung geraten sei, daß, wenn dem nicht geholfen werde, „es gar zertrennt und verloren werden mocht". Der Kaiser habe sich deshalb vorgenommen, all sein Vermögen und Verstand darzustrecken, um das Reich wieder zu Aufnahme und Gedeihen zu bringen. Obwohl er mit Königreichen und Landen von Gott genugsamlich und dermaßen versehen, daß er gottlob seinen Stand und Wesen so gut oder mehr als andere Könige unterhalten könne, habe er sich doch auf die einträchtige Wahl der Kurfürsten mit der Bürde des Reichs beladen. Er sei auf Wunsch der Kurfürsten so schnell aus Spanien herbeigeeilt, daß er nicht einmal den zehnten Teil seiner dortigen Reiche habe besuchen können, woraus dann allerlei Beschwerung und Widerwärtigkeit erwachsen, die jetzt wohl einigermaßen gestillt sei, aber ohne seine persönliche Gegenwart doch nicht ganz beruhigt werden könne. Durch Spanien sei dem Reiche eine große Macht zugebracht worden, besonders wenn beide in gutem Verständnis lebten. Deshalb sei es notwendig, daß er so bald als möglich nach Spanien gehe, um es wieder in rechte Ordnung zu bringen, damit das heilige Reich sich seiner Hilfe getrösten möge.

Auf die eigentlichen Regierungsgeschäfte übergehend, betonte die Proposition die Notwendigkeit, vor allem Recht, Friede, gute Ordnung und Polizei herzustellen, „auch ein Regiment, wie in Kaiserlicher Majestät Abwesenheit geregiert werden soll". Sodann sei er verpflichtet, wie es auch die Kurfürsten begehren und Ehre und Reputation fordern, „die kaiserlich Krone zum schiristen zu erlangen". Da aber klar, wie die Läufe ständen, so meine er, es sei wohl zu erwägen, „wie und zu welcher zeit, auf was gestalt und weise das zum bequemlichsten furgenommen werden solt".

Den Ständen, fuhr die Proposition fort, sei wohl bekannt, wie dem Reiche viele Fürstentümer und Landschaften abgedrungen worden. Diesen Verlust wieder beizubringen, sei der Kaiser verpflichtet, „wobei ir Majestät iren aigen nutz nit

suechen noch haben will". Die Stände mögen dem Kaiser ihren Rat geben, was in diesen Sachen zu thun sei.

Nach dieser Erörterung der auswärtigen Beziehungen des Reiches kehrte die Proposition zu den inneren Angelegenheiten zurück, indem sie die Aufmerksamkeit der Stände besonders auf die Notwendigkeit hinlenkte, die Straßenräuberei abzustellen, die Kaiserlicher Majestät ganz widerwärtig und unleidlich sei, gegen die sie daher ihr möglichstes thun wolle. Ueberhaupt war die Proposition reich an den schönsten Versprechungen. Zu allem, schloß sie, sei jetzt die rechte Zeit und Gelegenheit, „dieweil das heilige römische und hispanische Reich, auch andere irer Majestät Erbland, durch fursehung Gottes miteinander vereint sind."*)

Was konnten die Deutschen Besseres wünschen? Ein junger Kaiser stellte ihnen die Mittel seiner Weltmacht zur Verfügung, um die gesunkene Herrlichkeit des Reiches herzustellen, die ihm entrissenen Gebiete ihm wieder einzufügen, sein Ansehen als Haupt der Christenheit zu erneuern, im Innern Friede und Ordnung zu schaffen. Die Stände hätten wohl bereitwilligst auf diese hochherzigen Anerbietungen eingehen sollen, deren Wert nicht wenig durch die Versicherung erhöht wurde, daß der Kaiser bei alledem an seinen eigenen Nutzen nicht denke. Aber wie höchst mangelhaft wir auch über die jetzt beginnende Arbeit des Reichstages und der von ihm eingesetzten Ausschüsse unterrichtet sind, das können wir sagen, daß sich die Interessen, welche die Stände untereinander wie vom Kaiser trennten, sofort einem gedeihlichen Fortgang der Geschäfte entgegenstellten und viele Wochen lang eigentlich nichts aus der Stelle kam. „Wir reiten," schreibt Kurfürst Friedrich am 27. Februar, „alle Tage auf das Haus, ich sehe aber noch wenig, das wir ausrichten." Und am 8. März: „Man rennt und sticht schier alle

*) Ich habe den Inhalt der Proposition nach der Aufzeichnung in den Frankfurter Reichstagsakten Bd. 34 und dem Bericht Fürstenbergs vom 8. Februar (Bd. 35, fol. 14) gegeben.

Tage und gehen sonst alle Sachen langsam von statten. Der allmächtige Gott verleihe uns seine Gnade, wir bedürfen es wohl." Wie der Kaiser sich zu den Reichsgeschäften verhalten habe, hören wir nicht. Nur zu der religiösen Frage nahm er, wie schon bemerkt, eine bestimmte Stellung ein; im übrigen hören wir von seinem Thun auf diesem Reichstage fast ebensowenig, wie jahrelang in Spanien. Turnieren und Jagen ist noch jetzt das, was ihn auszufüllen scheint*).

Seine Räte waren indessen mit Sorgen der mannigfachsten Art beladen. In Spanien drohten die düsteren Prophezeiungen Adrians in Erfüllung zu gehen, die Haltung Frankreichs nahm mehr und mehr einen feindseligen Charakter an und die Freundschaft Englands und des Papstes schien so unzuverlässig wie je. König Franz, welcher seit Mai bei Karl keine eigentliche Vertretung hatte, zögerte zuerst mit der Abfertigung eines Gesandten, bis die Krönungsfeierlichkeiten in Aachen vorüber seien; der König wolle nicht, sagte Robertet dem venezianischen Botschafter, daß ein französischer Diplomat denselben beiwohne. Aber auch dann vergingen noch zwei Monate, bis man endlich den neuen Gesandten Barroys an den kaiserlichen Hof abfertigte. Anfang Januar traf derselbe in Worms ein. Er brachte nicht nur Schreiben des Königs Franz und seiner Mutter an Karl und Chièvres, sondern auch Briefe für die Kurfürsten mit, in denen das Recht Frankreichs auf das Herzogtum Mailand dargelegt und der Wunsch ausgesprochen wurde, daß der „erwählte römische König" nach dem Beispiele seiner Vorfahren Sigismund und Friedrich nur friedlich Italien betreten möge, um die Kaiserkrone zu empfangen. In diesem Falle werde ihm Frankreich alle Sicherheit gewähren. Versuche

*) Man sehe, wie oft und nachdrücklich von diesen Dingen in den Briefen des Kurfürsten Friedrich, aber auch in den Berichten der verschiedenen Gesandten die Rede ist.

er aber, mit den Waffen in Italien einzudringen, so werde er von neuem das Unheil des Krieges erregen, dem alle Guten und Verständigen entgegenarbeiten müßten*).

In der Sendung Barroys', einer untergeordneten Persönlichkeit, sah man die Absicht des Königs Franz, dem Kaiser seine Geringschätzung zu beweisen; demgemäß wurde Barroys in Worms zunächst empfangen. Er traf es überdies unglücklich, weil bei seiner Ankunft Kardinal Croy, Erzbischof von Toledo, ernst erkrankt war und in der Nacht des 6. Januar verschied. Dadurch erfuhr die spanische Not eine neue Steigerung. Wenn es der heiligen Junta gelang, das Kapitel von Toledo zur Wahl eines dem Kaiser feindlichen Primas zu bestimmen und diese die Zustimmung des Papstes gewann, so stand die Revolution erheblich verstärkt da. Man that demgemäß alles, um einer solchen Gefahr vorzubeugen. Man hielt den Tod Croy's vier Tage lang geheim und benutzte diese Zeit, um sowohl in Rom als in Spanien den Machinationen der Feinde zuvorzukommen. Der eiligst nach Rom expedierte Kurier nahm nicht einmal die Briefe des päpstlichen Nuntius mit**). Am 7. Januar begannen Chièvres und Gattinara die Verhandlungen mit Barroys in sehr eigentümlicher Weise. Bis zum 16. versuchten sie den Franzosen in fast täglichen Unterredungen zu entgegenkommenden Aeußerungen zu verlocken; da aber Barroys am letzten Tage wie am ersten versicherte, er habe gar nichts zu sagen, nur ihre Mitteilungen und Eröffnungen für seinen Herrn in Empfang zu nehmen, kam endlich am 16. Gattinara mit „einem kleinen Worte" heraus, das er für Barroys aufgeschrieben hatte. Es war darin die Absicht

*) König Franz an den Kurfürsten von Mainz, Blois den 27. Dezember 1520 (Lanz, Monumenta p. 184 ff.). Gleiche oder ähnliche Schreiben ergingen an die übrigen Kurfürsten.

**) Corner, Worms den 3., 6. und 11. Januar. Sanuto 29, 529 f. Barroys meldet Franz am 17., Croy sei in den ersten Stunden des 11. gestorben.

erklärt, die Verträge genau zu erfüllen; sei irgendwo von der einen oder anderen Seite dagegen verstoßen, so müsse das gut gemacht und überdies geprüft werden, ob man die Beziehungen nicht noch verbessern könne. Und da der katholische König seit dem Abschluß jener Verträge die kaiserliche Würde erlangt habe, wodurch er in den Stand gesetzt sei, mehr für seine Freunde zu thun als früher, so sei es billig, daß wenn der König von dem Kaiser, seinem Sohne, etwas wünsche, er sich darüber erkläre, worauf dann auch der Kaiser seine etwaigen über die Verträge hinausgehenden Wünsche äußern werde. Und wenn so alle Dinge durch die beiderseitigen Gesandten geklärt seien und nur der Abschluß fehle, so könne dieser dann herbeigeführt werden*). Barroys schickte diese Eröffnung sofort an König Franz. Er seinerseits hatte in der Audienz, welche er am 13. beim Kaiser gehabt, nur eine positive Forderung gestellt, daß er nämlich die 150000 Thaler zahle, welche er dem Könige für Neapel schulde. Der Kaiser erwiderte, er wolle das Geld zahlen, aber er bitte den allerchristlichsten König, seinen Vater, er möge mit Rücksicht auf die großen Kosten, welche ihm der spanische Tumult verursachte, einige Monate

*) So schreibt Barroys in seinem ausführlichen, aber recht unbeholfenen Berichte vom 17. Januar (Le Glay, Négociations 2, 463). Vermutlich wollte Gattinara andeuten, wenn die Verständigung durch die Gesandten so weit vorbereitet sei, so könne der förmliche Abschluß dann durch die beiden Souveräne selbst vollzogen werden, oder doch durch ihre obersten Räte. Seit längerer Zeit hatten die Venezianer und Engländer den Schatzmeister Robertet, welcher neben Bonnivet die auswärtige Politik Frankreichs wesentlich bestimmte, im Verdacht, er führe geheime Unterhandlungen mit dem Kaiser. Gattinara sagte am 9. Januar, es sei die Rede davon gewesen, Robertet solle zu ihnen kommen, um die Verhandlungen zu führen, worauf dann er, Gattinara, nach Frankreich gehen würde. Barroys wies das zurück (Le Glay p. 460). — Wenn Tunstal in seinem undatierten Bericht (aus Anfang Februar) in einer von Brewer p. 436 ausgelassenen Stelle Barroys nachrühmt, er wolle keinerlei Spaltung zwischen den Kurfürsten und dem Kaiser suchen, und wenn er gar am 29. Januar Wolsey schreibt, Barroys habe den Auftrag, den Frieden zu suchen, so ist darauf kein Wert zu legen.

Geduld haben. Der Kaiser beteuerte ebenso wie Chièvres und Gattinara seinen Wunsch, die Freundschaft mit Frankreich zu erhalten*).

Wenn auch Barroys in seiner langen Erzählung nicht mit einem Worte andeutet, worauf seiner Ansicht nach die Intentionen der kaiserlichen Politik gingen, so wird man doch in dieser Verhandlung einen neuen Beweis dafür sehen müssen, daß Chièvres in jeder Weise, wenn auch nicht die alte Freundschaft mit Frankreich herzustellen hoffte, so doch den Bruch mit ihm zu vermeiden wünschte**). Diese Tendenz tritt noch deutlicher als in der Verhandlung mit Barroys in der Art hervor, wie man sich im Verlaufe des Januar zu England stellte.

Wir haben früher (S. 372) gehört, wie König Heinrich seinen Vertreter am kaiserlichen Hofe Anfang Januar instruiert hatte, sich auf nichts einzulassen, ehe nicht die Heirat über jeden Zweifel hinaus sichergestellt sei. Wie sich die Verhandlungen auf Grund dieser Instruktion gestalteten, wissen wir nicht. Am 20. Januar schickte König Heinrich neue Weisungen, denen gemäß dann Tunstal am 1. Februar dem Kaiser, Chièvres und Gattinara seine Eröffnungen machte. England, sagte er, habe zwar gar kein Interesse, sich enger mit dem Papste zu verbinden oder mit Frankreich Krieg zu beginnen; da es aber die schwierigen Verhältnisse in des Kaisers Landen sehe und Frankreichs Feindschaft gegen ihn und seine Geldnot, so sei es, mehr zu des Kaisers als seinem eigenen Vorteil, bereit, auf seine Forderung einzugehen, sobald die Heirat gesichert sei. Chièvres und Gattinara erwiderten, es sei notwendig, die Sache mit der Schweiz und dem Papste rasch in Ordnung zu

*) So berichtet Corner am 21. Januar nach den Mitteilungen von Barroys. Daraus, daß dieser nur die Summe von 150000 Thalern forderte, ersehen wir, daß Karl bis zum August 1519 die in Noyon für Neapel ausgemachte Zahlung wirklich geleistet hatte.

**) Ich sage Chièvres, nicht Gattinara. Es ist charakteristisch, daß Chièvres den Großkanzler keinen Augenblick mit Barroys allein ließ.

bringen. Denn, wenn sie den Vicekönig von Neapel nicht angewiesen hätten, zum Schutze des Papstes 4000 Mann bereit zu halten, würde dieser sich bereits mit Frankreich verbunden haben. Ohne päpstlichen Dispens, den zwar der Nuntius in der Hand habe, aber nicht herausgeben wolle, ehe seines Herrn Wünsche erfüllt worden, könne der Kaiser ehrenhalber auf die Heirat nicht eingehen. Man konnte sich nicht verständigen, brach die Unterredung ab und bestimmte, daß am Abend Gattinara das Gespräch mit Tunstal fortsetzen solle. Jetzt erst sah Gattinara, daß England die Heiratssache doch wieder anders verstehe, daß nämlich der Kaiser nicht nur verpflichtet sein solle, die Prinzessin Marie zu heiraten, wenn er, nachdem sie das Alter erreicht, noch unverehelicht sei, sondern sie auch zu nehmen, wenn sie ihm in einem oder zwei Jahren angeboten würde. Er erklärte das für unzulässig. Man kam dann auf die Mitgift zu sprechen. Tunstal sagte, nachdem England früher 200 000 Kronen geboten, biete es jetzt 50 000 mehr, also zusammen 50 000 Pfund. Gattinara entgegnete, der König von Portugal habe mit seiner Tochter eine Mitgift von einer Million Dukaten angetragen, was über das englische Gebot weit hinausgehe. Als dann Tunstal verlangte, der Kaiser müsse sich zur Zahlung einer Summe von 100 000 Pfund verpflichten, wenn er den Vertrag nicht halte, erklärte Gattinara ein solches Ansinnen für seltsam. König Heinrich, sagte er, wolle durch diese Heirat den Kaiser zum sofortigen Bruche mit Frankreich treiben, sich selbst aber für beliebige Zeit frei halten; er denke mit dem französischen König und dem Kaiser zu verfahren, wie ein Mann, der zwei Pferde habe, von denen er das eine reite, das andere an der Hand führe. Tunstal wußte auf dieses treffende Wort wenig zu entgegnen.

Längere Zeit stockte die Verhandlung. Tunstal meinte, er werde keine Antwort erhalten, bis die kaiserlichen Räte wüßten, welche Unterstützung sie vom Reiche bekämen; aus demselben Grunde zögerten sie in ihren eigenen Angelegen-

heiten*). Wenn nun auch durch die Unterhandlungen von Anfang Februar noch nichts entschieden war, so stand das doch schon jetzt einigermaßen fest, daß sich der Kaiser nicht durch England zum Bruche mit Frankreich treiben lassen, vielmehr lieber eine Entfremdung Englands befahren wollte.

Während aber so Chièvres unentwegt auf der Bahn seiner alten Politik fortging, hatte sich am französischen Hofe die Wandlung nahezu vollzogen, welche längst erwartet werden mußte. Man kannte dort die schwierigen Verhältnisse des Kaisers genau. Aus Spanien erhielt man regelmäßig von den Gegnern Karls Berichte, welche die Sache der Comuneros natürlich noch günstiger schilderten, als sie wirklich waren. Wie schlimm es mit seinen Finanzen bestellt sei, hatte der Kaiser ja eben selbst Barroys gestanden. Derselbe fügte in seinem Berichte vom 17. Januar hinzu, die Geldnot des Kaisers sei so groß, daß er England wiederholt um ein Darlehen von 100 000 Dukaten habe bitten lassen. Daß der Reichstag dieser Not abhelfen werde, glaubte man nicht fürchten zu müssen. Der Kanzler Duprat erzählte dem venezianischen Botschafter eines Tags, da er lange bei Maximilian Gesandter gewesen, wisse er wohl, wie es auf dem Reichstage zugehe. Da kämen viele große Fürsten zusammen, aber je mehr ihrer kämen, um so ärger sei die Verwirrung. Alle wollten reden, nichts komme zustande. Werde selbst ein Beschluß gefaßt, so widersetzten sich diejenigen, welche ihm widersprochen, seiner Ausführung. Das bewilligte Geld werde nicht gezahlt**).

Wenn so in der That alles König Franz dazu aufforderte, den längst gewünschten Streich endlich zu führen, so kamen

*) Beiläufig erfahren wir aus dem eingehenden Berichte Tunstals (Brewer III, 1, 433 ff.), daß der Kaiser „nicht gut latein verstand“ und deshalb die lateinisch geschriebenen Berichte seines Gesandten in England für ihn ins Französische übersetzt werden mußten. Aleander bestätigt dasselbe später, indem er mitteilt, der Kaiser habe sich das päpstliche Breve vom 4. Mai, um es besser zu verstehen, ins Französische übersetzen lassen.

**) Depesche Badoers vom 16. Januar.

jetzt besondere Umstände hinzu, um der langen Unschlüssigkeit ein Ende zu machen. Wir haben früher gehört, was es für die Beziehungen zwischen Karl und Franz bedeutete, daß diesem im Mai 1518 die Gebrüder La Mark abspenstig gemacht wurden. Nun aber geschah es, daß Robert de la Mark, der sich zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Aachen begeben hatte, dort in einem Handel mit einem seiner Nachbarn beim Kaiser nicht die Unterstützung fand, welche er erwartet hatte. Die daraus erwachsende Entfremdung wurde durch den Einfluß seiner Frankreich treu gebliebenen Söhne und die Bemühungen und Anerbietungen des französischen Hofes rasch so verschärft, daß der englische Gesandte Jerningham schon am 20. Dezember von der Absicht Roberts melden konnte, dem Kaiser auf eigene Hand den Krieg zu machen. Anfang Februar erschien Robert mit seinen beiden Söhnen in Romorantin, der Hauptstadt der Sologne, wo der Hof damals weilte. Die nötigen Verabredungen wurden getroffen, Robert für sich und seine Familie sehr beträchtliche Pensionen zugesichert. König Franz hatte gegen Badoer kein Hehl daraus gemacht, daß die Kriegsrüstungen Roberts in seinem Sinne und auf seine Kosten geschähen. Aber er wußte noch mehr mitzuteilen: auch den Herzog von Lüneburg, sagte er, habe er in seinen Sold genommen*).

Alsbald erschien dieser Herzog in eigener Person. Der König und Bonnivet hatten wiederholte Unterredungen mit ihm. Vor dem neuen englischen Gesandten Fitzwilliam hielt man diese Dinge zwar geheim, er hörte aber doch, man hoffe, der Herzog von Lüneburg und der nahe mit ihm verwandte Herzog von Geldern würden dem Kaiser einige Arbeit machen. Robert war wieder nach Sedan gegangen, um seine Haufen zu sammeln; sein Sohn Fleurange warb noch bei Hofe unter dem kriegslustigen Adel, der um so bereitwilliger auf das Abenteuer ein-

*) Mémoires de Fleurange (Coll. Petitot t. 16) p. 356 ff. Ulmann, Sickingen S. 192 ff. Brewer III, 1, 404. 432. Sanuto 29, 573.

ging, als er wußte, wie gern es der König sah. Einen Augenblick eröffnete sich die Aussicht, die alte Kombination herzustellen, in der Frankreich durch den Herrn von Sedan und den Bischof von Lüttich dem Herzog von Geldern die Hand gereicht hatte. Es verbreitete sich die hocherfreuliche Nachricht, der dem Kaiser treu gebliebene Bischof von Lüttich sei tot. Sofort übertrug der König dem zweiten Sohne Roberts das früher Eberhard verliehene Bistum Chartres und sandte ihn nach Lüttich, um die Stimmen des Kapitels für sich zu gewinnen. Man war sehr traurig, da sich die Todesnachricht als irrig erwies. Aber das Netz, mit dem Karl umstrickt werden sollte, erhielt alsbald eine neue Masche. Es wurde ausgemacht, daß einer der Söhne des Herzogs von Lüneburg einer der Schwestern des jungen Königs von Navarra die Hand reichen und dann seinen Schwager auf dem Kriegszuge zur Wiedereroberung Navarra's begleiten werde. Fitzwilliam hatte wohl Grund, am 18. Februar zu schreiben: „Ich sehe, sie wünschen mit dem Kaiser zu brechen.“ Vier Tage später wußte er noch mehr: die Verlobung des jungen Lüneburg mit der Prinzessin von Navarra war bereits am 21. Februar vollzogen. Ein Vertrauter Roberts hatte Fitzwilliam mitgeteilt, derselbe werde ein Heer von 8000 Mann zu Fuß und 1200 Reitern gegen den Kaiser führen. Man meine, der Krieg werde unverzüglich beginnen *).

Die fränzösischen Intriguen arbeiteten natürlich auch im Reichstag selbst gegen den Kaiser. Als der Kurfürst von Brandenburg endlich am 7. Februar in Worms eintraf, ritt ihm Barroys entgegen und hatte mit ihm alsbald eine vertrauliche Unterredung. Er überreichte ihm ein Schreiben seines Königs, das wohl etwas anders lautete, als das an den Kurfürsten von Mainz, und bat ihn, wenn am Reichstag etwas gegen Frankreich geplant werde, ihm davon Nachricht zu geben.

---

*) Fitzwilliam an Wolsey, Romorantin den 18. und 22. Februar.

Wie wenigstens Corner von Barroys hörte, hatte Joachim erwidert, er werde das gern thun, er wolle für den allerchristlichsten König sein, der Gesandte möge ihn oft besuchen. Barroys war über diese Zusagen um so erfreuter, als ihm Mainz eine Audienz verweigert hatte. Fast sollte man meinen, König Franz habe sich noch immer mit hochfliegenden Hoffnungen in Bezug auf Deutschland getragen. Admiral Bonnivet vertraute Anfang Februar Badoer an, der Reichstag werde dem Kaiser nicht helfen. Alles klage so über die innere Unordnung, daß niemand für auswärtige Unternehmungen Geld geben möge. Karl werde deshalb nicht nach Italien gehen. Die Deutschen wollten aber auch nicht, daß er nach Spanien zurückkehre; sie sagten, wenn er das thue, würden sie einen anderen Kaiser wählen*).

Wären wir über den Gang der politischen Verhandlungen an diesem für unser gesamtes nationales Leben unendlich wichtigen Reichstage annähernd so gut unterrichtet, wie über den Verlauf der religiösen Angelegenheiten, so würden wir von den französischen Praktiken mit diesem und jenem Reichsfürsten wohl mehr zu sagen wissen, als was uns der Venezianer verrät. In fast vollständiger Unwissenheit über das, was während des ganzen Februar zwischen der kaiserlichen Regierung und den Ständen gehandelt wurde, können wir nur die Vermutung aussprechen, daß in diesen Wochen die Beilegung der mannigfachsten Differenzen unter den verschiedenen Ständen, unter Sachsen und Mainz über die sogenannnte Umfrage, unter Sachsen und Jülich, unter dem Markgrafen Kasimir und Nürnberg, unter dem Landgrafen von Hessen und dem ihm benachbarten Adel, namentlich dem Grafen von Nassau**), unter

---

*) Depeschen Corners vom 8., Badoers vom 2. Februar. Sanuto 29, 573. 600.

**) Nach einer englischen Aufzeichnung (bei Brewer p. 444 inkorrekt) wurde der Landgraf verurteilt, dem Grafen von Nassau ein festes Schloß am Rheine zurückzugeben, was er sich zu thun weigerte.

zahlreichen Bischöfen und ihren Städten, und die vertraulichen Vorbesprechungen über die wichtigsten Traktanden, die Neuordnung des Kammergerichts und des Reichsregiments die Zeit in Anspruch nahmen. Wie wir die kaiserlichen Räte und wie wir die deutschen Stände kennen, dürfen wir kaum zweifeln, daß jene bei diesen Verhandlungen in der Zwietracht der Stände und ihren weit auseinandergehenden Interessen die wirksamsten Anknüpfungspunkte fanden, um das für die kaiserliche Autorität Gefährlichste, die oligarchischen Prätensionen der Kurfürsten, geschickt zu untergraben. Aber was ihre überlegene Staatsklugheit auch in diesem deutschen Chaos gewinnen mochte, die Dinge rückten nicht aus der Stelle, wo doch möglichste Beschleunigung für den Kaiser eine Existenzfrage war. Und wenn es ihnen gelang, viele der Kleineren gegen die Größeren um sich zu scharen, so ließ sich nicht vermeiden, daß dadurch nur um so mehr die Sorge wach wurde, die kaiserliche Macht könne für Aller Interessen zu stark werden.

So sah man sich denn veranlaßt, Montag den 4. März den Ständen mit lebhafter Betonung ins Gedächtnis zurückzurufen, was der Kaiser ihnen vor fünf Wochen hatte eröffnen lassen*). Daß der Reichstag in dieser langen Zeit so gut wie nichts gefördert hatte, ergibt sich daraus, daß diese Botschaft vom 4. März, wenn man sie mit der Proposition vom 28. Januar vergleicht, sachlich gar nichts Neues bietet. Sie wiederholt alle allgemeinen Betrachtungen, alle patriotischen Wendungen, alle Zusicherungen, welche der Kaiser schon einmal ausgesprochen hatte. Aber sie thut das allerdings in einem wesentlich neuen Tone. Sie accentuiert mit einer gewissen Gereiztheit, daß der Kaiser, den der Allmächtige mit so vielen

*) In den Frankfurter Reichstagsakten Bd. 34 fol. 53 ff. unter der Ueberschrift: „Montags nach Oculi hat die Kais. Majestät den Stenden des Reichs diese nachvolgend mainung furhalten und anzeigen lassen.“ Leider die Abschrift eines Schreibers, welcher sich um den Sinn oft wenig gekümmert hat.

Königreichen und Landen, Gnaden und Gaben ausgestattet, nach dem heiligen Reich „nicht eigenes Nutzens willen, um seine Erbkönigreiche und Lande auszubreiten, oder seinen Säckel damit zu speisen", getrachtet, sondern um dieses heilige Reich, welches das würdigste in der ganzen Welt, die ganze Welt unter sich gebracht und regiert, „dergleichen Monarchia, Kaisertum und Königreich auf dem Erdreich nicht gewesen", das aber so in Abfall gekommen, daß es nur noch der Schatten seiner früheren Macht sei, um dieses Reich „in seine Glorie, Ehre und Würde" herzustellen. Ohne Zweifel sei die einhellige Wahl der Kurfürsten durch Eingebung des heiligen Geistes auf ihn gelenkt worden, damit er nicht nur „in der Weltlichkeit" als ein Haupt der Christenheit walte, sondern auch als der Advokat der christlichen Kirche, als der Schützer päpstlicher Heiligkeit überall für Friede und Recht sorge, besonders aber zum Besten deutscher Nation in deutschen Landen wider die Zerstörer und Anfechter guter Ordnung auftrete. Deshalb sei er, obwohl er seine Königreiche dadurch „in große Gefährlichkeit" gesetzt, nach Deutschland geeilt, habe die Krone in Aachen empfangen und mit Zustimmung der Kurfürsten diesen Reichstag ausgeschrieben, dem er dann, wie er meine, mündlich und schriftlich „ein gnädig Fürhalten" gethan. Er hoffe, die Stände würden dem fleißig nachdenken.

Wenn die Stände ihm treulich hülfen, stehe sein Gemüt und Wille dahin, das Reich in ein Wesen zu bringen, „das uns und ihnen löblich und nützlich sei". Er suche darin nicht seinen eigenen, sondern den gemeinen Nutzen des Reichs, wenn er das von ihm abgefallene oder abgedrungene ganz oder zum Teil wieder herbeibringe. Mit Hilfe der Stände wolle er das so erstreben, daß „wir unsern Leib und alle unsere Königreiche, Erzherzogtümer, Land und Leute nach unserem ganzen Vermögen treulich daran setzen und spannen und nichts uns lassen verhindern." Und wenn er so mit Hilfe des Allmächtigen Lob, Ehre und Wohlfahrt erlange,

so werde das allen Gliedern des Reichs „zu viel Gutem erschießen.“

Die Kaiserliche Majestät habe bei allen Zungen und Nationen für die würdigste und ansehnlichste gegolten; dadurch sei unser heiliger Glaube und die Christenheit etwa gemehrt. Die Stände möchten das wohl zu Herzen nehmen, und seine Reputation und Obrigkeit nicht weniger, als ihre Voreltern, sondern etwas höher und besser halten, da ihn der Allmächtige mit soviel Ehren und Würden, Königreichen, Landen, Leuten und mächtiger Freundschaft begnadigt habe, „denn unsere Ehr und Würde ist euer aller Ehre und Würde.“ Er wolle das Reich mit tapferen, ehrlichen, verständigen und frommen Räten regieren und den gemeinen, nicht den eigenen Nutzen bedenken. Das alles mögen die Stände zu Herzen fassen, „damit unsere Hoheit, Obrigkeit, Reputation und Autorität nicht allein bei ihnen, sondern bei fremden Nationen auch also bedacht werde, daß wir und sie bei denselben ein An- und Aufsehen erlangen und haben. Denn wenn unsere Reputation hoch und ehrlich gehalten wird, so werden die Kurfürsten als unsere ersten, und die anderen Fürsten und Stände als Glieder des heiligen Reiches, welche ihre Ehre und Würde vom römischen König und Kaiser erlangt haben,“ dasselbe genießen. „Wenn aber wir verachtet werden, so ist das aller Stände Verachtung, Nachteil und Schaden. Und in allewege ist zu verhüten, daß uns beiderseits nicht Verkleinerung oder Abfall entstehe, oder Ursache gegeben werde, uns zu beiden Teilen zu verachten.“ Und nachdem er so an den Stolz wie an das Interesse der Stände des heiligen Reiches appelliert, schloß er mit den bedeutsamen Worten: „So steht unser Gemüt und Wille nicht dahin, daß man viel Herren, sondern allein e i n e n habe, wie des heiligen Reiches Herkommen ist.“

War das wirklich des heiligen Reiches Herkommen? Oder kündigte dieser junge Herrscher, der mit so hohem kaiserlichen Selbstgefühl von der großen Vergangenheit und dem erhabenen

Beruf des Reiches redete, nicht in Wahrheit etwas ganz Neues an, etwas, das kaum je gewesen und dem jetzt die ungeheure Wucht der in Jahrhunderten gewordenen Zustände sich entgegenstemmte? Stand dieser Kaiser, der auch jetzt wieder seine deutsche Abstammung betonte, so auf der Wurzel deutschen Wesens, hatte er, der so immer und immer wieder seine Uneigennützigkeit betonte, wirklich des Reiches Bestes so ernstlich im Sinne, daß er hoffen durfte, die deutsche Nation werden seinen Aufruf verstehen und ihm folgen? Oder ruhte sein Anspruch auf Herstellung der alten Kaiserherrlichkeit nicht wesentlich auf den vielen Königreichen, an die er immer wieder erinnerte, die ihn jetzt aber mehr fesselten als förderten? Und wohin ging eigentlich dieser Aufruf, wodurch sollte die Ehre und Würde des Reiches hergestellt werden? Wo war der politische oder nationale Gedanke, der Wunder wirken sollte?

Die Stände gaben bereits nach drei Tagen ihre Antwort*) auf die bewegliche Ermahnung des Kaisers. Stände hätten unterthänigst vernommen, hieß es darin, was Kaiserliche Majestät ihnen anfänglich in ihrer aller Gegenwart mündlich habe vortragen und dann schriftlich übergeben lassen. Sie würden solches in aller Unterthänigkeit mit Ehre, Leib und Gut um Kaiserliche Majestät verdienen und als treue Glieder des Reiches befunden werden wollen. Was die Wiederherbeibringung des dem Reiche verloren Gegangenen angehe, so berieten sie darüber mit stetem treuem Fleiß und verhofften, darüber in kurzem einen ziemlichen Ratschlag zu bringen, so daß der Kaiser daraus ihre „getreue Wohlmeinung“ erkennen solle. Als Glieder des Reiches wollten sie in dem, „was zu Aufnehmung desselben, auch Kaiserlicher Majestät Ehre und Lob dienen mag, ungern einigen Mangel erscheinen lassen“. Die Kurfürsten hätten den Kaiser wegen seiner Macht „und angeborenen adligen

*) „Donnerstags nach Oculi (7. März) haben die Stend Kais. Majestät dise nachfolgende antwort geben.“ Frankf. R.-T.-A. Band 34 fol. 60 ff.

Tugend und anderen viel mehr beweglichen Ursachen einhellig zum obersten weltlichen Haupt der Christenheit und ihrem allergnädigsten Herrn auserkoren", achteten und hielten ihn auch für ihren allergnädigsten Herrn. Die Stände seien „in höchstem täglichen Fleiß" darauf bedacht, daß er nicht nur das Ansehen seiner Vorfahren genieße, sondern „etwas viel höher und mehr geachtet und gehalten werde". Sie möchten nichts lieber, als daß der Kaiser „ihr allergnädigster und einiger Herr in Ehre, Pracht, Glorie und Wohlfahrt" gebracht werde. Sie bäten, er möge auf seinem „löblichen und ehrlichen Gemüt gnädiglich beharren". Sie hofften, mit dem Ratschlag auf sein früheres Vorhalten bald fertig zu sein, woran er gnädigen Gefallen haben werde. Sie wollten sich alle Zeit „als Glieder Euer Kaiserlichen Majestät und des Reiches gehorsamlich und willig gegen Eure Kaiserliche Majestät halten und erzeigen", woraus er sehen werde, „daß sie Eure Kaiserliche Majestät als für ihren einigen Kaiser und Herrn achten und halten."

An demselben Tage, an welchem die Stände mit diesen ebenso vagen als unterthänigen Worten die kaiserliche Botschaft erwiderten, ging ihnen eine neue Mitteilung zu. Da etliche fremde Nationen, sagte der Kaiser, in stetiger Uebung und Praktik ständen, mit den Eidgenossen, welche doch dem heiligen Reiche unterworfen seien, Bündnis zu machen, wodurch die Wiederbeibringung des dem Reiche Entfremdeten, auch die Erhaltung von Friede und Recht erschwert werden würde, so halte es der Kaiser für gut, daß er zusammen mit den Ständen eine treffliche Botschaft zu den Eidgenossen schicke und sie auffordere, daß sie als Deutsche und Glieder und Unterthanen des Reichs diesem und gemeiner deutscher Nation anhängen und sich nicht mit fremden Nationen wider das heilige Reich, dessen Haupt oder Glieder verbinden. Sodann sei Kaiserliche Majestät des Willens, ihren Romzug zur Erlangung der Kaiserkrone vorzunehmen. Die Eidgenossen seien aufzufordern, dem Kaiser dabei mit 10 000 Knechten zu helfen, welche er in seinen

Sold nehmen wolle, ihn ebenso in der Zurückgewinnung der verlorenen Reichsgebiete zu unterstützen. Das Reich werde ihnen dafür auch in ihren Widerwärtigkeiten beistehen. Der Kaiser kündigte zugleich die Absicht an, ein Verbot ausgehen zu lassen, daß keine Knechte ohne Erlaubnis ihrer Obrigkeit in den Krieg zögen *).

War in der That jetzt des Kaisers Absicht, den Romzug zu unternehmen? Er konnte nie weniger daran denken, als gerade jetzt. Aber für die Romfahrt die Hilfe des Reiches in Anspruch zu nehmen entsprach dem Herkommen des Reiches, und gerade jetzt die Autorität des Reiches bei den Eidgenossen aufzubieten, hatte der Kaiser, wie wir bald sehen werden, nur zu vielen Grund **). Daß aber überhaupt mit einemmale die Stände so energisch in Anspruch genommen wurden, war die Wirkung jener Vorgänge in Frankreich, von denen wir vorhin hörten.

Dem kaiserlichen Gesandten am französischen Hofe konnten natürlich die Verhandlungen mit den Herzögen von Bouillon und Lüneburg nicht verborgen bleiben, noch weniger den kaiserlichen Hauptleuten an der niederländischen Grenze die Rüstungen in Sedan. Die französische Regierung fand es überdies zweckmäßig, eben jetzt die Erzherzogin Margarete zur Huldigung für die burgundischen Lehen vor das Pariser Parlament zu citieren. Dagegen erließ Chièvres eine scharfe Remonstration, aus der nun König Franz die Absicht des Kaisers herauslas, ihm den Krieg zu erklären. Darüber kam es zwischen Chièvres und Barroys zu lebhaften Erörterungen. Chièvres beklagte sich, daß Robert von der Mark gegen die Lande seines Herrn zu

*) Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg 1, 35. Frankf. R.-T.-A. a. a. O. fol. 64 f.

**) Die Hilfe des Reiches für den Romzug scheint der Kaiser nach einer Depesche Corners vom 13. März fast gleichzeitig mit jener Botschaft in betreff der Schweiz ausdrücklich gefordert zu haben und zwar, indem er persönlich vor dem Reichstage erschien. Die Frankfurter Boten melden bereits am 10. März davon. Aber der Antrag auf eine bestimmte Hilfe wurde erst später gestellt. S. u.

Felde ziehe, daß ebenso der Herzog von Geldern gegen den von Jülich ausrücke, daß endlich der König von Navarra in kriegerischer Absicht den französischen Hof verlassen habe. Das alles beweise, daß König Franz Krieg wolle, der Kaiser werde sich zu verteidigen wissen. Wenn Barroys versicherte, von allen diesen Dingen nichts zu wissen, so machte das natürlich keinen Eindruck. Schon am 16. März meldete Corner, in der Umgegend von Worms würden 8000 Landsknechte geworben und in den Niederlanden die schwere Reiterei gerüstet. Wenige Tage darauf wurde der kaiserliche Befehl angeschlagen, kein Unterthan des Reiches solle in fremde Kriegsdienste ziehn. Der lange drohende Kampf schien da*).

Wie stand da nun der Kaiser zum Papst? Wenn überhaupt die Mächte, welche mit der Kurie zu thun hatten, schwer ergründen konnten, wie sie eigentlich mit derselben daran waren, so hatte diese Schwierigkeit doch wohl nie den Grad erreicht, wie in den Wintermonaten des Jahres 1520 auf 1521. Im Dezember, hörten wir früher, hatte es ganz den Anschein gewonnen, als werde sich der Papst mit Frankreich verbinden; am französischen Hofe herrschte die beste Zuversicht. Während aber der Papst mit St. Marceau und Carpi den intimsten Verkehr pflog, tauschte er am 11. Dezember mit Manuel jene Schriftstücke aus, worin er versicherte, daß er in den letzten drei Monaten mit Frankreich kein Abkommen getroffen habe,

*) Berichte Corners aus Worms vom 9., 13., 14., 16. und 19. März. Auch die Straßburger Boten melden am 16. März den Beginn der Rüstungen. Tunstal schreibt Wolsey schon am 6. März, Gattinara habe ihm gesagt, Frankreich rüste zum Einfall in Navarra. Der Kaiser habe of his owne mynd erklärt, er wolle König Franz zuerst angreifen lassen, dann aber alles daran setzen, ihn zu vernichten oder selbst zu Grunde gehen. Gattinara forderte die Unterstützung Englands. Uebrigens sprach er die Erwartung aus, ein Einfall der Franzosen in Navarra werde die Spanier sofort einigen.

welches dem Kaiser irgendwie zum Nachteil gereichen könne und zugleich versprach, daß er ebensowenig in den nächsten drei Monaten ohne des Kaisers Willen einen Vertrag mit Frankreich schließen werde*). Manuel übernahm für den Kaiser die gleiche Verpflichtung, welche dieser denn auch ratifizierte. Er versicherte seinem Herrn, der Papst werde es in den drei Monaten nicht wagen, sich mit den Franzosen zu verbinden und in dieser Zeit könne der Kaiser zum Entschluß kommen. Er glaubte sagen zu können, wenn Carpi und St. Marceau das Geschehene wüßten, würden sie sich hängen.

Aber leider war mit jener Zusage vom 11. Dezember keineswegs die Sicherheit gewonnen, welche sie Manuel zu bieten schien. Wenn der Papst früher Frankreich zum Kriege gegen den Kaiser gedrängt hatte, so wünschte er schon seit dem Sommer 1520 ein offensives Vorgehen des Kaisers gegen Frankreich; das war jetzt eine wesentliche Differenz zwischen ihm und Chièvres, daß der Papst Beschleunigung, Chièvres Verschiebung und wo möglich Vermeidung des großen Kampfes wünschte. Von einem defensiven Bündnis mit dem Kaiser und England wollte Leo nichts wissen, weil ein solches niemals zur Erfüllung seiner Wünsche führen konnte. Nun aber gewann der Papst an der Jahreswende von neuem die betrübende Ueberzeugung, daß der Kaiser den Krieg gegen Frankreich nicht wagen werde. Deshalb, schreibt Manuel am 31. Dezember, sieht er sich nach anderen Bündnissen um. Er ging jetzt so weit, zu wünschen, der Kaiser möge auf dem Wege nach Spanien nach Italien kommen, ein, wie Manuel richtig bemerkt, für einen Papst ganz neuer Wunsch. Der Papst wünschte aber das Erscheinen Karls in Italien, weil er wußte, das werde das Signal zum

*) Die Worte Manuels lauten: Contiene en ella (der Verschreibung des Papstes) que de tres meses a esta parte no ha fecho concierto con Franceses que pueda ni pudiesse ser en prejudicio de V. Alt. ni de sus estados, ni dentro de otros tres meses se concertara con Franceses, sin que V. Alt. lo quiera.

Kriege mit Frankreich sein. Als er die erste Nachricht über die Praktiken Roberts von der Mark mit Frankreich erfuhr (bereits Anfang Januar), atmete er auf, denn jetzt, schreibt Manuel am 7. Januar, schwand seine Besorgnis, der Kaiser könne sich mit Frankreich verbinden. Wir haben früher schon aus Manuels Bericht vom 28. Januar gehört, wie deshalb des Papstes Aengste doch noch kein Ende hatten. Denn er sah die steigenden Verlegenheiten des Kaisers, er fürchtete seine Unentschlossenheit und begann, da er eben St. Marceau, wie es schien, mit leeren Händen abgefertigt, innerlich wieder zu Frankreich zu neigen. Er hielt lange Reden über Karls fehlerhafte Politik. Es habe schon einmal nur von ihm abgehangen, sich zum Herrn Italiens zu machen. Jetzt biete sich ihm eine zweite Gelegenheit; aber er müsse ein Mann der That, nicht des Zögerns und Dissimulierens sein. Dissimulieren möge gut sein, wenn man sein Ziel erreicht habe, nutze aber nichts, solange man danach strebe. Des Kaisers Macht scheine mehr groß zu sein, als daß sie es wirklich sei. Aber trotz seiner Schwäche in allen anderen Richtungen würde er in einem Kriege mit Frankreich stark sein, da die Kirche, ganz Italien und alle anderen Fürsten auf Frankreich erbittert wären*). So hetzte dieser Fürst des Friedens zu dem großen Weltkampfe, welcher neben der päpstlichen Feindschaft für den Kaiser das Haupthindernis werden sollte, die Ketzerei zu zertreten**).

Und siehe da! Am 30. Januar muß Manuel dem Kaiser folgendes melden. Der Papst behaupte zwar, er habe mit den Franzosen nur gespielt; er habe ihnen gesagt, er wolle erst sehen, was der Reichstag thue und dann mit ihnen abschließen. Nun aber erfahre er, daß der Papst mit Carpi und St. Marceau einen Vertrag über Neapel, Sizilien und andere Dinge ab-

*) Bergenroth 2, 335 f.

**) Auch Tunstal in Worms gewann die Ueberzeugung, der Papst suche den Bruch zwischen dem Kaiser und König Franz herbeizuführen, um ruhiger leben zu können. In diesem Motiv irrte er sich freilich.

geschlossen habe, der durchaus zum Nachteil des Kaisers sei. Er habe mit dem Papste über diesen Vertrag geredet. Seine Heiligkeit habe erklärt, er wolle mit seiner definitiven Entscheidung bis zum Frühling warten; bis dahin könne der Kaiser sich resolvieren, ob er zusammen mit ihm den Krieg gegen Frankreich unternehmen wolle oder nicht. Bis zum März wolle er auch dem Kaiser Zeit geben, um England zu gewinnen, wie er früher versprochen. Könne der Kaiser seine Zusage nicht erfüllen, so halte er sich nicht länger an ihn gebunden. Habe der Kaiser bis zum März das Bündnis mit Papst und England nicht zustande gebracht, so werde sich Seine Heiligkeit mit Frankreich, der Schweiz, Venedig und den italienischen Fürsten verbinden und dem Kaiser viel Uebles zufügen.

Für diese neue Wendung der päpstlichen Politik traf es sich günstig, daß das zuchtlose spanische Fußvolk, welches sich nach Moncada's Rückkehr von den Gerves plündernd über Neapel ergossen hatte, nun auch die angrenzenden Gebiete des Kirchenstaates heimsuchte. Diese meuternden Haufen, deren Sold der Vicekönig von Neapel so wenig zu beschaffen wußte, wie der Kaiser, boten der päpstlichen Politik eine unvergleichliche Gelegenheit, alle Mächte gleichmäßig zu täuschen. Anfang Dezember hatte Manuel im Einvernehmen mit dem Papste einige tausend Mann in die Gegend von Aquila rücken lassen, um ihn über die Umtriebe einiger feindseligen Großen zu beruhigen, welche ihm seit Monaten große Angst gemacht hatten. Kaum aber erschienen die Truppen, so zeigte sich der Papst vor den Venezianern und Franzosen sehr entrüstet über diese Invasion und sagte, er werde gegen die Spanier marschieren lassen*). Und wenn seine eigenen Kräfte gegen sie nicht ausreichten, werde er die Hilfe anderer anrufen. Während aber der Papst so redete, erfuhr Gradenigo aus Neapel, daß der Papst den Spaniern Geld gegeben, um sie gegen Ferrara zu

*) Depeschen Gradenigo's vom 4. und 7. Januar.

verwenden, das er plötzlich überfallen wolle. Einige Wochen später fragte Gradenigo den Papst selbst, was das eigentlich mit den spanischen Haufen bedeute. Er erwiderte: „Wahrhaftig, wir verstehen diese Geschichte nicht und wissen nicht, gegen wen sie marschieren.“ Manuel versichere zwar, er brauche nichts zu fürchten; dennoch wolle er sich gerüstet halten und außer den Truppen, welche er bereits den Spaniern entgegengeschickt, 4000 Fußknechte und die 6000 Schweizer aufstellen. „Und wenn auch das nicht genügt, werden wir von den Franzosen Hilfe nehmen.“ Als Gradenigo darauf bemerkte, diese Spanier seien doch an Zahl viel zu gering, um etwas ausrichten zu können, mußte der Papst das zugeben, zumal sie nicht einmal schwere Reiterei hätten. Aber er blieb dabei, er müsse die Schweizer zu seinem Schutze haben. Trotz alledem, schloß Gradenigo, herrsche das Gerücht, die Spanier kämen auf Befehl des Papstes, um den Streich gegen Ferrara auszuführen*).

Gradenigo war unermüdlich, auf den Grund des päpstlichen Geheimnisses zu kommen. Anfang Februar hatte er darüber mit dem Papste eine vertrauliche Unterredung. Die Spanier, sagte derselbe, verstärkten sich; er wisse wohl, wie man ihn im Verdacht habe, er lasse sie kommen, um Ferrara zu nehmen. Dann die Hand auf die Brust legend, wie er zu thun pflegte, wenn es ihm besonders darauf ankam, diejenigen zu täuschen, mit denen er sprach, fuhr er fort: „Herr Orator, versichert die Signorie auf unser Wort, daß wir nicht daran denken.“ Er habe an den Kaiser wegen der Spanier geschrieben; nach der Antwort, welche derselbe seinem Nuntius gegeben, müsse er fürchten, dieselben hätten feindselige Absichten gegen ihn. Er werde sich gegen sie in Verteidigungsstand setzen, und wenn seine Kräfte nicht ausreichten, Hilfe vom Allerchristlichsten und der Signorie erbitten. Nachdem er dann die Beteuerung

*) Depesche vom 17. Januar.

wiederholt, er wolle Ferrara nicht, schloß er: „Herr Orator, wir wollen Euch alles sagen, aber es muß ein Geheimnis bleiben. Der Kaiser will die Gebiete des Reiches zurückerobern und verlangt dafür die Unterstützung der Fürsten Deutschlands. Deshalb möge die Signorie wohl achtgeben und Verona und die anderen Plätze befestigen. Wir unsrerseits werden nicht unterlassen, für die Signorie zu thun, was wir können"*).

So oft Gradenigo mit dem Papste und anderen redete, so eifrig er forschte, das Resultat war: die eigentlichen Absichten des Papstes mit diesen Spaniern blieben ihm rätselhaft**). Ebensowenig vermochte er den Sinn dessen zu erraten, was der Papst sonst trieb, wie er heute eine lange vertrauliche Unterredung mit dem Gesandten von Ferrara hatte, morgen mit Manuel stundenlang konferierte, dann wieder Carpi und den französischen Gesandten Du Pin mit intimen Gesprächen erfreute, das alles zwischen den Freuden des Karnevals, wo der Venezianer fast in jeder Depesche von einem reichen Früh-

---

*) Gradenigo, Rom den 2. Februar.

**) Auch für uns ist es schwer, darüber ins klare zu kommen. Die Instruktion, welche Lorenzo Manuel, des Botschafters Sohn, am 31. Januar von päpstlicher Seite für die Verhandlung mit den Spaniern erhielt, spricht die Absicht des Papstes klar aus, einen Teil derselben in seinen Dienst zu nehmen, zeigt aber nicht, ob der Papst nur so handelte, um sich vor dem raubsüchtigen Haufen zu sichern oder um mit ihm irgend welche andere Pläne zu verfolgen. Aber sowohl in dieser Instruktion vom 31. Januar als in verschiedenen Schreiben an den Prior von Capua aus Februar und März äußert sich die Kurie, als wäre sie mit dem Kaiser einig. (Lettere di Principi 1, 86 ff.) Es ist um so schwieriger, diese neapolitanischen Dinge zu durchschauen, als eine Menge unberechenbarer Kräfte hierin spielten, die Zuchtlosigkeit der seit sehr langer Zeit nicht mehr bezahlten Banden, die fortwährende Uneinigkeit zwischen Manuel und dem Vicekönig Cardona, über den sich jener fast in jedem Briefe an den Kaiser bitter beschwert, und endlich die Umtriebe verschiedener Großen. Zuletzt erreichte Manuel, daß der Papst, welcher öfter über das Treiben der Banden sehr entrüstet gewesen war, sich befriedigt erklärte, für Abschlagszahlungen an die Soldaten 11000 Dukaten gab und dem nach Rom gekommenen Marquese von Pescara einen kostbaren Diamant schenkte. (Depesche Manuels vom 13. März.)

stück, von der Aufführung einer Komödie, von einem üppigen Mahl zu berichten hat. Im März endlich sagt ihm der Papst: Wir wollen uns mit Frankreich und der Signorie verbinden, dann brauchen wir keine Angst zu haben. Aber Gradenigo fiel es schwer, dieser Versicherung Glauben zu schenken, da er den Papst ebenso intim mit Manuel wie mit Carpi verkehren sah. Auch ein ihm befreundeter Kardinal versicherte, man könne über diese Dinge nichts erfahren; sie seien in das dichteste Geheimnis gehüllt.

Sind wir besser daran als der venezianische Beobachter? Kennten wir die Berichte Carpi's und Du Pins aus dieser Zeit, so wären wir vielleicht imstande, das ganze Getriebe der päpstlichen Intrigue zu entwirren; so müssen wir uns begnügen, den wahrscheinlichen Zusammenhang der Praktiken Leo's zu bezeichnen. Wie er die Bewegungen der Spanier an der Grenze des Kirchenstaats benutzte, um dem Botschafter Venedigs die Meinung zu erwecken, er wünsche dagegen den Beistand Frankreichs und der Republik, so scheint er sie, nur noch nachdrücklicher, am französischen Hofe verwertet zu haben, um ihn glauben zu machen, er halte sich vom Kaiser bedroht und sei deshalb bereit, auf die früher von ihm zurückgewiesenen oder doch noch nicht definitiv angenommenen Vorschläge Frankreichs einzugehen. Er bedurfte aber dieses Glaubens zu mehr als einem Zwecke. Er hatte, wie wir wissen, von den Eidgenossen ein Hilfsheer erbeten. Dasselbe konnte nicht in den Kirchenstaat gelangen, wenn Frankreich ihm nicht den Durchzug durch das Mailändische gestattete. Gleich als die erste Nachricht von der päpstlichen Werbung an den kaiserlichen Hof gelangte, hatte Chièvres gesagt, was der Papst damit beabsichtige, werde klar werden, wenn man höre, daß die Franzosen den Schweizern den Paß durch die Lombardei öffneten. Frankreich konnte das ja nur, wenn es sich des Papstes versichert hielt. Indem dieser aber den Schein der Verständigung mit König Franz hervorrief, übte er dadurch zugleich auf die kaiserliche Politik einen starken

Druck, daß sie ihm endlich zu Willen sei. Widerstand sie demselben, so konnte der Papst dann um so besser seine Geschäfte mit Frankreich machen.

König Franz muß der Papst bereits Anfang Februar überzeugt haben, daß er jetzt wirklich Hand in Hand mit ihm gehen werde. Denn Mitte dieses Monats kam in Rom ein Bote Lautrecs, des Gouverneurs von Mailand, an, welcher dem Papste die erfreulichsten Nachrichten brachte. Er habe von seinem Könige Befehl, ließ Lautrec sagen, sein ganzes Kriegsvolk in den Dienst des Papstes zu stellen, gegen wen dieser es immer verwenden wolle. Und zwar sei dieses Kriegsvolk nicht nur vollständig bezahlt, sondern er, Lautrec, habe bare 150000 Dukaten, um weitere Mannschaften zu besolden, wenn der Papst es wünsche. Was die Schweizer angehe, so könnten so viele sicher durch das Mailändische ziehen, als der Papst wolle.

In der That, eine sehr wichtige Botschaft. Durch wen aber erfahren wir von dieser geheimen Eröffnung des französischen Gouverneurs? Durch niemand anders als durch den kaiserlichen Gesandten Manuel, welchen der Papst sogleich davon in Kenntnis setzen zu lassen eilte, mit dem Hinzufügen, er beabsichtige nicht, auf diese französische Botschaft zu antworten, er wolle den Antrag weder annehmen noch ablehnen, da er nicht wisse, was der Kaiser thun werde. Manuel war natürlich weit davon entfernt, dem Papste zu glauben. Er schrieb dem Kaiser, seine Anhänger in der Schweiz seien von der päpstlichen Werbung wenig erbaut, da diese Schweizer sich mit Frankreich verständigen und dem Kaiser nur Schaden thun würden. Und seine Diener in Rom meinten ebenso, mit diesen Schweizern sei es ein übles Ding; wie die Sachen in Neapel und Sizilien ständen, könne man davon nichts Gutes erwarten*).

*) Manuel an den Kaiser, Rom den 20. Februar. Brit. Mus. Add. 28572. Bergenroth hat diese wichtige Depesche in seinen Calendar auffallenderweise nicht aufgenommen. Ich brauche wohl kaum zu bemerken,

Daß der Papst auf das französische Anerbieten ganz anders antwortete, als er Manuel glauben machen wollte, versteht sich von selbst. An demselben Tage, an welchem Manuel seinen Brief schrieb, meldet Badoer von Romorantin, man sei dort eifrig mit dem Verteidigungsbündnisse beschäftigt, zu dem sich Frankreich, der Papst und Venedig einigen sollten. Man habe den Wunsch geäußert, daß die Signorie Gradenigo die nötigen Vollmachten sende. König Franz habe ihm mitgeteilt, er lasse die vom Papst geworbenen Schweizer durch Mailand ziehen und werbe für sich ebenfalls 6000 Eidgenossen. Er werde außerdem 400 Lanzenreiter dem Papste zu Hilfe senden und die Hälfte des Soldes zahlen. Venedig müsse sich ebenfalls rüsten, wie er in Dauphiné und Provence 10—12000 Mann anwerben lasse. Der Herzog von Lüneburg, welchen der König sehr lobte, könne in seinem Lande 12000 Landsknechte zusammenbringen. Der Kaiser sei nicht zu fürchten, weil er kein Geld habe und mit dem Reichstag nichts erreichen werde. Ihm müsse er drei Raten für Neapel zahlen. Wenn der Kaiser es nicht könne, werde er den Krieg beginnen. Er habe das England zu verstehen gegeben und seine Unterstützung gefordert, da der Kaiser zuerst den Vertrag gebrochen. Er werde ihn auf vielen Seiten zugleich angreifen, in Flandern, Spanien und Italien. Badoer vernahm ferner, Carpi habe die Verständigung des Papstes mit Frankreich herbeigeführt; der Papst werde Ferrara angreifen und nehmen, dafür Mantua an Frankreich überlassen, das endlich das Unternehmen gegen Neapel ausführen werde*).

Acht Tage später fühlte man sich in Romorantin nicht mehr ganz so sicher. Allerdings, meint Badoer, gebe der Papst dem Allerchristlichsten schöne Worte, wie sie aber gemeint seien, müsse man erst sehen. Der König sagte dem Venezianer, er

daß der Papst das Anerbieten Lautrecs viel größer gemacht haben wird, als es in Wirklichkeit war.

*) Depesche Badoers vom 20. Februar.

heiße der Erstgeborene der Kirche, als solchen wolle er sich bewähren, den Papst unterstützen, ihm in eigener Person zu Hilfe ziehen; wenn er aber sehe, daß der Papst das Gegenteil thue, werde er der erste Teufel sein. Wenige Tage darauf hörte Badoer vom Kanzler, er habe den Papst im Verdacht, daß derselbe ebenso mit dem Kaiser wie mit dem Allerchristlichsten verhandle und auf zwei Stühlen sitzen wolle. „Die hier," schloß Badoer, „sind zu dem Unternehmen gegen Neapel entschlossen"*). In kurzem sah es wieder anders aus. Die Signorie war durch die Berichte ihrer Gesandten mit der Besorgnis erfüllt, daß ein Krieg in Italien vor der Thür stehe, ohne daß sie wußte, wie sie sich dazu verhalten sollte. Des Papstes Politik war ihr sehr verdächtig. Sie fürchtete, daß er jetzt mit Ferrara Ernst machen wolle. Alfonso unterließ nichts, sie von allen verdächtigen Umtrieben der Kurie zu unterrichten. Frankreich forderte ihren Beitritt zur Tripelallianz. Sie konnte aber nicht klug daraus werden, wie es eigentlich zwischen König Franz und dem Papste stand. Dieses Gedanken glaubte sie hauptsächlich auf Ferrara gerichtet, Frankreich aber gab sowohl einem außerordentlichen Gesandten des Herzogs Alfonso als Badoer die bestimmte Zusicherung, daß Ferrara nichts zu fürchten habe. Endlich kam ihr gar die Nachricht, trotz allem kriegerischen Lärm verhandle König Franz mit dem Kaiser über eine Verständigung, und der Rat der Zehn legte auf diese Nachricht so großes Gewicht, daß er Badoer auftrug, die Aufnahme Venedigs in jenes Abkommen zu betreiben.

König Franz stellte indessen jede Verhandlung mit dem Kaiser in Abrede, versicherte sogar, dem Gesandten desselben eine Audienz verweigert zu haben. Robert von der Mark stürmte unaufhaltsam in den Krieg. Von Worms hörte man immer bestimmter, der Kaiser werde nach Italien gehen. Auch das gegen Navarra eingeleitete Unternehmen riß vorwärts und

*) Depeschen Badoers vom 27. Februar und 4. März.

so schien es denn, als ob trotz aller Bedenken der Abschluß mit dem Papste erfolgen solle. Mitte März teilte König Franz dem venezianischen Botschafter mit, er habe nach Rom Weisung geschickt, das Bündnis abzuschließen, Venedig möge dasselbe thun. Badoer wurden jetzt erst die Artikel des Vertrages vorgelegt. Danach sollten sich der Papst, Frankreich, Venedig, Florenz und das Haus Medici zur Verteidigung ihrer Staaten verbinden; besonders wenn jemand bewaffnet nach Italien gehe, sollten ihm alle mit gemeinsamen Kräften entgegentreten. Keiner dürfe ohne Zustimmung der übrigen Verbündeten Waffenstillstand oder Frieden schließen. Den übrigen italienischen Staaten wurde eine viermonatliche Frist zum Beitritt gewährt. König Franz gab die Versicherung, für die Sicherheit Ferrara's sei gesorgt. Darauf erklärte Venedig seine Bereitwilligkeit zum Beitritt sowohl gegen Frankreich wie gegen den Papst, obwohl die Signorie mit der eigentlichen Absicht ihrer Verbündeten wenig einverstanden war. Denn König Franz sagte Badoer ganz offen heraus, die vom Papste geworbenen Schweizer würden zuerst nach Rom, dann nach Neapel gehen. Auch die französischen Absichten gingen unzweifelhaft auf die Eroberung Neapels. Als die Signorie am 3. April die Annahme des Bündnisses beschloß, wies sie zugleich ihre Gesandten in Frankreich und Rom an, von einem solchen Unternehmen abzumahnen*).

Der Papst hatte also glücklich erreicht, daß seine Schweizer nicht allein unter französischer Beihilfe (König Franz wollte ja sogar einen Teil des Soldes übernehmen) durch die Lombardei zogen, sondern Frankreich und Venedig ihm Erklärungen abgaben und eine Haltung annahmen, welche auf die zaudernde Politik des Kaisers die erwünschteste Wirkung üben mußten. Robert von der Mark setzte sich Ende März gegen Luxemburg in Bewegung, an der spanischen Grenze sammelten sich Truppen und Geschütze. Der Krieg kündigte sich immer ernster an, der

*) Depeschen Badoers vom 13. und 19. März. Sanuto 30, 45. 68. 73.

Kaiser mußte vorwärts. Inzwischen setzte der heilige Vater sein doppeltes Spiel erfolgreich fort. Während er Gradenigo seit Mitte März immer wieder erklärte, er wisse sicher, der Kaiser komme nach Italien, um die Gebiete des Reiches, besonders diejenigen, welche sich im Besitze Venedigs befinden, zurück zu erobern, Venedig müsse sich deshalb mit ihm und Frankreich eng verbinden; während er beteuerte, er habe die Anerbietungen des Kaisers, obwohl sie ihm vorteilhaft, abgelehnt, er denke nur an das Wohl Italiens, besonders Venedigs, und an das Beste Frankreichs, er werde nichts ohne Zustimmung Venedigs unternehmen, Venedig werde sich gewiß bei dem Bündnisse gut stehen, es müsse aber den Abschluß beeilen*) — während er so zu dem Venezianer und gewiß noch eifriger zu den Franzosen redete, trugen sich zwischen ihm und Manuel ganz andere Dinge zu. Am 1. März konnte dieser melden, es sei ihm endlich gelungen, vom Papste die Vollmacht zum Abschluß der Allianz mit England zu erlangen; der Papst bitte aber dringend, daß der Kaiser niemand davon rede; denn wenn Frankreich es erführe und schließlich die Allianz doch nicht zustande käme, so wäre er Frankreichs Rache ausgesetzt. Es würde ihm, schrieb Manuel, unmöglich gewesen sein, den Papst dahin zu bringen, wenn er demselben nicht die Versicherung gegeben hätte, der Kaiser sei durchaus entschlossen, alle seine Wünsche zu erfüllen, Frieden oder Krieg zu machen, ganz wie er es wolle. Manuel knüpfte an diese Mitteilung Betrachtungen über die wahren Absichten des Papstes. Die meisten, sagte er, hielten ihn für einen eifrigen Anhänger der Franzosen. Unzweifelhaft neige er zu denselben, so oft er denke, der Kaiser könne oder wolle keinen Krieg gegen Frankreich unternehmen. Aber so oft die Möglichkeit erwähnt werde, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, zeige er, daß er von Herzen ihnen nicht gehöre. Die Franzosen drängten ihn zur Eroberung Neapels, suchten ihn auf

*) Gradenigo's Depeschen vom 19., 26. und 27. März.

der anderen Seite mit den Herzögen von Ferrara und Urbino und anderen Rebellen auszusöhnen. Es sei allerdings möglich, daß der Papst im geheimen irgend welche böse Absichten hege, aber er glaube es nicht.

Zwölf Tage später konnte Manuel von einem neuen Triumphe berichten. Am 11. März war die Dauer der oben erwähnten Zusicherung des Papstes vom 11. Dezember, in den nächsten drei Monaten mit Frankreich keinen Vertrag zu des Kaisers Nachteil eingehen zu wollen, abgelaufen. Manuel fand es notwendig, seinem Herrn für die Zukunft dieselbe Sicherheit zu verschaffen, und es gelang ihm. „Diejenigen," bemerkt er, „welche hier für Frankreich unterhandeln, sind sehr weit davon entfernt, zu denken, daß Eure Hoheit so gut mit dem Papste steht, von dem sie behaupten, er sei eins mit Frankreich"*). Am nächsten Tage schrieb Manuel: „Gestern zeigte ich Eurer Hoheit an, daß ich vom Papste das Versprechen zu erhalten dächte, er wolle sich nicht mit Frankreich verbinden, habe es auch in den vergangenen Tagen nicht gethan; dieses Versprechen habe ich jetzt mit nicht geringer Anstrengung erhalten; es stimmt mit dem überein, welches am 11. dieses Monats ablief, nur daß der Papst sein Versprechen lediglich für diesen und den folgenden Monat April hat geben wollen." Denn er sage, innerhalb dieser Zeit könne der Kaiser das Nötige thun; die Vollmacht für den Abschluß des Offensivbündnisses sei dort (in Worms) und der Reichstag werde seine Beschlüsse gefaßt haben. Es sei ihm (Manuel) schwer genug geworden, das Versprechen des Papstes nur für die angegebene Zeit zu bekommen. Derselbe habe für die Schweizer bereits 90 000 Dukaten ausgegeben und könne nicht länger (mit dem Beginn des Krieges) warten.

Bis Anfang April hielt der Papst im wesentlichen an der bisherigen Taktik gegen Frankreich und Venedig fest. Er wiederholte Gradenigo, der Kaiser werde mit großer Macht nach

*) Diese wichtige Depesche fehlt ebenso wie die folgende vom 13. März bei Bergenroth.

Italien kommen; aber er trieb nicht mehr zum beschleunigten Abschluß des Bündnisses. Allerdings suchte er auf jede Weise Geld zusammenzubringen, verpfändete für 10 000 Dukaten zu 18 % Zinsen einen Teil seines Silbergeschirrs u. s. w. Eines Tages äußerte er die eigentümliche Idee, er möchte, daß die von ihm geworbenen Schweizer, die er in den Marken einquartieren wolle, mit den Spaniern Streit bekämen und sich recht gegen sie erbitterten. Als nun aber am 10. April Gradenigo von Venedig die Weisung zum Abschluß des Bündnisses erhielt, zeigte sich der Papst darüber zwar sehr erfreut, erklärte jedoch, er müsse erst Briefe aus Frankreich abwarten, er wolle nichts ohne den Allerchristlichsten thun, der doch, wie wir sahen, schon vor reichlich drei Wochen den Befehl zum Abschluß des Bündnisses nach Rom geschickt hatte. Der Papst, fügte Gradenigo hinzu, werde sich „zu seinen gewohnten Vergnügungen" nach Villa Magliana begeben und so der Abschluß des Bündnisses sich in die Länge ziehen. Es hatte ja auch gar keine Eile mehr, da jetzt der Papst Gradenigo die beruhigende Mitteilung machen konnte, der Kaiser werde von Worms nicht nach Italien, sondern nach Flandern gehen*).

So wurde in Rom diplomatisiert, während Luther längst die Reise zum Reichstag angetreten hatte. Bedeutete denn Luther noch immer für die Kurie nichts? Wir haben ja doch früher gehört, wie man in Rom seit Beginn des Jahres 1520 ein Verständnis für die in Deutschland drohende Gefahr gewonnen, wie man die Bulle gegen Luther erlassen, Aleander mit dem Auftrage an den kaiserlichen Hof gesandt hatte, dort ihre kräftigste Durchführung zu betreiben. Wir haben die Berichte Aleanders aus dem Dezember kennen gelernt, nach denen ganz Deutschland auf dem Punkte stand, für die Kirche verloren zu

*) Depeschen Gradenigo's vom 3., 4. und 10. April.

gehen, haben sein bewunderndes Lob der unerschütterlichen Ergebenheit des jungen Kaisers vernommen, auf dem allein die Hoffnung der Kirche ruhe. Und nach dem allem soll der Papst zwischen diesem Kaiser und dem zunächst für das kirchliche Interesse ganz indifferenten König Franz manövriert haben, als wäre Luther gar nicht in der Welt? Man würde Leo X. Unrecht thun, wenn man glaubte, er habe der religiösen Bewegung in Deutschland noch immer keine Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn sie ihn auch religiös kaum berührte, so wußte er doch ihre politische und finanzielle Tragweite zu würdigen. Wenn man die jüngst publizierten Schreiben des Papstes an den Kaiser und die vornehmsten deutschen Fürsten, wenn man die Briefe des Kardinals Medici an Aleander liest, so kann man unmöglich in Abrede stellen, daß sich das Gewicht der deutschen Bewegung in Rom mit jeder Woche fühlbarer machte. Aber die Kurie befolgte ihr gegenüber eine ganz eigentümliche Taktik. Sie, der kirchliche und weltliche Interessen sonst immer ineinander liefen und zwar so, daß die Kirche von der Welt verschlungen wurde, sie verfuhr hier nach dem Grundsatze, daß die Sache Luthers mit der Politik des Papstes und des Kaisers nicht das mindeste zu thun habe. Sie prätendierte, die selbstverständliche Pflicht des Kaisers wie des Reichs erheische unbedingte Vollstreckung des vom Papste über Luther verhängten Urteils. Damit die kaiserliche Regierung wo möglich gar nicht auf den Gedanken kommen könne, ihre Dienste gegen Luther von Gegenleistungen des Papstes abhängig zu machen, hielt sie die Aufgabe ihrer beiden Nuntien beim Kaiser scharf auseinander: Caracciolo hatte nur mit den politischen Geschäften, Aleander nur mit der Sache Luthers zu thun. Wenn man die ausführlichen, ja oft geschwätzigen Berichte Aleanders liest*), so wird man zu der Vermutung gedrängt,

*) Von denen Caracciolo's kennen wir bis jetzt leider ebensowenig, wie von den Weisungen der Kurie an ihn.

er habe, trotz des immer wieder eingeschärften Zusammenwirkens mit Caracciolo, von der politischen Lage, selbst von den politischen Verhandlungen des Kaisers mit der Kurie keine Kenntnis gehabt. Als ihm Chièvres bei einem Spazierritt am Abend des 7. März auf seine dringende Ermahnung, mit dieser verabscheuungswürdigen Ketzerei ein Ende zu machen, erwiderte, er möge nur dafür sorgen, daß der Papst die kaiserlichen Interessen nicht durchkreuze, dann werde derselbe alles erhalten, was er wünschen könne; im anderen Falle werde man ihn in solche Not bringen, daß er Mühe haben werde, herauszukommen — diese selbstverständliche Aeußerung versetzte Aleander in das größte Staunen. Wenn er auch, wie er schreibt, wohl schon besorgt hatte, daß man sich des lutherischen Handels zur Förderung anderer Interessen bedienen wolle, so ging ihm doch erst jetzt ein Licht darüber auf, daß man schon seit Monaten so operiert habe. „Da ich nicht wußte,“ fährt er fort, „auf welche bestimmten Punkte Chièvres anspielen wollte, antwortete ich ihm mit Allgemeinheiten, welche mir zu passen schienen; ich konnte aber nicht umhin, auf den von ihm gebrauchten Ausdruck ‚Euer Papst‘ kühn zu entgegnen, wenn sie Christen wären, so wäre der Papst ebenso ihr als unser Herr; sie möchten sich wohl in Acht nehmen, in diesem ihrem Machtgefühl Gott nicht zu reizen; sie dürften nicht den Glauben mit privaten und zeitlichen Interessen vermengen“ *).

Nicht den Glauben mit privaten und zeitlichen Interessen vermengen — in der That eine erstaunliche Mahnung in dem Munde eines Nuntius Leo's X.! Aber so paßte es den politischen Interessen dieses Papstes, hier eine Unterscheidung zu fingieren, welche seiner gesamten Praxis ins Gesicht schlug. Denn wenn er den natürlichen Zusammenhang der Dinge anerkannt hätte, wäre seine Politik schon seit Jahr und Tag eine

*) Brieger S. 91 ff. Daß Brieger diese undatierte Depesche Aleanders richtig auf den 8. März angesetzt hat, geht auch aus einem Schreiben Corners vom 13. März hervor.

bare Unmöglichkeit gewesen. So aber blieb er mit merkwürdiger Konsequenz dabei, die Sache Luthers von seinen politischen Beziehungen zum Kaiser scharf zu trennen. Lange sprach er mit Manuel darüber gar nicht. Und wenn es endlich in den letzten Tagen des Dezember, so viel ich sehe, zum erstenmale geschah, so hatte Manuel dazu den Anlaß gegeben. Der Papst ließ dem Kaiser sehr für seine Anerbietungen in betreff Luthers danken und ihn bitten, wenigstens in dieser Sache sein guter Sohn zu sein; Luther könne in aller Sicherheit nach Rom kommen. Im übrigen verwies der Papst auf seinen Nuntius beim Kaiser*). Es vergingen anderthalb Monate, bis der Papst in seinen häufigen Unterredungen mit Manuel Luthers wieder erwähnte. Er sage, schreibt Manuel am 13. Februar, wenn die lutherische Ketzerei nicht ausgerottet würde, so würden die Folgen nicht nur für die päpstliche, sondern auch für die weltliche Macht sehr schlimm sein. Und erst am 25. Februar hören wir von Manuel, daß dem Papst die Sache Luthers sehr am Herzen liege; er wünsche vielleicht deshalb eine Zusammenkunft mit dem Kaiser, um ihn zu energischem Auftreten gegen Luther zu bestimmen. Und erst als er weiß, daß Luther vor den Reichstag citiert werden soll, wird er mit seinen Vorstellungen bei Manuel dringender. Schon am 12. März meldet dieser, der Papst habe ihm sehr ernstlich von der unerträglichen Ketzerei geredet, welche er nicht dulden könne, weil sie, wenn sie weiter gehe, nicht nur die Kirche und die Christenheit, sondern die Staaten der Fürsten zerrütten werde**). Er erwarte jeden Tag die Antwort des Kaisers darüber, mit dessen gutem Willen er sehr zufrieden sei, aber gegen andere am Hofe hege er Verdacht. Nun kam die Nachricht, daß der Kaiser wirklich Luther nach Worms citiert habe. Der Papst ermahnte darauf Manuel, den Kaiser in jedem Briefe zu erinnern, daß er die Sache

*) Manuels Bericht vom 31. Dezember. Bergenroth p. 332.

**) Porque dice que, si va adelante, que no solo sera destruicion de la iglesia y christianidad, mas de los estados de los principes.

Luthers nicht leicht nehme. Als er beschlossen, Luther zu sehen, sei er übel beraten gewesen, da derselbe nicht einmal in der Hölle einen guten Empfang finden werde. Der Kaiser dürfe seine Pflicht gegen Gott, die Kirche und den Papst nicht vergessen. Aber es ist doch ein frappanter Unterschied zwischen dieser Aeußerung des Papstes und dem gleichzeitigen Schreiben des Kardinals Medici an Aleander. Der Vicekanzler glaubt den höchsten Ton unwilliger Zurechtweisung anschlagen zu dürfen. Er erinnert, wie der heilige Stuhl das römische Reich nicht nur den Griechen und Franzosen, sondern den Italienern und Römern selbst entzogen und auf die deutsche Nation übertragen habe; Kaiser und Kurfürsten sollen wohl darüber nachdenken und erkennen, daß gewiß nie eine größere und dreistere Undankbarkeit erlebt oder ersonnen sei, als die jetzt von ihnen verübte. „Und wenn," fährt der große Herr von Florenz fort, „sie nicht die Furcht Gottes und ihr eigenes Gewissen treibt recht zu handeln und die Religion Christi zu verteidigen, so sollten sie doch die Interessen ihrer kaiserlichen Macht und ihrer weltlichen und geistlichen Herrschaft bestimmen, denen Martin und Hutten und Complicen nicht weniger feind sind, als der heiligen römischen Kirche"*). Der Papst hütete sich wohl, gegen Manuel je in diesem Tone zu reden, der seine Angst und seine Hilfsbedürftigkeit so verraten haben würde, daß dann der Spanier sofort Nutzen daraus hätte ziehen können. Leo hat Manuel gegenüber kaum je die Haltung kühler Reserve verlassen, so oft er mit ihm über Luther redete, und niemals, soviel aus dem vorliegenden Material ersehen werden kann, hat er dem Kaiser für ein energisches Einschreiten gegen den verhaßten Mönch eine politische Konzession von irgendwelcher Bedeutung antragen lassen.

Auch der Kaiser seinerseits scheint trotz der vorhin mitgeteilten Aeußerung von Chièvres schon lange nicht mehr dar-

*) Balan p. 124 f.

auf gerechnet zu haben, durch sein Auftreten gegen Luther einen bestimmenden Einfluß auf die Kurie ausüben zu können. Denn wenn auch zu berücksichtigen ist, daß er diese Frage wesentlich mit Caracciolo verhandelt haben wird, von dessen Berichten wir nichts wissen, so müßten doch in Manuels Depeschen notwendig Spuren derartiger Bemühungen zu bemerken sein, was nicht der Fall ist. Man wußte in Worms natürlich sehr gut, daß es dem Papst keineswegs gleichgültig sei, daß es immerhin eine große Bedeutung für ihn haben werde, wie sich der Kaiser zu Luther verhalte; aber zu den für die Beziehungen zu Rom entscheidenden Momenten rechnete man es mit Recht nicht. Wesentlich bestimmt wurde deshalb die kaiserliche Politik in dieser Frage vielmehr durch die Rücksicht auf die deutschen Stände und die Lage Deutschlands.

Wir haben früher gehört, wie das Eintreffen der angesehensten Fürsten in Worms alsbald auf die Haltung des Kaisers einen Luther günstigen Einfluß übte*). Von einem Einschreiten gegen denselben war längere Zeit keine Rede. Erst als am 10. Februar neue päpstliche Breven für den Kaiser und verschiedene Fürsten und ein die Wünsche des Beichtvaters erfüllendes Schreiben eingetroffen war, berief der Kaiser auf Aschermittwoch, den 13. Februar, die Kurfürsten und Fürsten, um jene päpstlichen Ermahnungen und einen dreistündigen Vortrag Aleanders anzuhören, in welchem dieser mit großem Geschick nicht sowohl das, was Luther gegen den römischen Stuhl, als was er gegen den alten überlieferten Glauben und die Beschlüsse der großen Konzilien gefrevelt, wirksam zusammen-

*) Tunstal schreibt Wolsey am 29. Januar, Gattinara sage ihm, viele weltliche Fürsten hätten dem Kaiser und seinen Räten erklärt, das Volk sei im ganzen Reiche Luther so ergeben, daß es eher hunderttausend Leben für ihn opfern als dulden werde, daß er, ohne vorher gehört zu sein, Rom geopfert werde. Den Grund dieser Stimmung sah Tunstal in der pekuniären Ausbeutung Deutschlands durch den Papst; er meinte, derselbe werde darauf verzichten müssen, wenn er nicht alle Autorität in Deutschland verlieren wolle.

stellte. Der Kaiser selbst hatte ihn Tags zuvor mit diesem Auftrage beehrt und ihm dabei eingeschärft, er solle ohne Furcht alles sagen, was ihm zweckdienlich scheine. Es wurde, nachdem Aleander geredet, die Antwort des Reichs auf den nächsten Samstag, den 16. Februar, in Aussicht gestellt*). Aber die Stände verhandelten am 15., 18. und 19., ohne ein Ende finden zu können. „Der Mönch," schreibt der Frankfurter Bote am 20., „macht viel Arbeit; es wollt ihn ein Teil gern ans Kreuz schlagen, fürchte, er wird dem kaum entrinnen; aber es ist zu besorgen, wo es geschähe, er werde am dritten Tage wieder auferstehen." Aleander war über diese Wendung der Sache außer sich. Er hatte aufs dringendste vom Kaiser, Chièvres, Gattinara verlangt, daß der Kaiser sich nicht die Hände binde, indem er über die Sache die Meinung der Stände höre, sondern aus eigener Machtvollkommenheit das von Rom gefällte Urteil vollstrecke. Aber wenn man das für ausführbar gehalten, würde man selbstverständlich nicht erst den Zusammentritt des Reichstages abgewartet haben. Indem man die päpstlichen Breven den Ständen vorlegte und Aleander vor ihnen reden ließ, räumte man ihnen doch das Recht ein, sich darüber zu äußern. Und wenn wirklich, wie Aleander am 27. Februar schreibt, „alle Fürsten Luther die offenbarste und absurdeste Gunst bewiesen und der Teufel ganz Deutschland dumme und abscheuliche Gedanken in den Kopf gesetzt hatte"**), wie sollte dann der Kaiser, welcher damals mit seiner ganzen Existenz auf den guten Willen dieser Fürsten angewiesen war, es wagen können, in einer das ganze deutsche Volk gewaltig erregenden Angelegenheit kurzweg ohne und gegen sie zu entscheiden? Allerdings, schreibt Aleander, habe der Kaiser

---

*) So meldet wenigstens Fürstenberg am 14. Februar.

**) Daß diese Worte Aleanders (Brieger S. 69) eine starke Uebertreibung enthielten, wie er denn überhaupt sehr grelle Farben aufzutragen liebt, erweist eben dieser Brief vom 27. Februar in seinem weiteren Verlaufe (Brieger S. 70 f.).

den Ständen wiederholt seine Ansicht kund gethan*), trotzdem hätten die Fürsten sieben Tage lang beraten, und zwar mit solcher Leidenschaft, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg fast handgemein geworden. Von den Kurfürsten hätten sich schließlich die geistlichen und Brandenburg in einem recht guten, wenn auch nicht ganz befriedigenden Sinne erklärt, Sachsen und Pfalz zuletzt sich doch der Mehrheit unterworfen, aber allerdings durch ihren Einfluß die Absichten jener bedauerlich verschlechtert.

Die Antwort der Stände erklärte sich im Grundsatze mit des Kaisers christlichen Absichten einverstanden, gab aber zu bedenken, „da der gemeine Mann zu dieser Zeit an vielen Enden in deutscher Nation aus des Luthers Predigten, Lehre und Schrift allerlei Gedanken, Phantasie und Pläne gefaßt, daß wohl zu erwägen, welchen Nutzen es bringen würde, wenn gegen Luther allein mit der Schärfe vorgegangen würde, ohne daß man ihn gehört, ob nicht daraus mehr Unruhe und Empörung erwachsen würde". Es sei deshalb nötig, Luther mit sicherem Geleit kommen zu lassen und ihn zu hören. „Aber keineswegs," fügten die Stände sofort hinzu, „soll mit ihm disputiert werden." Vielmehr lediglich die Frage an ihn ergehen, ob er auf den Schriften und Artikeln beharre, die er „wider unseren heiligen christlichen Glauben, den wir und unsere Voreltern bisher gehalten", habe ausgehen lassen. Wenn er die widerrufe, so solle mit ihm über andere Punkte und Sachen weiter geredet und der Billigkeit nach darin verfügt werden. Wenn er aber auf den gegen den christlichen Glauben veröffentlichten Artikeln bestehe, dann würden die Stände, ohne fernere Disputation, mit dem Kaiser den Glauben ihrer Voreltern festhalten und die Mandate Seiner Majestät unterstützen. Die Erklärung schloß: „doch stellen die Stände alles zu Eurer Kaiserlichen Majestät weiterem Bedenken und Gefallen, dabei

*) Er hatte ihnen ein förmliches, sehr scharf gefaßtes Mandat vorgelegt.

unterthänigst bittend, Eure Kaiserliche Majestät wolle gnädigst bedenken, was für Beschwerden und Mißbräuche jetzt auf dem heiligen Reiche liegen und vom Stuhl zu Rom in vielen Wegen begegnet, und darum ein gnädig Einsehen haben, damit solches auf ziemliche, leidliche und erträgliche Maße und Wege gezogen und gestellt werde" *).

Wenn beim Kaiser die stärksten Bedenken gegen die durch ihn vorzunehmende Ladung Luthers obwalten mußten, so geschah es, daß die nächsten Wochen mit der immer feindseligeren Wendung Frankreichs, mit den immer gleich bedenklichen Nachrichten aus Spanien, mit der immer kühleren Zurückhaltung Englands den Kaiser in die unausweisliche Notwendigkeit versetzten, auf die Wünsche des Reichstages mehr als je Rücksicht zu nehmen. Wir haben früher gehört, wie der Kaiser seit dem 4. März rasch nacheinander mit einer Reihe von Wünschen an die Stände herantrat, wie er bald darauf seine Rüstungen begann. Konnte er jetzt daran denken, die Stände in der Sache Luthers zu brüskieren? Er mußte ihnen vielmehr weiter und weiter nachgeben, den Forderungen Aleanders sein Ohr immer mehr verschließen. Es liegt ganz in der Situation, daß sich in diesen Tagen entgegengesetzte Anschauungen und Interessen in der Umgebung des Kaisers stärker als sonst bekämpften, daß infolge dessen die Entschlüsse von Tage zu Tage schwankten. Eine Luther günstige Richtung konnte aber um so leichter durchdringen, als der Kaiser gerade in dem entscheidenden Moment von einem ernsten Unwohlsein überfallen wurde. Der Markgraf von Mantua hatte eine Gesandtschaft geschickt, um dem Kaiser als Vasall zu huldigen; sie brachte für ihn, wie das damals allgemein üblich war, ein reiches Geschenk, drei sehr schöne Pferde. Am Abend des 7. März machte der Kaiser auf

*) Förstemann S. 57. Vgl. die Analyse Aleanders S. 70 f. Danach haben die Stände diese ihre Antwort vor dem 27. Februar gegeben, wonach Waltz, Deutsche Forschungen 8, 30 und Köstlin, Luther 1, 434 zu berichtigen.

einem dieser Tiere einen Spazierritt; dasselbe war so ungebärdig, daß er einer übergroßen Anstrengung bedurfte, um es zu bändigen. Den Tag darauf fühlte er sich unwohl, und das Leiden steigerte sich rasch so, daß man bei Hofe von großer Gefahr sprach. Sofort wurden alle Posten zurückgehalten. Am 12. besuchte der Kaiser allerdings wieder die Messe, war aber noch sehr schwach. Selbst am 19. schreibt Corner, wegen Unwohlseins verlasse der Kaiser noch immer nicht das Zimmer*).

So konnte denn am 15. März, zur höchsten Indignation Aleanders, ein Herold abgehen, um Luther ein allerdings schon vom 6. März datiertes Schreiben des Kaisers zu überbringen, welches dem schrecklichen Ketzer die Anrede gönnte: „Ehrsamer, lieber, andächtiger.“ Ein am 10. aufgesetztes Mandat, welches allen Unterthanen des Reiches gebot, sämtliche Schriften Luthers an ihre Obrigkeit abzuliefern, blieb bis zum Ende des Monats unpubliziert**). Aleander fürchtete das Schlimmste. Kardinal Medici richtete auf die Nachricht von diesen Dingen an ihn ein Schreiben, von dem man nicht weiß, ob man sich mehr über die zum guten Teile doch affektierte Entrüstung oder über die Dreistigkeit wundern soll, mit der er von den Verdiensten der Kurie um den Kaiser zu reden wagt***).

Ohne Zweifel würde es die Lage Karls unendlich verschlimmert haben, wenn er seiner eigenen Ueberzeugung gefolgt und gegen Luther ohne Rücksicht auf die Stimmung in Deutschland eingeschritten wäre. Aber indem er sich diese Rücksicht auferlegte, erreichte er damit noch keineswegs ein williges Entgegenkommen der Stände. Er mußte sich am 21. März, eben

*) Corners Berichte aus Worms vom 9., 14. und 19. März. Vor Aleander scheint man diesen Vorfall ganz verheimlicht zu haben.

**) Förstemann S. 61 f. Vgl. Brieger, Neue Mitteilungen S. 5 ff. Wenn da für dieses Verhalten der kaiserlichen Regierung als wesentliches Motiv die politische Rücksicht auf den Papst angenommen wird, so kann ich dem nach dem früher Auseinandergesetzten nicht zustimmen.

***) Balan p. 166 ff.

hergestellt, abermals aufs Rathaus begeben und von den Ständen durch Dr. Lamparter eine schleunige Erklärung über den Romzug fordern lassen. Er selbst erbot sich jetzt auf eigene Kosten 2000 Kürassiere, eine beträchtliche leichte Reiterei, 10 000 Eidgenossen und 6000 Spanier zu stellen, wogegen das Reich „zum wenigsten 20 000 zu Fuß und 4000 zu Pferd auf ein Jahr lang zu unterhalten" habe. Als Zweck des Unternehmens gab er näher an, „die kaiserliche Krone zu Roma zu empfangen und dasjenige, so dem heiligen Reich in Italien entzogen ist, wiederum zu dessen Gehorsam zu bringen". Er betonte, die Sache bedürfe der Eile, er müsse rasch wissen, welche Hilfe er vom Reiche zu erwarten habe. Bis jetzt habe er sich nach allen Seiten die Hände frei gehalten, um ganz nach den Interessen des Reiches handeln zu können, wie er sich schon in der Frankfurter Kapitulation und in Aachen verpflichtet habe. Aber es komme darauf an, ob auch die Stände ihre Schuldigkeit gegen das Reich thun würden. Bis zum nächsten Mittwoch, den 27. März, begehre er ihre endliche Antwort; er könne sich nicht länger darin aufziehen lassen, da jedermann wisse, wie sich seine Widerwärtigen gänzlich zum Kriege richteten. Seit vielen hundert Jahren sei für das Reich keine so günstige Gelegenheit gewesen; er hoffe, die Stände würden sie nicht versäumen. Dann werde er „von Deutschland aus seinen Romzug und Rekuperation vornehmen". Wenn sie jedoch ihre Hilfe versagten, so sei der Kaiser vor Gott und Welt entschuldigt, wenn das Reich bleibe, wie es sei; er werde dann für die Interessen seiner Erblande auf anderem Wege sorgen. Jedoch erbiete er sich auch dann, „nicht allein gut Regiment, Friede, Recht, Ordnung, Exekution und Handhabung im heiligen Reiche aufzurichten und zu halten, sondern sonst alles das zu handeln und vorzunehmen, das dem heiligen Reiche zu Nutz, Ehre und Wohlfahrt dienen mag"*).

*) Die kaiserliche Proposition abgedruckt Deutsche Forschungen 8, 624 f. Eigentümlicherweise hat Wynecken a. a. O. S. 596 seine irrige Angabe, die

Es war kein günstiges Omen, daß auf diesen Vortrag der Kurfürst von Brandenburg die vorläufige Antwort zu erteilen hatte. Denn er stand mit Barroys in fortwährenden Verhandlungen. Wie Corner von diesem erfuhr, hatte Frankreich Kurfürst Joachim die Aussicht eröffnet, ihm für seine wenn auch vergeblichen Bemühungen im dem Wahlkampf 50 000 Dukaten zu zahlen; er schien dafür bereit auf Frankreichs Wünsche einzugehen, seine Interessen im Reichstage zu vertreten und andere dafür zu werben*). Er nun erwiderte auf Lamparters „wohlgesetzte und gezierte Rede", der 'Handel sei etwas schwierig und habe viel auf sich; Stände bäten deshalb Kaiserliche Majestät, ihnen eine Abschrift seines Begehrens und eine kleine Zeit zuzulassen, um darüber zu beraten; sie wollten dann suchen, sich aufs allerförderlichste über eine Antwort zu einigen**).

Stände beeilten sich in der That ungewöhnlich. Schon am 24. März hatten sich Kurfürsten und Fürsten über eine Antwort geeinigt, deren wesentlicher Inhalt war: sie dankten dem Kaiser unterthänigst für seinen getreuen Willen und freundliches Erbieten; sie erkennten sich auch schuldig, ihn bei seinem Romzuge zu unterstützen; jedoch müßten sie raten, daß vor diesem Unternehmen die zahlreichen Trennungen und Späne unter den Ständen beigelegt, auch das Regiment und Kammergericht und was daran hänge, geordnet werde; auch habe das

---

Proposition sei am 22. März vorgelegt, auf die Frankf. R.-T.-A. gestützt. In dem Bericht der Frankfurter Boten vom „Sontag uff den heil. Palmdag" (24. März) heißt es aber ausdrücklich, der Kaiser habe am vergangenen Donnerstag, d. i. am 21. März, durch Dr. Lamparter den Ständen den Vortrag halten lassen. Ebenso melden die Straßburger. (Politische Korrespondenz 1, 36.)

*) Corner, Worms den 10. März.

**) Der Bericht der Frankfurter Boten vom 24. März läßt Kurfürst Joachim diese Antwort sofort auf die kaiserliche Proposition geben; danach erst traten die Stände in nähere Verhandlung ein, deren Resultat wohl kaum in der Rede eines einzelnen Kurfürsten ausgesprochen wurde. Wenn Wynecken S. 597 den Bescheid der Stände durch Kurfürst Joachim „in zierlicher Rede" vortragen läßt, so kann er sich dafür wenigstens auf den Frankfurter Bericht nicht berufen, welcher davon nichts enthält.

Reich mannigfach unter Teuerung, Sterben und Unordnung gelitten und das Volk sei dadurch so erschöpft, daß von den Unterthanen nicht wohl eine stattliche Hilfe zu erheben sei. Die Stände baten den Kaiser, ihnen anzuzeigen, auf welche Weise er den Romzug vornehmen und gegen wen er der Rekuperation wegen einschreiten wolle. Sie wollten dann trotz allem Seiner Majestät, wie sie schuldig, „gerätig und so viel ihnen möglich beholfen sein"*).

Wenn auch die Straßburger Boten in ihrer großen Angst vor irgend einer Auflage des Reiches erwarteten, die Stände würden schließlich doch die Hilfe bewilligen, so war jedenfalls für den Kaiser ihre Antwort so unerfreulich als möglich. Er mochte sich wohl sagen, daß all seine Nachgiebigkeit in der Sache Luthers ihm so gut wie keine Frucht getragen habe, daß es deshalb keinen Zweck habe, in der bisherigen Weise die Anhänger des Ketzers zu schonen, d. h. anscheinend zu schonen. Denn in Wahrheit hatte Karl selbst dann, als Aleander an ihm zu zweifeln begann, nicht im mindesten geschwankt. Unmittelbar nach der Expedition des Herolds an Luther mit jenem so freundlich klingenden Schreiben, am 17. März, richtete er eine Weisung an Manuel, welche dem Papst den Ausruf entlockte, er danke Gott, daß er in dieser Zeit einen Kaiser gegeben habe, welcher so für die Kirche sorge**). Am 23. März schrieb er abermals nach Rom, um Manuel das Gegenversprechen für den Papst zu senden. Er äußerte sich sehr zufrieden damit, daß ihm Manuel die abermalige Verpflichtung des Papstes ausgewirkt habe, behielt sich im übrigen die Antwort auf Manuels Mitteilungen vom 12. und 13. vor. „Denn wir erwarten für kommenden Mittwoch die Antwort des Reichstages, von welcher unser Entschluß in der Hauptfrage abhängen

*) Wesentlich übereinstimmender Bericht der Straßburger und Frankfurter Boten vom 24. März.

**) Bergenroth 2, 342 f.

muß"*). Da die Stände ihre sofort erbetene Entscheidung hinauszuziehen beschlossen, bestand des Kaisers Erwiderung darin, daß er das lange zurückgehaltene Mandat publizierte, welches die Bücher Luthers an die Obrigkeiten abzuliefern befahl.

Die Stände hatten in ihrer Antwort auf die kaiserliche Proposition nachdrücklich betont, daß „vor allen Dingen" der Kaiser sich mit ihnen über das Reichsregiment verständigen möge, dessen Entwurf sie ihm übergeben hätten, sowie über Einrichtung und Unterhaltung des Kammergerichts; er werde „in kurzen Tagen" ihre Vorschläge deswegen erhalten. Es geschah damit nur, was die fremden Beobachter schon vor Beginn des Reichstages gemeldet hatten, daß die Stände, ehe sie sich auf die auswärtigen Unternehmungen des Kaisers einließen, Ordnung der innern Verhältnisse fordern würden. Karl hatte in dieser Beziehung in seiner Wahlkapitulation so bestimmte Verpflichtungen übernommen und dieselben seitdem so oft wiederholt, daß er dem Verlangen der Stände danach gar nicht ausweichen konnte. Wir hörten ja auch, wie er in jeder Proposition an den Reichstag die Ordnung der inneren Angelegenheiten als besonders wichtig anerkannt hatte. Wenn man nun aber an dieses Geschäft herantrat, so war das Wesentlichste die Verständigung über das Reichsregiment. In Artikel 3 der Kapitulation, welche seine Bevollmächtigten am 3. Juli 1519 für ihn unterzeichnet hatten, verhieß der Kaiser „ein löblich ehrlich Regiment, wie vormals bedacht und auf der Bahn gewesen," aufzurichten; in Artikel 7 aber wurde die Zusage erteilt, er wolle „in den Reichshändeln kein Bündnis oder Einigung mit fremder Nation oder sonst im Reich machen, wir haben dann zuvor die sechs Kurfürsten deshalben an gelegenen Malstätten zu ziemlicher Zeit erfordert und ihren Willen in solchem erlangt." Das waren sehr weitreichende

*) Dieser sehr kurze Brief des Kaisers, einer der wenigen an Manuel, welche wir aus dieser Zeit kennen, befindet sich aus der Sammlung Salazar abschriftlich im Britischen Museum a. a. O.

zusagen. Ein Regiment, wie vormals unter Maximilian auf der Bahn gewesen, konstituierte eine recht eigentliche Mitregierung der Stände, vornehmlich der Kurfürsten, in allen Reichsangelegenheiten, eine Mitregierung, welche selbst Maximilian unerträglich gewesen und von ihm nach kurzem Bestehen zur Seite geschoben worden war. Wenn überdies der Erwählte die ganze auswärtige Politik des Reiches recht ausdrücklich an die Zustimmung der Kurfürsten band, so war damit gewissermaßen seine gesamte Bewegung gefesselt; denn es ließ sich kaum ein Bündnis oder ein Konflikt des Kaisers mit irgend einer Macht denken, wodurch nicht in irgend einer Weise auch des Reiches Händel berührt würden.

Karls Regierung hat gewiß nie daran gedacht, diesen unmittelbar nach der Wahl übernommenen Verpflichtungen in ihrem ganzen Umfange nachzukommen. Gleich die erste Proposition vom 28. Januar sagte denn auch, wie wir hörten, in betreff des Regiments, es solle ein solches aufgerichtet werden, „wie in kaiserlicher Majestät Abwesenheit regiert werden soll". Das war nun etwas durchaus anderes, als das Regiment, das vormals auf der Bahn gewesen. Unter einem solchen Regiment hatte jedermann nur eine dauernde Vertretung der ständischen Interessen neben dem Kaiser oder vielmehr eine ständische Mitregierung verstehen können; jetzt erklärte derselbe, das zu bildende Regiment sollte ihn lediglich in seiner Abwesenheit vertreten. Die Stände waren in keiner Weise gemeint darauf einzugehen. Ihr Entwurf einer Regimentsordnung*) begann mit dem Ausdruck der Hoffnung, Majestät werde „gnädiglich beherzigen und betrachten die jetzigen schweren Läufe, auch die Notdurft des heiligen römischen Reiches und deutscher Nation und darum bei uns im Reiche bleiben", warum sie ihn nochmals zum höchsten bäten; er fuhr dann aber mit einer ziemlich unlogischen Wendung fort: auch wenn

---

*) Harpprecht, Staatsarchiv des Kammergerichts IV, 2, 83 ff.

der Kaiser im Reiche bleibe, glaubten sie doch, daß die von ihnen vorgeschlagene Regimentsordnung Kaiser wie Reich aus vielerlei Ursachen zu Ehre und Nutz gereichen werde. Das aus zwanzig Personen unter einem Präsidenten zu bildende Regiment sollte, gleichviel ob der Kaiser im Reich sei oder nicht, von ihm volle Gewalt haben, alle Reichsangelegenheiten zu besorgen und zu entscheiden, die auswärtigen ebensowohl als die inneren. In diesem mit voller Exekutive ausgestatteten Regiment sollten alle Stände des Reichs, sogar die von den Verhandlungen des Reichstags thatsächlich ausgeschlossenen Reichsstädte (mit zwei Stimmen) vertreten seien, der Kaiser aber nur insofern, als aus seinen österreichischen und burgundischen Erblanden die Stände je ein Mitglied wählten. Ob wenigstens der Präsident vom Kaiser zu bezeichnen sei, ließ der Entwurf unklar. Und ein solches rein ständisches Regiment sollte in seinen Entscheidungen, selbst wenn der Kaiser im Reich, nicht einmal an seine Zustimmung gebunden sein.

Daß Karl V. auf eine derartige Ordnung, welche für seine Regierung gar keinen Raum ließ, nicht eingehen könne, verstand sich von selbst. Wie er aber in seiner am 9. April übergebenen Antwort*) die Vorschläge der Stände behandelte, das hatte doch etwas Ueberraschendes. Zunächst, als verstehe sich das ganz von selbst und bedürfe gar keiner Motivierung, die entgegengesetzte Ansicht der Stände gar keiner Widerlegung, sagte er schlechthin: „damit zu der Zeit, so Ihre Majestät außerhalb Reichs sein würde, im heiligen Reich gut Regiment, Recht, Friede und Ordnung gehalten und daneben der Kaiserl. Majestät als des obersten weltlichen Hauptes, und der deutschen Nation Ehre und Hoheit beschirmt werde," so habe er beschlossen, „dies nachfolgende Regiment im Reich in Ihrer Majestät Abwesen jetzt hier aufzurichten." Es sollte nicht, wie die Stände vorgeschlagen, Reichsrat, sondern „Ihrer

*) Harpprecht a. a. O. S. 94 ff.

Majestät Regiment im heiligen Reich" heißen, nicht unter einem Präsidenten, sondern einem vom Kaiser ernannten Statthalter stehen. Von den zwanzig Mitgliedern des Regiments sechs „will Kaiserl. Majestät selbst setzen", und zwar so, daß diese sechs „allwegen da sein und bleiben sollen", während alle übrigen von den Ständen Gewählte vierteljährlich wechseln. In den wichtigsten Angelegenheiten soll das Regiment an die Zustimmung des Kaisers gebunden sein und was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, so, erklärt der Kaiser kurz und gut, „behält Kaiserliche Majestät ihr selbst sonderlich bevor, mit fremden Nationen zu handeln, desgleichen Bündnis und Einigung zu machen." Aber noch mehr. „Darzu," fuhr die Antwort fort, „behält Kaiserliche Majestät hierin bevor Ihrer Majestät als eines römischen Kaisers Hoheit und Obrigkeit, desgleichen die Regierung der Häuser Oesterreich und Burgund;" also auf die kaiserlichen Erblande sollte die Thätigkeit des Regiments sich nicht erstrecken und überhaupt die kaiserliche Hoheit und Obrigkeit durch dasselbe in keiner Weise geschmälert werden. Aber nicht allein die österreichischen und burgundischen Erblande wurden geradezu eximiert, sondern in charakteristisch verdeckter Weise auch das Herzogtum Württemberg. Denn bei der Aufzählung der Stände der sechs Kreise, die ein Mitglied in das Regiment deputieren sollten, war das von den Ständen, wie sich von selbst verstand, unter den Mitgliedern des dritten Kreises genannte Herzogtum Württemberg in der kaiserlichen Antwort gestrichen. In der von den Ständen vorgeschriebenen Eidesformel verpflichteten sich die Mitglieder des Regiments „der Kaiserlichen Majestät und dem heiligen römischen Reich getreu" zu sein; der Kaiser forderte, daß der Eid lediglich ihm Treue gelobe. Kurz, in allem und jedem war der ständischen Organisation eine kaiserliche, monarchische gegenübergestellt. Nicht das Reich, sondern der Kaiser sollte gebieten. Zuerst kam in allem der Kaiser, dann zuweilen das Reich.

Wenn man sich die damalige Zeitlage vergegenwärtigt, so muß man über die Zuversicht erstaunen, mit welcher der Kaiser seine Autorität den Ständen gegenüber festhielt. Die Verhandlungen mit England hatten dazu geführt, daß Tunstal eben in diesen Tagen von seinem Könige die Weisung erhielt, den kaiserlichen Hof zu verlassen*). Mit Frankreich war es allerdings noch nicht zum offenen Bruch gekommen. Am 22. März hatte Barroys von König Franz ein Schreiben empfangen, worin dieser erklärte, was Robert de la Mark und der Herzog von Geldern thäten, ginge ihn nichts an, er wolle das Bündnis mit Karl beobachten. Wenn aber der Prinz von Navarra sein Königreich zurückzuerobern versuchte, so würde er ihn in jeder Weise dabei unterstützen, weil er vertragsmäßig dazu verpflichtet sei. Die jetzt auf 200000 Dukaten angewachsene Schuld für Navarra müsse der Kaiser durchaus zahlen. Wenige Tage danach erhielten die Kurfürsten ein Schreiben des Königs Franz, welches in betreff Roberts, Gelderns und Navarras diese Erklärung wiederholte und daraus folgerte, der „erwählte römische König" habe nicht den mindesten Grund, sich über ihn zu beklagen; wenn deshalb etwas gegen ihn unternommen werden sollte, so würde hoffentlich das Reich, mit dem er durch die engsten Bande verknüpft sei, dem entgegentreten. In den ersten Tagen des April scheint Chièvres bei Barroys eine Beschwichtigung versucht zu haben, worauf der Gesandte indessen wenig einging. Aber acht Tage später erhielt Barroys von Chièvres eine wesentlich anders lautende Antwort. Alles, hieß es jetzt, was Robert, Geldern und Navarra thäten, wären so offenbare Beweise kriegerischer Absichten des Königs Franz, daß der Kaiser sich auf die Zahlung der 200000 Dukaten nicht einlassen könne, wenn derselbe ihm keine Sicherheit gebe, daß derartige Dinge nicht mehr vorkommen würden. Trotz alledem versuchte Chièvres noch einmal anzu-

*) Busch S. 92.

knüpfen. Ja sogar der kaiserliche Beichtvater erschien zweimal bei dem französischen Gesandten, um friedlichen Ausgleich zu suchen*).

Ueber das Verhalten zu Frankreich scheinen damals im kaiserlichen Rat entgegengesetzte Richtungen sich stark bekämpft zu haben. Leider höchst verstümmelte Berichte Spinelli's vom 11. und 12. April lassen gewisse rohe Umrisse der Parteigegensätze ahnen: Chièvres wie immer für möglichsten Ausgleich mit Frankreich, Gattinara einigermaßen davon abweichend, die Spanier, Alba und Fonseca vor allen, Chièvres scharf entgegengestellt und wütend darüber, daß Chièvres den Einfluß des Beichtvaters für sich aufbiete. So kam es, daß zu derselben Zeit, wo der Beichtvater bei Barroys sein Glück versuchte, der kaiserliche Gesandte König Franz ein Schreiben seines Herrn überreichte, welches eine ziemlich unverhüllte Kriegserklärung enthielt, wenn nicht etwa die Entgegnung des französischen Herrschers seinen Inhalt gänzlich entstellt. „Mein guter Sohn, der katholische König," schrieb König Franz am 14. April an Barroys, „hat mir gewisse Artikel übergeben lassen, welche eine Herausforderung enthalten." Dieselbe stütze sich darauf, daß Robert de la Mark, der Herzog von Geldern und der König von Navarra zum Kriege rüsteten, die einen offenbar von Frankreich mit Mannschaften und Geld unterstützt, die anderen so, daß an Frankreichs Einverständnis nicht zu zweifeln sei. Sobald einer von diesen den Krieg beginne, müsse er, der katholische König, das für einen Bruch der Verträge von seiten Frankreichs halten und als Angegriffener sich verteidigen. König Franz wiederholte, was er schon oft behauptet, daß er Robert und Geldern nicht nur in keiner Weise unterstützt, sondern Robert in jeder Weise abgemahnt, allen seinen Unterthanen verboten, demselben zuzuziehen u. s. w. Auch Navarra habe er seit vier Jahren vom Kriege zurückgehalten.

---

*) Corners Depeschen vom 30. März, 12. und 14. April (Sanuto 30, 93. 127 f. Monum. Habsb. p. 186).

Wenn dieser aber, da ihm das in Noyon Zugesagte hartnäckig vorenthalten werde, zu den Waffen greife, so handle er lediglich in seinem Recht, und König Franz werde, wenn derselbe seine Hilfe anrufe, sie ihm nicht versagen können. Seit Jahren habe er viele Herausforderungen und Verletzungen des katholischen Königs übersehen, da er wisse, daß ein Krieg unter ihnen die ganze Christenheit mit Zwietracht erfüllen werde; da aber sein Sohn so absolut vorgehe und ihm ohne jeden Grund einen Bruch der Verträge vorwerfe und den Krieg ankündige, so müsse er darin eine Herausforderung erblicken und sich zur Abwehr rüsten*).

Da die Dinge einmal auf diesen Punkt gekommen waren, konnte wohl selbst Chièvres höchstens hoffen, den Beginn des Kampfes noch etwas hinauszuschieben. Wo waren aber die Mittel, ihn zu führen? In Spanien hatte sich allerdings die Lage in den letzten Wochen ein wenig gebessert, aber doch keineswegs so, daß nicht jeden Tag eine abermalige Wendung zum Schlimmeren eintreten konnte. Und im besten Falle waren die spanischen Kassen auf lange noch leer. Venedig hatte freilich endlich die ersehnten 20000 Dukaten gezahlt; aber was hieß das? Man nahm seine Zuflucht zu umfassenden Güterverkäufen in Neapel**). Auch dadurch wurde doch die Hilfe des Reiches nicht entbehrlich. Wie schwer sie zu gewinnen sei, hatte man bereits erfahren. Denjenigen unter den Kurfürsten, welcher bei den Ständen sichtlich an Einfluß gewann, Joachim von Brandenburg, nennt Corner einen „ganzen Franzosen"; er kümmere sich gar nicht darum, daß der Kaiser wisse, daß er einen Gesandten bei König Franz habe***).

---

*) Le Glay 2, 468 ff.

**) Dedo übersendet der Signorie am 7. April aus Neapel ein Verzeichnis von verkauften Grafschaften, Baronien und Städten im Gesamtbetrage von 281000 Dukaten. Die Welser von Augsburg waren in hervorragender Weise an diesen Geschäften beteiligt.

***) Badoer schreibt allerdings am 1. April nach einer Mitteilung des Königs Franz an ihn, der brandenburgische Gesandte sei gekommen, um

In einem solchen Moment den Ständen in der wichtigsten inneren Frage so schroff entgegenzutreten, wie es durch die Erklärung vom 9. April über das Regiment geschah, das bewies in der That entweder große Verblendung oder unerschütterliche Festigkeit in dem Entschluß, die Grundlage kaiserlicher Autorität im Reich unter keinen Umständen preiszugeben. Und man wagte diesen Schritt in einem Augenblick, wo man wußte, daß Luther komme. Ob die Kaiserlichen das Erscheinen des gefährlichen Ketzers vor dem Reichstage jemals gewünscht, möchte ich bezweifeln*); jetzt erschraken sie jedenfalls sehr darüber. Glapion that noch im letzten Moment sein möglichstes, um ihn von Worms abzulenken. Aber er kam trotz der Verlockungen der Feinde, der Warnungen der Freunde.

„Ich hatte schon," schreibt Aleander am 16. April, „den Brief geschlossen, als ich soeben durch verschiedene Boten und den Lärm des laufenden Volks erfuhr, daß der große Häresiarch seinen Einzug hielt. Ich schickte einen meiner Diener, der mir berichtete, daß er bis zum Thor der Stadt von vielleicht hundert Reitern, ich glaube Sickingenschen, begleitet wurde; dann fuhr er auf einem Karren mit drei anderen in die Stadt, von etwa acht Reitern begleitet, und nahm seine Wohnung seinem Herzog gegenüber. Da er abstieg, umarmte ihn ein Priester, berührte ihm dreimal das Gewand und ging triumphierend davon, als wenn er eine Reliquie vom größten Heiligen der Welt berührt hätte; ich denke, sie werden bald sagen, er thue Wunder. Dieser Luther, da er vom Wagen stieg, richtete seine dämonischen Augen hierhin und dorthin und sprach: ‚Gott wird für mich sein.' Dann ging er in eine Stube, wo ihn viele Herren aufsuchten; mit etwa zehn oder zwölf aß er; nach dem Essen kam alle Welt, ihn zu sehen. Was wird nun

über eine Verständigung zwischen ihm und dem Kaiser zu handeln. Wenn aber Aleander richtig hörte (s. u.), so brachte der Gesandte noch ganz andere Aufträge.

*) Was Aleander (Brieger S. 101 f.) darüber sagt, beweist nichts.

der heilige Vater, ja die Welt von der Autorität des Kaisers sagen, von den Reden und Versprechungen, die man uns gegeben? Gott verzeihe dem, der ihn so lenkt, vielmehr zu Grunde richtet. Wenn Eure Herrlichkeit die Dinge sähen, wie sie sind, sie würde starr vor Staunen sein. Freilich ist der üble Ausgang nicht zu verwundern, da die Kaiserlichen es nicht verkehrter hätten anfangen können, während sie prahlten, Wunder zu thun; folgen sie nicht einer bösen Tücke, so möchte ich sie nicht nur für furchtsam, sondern für dumm halten. Schon triumphiert, gebietet, regiert der sächsische Herzog und thut gegen Gott und die Vernunft, was ihm gefällt, um so mehr, seit der brandenburgische Kurfürst dem Kaiser erklärt hat, er wolle seinen Aeltesten mit Madame Renée verheiraten; seitdem wird der Sachse hier noch mehr geschätzt als früher"*).

So war der Nuntius durch Luthers Erscheinen konsterniert. Seit er von dessen Reise wußte, befand er sich in größter Aufregung und entwarf seinem Herrn in Rom Schilderungen von der Gefahr der Lage, welche man kaum ohne Lächeln lesen kann. „Ich fürchte," schrieb er, „die Welt stürzt ins Chaos, so ist dieses ganze Deutschland verwandelt; da gibt es niemand, weder Prälaten noch Fürsten, der nicht entweder ganz gegen uns ist oder, wenn er für uns, d. h. für sich selbst ist, sich nicht zu äußern wagt, ein so träges Entsetzen hat alle ergriffen. Allein der Kaiser steht noch aufrecht. Seine ganze Umgebung verabsäumt die Pflicht, die einen aus diesem, die anderen aus jenem Grunde. Deshalb kommt der gute Wille des Kaisers nicht zur Ausführung, weil er es wegen seiner Jugend passend findet, sich dem Rat dessen anzuvertrauen, der ihn bisher geleitet hat; wenn er auch einmal befiehlt und sogar zornig seinen Willen ausspricht, daß etwas nach unserem Wunsche geschehe, so geschieht doch nichts." Das hatte der arme Aleander eben jetzt wieder erfahren. Er hatte

---

*) Brieger S. 143 f.

gemahnt, man solle dafür sorgen, daß das „Ungeheuer" auf seiner Reise in alle Orte so heimlich wie möglich komme: es wurde ihm unbedingt versprochen, aber nicht gehalten. Vielmehr erzählte ihm der Beichtvater, der Luther geleitende Herold schreibe dem Kaiser, alle Welt ziehe ihm engtegen, Knaben und Mädchen, Greise und Junge. Freilich war dieser Herold ein „frecher Narr, ein Erzfeind des Klerus". Er behauptete, von Luther unterwegs Wunder gesehen zu haben. Obwohl ihn alle als Lügner kennen, ruft Aleander, so ist doch die Schwärmerei aller dieser Menschen für Luther so toll, daß sie dem Teufel glauben würden. Jetzt wünschte er, daß wenigstens in Worms alle Vorkehrungen getroffen würden, um den Unfug möglichst einzuschränken. Er riet, daß Luthers Eintritt in die Stadt so heimlich als möglich geschehe und daß ihm ein Raum im kaiserlichen Palast angewiesen werde, wo kein Verdächtiger mit ihm reden könnte. Da die Kaiserlichen über die bevorstehende Ankunft Luthers in großer Sorge waren und Glapion zu Aleander schickten, um mit ihm zu beraten, was zu thun, glaubte er, mit dieser letzteren Forderung wenigstens durchzudringen. Der Beichtvater war denn auch ganz einverstanden. Sie gingen darauf zum Kaiser. Der versprach, so solle es geschehen. Aber den nächsten Tag erfuhr Aleander, daß ganz anders beschlossen war*).

In Wirklichkeit lagen die Sachen für ihn so günstig als möglich. Am 17. in aller Frühe konnte er mit Glapion die Instruktion feststellen für die Leitung des Verhörs. Im Palast, behauptet er zwar, sei noch alles schwankend gewesen; aber der Kaiser befahl nach seinem Wunsche: zwei Uhr Nachmittags sollten sich die Kurfürsten beim Kaiser versammeln, um vier die Fürsten und übrigen Stände kommen und dann Luther erscheinen. Aleander bestimmte die Fragen, welche der Offizial von Trier in des Kaisers Namen an Luther richten sollte. Er wählte die

---

*) Brieger S. 137 ff.

Bücher aus, schrieb die Titel der anderen auf, nach denen Luther gefragt werden sollte. Dieser Offizial war ein vortrefflicher Mann, orthodox, von größtem Eifer; er hatte die Verbrennung der Bücher Luthers in Trier so besorgt, daß nicht eines übrig blieb. Und dieser „wahrhaft einzige Mann" wohnte in demselben Hause mit Aleander, Wand an Wand.

So kam der Augenblick, in dem Luther vor Kaiser und Reich auf die Frage antworten mußte, ob er die Bücher da geschrieben, ob er die in ihnen enthaltenen Irrtümer widerrufen wolle. Vielleicht nie war in eines Menschen Seele größerer Mut, mächtigeres Gottvertrauen als in der dieses sächsischen Bauernsohns. Aber auch er war ein Mensch. Auch er empfand die ungeheure Bedeutung dieses Moments, wo gewissermaßen die Macht der Erde vor ihm stand. Er sprach „mit leiser Stimme, daß man ihn auch in der Nähe nicht wohl hören mochte, als ob er erschrocken und entsetzt wäre," schreiben die Frankfurter Gesandten*). Es war doch in der That überraschend, daß er auf die Frage, welche ihm vor Wochen, wenn auch nicht genau in der jetzigen Fassung, war angekündigt worden, sich Bedenkzeit erbat. Der Offizial hielt ihm das nachdrücklich genug vor. Aleander schreibt in seinem unmittelbar nach dem Verhör aufgesetzten Bericht: „Der Narr war lachend eingetreten und vor dem Kaiser neigte er fortwährend den Kopf hin und her, auf und nieder; als er fortging, schien er nicht so heiter. Auch viele von denen, welche ihn begünstigten, nachdem sie ihn gesehen, halten ihn für einen Narren, andere für besessen, viele andere für heilig und voll des heiligen Geistes. Aber unter allen Umständen hat er von seinem früheren Ruf viel eingebüßt." Der Kaiser, wollte er wissen, habe mit Kurfürst Friedrich sehr rauh geredet, ja sogar dieser habe erklärt, der Mönch sei zu weit gegangen.

---

*) Und die Straßburger: „Wir habent den Lutter nit wol mugen horen reden, dan er mit niderer stim geredet." Der Ausdruck der Frankfurter ist: „mit fast nidder gelassener stim."

Aleander war guter Dinge, fürchtete nur, daß Luther den anderen Tag unter dem Einfluß seiner Anhänger eine Antwort gebe, die zu längerer Verzögerung führe. Er werde suchen, dem vorzubeugen. Er erhielt die beste Gelegenheit dazu, da der Kaiser seinem Beichtvater und dem Offizial befahl, sich des anderen Morgens früh mit Aleander über alles zu bereden.

Jedermann weiß, was Luther am 18. erklärte. Aleanders Sorge war eitel gewesen. Diesen Mann konnte niemand bestimmen, von seiner Ueberzeugung auch nur eines Haares Breite abzuweichen. Er kannte kein Diplomatisieren, den Verhältnissen Rechnung tragen. „Heute," schreiben die Frankfurter, „hat der Luther mit tapferer und unerschrockener Stimme und Rede, anders als den ersten Abend, gesprochen." Zuerst latein, damit der Kaiser und dessen fremde Räte ihn verständen, dann deutsch. Da aber Karl, wie wir hörten, sich noch vor kurzem lateinische Gesandtschaftsberichte ins Französische übersetzen ließ, um sie besser lesen zu können, so ist nicht anzunehmen, daß er Luthers langen lateinischen Vortrag wirklich habe verstehen können. Und hätte er ihn verstanden, derselbe würde keinen Eindruck auf ihn gemacht haben. Hier begegneten sich zwei Welten, die kein Verständnis für einander haben konnten.

Den anderen Morgen ließ Karl die Kurfürsten und Fürsten zu sich berufen und fragte sie, was nun weiter in der Sache Luthers geschehen solle. Da sie Bedenkzeit forderten, sagte der Kaiser: „Wohl, zuerst will ich euch aber meine Meinung eröffnen." Darauf ließ er eine von ihm eigenhändig französisch geschriebene Erklärung in deutscher Uebersetzung vorlesen, das erste Schriftstück, von dem wir wissen, daß es das Erzeugnis seines eigenen Geistes war. Es lautete*):

„Ihr wißt alle, daß ich von den christlichsten Kaisern deutscher Nation und den katholischen Königen der Spanier,

*) Leider ist mir der französische Wortlaut nicht bekannt und die abweichenden lateinischen Uebersetzungen, welche wir haben, können nicht genau sein. Danach muß meine Wiedergabe beurteilt werden.

von den österreichischen Erzherzögen und burgundischen Herzögen stamme, welche alle bis zu ihrem Tode die treuesten Söhne der katholischen Kirche und die Verteidiger und Ausbreiter des katholischen Glaubens zur Ehre Gottes, zur Vermehrung des Glaubens und zum Heil ihrer Seelen gewesen sind. Da sie uns nach ihrem Tode durch die Natur und das Erbrecht diese heiligen katholischen Gebräuche hinterlassen haben, damit wir nach ihrem Beispiel in ihnen leben und sterben, so haben wir bis jetzt mit göttlichem Beistand gelebt, wie es einem wahren Kaiser geziemt. Wir haben es als Recht befunden, zu erhalten, was die genannten unsere Vorgänger sowohl auf dem Konstanzer als anderen Konzilien festgesetzt haben. Da es nun aber offenbar ist, daß ein einzelner Mönch, durch seine besondere Meinung betrogen, in die Irre geht, sich mit dem Glauben der ganzen Christenheit in Widerstreit setzt, sowohl derjenigen, welche vor tausend Jahren, als derjenigen, welche heute leben, und sich anmaßt, zu behaupten, alle Christen seien bis jetzt im Irrtum gewesen, so haben wir beschlossen, an diese Sache alle unsere Reiche und Lande, unsere Freunde, unser eigen Leib, Blut, Leben und Seele zu setzen. Denn eine große Schande wäre es wahrlich für uns und für euch, die ihr von der edeln und ausgezeichneten deutschen Nation abstammt, die wir alle durch ein besonderes Vorrecht zu Beschützern und Verteidigern des katholischen Glaubens eingesetzt sind, wenn zu dieser unserer Zeit nicht nur eine Ketzerei, sondern auch nur ein Verdacht der Ketzerei und Minderung der christlichen Religion durch unsere Nachlässigkeit entstände und das in dem Andenken der Menschen als eine ewige Schmach für uns und unsere Nachkommen lebte. Da wir die hartnäckige Antwort vernommen, welche Luther gestern in unserer aller Gegenwart gegeben hat, so erklären wir euch, daß es uns sehr leid ist, so lange das Einschreiten gegen genannten Luther und seine falsche Lehre verschoben zu haben, daß wir beschlossen haben, ihn unter keinen Umständen weiter zu hören. Sondern er soll nach dem

Inhalt seines freien Geleits, das wir halten wollen, zurückgeführt werden, verbieten aber, daß er predige und mit seiner sehr schlechten Lehre das Volk verführe und Aufruhr errege. Wir haben beschlossen, gegen ihn wie gegen einen wahren und überführten Ketzer zu verfahren, und ermahnen euch, daß ihr in dieser Sache wie gute Christen und so, wie ihr es versprochen habt, eure Meinung kundgebt."

Als die Stände diese Worte des Kaisers vernahmen, welche ihn mit einem sicherlich für alle höchst überraschenden Nachdruck als ihren Herrn ankündigten, „wurden viele," schreibt Aleander, „bleicher, als wenn sie gestorben wären. Die Erklärung des Kaisers wird lateinisch, italienisch, deutsch, spanisch, französisch und vlämisch gedruckt und über die ganze Christenheit verbreitet werden, damit sie den hohen und höchst religiösen Sinn Seiner Majestät in dieser so gefährlichen Sache sehen, zumal da der Kaiser diesen seinen Willen zu einer Zeit und unter Umständen kundgegeben hat, wo jedermann meinte, Seine Majestät müsse auf diese Fürsten mehr Rücksicht nehmen, um sie für seine Unternehmungen zu gewinnen. Aber unser Herrgott hat den guten Sinn dieses allerchristlichsten und wahrhaft katholischen Fürsten immer aufrecht erhalten. Wie er uns immer versprochen, er werde handeln, wie es seiner würdig, Gott und unserem Herrn angenehm sei, so hat er gethan und in solcher Weise, daß wir selbst mit etwas weniger zufrieden gewesen wären. Und wenn er etwas gezögert und Luther hat kommen lassen, so, sagt uns Seine Majestät, hat er das zum Besten der Sache gethan, damit dieses Volk sich nicht beklage, man habe Luther nicht gehört. Und in der That, wie die Dinge stehen, so ist es viel besser, daß es so gekommen ist, als wenn einfach die Mandate des Kaisers veröffentlicht worden wären" *).

Für den Kaiser war mit seiner Erklarung vom 19. die Sache Luthers entschieden. Wer alle Verhältnisse unbefangen

*) Brieger S. 153 f.

prüft, wird nicht in Abrede stellen können, daß auch in diesem Auftreten des einundzwanzigjährigen Monarchen etwas lag, das über die herkömmliche Art der Zeit weit emporragt. Wir wissen nicht, ob und mit wem er über diesen Schritt zu Rate ging. Doch läßt es sich kaum denken, daß er ihn that, ohne wenigstens mit Chièvres und Glapion gesprochen zu haben. Werden sie einverstanden damit gewesen sein, daß er so alle politischen Rücksichten und Rechnungen zur Seite warf, daß er so ganz undiplomatisch seines Herzens Meinung vor aller Welt bekannte, vor diesem deutschen Reich, das sich ihm schon so schwierig gezeigt? Ich denke, nein. Aleanders Worte verraten deutlich genug, was man vom Kaiser erwartete. Aber auch in diesem Kaiser war etwas Höheres als Weltklugheit, auch in ihm lebten Ueberzeugungen, welche sich den Umständen nicht beugten. Das zeigte er an diesem Tage, ich möchte sagen, mit einer gewissen jugendlichen Energie, von der wir bisher so gar nichts wahrgenommen haben. Er hatte sich der Welt als den katholischen Kaiser angekündigt.

Villalar und Worms.

Was nun ferner auf dem Wormser Reichstag geschah, war für Karl in gewissem Sinne weniger wichtig, als was sich zu der Zeit, da die Stände fruchtlose Versuche machten, Luther zu kluger Nachgiebigkeit zu bereden, in Spanien zutrug.

Wir haben früher gehört, wie Anfang Dezember die Wiedereinnahme von Tordesillas und der Abfall des Grafen Giron den Comuneros einen schweren Schlag versetzt, Adrian dann aber trotzdem dem Kaiser geschrieben hatte, wenn er nicht bald zurückkehre, werde alles verloren sein. Diese Prophezeiung schien in dem ersten Monate des Jahres 1521 in Erfüllung gehen zu sollen. Gleich am 4. Januar schrieb Adrian dem Kaiser aus Tordesillas: „Trotz der Einnahme dieses Platzes werden die Dinge in diesen Reichen jeden Tag schlimmer, und jetzt ist die Gefahr des Unterganges größer als bisher." Die Ursache lag hauptsächlich darin, daß die siegreichen Granden sich sofort untereinander entzweiten, ein jeder anderen Interessen nachging, ein jeder seinen Willen durchsetzen wollte und besonders der Admiral und der Connetable einander entgegenarbeiteten. Auf der anderen Seite waren die Städte durch den Verlust von Tordesillas zu neuer Thätigkeit angefeuert worden. Ende Dezember erschien Juan de Padilla mit beträchtlichen Streitkräften in Valladolid, welches jetzt die Residenz

der Junta war, von dem jubelnden Volke empfangen, „als wenn Gott vom Himmel käme“. Sofort wurden alle Städte gemahnt, das Bundesheer zu verstärken. Im Norden erklärte sich der mächtige Graf von Salvatierra für die Comuneros, eine ganz besondere Thätigkeit entfaltete für dieselbe jetzt aber der Bischof von Zamora.

Eine echt spanische Gestalt: listig und kühn, kluger Rechner und leidenschaftlicher Wager, voll unermeßlichen Ehrgeizes und rastloser Thätigkeit, Diplomat, Kriegsmann, Bischof, Demagoge. Früher in diplomatischen Geschäften verwendet, hatte er von Julius II. das Bistum Zamora zum Lohn erhalten, von Karl finden wir ihn bei der Ausrüstung des Geschwaders für Moncada beschäftigt. Ob er gegen seinen König wie so viele Prälaten Beschwerden hatte, wissen wir nicht. Aber frühzeitig erblicken wir diesen Antonio de Acuña in dem Strudel der Revolution. Vielleicht genügte ihm der Umstand, daß in seiner Residenz der Graf Albadeliste sehr eifrig für den König Partei nahm, um sich auf die entgegengesetzte Seite zu werfen, zu der ihn freilich sein stürmisches Wesen hinziehen mußte. Schon Anfang September hörten wir aus dem Munde eines Venezianers, niemand sei geeigneter, aus Spanien eine neue Welt zu machen, als der Bischof von Zamora, welcher den Comuneros große Summen und ein stattliches Heer verspreche, wenn sie ihn an ihre Spitze stellen wollten. Da man darauf nicht einging, trieb er es auf eigene Hand. An der Spitze von dreihundert Klerikern zog er aus. Sein Heer schwoll rasch an, da er überall reichliche Beute auszuspüren wußte, die reichste in den Kirchen und Klöstern, um sich dann vielleicht im nächsten Orte mit brennenden Lichtern und frommen Gesängen als Diener derselben heiligen katholischen Kirche empfangen zu lassen, welche er eben beraubt hatte. Da ja überhaupt der Klerus in dieser wie fast in jeder spanischen Revolution eine bedeutende Rolle spielte, vor allen die Franziskaner und Dominikaner mit ihren Predigten das Feuer anbliesen und erhielten, so nahm das

gläubige Volk an der Kriegführung des Bischofs keinen besonderen Anstoß.

Um so ärgerlicher fand es Karl und ließ alsbald durch Manuel beim Papste über das gottlose Treiben des Bischofs Beschwerde erheben. Schon früher hatte er Leo in diese spanischen Dinge hineinzuziehen gesucht, indem er darauf hinweisen ließ, daß die Rebellen einen Kardinal der römischen Kirche in Valladolid gefangen hielten. Wirklich ging der Papst auf den Wunsch des Kaisers ein. Er ließ zwei Breven ausfertigen, welche über Valladolid das Interdikt verhängten, wenn man Adrian nicht frei ziehen ließe. Leider konnte sie Manuel seinem Herrn erst am 20. November senden, da man in Rom bereits wußte, daß Adrian sich aus Valladolid gerettet hatte*). Um so größere Verdienste mochte sich der Papst um den Kaiser und um die Kirche durch ein energisches Auftreten gegen Acuña erwerben. Durfte der heilige Vater dulden, daß dieser frevelhafte Bischof mit Kirchenraub und Aufruhr die spanische Kirche verwüstete? Gewiß nicht. Schon am 11. Dezember konnte denn auch Manuel melden, der Kardinal Santi Quattro habe ihm gesagt, er werde alsbald das vom Kaiser gewünschte Breve gegen den Bischof von Zamora ausfertigen lassen. Und wirklich, zwei Tage danach hatte Manuel das gewünschte Aktenstück, wie man versicherte, durchaus genügenden Inhalts, um die Bischöfe von Palencia, Salamanca, Astorga, Leon und Burgos als Richter über Acuña einzusetzen. Manuel fand die Sache wichtig genug, um das Breve durch eigenen Kurier an den Kaiser befördern zu lassen**).

Wir erfahren aber nicht, daß dieses Breve irgend eine Wirkung hervorgebracht habe. Im Gegenteil, erst im Januar 1521 erhebt sich der Bischof zu seiner ganzen Furchtbarkeit: alle aus Spanien an den Kaiser ergehenden Berichte sind seiner

*) In dem kurzen Auszuge, welchen Bergenroth von dieser in mancher Hinsicht interessanten Depesche gibt, fehlen die betreffenden Sätze.

**) Depesche Manuels vom 14. Dezember. Fehlt bei Bergenroth.

Unthaten voll. In Rom selbst scheint man gar nicht erwartet zu haben, daß jenes Breve Acuña berühren würde. Denn die Verhandlungen Manuels mit dem Papste über ihn gehen fort, als wäre es gar nicht erlassen. Am 31. Dezember meldete Manuel, der Papst verspreche, den Bischof von Zamora, „der ein anderer Luther ist", seines Bistums zu entsetzen, füge aber hinzu, seiner Meinung nach werde eine Aussöhnung vorzuziehen sein. Manuel erwiderte, diesem Bischof könne der Kaiser nie verzeihen. Adrian dachte anders. Am 4. Januar schrieb er dem Kaiser, nachdem er von den bösen Thaten und Predigten des Bischofs gemeldet, er wisse von Freunden desselben, daß er in den Dienst Seiner Majestät zurückkehren werde, wenn er durch ein kaiserliches Schreiben die Zusicherung der Verzeihung erhielte. Adrian bemerkte, wenn das geschähe, würden die Streitkräfte der Feinde gewaltig zusammenschmelzen*). Aber Manuel kannte den Kaiser besser. Er drang immer von neuem in den Papst, daß er gegen den „anderen Luther" Ernst mache. Offenbar gab es indessen jetzt in dieser Beziehung an der Kurie eigentümliche Schwierigkeiten. Denn Anfang Februar hören wir von einer Unterredung Manuels mit dem heiligen Vater, welche wir zuerst nicht recht verstehen. Der Papst verspricht jetzt, den Bischof abzusetzen, wenn die Anklagen gegen ihn wohlbegründet wären. Wohlbegründet? Ende Dezember hatte der Papst kurzweg diesen „anderen Luther" abzusetzen versprochen und jetzt, nach sechs Wochen, fand er nötig, zu untersuchen, ob die gegen den Bischof erhobenen Anklagen wohlbegründet wären? Gegen einen Bischof, der am hellen Tage Kirchen und Klöster ihrer heiligen Gerätschaften von Gold, Silber und Edelsteinen beraubte, worüber der dem katholischen Könige freundlich gesinnte Nuntius in Spanien sicherlich längst die eingehendsten Berichte nach Rom erstattet hatte? Der Kaiser mußte wohl schon erfahren haben, daß da irgend etwas im Wege stehe;

*) C. v. Höfler, Zur Kritik und Quellenkunde 3, 28.

sonst würde er wohl Manuel nicht ermächtigt haben, das Bistum Zamora dem Kardinal de' Medici anzubieten. Aber „Seine Heiligkeit dankte ihm für seinen guten Willen, meinte jedoch, es werde besser sein, für den Kardinal in anderer Weise zu sorgen"*). Erst Ende Dezember hatte Manuel, wie wir hörten, dem mächtigen Kardinal das Bistum Jaen mit achttausend Dukaten Einkünften in des Kaisers Auftrag versprochen und mehr für ihn zu thun verheißen. Danach hatte man Acuña einen „anderen Luther" genannt und ihn ohne weiteres zu entsetzen zugesagt. Aber schon am 28. Januar hatte Manuel dem Kaiser geraten, Kardinal Medici eine „gute Pension" vom Erzbistum Toledo anzutragen; daraus ließ sich ja freilich eine hübsche Summe herausschneiden. Sogar der alte Praktikus Manuel findet gelegentlich die Begehrlichkeit der frommen Herren in Rom gar zu stark: sie möchten, ruft er am 13. Februar, von ihm mehr Pfründen haben, als es in der ganzen Welt gebe.

Wie sich aber auch Manuel abmühte, was er versprach, er konnte gegen Acuña nichts durchsetzen. Am 12. März hatte er darüber wieder eine Unterhaltung mit dem Papste. „Ich fand ihn darin gut," schreibt er dem Kaiser, „und ich glaube, ich werde ein Breve erlangen, welches den Kardinal von Tortosa und den Nuntius beauftragt, über die Thaten des Bischofs Zeugen zu vernehmen; denn ohne das kann er nicht abgesetzt werden, wenn auch alle seine Verbrechen kennen; und bis jetzt habe ich keine Augenzeugen auftreiben können." Der Kaiser aber müsse Geld schicken, „denn ohne das thun sie hier nicht das mindeste"**). Am 16. März schreibt Manuel wieder, wie sehr gewissenhaft es der Papst mit der Untersuchung gegen Zamora halte; der Prozeß werde aber auch dilatorisch (con dilacion) behandelt, weil er kein Geld habe, um die Beamten zu bezahlen.

---

*) Manuels Depesche vom 6. Februar. Bergenroth 2, 337.

**) Que sin esto no hacen aqui cosa del mundo. Depesche Manuels vom 12. März. Fehlt bei Bergenroth ebenso wie die vom 16. März.

Wenn wir auch keinerlei direktes Zeugnis darüber besitzen, so können wir doch nicht zweifeln, daß Acuña längst seinerseits mit Rom Beziehungen angeknüpft hatte. Der Mann, welcher einst als Gesandter König Philipps am Hofe Julius' II. gelebt hatte, wußte natürlich die Wege dahin zu finden; ihm, dem die Kirchenschätze Castiliens zur Verfügung standen, konnte es auch an dem nötigen Gelde nicht fehlen. Aber er setzte für sich noch etwas anderes in Bewegung, den französischen Einfluß. König Franz war sicherlich mit dem in allen Sätteln gerechten Prälaten längst in Verbindung getreten, der ja mehr und mehr das eigentliche Haupt der spanischen Revolution wurde. Nun aber hatte sich durch den Tod Croy's die Aussicht eröffnet, diesen gefährlichsten Feind des Kaisers auf den Stuhl von Toledo zu erheben! Gelang das, so war die Macht des katholischen Königs über Spanien auch dann noch in der wirksamsten Weise unterbunden, wenn selbst die Comuneros sich nicht behaupten könnten.

Aber eben jetzt kamen ja aus Spanien die erfreulichsten Nachrichten. Lange war im Felde nichts geschehen. Man begnügte sich damit, die Gebiete der Gegner zu brandschatzen. Da gelang Padilla am 23. Februar ein wichtiger Streich: den Grafen Haro wie den Admiral täuschend warf er sich auf das feste Torre de Lobaton, nahm dasselbe, nahm noch einige andere Plätze und machte dadurch Valladolid zum unbestrittenen Herrn eines ausgedehnten Gebietes. Dieser Verlust brachte über die königliche Partei vollständige Demoralisation. War die in ihr herrschende Uneinigkeit die hauptsächliche Ursache der erlittenen Niederlage, so wurde sie infolge derselben nur noch schlimmer. „Unter den Granden hier," schreibt Adrian am 12. März, „giebt es so viele Feindschaften, daß der Eine gern ein Auge verlieren würde, wenn es nur dem Anderen ebenso ginge." Die Niedergeschlagenheit der königlichen Partei wurde durch einen Erfolg des Grafen von Salvatierra im Norden noch vermehrt.

Jetzt glaubte Acuña, den der Erzbischof von Granada dem Kaiser als „die Wurzel aller Verrätereien" bezeichnete, den

ersten Stuhl der spanischen Kirche ins Auge fassen zu können. Er begann seine Thätigkeit in Alcala so, daß Adrian fürchtete, nichts gegen ihn ausrichten zu können. Allerdings erlitt dann der Bischof eine Schlappe; statt aber dadurch geschwächt zu werden, warf er sich auf Toledo, um das Kapitel für seine Wahl zu gewinnen. Er habe sich mit Padilla, hieß es, so auseinandergesetzt, daß dieser Großmeister von Santiago, er Erzbischof von Toledo werde.

Es liegt auf der Hand, was es für die französische Politik bedeutet haben würde, wenn sie die Wahl Acuña's und die Zustimmung des Papstes hätte erreichen können. Wie lange die Verhandlungen darüber in Rom schwebten, weiß ich nicht, da mir aus der Korrespondenz des Grafen Carpi mit König Franz nur einige Bruchstücke bekannt geworden sind. Diese liefern aber den Beweis, daß Frankreich die Erhebung Acuña's auf den Stuhl von Toledo bei der Kurie eifrig betrieb. Carpi schreibt dem König am 2. Mai: „Darauf trug ich dem heiligen Vater vor, was mir Ew. Majestät in betreff der Uebertragung des Erzbistums Toledo auf den Bischof von Zamora anbefohlen hat. Seine Heiligkeit hat mir geantwortet, wenn die Dinge zur Ausführung kämen (das sollte heißen, wenn er sich mit Frankreich gegen den Kaiser verbände), so werde er helfen, Spanien auf alle mögliche Weise in Unruhe und Wirrwarr zu erhalten. Durch die vakanten Kirchen könne er viel dafür thun. Aber man müsse wohl bedenken, daß, wenn der Bischof von Zamora Toledo bekäme, dann die Gefahr drohe, daß dieser mit dem katholischen Könige seinen Frieden mache. Deshalb sei es vielleicht klüger, die Einkünfte von Toledo unter mehrere Personen zu teilen"*). An sich also trug Seine Heiligkeit kein Bedenken, den „anderen Luther" zum Primas von Spanien zu machen**).

*) Bericht Carpi's vom 2. Mai 1521. Pariser Nationalbibliothek Ancien Fonds 3092 fol. 8 ff.

**) Konst. v. Höfler hätte in seiner sachlich wenig bedeutenden Schrift: D. Antonio de Acuña genannt der Luther Spaniens. Wien 1882, die ver-

Das unglückliche Land war indessen die Beute namenloser Verwirrung. Alle Leidenschaften tobten durcheinander, da die vollständige Anarchie alle Schranken niedergerissen hatte. Die Gesellschaft löste sich mehr und mehr in ihre Elemente auf, die in greulichem Wirbel durch und gegeneinander fuhren. Wie die Granden untereinander haderten, rissen die Reihen der Comuneros auseinander. Die verschiedenen Schichten der städtischen Bevölkerung erhoben die Arme zum selbstmörderischen Kampfe, während auf dem Lande die Bauern mehr und mehr von der Bewegung ergriffen wurden. Zwar tobte der Bürgerkrieg, von Valencia abgesehen, am zerstörendsten in dem eigentlichen Castilien. Aber auch in Andalusien und in den baskischen Provinzen zitterte der Boden. Auch da gab es Aufstände, Kämpfe der einen Stadt gegen die andere, Siege und Niederlagen der Königlichen. Und nun gar Valencia! Im Herbst war vorübergehend durch die Ankunft eines königlichen Kommissärs eine gewisse Beruhigung eingetreten. Aber im Februar erfolgte ein neuer Ausbruch, der bald das blühende Königreich verheerend packte. Wie in Castilien, fuhren auch hier die ursprünglich verbrüderten bürgerlichen Elemente mehr und mehr auseinander, und während die Germania den Vicekönig und den Adel aufs Haupt schlug, befehdeten sich in der Hauptstadt selbst Gemäßigte und Radikale mit steigender Wut. Und da die letzteren die Oberhand gewannen, schickten sie sich an, den Adel mit der Wurzel auszurotten und die ihm unterthänigen Mauren mit Gewalt zum Christentum zu bekehren. Von Valencia griff der Brand nach den südlichen Landschaften Aragons und nach Mallorca über; sogar in Zaragoza drohte die Masse den Spuren der Germania zu folgen. Auch hier, in Valencia, finden wir oft genug Mönche an der Spitze wütender Volkshaufen.

So drohte in grausem Chaos zu versinken, was Isabella und Ferdinand an Ordnung und Civilisation geschaffen hatten.

---

meintliche Aehnlichkeit Acuñas mit Luther vielleicht etwas weniger eifrig betont, wenn er von diesem Spiel in Rom gewußt hätte.

Gegenüber dieser furchtbaren Zerrüttung, der sich gar kein Ende absehen ließ, behauptete die Regierung Karls eine charakteristische Gemütsruhe. Wir haben ja allerdings gesehen, wie sie wirklich zu helfen außer stande war, wie weder der Kaiser nach Spanien eilen, noch auch nur Geld oder Truppen senden konnte. Aber das ist doch überraschend, wie völlig ablehnend er sich gegen alle Ratschläge seiner Stellvertreter verhielt, welche auf irgend welche Nachgiebigkeit oder nur Versöhnlichkeit gerichtet waren. Den Regenten, hörten wir früher, hatte er die Befugnis, Amnestie zu erteilen, wieder entzogen. Adrian setzte ihm auf das dringlichste auseinander, wie verderblich diese Maßregel gewirkt habe. Aber statt davon irgend welche Notiz zu nehmen, verwarf er die Bedingungen, unter denen der Connetable seinen Frieden mit Burgos gemacht hatte. Die Folge war ein neuer Aufstand der Hauptstadt Altcastiliens. Auch das machte in Worms keinen Eindruck. Von der königlichen Autorität, oder vielmehr von der Möglichkeit, diesen Aufstand zu einer schrankenlosen Ausdehnung der monarchischen Gewalt zu benützen, sollte nicht das mindeste geopfert werden. Mit fatalistischer Ruhe ließ man die Revolution toben, schien sich gelegentlich gar nicht um sie zu kümmern. „Wir sind hier alle erstaunt," schreibt Adrian dem Kaiser am 4. Januar, „wie wenig Eure Hoheit uns schreiben läßt. Es ist sicher ein sehr großer Uebelstand, daß Eure Majestät auf alles, was ich mit so vielen Posten gemeldet habe, auf so viele dringende Fragen keine Antwort giebt. Die Leute, welche mich bestürmen und denen ich immer wieder sagen muß, daß ich keine Briefe von Eurer Hoheit habe, können eine so große Säumnis gar nicht glauben. Der letzte Brief, den ich erhalten, ist vom 7. November." Wenn das wirklich kaum zu glauben ist, so muß man über etwas anderes ebenso staunen. Die einzige Hilfe war den spanischen Regenten von Portugal gekommen. König Manuel hatte ihnen 50 000 Dukaten, dann einige hundert Zentner Pulver geschickt, war ihnen sonst in

jeder Weise eine wertvolle Stütze gewesen. Auch das wurde lange am kaiserlichen Hofe ignoriert. Adrian und die anderen Regenten mußten dringend mahnen, den über solchen Undank natürlich ungehaltenen Hof von Lissabon zu begütigen.

Aber so waren eben die Dinge beschaffen: so wenig man von Spanien aus Deutschland oder Neapel regieren konnte, so wenig reichte auch die größte Kraft aus, um von Deutschland her Spanien zu lenken. In Worms drückten so viele und mannigfache Geschäfte auf den Kaiser und seine Räte mit unmittelbar fühlbarem Gewicht, daß das ferne Spanien ganz unvermeidlich mehr und mehr aus dem Gesichtskreise schwand. Da man außerdem wirklich zu helfen außer stande war, ließ man die Dinge in Gottes Namen gehen, wie sie mochten, nur in dem einen unerschütterlich, daß von der königlichen Machtvollkommenheit nicht das geringste geopfert werden dürfe. Und diese autokratische Passivität sollte einen unverdienten Erfolg haben.

Revolutionäre Bewegungen erliegen immer, wenn nicht große Persönlichkeiten ihre Leitung übernehmen, dem Verhängnis, sich in eigner Zerrüttung zu erschöpfen. Solche hervorragende Führer entdecken wir weder bei den Comuneros Castiliens, noch bei der Germania Valencia's. Diejenigen, welche in Castilien nacheinander an die Spitze treten, sind entweder wie Padilla unfähige Enthusiasten, oder wie Giron und Acuña ehrgeizige Egoisten, denen die Bewegung gleichgültig ist, welche sie lediglich für ihre persönlichen Zwecke ausbeuten. Das so wesentlich sich selbst überlassene Volk wühlt sich da immer tiefer in turbulentes Wesen. Es verliert den Glauben an die Leitung, an die heilige Junta und greift unmittelbar in die Regierung ein. Es erzwingt im Januar gegen den Willen der Junta die abermalige Uebertragung des Kommandos auf Padilla, der sich bis dahin doch eigentlich nur das Verdienst erworben hat, bei dem Verluste von Tordesillas unbeteiligt geblieben zu sein. Von da an neigt der Präsident der Junta,

Pedro Laso, zur königlichen Seite und die ganze, seit dem Falle von Tordesillas in Valladolid residierende Junta folgt allmählich dem Beispiel ihres Präsidenten. Um so verdächtiger wird sie der Masse. „Wir sind hier," schreibt am 21. Februar ein Vertreter Toledo's in der Junta aus Valladolid an seinen Sohn, „wir sind hier sehr übel daran und wissen nicht, was wir thun sollen. Wir gingen gern ein jeder nach Hause, wenn wir nicht fürchten müßten, dadurch das Land vollends zu Grunde zu richten, und wenn man uns aus der Stadt ließe. Jeden Tag droht man, die Mitglieder der Junta totzuschlagen. Ich schwöre dir bei Gott, daß ich lieber einer der in Tordesillas gefangensitzenden Abgeordneten wäre*), als hier in fortwährender Todesangst zu leben. Die Guten auf beiden Seiten sehnen sich gleichmäßig nach friedlicher Verständigung, da sie den Ruin des Landes voraussehen, aber das gemeine Volk trägt den Kopf hoch und wünscht, da es arm ist, nichts anderes als rauben und plündern**)."

Man weiß, wie es unter solchen Verhältnissen geht: diejenigen, welche bis eben zusammen gingen, bekämpfen sich, da sie miteinander gebrochen, mit grimmigem Haß. Laso, der Präsident der Junta, wurde der eifrigste Arbeiter für den Ruin seiner alten Genossen. Das Chaos war Herr im Lager der Comuneros. Padilla besaß nicht die Kraft, die auseinanderfahrenden Elemente fest zusammenzufassen; er steigerte vielmehr die Verwirrung, indem er an der Spitze eines den Granden weit überlegenen Heeres den Sieg von Torre de Lobaton völlig unbenützt ließ. Da nun endlich die Granden durch die empfindlichen Verluste, welche die Fortdauer der Empörung ihrer Habe bereitete (einer von ihnen wollte 30 000 Stück Vieh verloren haben), getrieben wurden, ihre Kräfte zusammenzunehmen, der Connetable mit seinem Haufen von Burgos

*) Einige Mitglieder der Junta waren bei der Einnahme von Tordesillas in Gefangenschaft geraten.

**) Lafuente 11, 189.

heranzog, um dem Admiral die Hand zu reichen, so nahte die Katastrophe. Padilla mahnte, als er das wahrnahm, die Städte zu spät, sein in der langen Unthätigkeit und dem Raubleben demoralisiertes Heer zu verstärken. Einer seiner Hauptleute ging schon am 9. April mit achtzig Lanzen zum Feinde über. Einige Städte unterwarfen sich. Aber noch immer fühlte sich das königliche Lager schwach. Eben erst hatte Adrian dem Kaiser geschrieben, wenn er bis zum Mai nicht käme, wären die Granden entschlossen, sich mit den Comuneros zu verständigen, um ihren Besitz zu retten*). Die schon im Februar begonnenen Verhandlungen mit der Junta wurden am 15. April noch einmal, wenn auch vergeblich aufgenommen. Man fürchtete Tordesillas nicht halten zu können. Aber nun kam der Connetable heran. Nur mit dreitausend Mann. Aber Padilla trat ihm nicht in den Weg. Vielmehr zog er nach Süden ab, um da Verstärkungen zu gewinnen, vielleicht sich mit dem Bischof von Zamora zu vereinigen, dessen Streitkräfte in dem fernen Toledo der gemeinsamen Sache in diesem kritischen Moment nichts nützen konnten. Indem Padilla durch diese rückgängige Bewegung den Granden die Möglichkeit bot, ihre Haufen zu vereinigen, nahm er seinem eignen Volk den letzten Mut. So auf dem Rückzuge wurde er am 23. April auf dem Felde von Villalar von dem verfolgenden Feinde erreicht. Derselbe war ihm an Reiterei weit überlegen. Das Fußvolk beider Teile hatte etwa die gleiche Stärke. Aber die Knechte Padilla's wandten sich nach den ersten Kanonenschüssen zur Flucht. Da stürzt sich Padilla mit seiner schwachen Reiterei zum Verzweiflungskampfe auf die Granden. In kurzem ist er ihr Gefangener. Den anderen Tag besteigt er mit einigen Hauptleuten das Blutgerüst. Dieser eine Schlag genügt, die innerlich längst zerrüttete Partei der Comuneros zu Boden

*) Adrian an den Kaiser, Tordesillas den 3. April. Höfler, Zur Kritik 3, 93.

zu werfen. Schon am 27. April halten die Vicekönige ihren Einzug in Valladolid. Eine Stadt nach der anderen kapituliert. Nur Toledo wird von Padilla's tapferem Weibe bis Ende Oktober verteidigt, während sich Acuña aus der gefährdeten Stadt zeitig durch die Flucht gerettet hat. Ehe er aber Frankreich erreicht, wird er erkannt und ergriffen.

Was würde es bedeutet haben, wenn die Siegesbotschaft von Villalar den Kaiser zeitig in Worms erreicht hätte! Aber ein eigentümliches Verhängnis ließ ihn lange in Unkenntnis von dem unermeßlich wichtigen Ereignis. Am 5. Mai trafen allerdings Briefe aus Spanien vom 20. und 23. April in Worms ein; sie meldeten aber lediglich von der Vereinigung des Connetable und Admirals und ihrem Vorrücken gegen Padilla. Und nun trat eine vollständige Unterbrechung des Verkehrs mit Spanien ein, weil alle Kuriere in Frankreich festgehalten wurden *). Vorher aber war eine andere Mitteilung aus Spanien eingetroffen. Am 12. April hatten Adrian, der Admiral und sämtliche in Tordesillas versammelten Granden ein Schreiben an den Kaiser unterzeichnet, worin sie ihn auf das dringendste beschworen, der verabscheuungswürdigen Ketzerei Luthers ein Ende zu machen und diesen verworfenen Häresiarchen zu züchtigen, wie er es verdiene. Das sei nicht nur die Pflicht des Kaisers gegen Gott, gegen den heiligen katholischen Glauben und gegen seine Vorfahren, sondern auch ein Gebot der Selbsterhaltung. Denn nicht zufrieden damit, Deutschland verkehrt und betrogen zu haben, habe dieser Mensch mit seiner teuflischen List durch Uebersetzung seiner abscheulichen Lügen ins Spanische angefangen, seine Ketzereien und Blasphemien in dieser katholischen Nation ausbreiten zu lassen, was um so gefährlicher sei, da einige Städte dieser Reiche in

*) Depeschen Contarini's vom 6., 14. und 22. Mai.

arger Verwirrung lebten. Aus kleinen Funken könne da leicht ein so großer Brand entstehen, daß man seiner nicht leicht Herr werde. Am folgenden Tage erließen die Mitglieder des königlichen Rates eine ähnliche Bittschrift an ihren Herrn, worin sie ihn besonders darauf hinwiesen, was er als katholischer König von Spanien, als Enkel jener großen Herrscher zu thun verpflichtet sei, welche vom Beginn ihrer glorreichen Regierung an es für ihre erste Sorge gehalten hätten, jede Art der Ketzerei auszurotten*). Alle diese Schriftstücke wurden dem Herzog von Alba zugeschickt, welcher sie dem Kaiser überreichen und nach Kräften unterstützen sollte, jenem Herzog, von dem Aleander schon im Dezember geschrieben hatte, er wie alle Spanier zerreiße sich vor Eifer für die Kirche die Kleider.

Daß der Kaiser dieser Aufforderung nicht bedurfte, um gegen Luther zu handeln, wie es die spanischen Großen wünschten, haben wir gesehen; aber natürlich mußten derartige Erklärungen den in seiner Umgebung etwa noch laut werdenden Mahnungen zur Vorsicht ein mächtiges Gegengewicht halten. Schon ehe sie jedoch vermutlich in Worms eintrafen, hatte der Kaiser zunächst, von Luther darin aufs wirksamste unterstützt, seinen Willen durchgesetzt. Er hatte allerdings den Ständen die Konzession gemacht, daß sie noch einmal in privaten Besprechungen versuchen dürften, Luther zur Zurücknahme seiner ärgerlichsten Sätze, namentlich seiner anstößigen Behauptungen über die Konzilien, zu bestimmen, aber aufs bestimmteste erklärt, daß weder er noch einer der Seinigen an derartigen Verhandlungen teilnehmen werde, da er seinen Entschluß unwiderruflich gefaßt habe. Nun fanden am 24. und 25. April mannigfache Unterredungen mit Luther statt, aber allen Ermahnungen, Bitten, Verheißungen blieb er durchaus unzugänglich**). Es war für den Kaiser eine große Genugthuung, als er am 25. vom Kur-

*) Bergenroth, Suppl. p. 376 ff.

**) S. die zum Teil sehr merkwürdigen Mitteilungen Aleanders darüber in seinem Briefe vom 27. April. Brieger S. 157 ff.

fürsten von Trier, welcher sich an jenen Bemühungen bei Luther besonders eifrig beteiligt hatte, die Meldung erhielt, daß alles vergeblich gewesen sei. Sofort berief er seine Räte und Sekretäre und ließ Luther ankündigen, daß er am andern Morgen abzureisen habe; für zwanzig Tage sollte ihn noch das freie Geleit sichern. Daß dann gegen den Ketzer eingeschritten werde, wie es der Kaiser wünschte, konnten die Stände ihm nach dem Verlauf der Wormser Verhandlungen wohl kaum weigern.

Aber zunächst drängten andere wichtige Sachen zur Erledigung. Bis Ende April war nach dem Bericht der Frankfurter Gesandten weder über das Regiment, noch über das Kammergericht, noch über den Romzug, noch über irgend eine andere Vorlage eine Einigung erzielt worden. Nachdem aber der schwere Luthersche Handel einstweilen zur Seite geschoben, konnte man diesen Angelegenheiten seine ganze Aufmerksamkeit widmen. In den nächsten vierzehn Tagen gelang es denn in der That sich leidlich zu verständigen. Vor allem handelte es sich um das Regiment. Wir haben oben (S. 447) gesehen, wie schroff die kaiserliche Erklärung vom 9. April allen wesentlichen Punkten des ständischen Entwurfs gegenüber getreten war. Natürlich hatte man die Ansprüche nicht in der Meinung so überaus hoch gespannt, in allen Stücken ohne Ausnahme seinen Willen durchsetzen zu können; die Absicht war vielmehr ohne Zweifel die gewesen, die Stände zur Nachgiebigkeit in allen Hauptpunkten dadurch zu bestimmen, daß man in der Lage war, ihnen eine Reihe weniger wichtiger Dinge zu opfern. Zunächst hielten die Stände mit Hinweis auf das unter Maximilian Geschehene fast alle ihre Vorschläge mit bemerkenswertem Nachdruck fest. Auch in der Kardinalfrage, ob das Regiment auch während der Anwesenheit des Kaisers im Reich funktionieren solle, nahmen sie die Miene an, als ob das namentlich in des Kaisers eigenem Interesse durchaus wünschenswert sei, um dann aber mit einer überraschenden Einlenkung

hinzuzufügen: „zum allerwenigsten so lang, bis Kaiserliche Majestät einen Reichstag würde fürnehmen“, wo er dann mit Fürsten und Ständen darüber Anordnung treffen könnte. Der Kaiser ließ kurz erwidern, die Hinweisung der Stände darauf, daß das von ihnen gewünschte Regiment so unter Kaiser Maximilian bestanden, könne er nicht gelten lassen, weil Maximilian dasselbe überhaupt nicht in Wirksamkeit habe treten lassen; er könne eine solche Ordnung nicht zulassen, weil sie nicht bestehen könne und ihm bei fremden Nationen Verkleinerung bringen werde. Die Stände fanden diese Aeußerung des Kaisers über das frühere Regiment „hochbeschwerlich“, wiesen mit scharfen Worten auf die traurige Lage des Reiches und der eigenen Erblande des Kaisers hin, welche wohl nicht so geworden sein würde, wenn das Regiment zu dauernder Thätigkeit gelangt wäre, und ließen namentlich die Wendung einfließen, die deutsche Nation und ihre Glieder seien durch die erlittenen Widerwärtigkeiten, Aufruhr und Krieg dermaßen geschwächt und erschöpft, daß „sie sich selbst nicht erhalten, noch Euer Majestät Hilf' thun mögen“ *).

Was geschah, wenn die Stände diese Position beharrlich festhielten? War der Kaiser in der Lage, ihnen auf die Dauer die Stirn zu bieten? Eben ließ er seinerseits durch die Grafen von Nassau und Werdenberg auf den verwüstenden Einfall Roberts in das Luxemburgische die verdiente Antwort geben. Er bedurfte dazu Geld und Kriegsmaterial. Wenn wir hören, daß er Straßburg um ein Darlehn von 12 000 Gulden und 200 Tonnen Pulvers ersuchen ließ **), so dürfen wir wohl annehmen, daß er sich bei vielen anderen Ständen um ähnliche Unterstützungen beworben haben wird. Er konnte sehr viel weniger den guten Willen der Stände entbehren, als diese seine Gunst. Er mußte sich den Ständen fügen, wenn diese

*) Harpprecht S. 101 ff.
**) Politische Korrespondenz 1, 41. 47.

ihre Reihen fest geschlossen hielten, wenn sie bestimmte Ziele mit klarem und einträchtigem Willen verfolgten. Aber die Räte Karls wußten natürlich längst, was es mit diesen Ständen eigentlich auf sich hatte, wie ein jeder seinen besonderen Vorteil, oft genug mit der Kurzsichtigkeit einer in kleinen Verhältnissen sich bewegenden Politik verfolgte; wie nicht einmal die Kurfürsten, die eigentlichen Führer der ständischen Opposition, zusammenhielten, wie den Kurfürsten die Fürsten mit neidischen Empfindungen oder auch ganz wohlberechtigtem Egoismus gegenüberstanden, wie Grafen und Herren den ganzen Reichsorganismus feindlich betrachteten, wie endlich die Reichsstädte über die Art und Weise, in der die anderen Stände sie von jeder wirksamen Teilnahme an den Reichstagsverhandlungen ausschlossen und trotzdem sie mit den Reichslasten mehr als andere heimsuchen wollten, im höchsten Grade unzufrieden waren*). Unter diesen Verhältnissen konnte ein festes Zusammenwirken der Stände gegen die kaiserliche Gewalt kaum erwartet werden, vielmehr bot sich dieser die erwünschte Gelegenheit, die einen gegen die anderen zu gewinnen. Noch hatte der Kaiser über einen reichen Schatz von Gnade und Gunst zu verfügen. Unter diesen kleinen deutschen Herren (und auch der größte unter ihnen war doch viel zu schwach, um eine wirkliche Politik mit eigenen Mitteln durchführen zu können) befand sich kaum einer, dem nicht der Kaiser durch die eine oder andere Gefälligkeit so nahe kommen konnte, daß er dafür gern einen Gegendienst leistete. Wie viel den Ständen am Regiment liegen mochte, sehr viel näher berührte doch jeden einzelnen von ihnen der Hader mit diesem oder jenem Nachbar,

*) Vgl. die Bemerkungen Tunstals über diese Verhältnisse in seinem Berichte vom 6. März. Die Reichsstädte nennt er da the grosest puissaunce of al. Schon hier erwähnt er die Gravamina gegen Rom mit den Worten: There is a byl made of grevys done to the nacion of Almayn with the see apostolyke und bemerkt endlich, die vom Kaiser gewünschte Hilfe werde wohl erst zuletzt bewilligt werden, nachdem die Stände gesehen, was er für ihre comon affayers gethan.

der Anspruch auf dieses oder jenes Lehen, diesen oder jenen Zoll, und in allen diesen die lebendige Existenz treffenden Partikularinteressen konnte die kaiserliche Gewalt direkt oder indirekt so viel fördern oder schaden, daß kein Stand gewagt hätte, kaiserlicher Majestät hartnäckig entgegenzutreten.

Ohne Zweifel würde die kaiserliche Politik mit Hilfe dieser Einflüsse sehr viel rascher die ständischen Ansprüche zur Seite geschoben haben, wenn es nicht doch wieder einige erhebliche Momente gegeben hätte, welche die auseinandergehenden Interessen der Stände zusammenbanden. Einmal war das ja ganz unverkennbar, daß die Stände es hier mit einer Macht zu thun hatten, welche ihnen zwar vieles gewähren konnte, welche aber auch allen mit der gleichen Gefahr drohte, sich unter eine wirkliche monarchische Autorität fügen zu müssen. So sehr der eine Kurfürst gegen den anderen, die Fürsten gegen die Kurfürsten, die Grafen und Herren gegen beide, die Reichsstädte gegen alle anstreben mochten, keiner wollte einen Herrn haben, dem er einfach gehorchen mußte. Was man sich vor der Wahl von diesem Karl versprochen hatte, das war, man sah es wohl jetzt schon, eine Illusion gewesen; nicht allein Luther und Hutten hatten sich in ihm getäuscht, sondern ebenso diejenigen, welche einen schwachen lenksamen Knaben, oder einen gutmütigen, leicht veränderlichen Herrn nach der Art Maximilians zu wählen gemeint. Hier war ein noch unentwickelter, aber unbeugsamer Wille, eine zarte Jugend, die aber einen Mann ankündigte, der mit seinem Vorgänger nicht die mindeste Aehnlichkeit haben sollte. Hier war ein Hof, an dem es den deutschen Fürsten sicherlich nicht gemütlich wurde, weil er von den deutschen Fehlern so wenig hatte, als von den deutschen Tugenden. Hier herrschte ein Wesen, das sie frösteln machte. Hier sahen sie eine Politik leibhaftig vor Augen, welche sie erschrecken mußte, weil das deutsche Chaos und das politische Kleinwesen des Reichs eigentlich jedes Verständnis derselben und jede Möglichkeit ihrer Abwehr auszuschließen schien. Die deutschen Räte

dieses Kaisers waren in der Hauptsache dieselben, welche ihnen schon unter der früheren Regierung verhaßt geworden waren*), und die Fremden, die Chièvres, Gattinara, Cobos, Mota, Marliano und wie sie sonst hießen, sie zeigten eine Kunst, vor der die deutschen Herren allen Grund hatten, ängstlich auf der Hut zu sein. Und was wollte diese wesentlich fremde Regierung zunächst vom Reich? Geld und Soldaten, sehr viel mehr Geld für Regiment und Kammergericht, als man je gezahlt, und sehr viel mehr Soldaten, als man Maximilian je gestellt hatte. Und wenn nun dieser Kaiser, welcher jetzt bei jeder Gelegenheit auf seine große nichtdeutsche Macht hinwies, wirklich mit des Reiches Hilfe die abhanden gekommenen Gebiete zurück gewann, wenn er z. B. Mailand wieder eroberte, ließ sich da denken, daß diese Erwerbungen dem Reiche zu statten kommen würden? Bisher hatte man wohl immer Kaiser und Reich als so ziemlich gleichbedeutend gedacht; daß aber dieser junge Kaiser etwas von dem Reiche wesentlich geschiedenes war, daß seine Interessen sich in keiner Weise mit den Reichsinteressen deckten, das mußte den Ständen doch wohl schon hier in Worms klar werden. Ich weiß nicht, ob sich unter den hier versammelten deutschen Herren jemand befand, der einen klaren Blick für die großen Weltverhältnisse besaß, in welchen sich Karl V. bewegte; aber die dunkle Empfindung mußte doch wohl manchen beschleichen, daß alles was deutsch war guten Grund hatte, gegen diese in das deutsche Leben hineintretende Weltmacht sich wohl vorzusehen.

So gelang denn der überlegenen kaiserlichen Politik in der Verhandlung über das Regiment keineswegs ein vollständiger Sieg. Sie mußte darauf verzichten, ihre Erblande und Württemberg dem Regiment zu entziehen, sie mußte auch in der Zusammensetzung und der Kompetenz des Regiments die eine

*) Tunstal bemerkt am 9. Februar, die hauptsächlichen Ratgeber Chièvres' in deutschen Dingen seien Lang, Ziegler und Villinger, welche bei aller Welt in Deutschland verhaßt seien.

und andere nicht unerhebliche Konzession machen. Aber in der Hauptsache drang sie allerdings durch, daß das Regiment nur in des Kaisers Abwesenheit gebiete und nach seiner Rückkehr ins Reich bis zur Berufung eines Reichstages nur als Reichsrat neben dem Kaiser stehe; daß dieser einen Statthalter bezeichne, der an des Regiments Spitze stehe und außerdem vier ständige Mitglieder unter den zweiundzwanzig, aus denen das Regiment bestand; daß das Regiment zwar auch Macht habe, den Anfechtern des Reiches Widerstand zu thun, auch darin „mit anderen christlichen Ständen und Gewalten zu handeln", daß aber das Regiment kein Bündnis außer mit kaiserlicher Zustimmung machen dürfe; daß es zwar in allen Angelegenheiten des Reichs volle Gewalt habe zu handeln, daß aber der Kaiser sich vorbehalte, in den wichtigsten Dingen zu entscheiden, wenn nämlich „Fürstentümer, Herzogtümer, Grafschaften, so vom Reiche zu Lehen rühren, einem Teile gänzlich und endlich abgesprochen werden sollten"*). Allerdings, verglich man dieses Regiment etwa mit dem, was Karl vor einem Jahre als seine Vertretung in Spanien zurückgelassen hatte, oder auch mit dem, was er im Herbst dort konzediert hatte, so ergab sich ein gewaltiger Unterschied zu Gunsten der deutschen Stände. Sie hatten immerhin einen höchst bedeutenden Anteil an der Reichsregierung errungen. Auf die regelmäßige Verwaltung der Reichsangelegenheiten hatten sie den maßgebenden Einfluß gewonnen und auch auf die Reichsjustiz durch die Bestimmung, daß das Kammergericht am Sitze des Regiments und unter seiner Aufsicht arbeiten solle. Wenn dieses Regiment nur in Abwesenheit des Kaisers regieren sollte, so war doch wohl vorauszusehen, daß derselbe sich mehr außerhalb als innerhalb des Reiches aufhalten werde, und thatsächlich hing es also von der Eintracht und Klugheit der Stände ab, ob sie für die

*) „Romischer kayserlicher Maiestat Regiment .... uff dem Reichstag zu Wormbs. Anno 1521 beschlossen uñ uffgericht". Offizielle Ausgabe ohne Jahr von Joh. Schöffer in Mainz gedruckt.

Lebenszeit Karls trotz aller diesem gemachten Zugeständnisse die eigentliche Leitung des Reiches behaupten würden.

In analoger Weise endeten die Verhandlungen über das Kammergericht, in welchem der Kaiser vier von den achtzehn Mitgliedern für sich ernannte, den Vorsitzenden aber und zwei dem Grafen- und Freiherrnstande angehörende Richter zusammen mit den Ständen bezeichnete. Uebrigens muß bemerkt werden, daß wir über die Art und Weise, wie schließlich diese Einigung über Regiment und Gericht erreicht wurde, so gut wie nichts wissen. Die einzigen etwas eingehenderen Nachrichten darüber habe ich in den Berichten des edlen Gasparo Contarini gefunden, welcher am 20. April in Worms eingetroffen war, um Corner als Botschafter Venedigs am kaiserlichen Hofe abzulösen. Leider war er zunächst in den deutschen Dingen sehr wenig orientiert, hatte auch, wie er selbst klagt, am Hofe niemand, von dem er zuverlässige Information einziehen konnte, und mußte deshalb mit unendlicher Mühe von dem französisischen Gesandten, von diesem und jenem, zuletzt von Peutinger sich unterrichten lassen. Das aber ersieht man doch aus seinen Angaben mit ziemlicher Sicherheit, daß die Verhandlungen über Regiment und Kammergericht nicht zum Abschluß gebracht werden konnten, ohne daß die Stände in einer anderen Angelegenheit einen starken Druck auf den Kaiser ausübten. Sie hatten sich nämlich noch immer nicht über den ihm zu bewilligenden Romzug entschieden. Nun faßten sie am 11. Mai den Beschluß, ihm 20 000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter für ein halbes Jahr zu stellen, aber nur unter der Bedingung, daß er ihnen Regiment und Gericht bewillige und daß zur Zeit des Zuges Friede und Ordnung im Reiche herrsche. Der Kaiser ging darauf ein. Es scheint, daß dem französischen Gesandten von seinen Freunden, namentlich vom Kurfürsten von Trier, die Hoffnung erweckt war, die Stände würden den Romzug nicht bewilligen. Als Barroys nun dem Kurfürsten darüber Vorwürfe machte, daß die Bewilligung doch erfolgt sei, sagte

dieser, die Stände hätten den Romzug immer für den Fall in Aussicht gestellt, daß der Kaiser ihnen Regiment und Gericht gewähre; da er das jetzt gethan, hätten sie nach alter Uebung ihm die Hilfe zusagen müssen, um die Krone in Rom zu holen. In betreff dieser Hilfe blieb aber auch jetzt noch fraglich, wann dieselbe gestellt werden solle. Ursprünglich sagten die Stände sie für September 1522 zu; der Kaiser wünschte sie bereits für den nächsten März; darauf gaben die Stände zu, daß die Mannschaften schon im August 1522 bereit sein sollten; und endlich ließen sie sich herbei, wie Peutinger Contarini anvertraute, wenn dem Kaiser sehr daran liege, ihre Hilfe auch einige Monate früher zu verheißen*).

Zuletzt hatten sich die Dinge also in der Weise gestaltet, daß die Stände die Gewährung des ihnen doch so stark beschnittenen Regiments und Gerichts durch eine andere Bewilligung erkaufen mußten. Da blieb aber noch eine andere schwierige Frage zu erledigen, wie der Aufwand für Regiment und Gericht bestritten werden solle, den man auf 50 000 Gulden jährlich berechnete. Die verschiedensten Vorschläge wurden darüber gemacht. Das Natürlichste, die einfache Verteilung jener

*) Depeschen Contarini's vom 12., 18., 22. und 24. Mai. Die Berichte Contarini's über seine Gesandtschaft bei Karl sind fast vollständig in einem Bande der Markusbibliothek erhalten; ihre Veröffentlichung wäre sehr erwünscht. Die von Dittrich, Regesten und Briefe Contarini's, S. 11, aus seinen Wormser Berichten gegebenen Auszüge sind nicht nur höchst ungenügend, sondern auch vielfach unrichtig. So meldet Contarini am 6. Mai nicht, wie Dittrich schreibt, von „Briefen aus Spanien vom 20. und 30. April", sondern vom 20. und 23. Nicht diese Briefe, welche ja nur Günstiges meldeten, haben den Kaiser „sehr betroffen" gemacht, sondern eine ganz andere Botschaft, welche aus Navarra kam. Einen Brief Contarini's vom 7. Mai hat Dittrich nicht erwähnt. In seinem Schreiben vom 14. gibt Contarini nicht „Nachrichten über den Krieg in Spanien", sondern sagt im Gegenteil, daß seit den Briefen vom 23. April keinerlei Nachrichten aus Spanien eingetroffen seien. Die ausführliche und wichtige Depesche vom 18. Mai erwähnt Dittrich ebensowenig, wie die vom 19. Der Dr. Parantainer, von dem Contarini am 22. Mai schreibt, ist selbstverständlich Dr. Peutinger. Die sehr interessante Depesche vom 24. Mai ist wieder übergangen.

am Ende doch nicht so gewaltigen Summe, stieß auf den lebhaftesten Widerspruch. Man rechnete aus, daß dann ein jeder siebenmal so viel zahlen müsse als früher für das Kammergericht. Grafen und Herren erklärten, sie würden nichts zahlen, da das Reich ihre Forderungen nicht berücksichtigt habe; auch unter den Fürsten und Prälaten gab es solche, die „sich ausziehen möchten", indem sie sagten, da sie nichts vom Reiche hätten, wollten sie auch nichts für das Reich zahlen. Da fand denn die Idee vielfach Beifall, einen gemeinschaftlichen Zoll aufzurichten, der von englischen, französischen und welschen Tüchern, Gold-, Silber-, Seiden- und Pelzwaren, auch Weinen, die eingeführt, ebenso von Metallen und Metallwaren, auch Pferden, die aus Deutschland ausgeführt wurden, zum Betrage von fünf Prozent des Werts erhoben werden solle. Durch einen derartigen Zoll, meinte man, werde der arme Mann nicht belastet, aber dem Reiche eine bedeutende Einnahme gesichert werden. In die Städte, welche so schon den Reichstagsverhandlungen mit wachsender Unzufriedenheit gefolgt waren, fuhr ein gewaltiger Schrecken, da sie meinten, die Last dieses Zolls werde lediglich von den Handelsleuten getragen werden müssen. Sie erhoben den Ruf, der Zölle seien jetzt schon so viele, daß „mehr vonnöten wäre, die zum Teil abzuthun und zu erleichtern, als neue zu erdenken". Man dürfe wohl besorgen, meinte der Frankfurter Bote, daß Regiment und Kammergericht nicht lange beständen; aber der für ihren Unterhalt aufgelegte Zoll werde auch dann bleiben. Die Städte könnten ihn nicht ertragen.

Da schlugen wieder andere vor, für das erste Jahr wenigstens möge sich ein jeder Stand, der ins Regiment komme, selbst unterhalten. Andere endlich rieten, man möge das zurückbehalten, was jetzt aus dem Reiche nach Rom gehe; davon könne man Regiment und Gericht und noch viel anderes unterhalten*).

*) Bericht Fürstenbergs vom 13. Mai.

Das wäre unzweifelhaft das Populärste gewesen. Denn wenn auch die Stände Luther in seiner absoluten Verneinung der römischen Lehre nicht folgen mochten, seine Angriffe auf die römischen Mißbräuche, auf das ganze römische Regiment hatten ihren vollen Beifall. Waren doch soeben erst in den von ihnen in reiflicher Beratung zusammengestellten hundert Beschwerden der deutschen Nation Anklagen gegen Rom erhoben worden von einer Schärfe, von einer erdrückenden Schwere, wie man sie nie zuvor vernommen, Anklagen, mit denen sich die deutschen Stände recht eigentlich auf den Standpunkt Luthers stellten. Und hatte doch, was besonders merkwürdig, der eifrigste Anhänger der alten Kirche unter den deutschen Fürsten, Herzog Georg von Sachsen, zu dieser wahrhaft vernichtenden Anklageschrift gegen die Kurie und den Klerus die erheblichsten Beiträge geliefert*)!

Diese vermutlich Anfang Mai zum Abschluß gekommene Schrift zeigte dem Kaiser so nachdrücklich, wie die Stände über Rom dachten, daß er wohl Anlaß erhielt, auch nachdem die zwanzig Tage des Geleits für Luther abgelaufen waren, noch nicht mit der Vollstreckung der Acht gegen denselben vorzugehen, obwohl sich die Kurfürsten und Fürsten, wie wenigstens Aleander behauptet, im allgemeinen bereit erklärt hatten, den Maßregeln des Kaisers gegen Luther beizustimmen. Aleander hatte allerdings zeitig von Karl Auftrag erhalten, das gegen Luther zu erlassende Mandat aufzusetzen. Als er es aber nach eiligster Arbeit überreichte, hatten sich die Ansichten geändert. Man fand es doch nötig, die ausdrückliche Zustimmung der Stände zu dem Mandat zu erwirken und es schien aus den verschiedensten Gründen nicht zweckmäßig, das jetzt schon zu versuchen.

Denn es drängten sich jetzt geradezu die schwersten Sorgen zusammen. Am 5. Mai traf aus Navarra die Nachricht ein,

---

*) Vgl. die interessanten Ausführungen bei Br. Gebhardt, die Gravamina der deutschen Nation gegen den römischen Hof. Breslau 1884. S. 89 ff. und 108 ff.

daß sich in der Nähe auf französischem Gebiete beträchtliche Truppenmassen sammelten, daß der junge Prinz d'Albret einen Angriff auf das Königreich beabsichtige, wobei ihn Frankreich ohne Zweifel unterstützen werde, daß Karl deshalb schleunigst Verteidigungsmaßregeln treffen müsse, wenn er nicht den Verlust Navarra's besorgen wolle. Diese Nachricht machte auf den Kaiser einen so starken Eindruck, daß er so gut wie nichts essen konnte und sofort mit dem Herzog von Alba eine zweistündige Konferenz hielt. Die Beziehungen zu Frankreich gewannen auch aus anderen Gründen einen immer ernsteren Charakter. Am 8. kehrten die Gesandten zurück, welche der Kaiser an die Eidgenossen geschickt hatte, um sie von der Verbindung mit Frankreich abzuhalten: sie hatten ihren Zweck vollständig verfehlt. Vielmehr hatten die Eidgenossen ein neues Bündnis mit Frankreich geschlossen*). Ueber die Haltung des Papstes war man

---

*) Berichte Contarini's vom 6. und 14. Mai. Bei dieser Gelegenheit muß ich auf eine bedenkliche Verwechselung Sanuto's aufmerksam machen, welche sich aus der Gegenüberstellung des Berichtes von Contarini und des Auszuges bei Sanuto ergibt:

Contarini.

Heri ad hora di cena e venuto a questa Maesta per le poste il fiol dil Marchese de Salzes Navarese ad far intender ad Sua Maesta, come il principe di Navarra se attrova cum fanti 4m et tuttavia facea maior adunation, et che fama e de li la Maesta del Re di Franza li dava adiuto.

Sanuto
(Originalhandschrift t. 30, fol. 146).

Eri altardi uene imposta di novara il fiol del marchese de Fenis a dirli, come Ruberto di la Marchia era ingrossato di fanti 4000 e piu ne veniva a la zornata mediante lajuti li dava il re Chr. mo.

Wenn man bedenkt, was es heißt, so viele Jahre hindurch Tag für Tag die Masse von Gesandtschaftsberichten und wichtigen Privatbriefen, welche in Venedig einliefen, so zu excerpieren, wie es Sanuto gethan hat, und daneben alle wichtigen Vorgänge des inneren Staatslebens aufzuzeichnen, so kann man sich nicht wundern, daß dem unvergleichlichen Fleiße des Mannes hie und da eine solche Verwechselung begegnete. Sie weckt aber doch ein Gefühl der Unsicherheit. Es wäre deshalb wünschenswert, daß die Herausgeber seiner Diarien, denen ja die Originalschreiben, soweit sie sich erhalten haben,

so unsicher wie je. Mit den Ständen hatte man, wenigstens über den Romzug, noch keinen befriedigenden Abschluß erreicht. Und nun geschah es, daß die rauhe Luft, wie sie in diesen rheinischen Gegenden Anfang Mai so oft die volle Frühlingswärme der letzten Aprilwochen ablöst, in Karls Umgebung eine schlimme Verheerung anrichtete. Am 6. erkrankte Chièvres, und zwar so, daß er schon am 7. keine Geschäfte mehr besorgte; der am 10. abreisende Corner konnte dann allerdings noch von ihm Abschied nehmen, aber rasch verschlimmerte sich sein Zustand aufs bedenklichste, so daß man um sein Leben sorgte, bis in der Nacht vom 11. auf den 12. eine geringe Besserung eintrat. Neben ihm wurde der Bischof von Tuy, der noch immer das ganz besondere Vertrauen des Kaisers genoß, vom Fieber ergriffen, das ihn nach wenigen Tagen tötete. Dasselbe Schicksal traf einen hohen spanischen Hofbeamten, dasselbe einen Sohn Manuels. „Viele andere ansehnliche Personen, schreibt Contarini am 12. Mai, sind krank, jeden Tag stirbt jemand, besonders Spanier" *). Am 18. wurde Karl selbst unwohl, so daß er einige Tage das Zimmer hüten mußte. Er erholte sich dann allerdings, aber gleichzeitig trat in der Krankheit Chièvres' eine Wendung ein, welche jede Hoffnung abschnitt. Am 22. gaben ihn die Aerzte auf, am 24. erhielt er die letzte Oelung. Noch einige Tage zuckte das schwache Lebenslicht auf und ab; in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai erlosch es **).

Das war ein Ereignis von der größten Bedeutung, da

zur Hand sind, die Genauigkeit Sanuto's darin sorgfältig kontrollierten, daß sie überhaupt ihre Aufgabe etwas ernster nähmen, als bisher geschehen ist.

*) Mir liegen Depeschen Contarini's aus Worms vom 4., 6., 7. und 12. Mai vor. Da er den Tod Tuy's erst am 12. meldet, den Sohn Manuels da aber nur als hoffnungslos schildert, so kann die undatierte Depesche Aleanders, welche neben dem Tode Tuy's auch den jenes jungen Spaniers meldet, schwerlich mit Brieger auf den 5. Mai angesetzt werden. Erst am 14. Mai äußert sich Contarini über das Befinden Chièvres' so, daß es zu dem stimmt, was Aleander in der erwähnten Depesche (Brieger S. 188, 15 ff.) schreibt.

**) Contarini's Berichte vom 19., 22., 24. und 28. Mai.

Chièvres bis zu seiner Erkrankung die unbedingte Autorität beim Kaiser behauptet hatte, trotz aller Anstrengungen, welche von den verschiedensten Seiten, von den Spaniern in des Kaisers Umgebung, von anderen, welche seine Macht ungern ertrugen, von England gemacht worden waren, ihn zu verdrängen. Corner, der ihn so lange aus unmittelbarer Nähe beobachtet hatte, urteilte über ihn in seiner Relation*): „Meiner Ansicht nach ist er ein Mann von gutem Kopf; er spricht wenig, hört aber sehr liebenswürdig an und antwortet dann wohlwollend; er zeigt nichts Cholerisches; er liebt mehr Frieden und Ruhe als Krieg und ist in seiner Lebensweise sehr nüchtern, was man bei wenigen Flamändern findet." Der Venezianer spricht dann von seiner Habgier und von den großen Schätzen, die er in Spanien und Neapel und aus den Besitzungen gewonnen, die ihm der Kaiser in Neapel geschenkt und die er in den Niederlanden und in Frankreich erworben. „Er ist," sagt Corner, „allgemein verhaßt, wie es diejenigen zu sein pflegen, welche ähnliche Regierungen lenken**)." Contarini bemerkt, nachdem er des mächtigen Mannes Tod gemeldet, es habe bei Hofe geheißen, Chièvres habe dem Kaiser 500000 Dukaten vermacht, Gattinara aber ihm versichert, das sei unrichtig; Chièvres habe dem Kaiser gar nichts vermacht. „Für ganz sicher gilt aber," fährt er fort, „daß er eine sehr große Summe Goldes hinterlassen hat; die Spanier sagen öffentlich, das habe er ihrem Lande geraubt, das er nur zu seinem, nicht zu des Königs Vorteil ausgeplündert; dasselbe sagen die Neapolitaner, so daß er einen üblen Ruf hinterläßt, da man ihn auch für einen Franzosen hält***)." Endlich schreibt

*) Die übrigens, wenn auch erst am 6. Juni vorgetragen, merkwürdigerweise schon lange vorher verfaßt war, da sie den Neffen Chièvres', den Erzbischof von Toledo, noch leben läßt.

**) Relazione di Franc. Corner p. 14.

***) Contarini's Bericht vom 28. Mai. Am 3. Juni schreibt er aus Mainz, es heiße, der Kaiser habe die Hand auf Chièvres' Nachlaß gelegt, der 600000 Dukaten betrage.

Aleander am 26. Mai, Chièvres sei, obwohl noch am Leben, doch bereits so vergessen, als wenn er nie auf der Welt gewesen wäre. Welchen Eindruck sein Tod auf den Kaiser machte, meldet niemand.

Daß Chièvres wegen seiner Habgier den schlimmsten Ruf verdiente, wissen wir zur Genüge. Aber damit ist doch das Urteil über die Bedeutung dieses Mannes nicht erschöpft. Wenn wir auf seine Thätigkeit zurückblicken, treten zunächst die Schattenseiten grell in den Vordergrund. Die spanische Verwirrung war wesentlich durch ihn verschuldet. Zu der Geldnot, welche den Kaiser seit Jahren bedrängte, hatte er nach Kräften beigetragen. Seine Neigung, den Frieden mit Frankreich fast um jeden Preis zu erhalten, war mehr als einmal bedenklich geworden. Fassen wir aber die Summe seiner Wirksamkeit zusammen, so müssen wir doch wohl anerkennen, daß er sich trotz alledem um seinen Herrn erhebliche Verdienste erworben hat. Wie die Weltstellung desselben einmal war und allein sein konnte, universal, nicht national, verstand sich die Beeinträchtigung fast all der verschiedenen Länder, welche seine Herrschaft zusammenfaßte, von selbst. Anfangs aber haben wir gefunden, daß Chièvres als Niederländer wenigstens das Wohl dieser seiner Heimat mehr berücksichtigte, als es die politische Stellung Karls zuließ. Dieses niederländische Interesse ebensowohl wie sein persönlicher Vorteil machte ihn zum beharrlichen Vertreter freundlicher Beziehungen zu Frankreich. Aber hat er deshalb Frankreich, wenigstens von da an, wo Karl in Spanien von seiner Hauptmacht Besitz ergriffen hatte, irgend ein wesentliches Interesse seines Herrn preisgegeben? Versprochen allerdings hat er König Franz viel, aber weder in Navarra, noch in Neapel, noch bei der Kaiserwahl, noch in der Heiratsfrage irgend etwas Frankreich zuliebe gethan, wodurch die Macht Karls eine Schädigung erlitten hätte. Daß er dem leidenschaftlichen Haß der Spanier gegen Frankreich nicht nachgab, wird man ihm schwerlich zum Vorwurf machen können.

Und daß er den seit der Kaiserwahl drohenden Ausbruch des Krieges mit Frankreich hinauszuschieben verstand, bis der castilianische Aufstand niedergeworfen war und der Kaiser zu den Ständen des deutschen Reiches ein recht günstiges Verhältnis gewonnen hatte, das wird man als ein Meisterstück diplomatischer Kunst bewundern müssen, wenn es der Kaiser nicht etwa noch mehr dem Leichtsinn und dem Ungeschick der französischen Politik verdankte. Wie weit auf der anderen Seite dieser Erfolg der Weisheit Chièvres' angerechnet werden muß, wie weit er sich seit dem Herbst 1518 in das Verdienst einer glücklichen Leitung der auswärtigen Politik Karls mit Gattinara zu teilen hatte, darüber sind wir bis jetzt außer stande, zuverlässig zu urteilen.

Hätte überhaupt, als Chièvres durch die tötliche Krankheit dem politischen Kampfplatz entrückt wurde, noch eine Möglichkeit bestanden, den Frieden mit Frankreich zu erhalten, so wäre dieselbe schon durch den Umstand beseitigt worden, daß eben jetzt Chièvres auf diese Dinge nicht mehr einwirken konnte. Gattinara, der jetzt, wenn er auch nicht in Chièvres' universellen Einfluß einrückte, doch jedenfalls die auswärtige Politik des Kaisers wesentlich bestimmte, Gattinara dachte längst über das Verhältnis zu Frankreich sehr anders als Chièvres. Noch wichtiger war aber, daß jetzt für Frankreich in der That die letzte Stunde geschlagen hatte, wenn es noch mit einiger Aussicht auf Erfolg den thatsächlich seit Monaten eröffneten, bisher aber verhüllten Kampf mit dem Kaiser aufnehmen wollte. Wenn König Franz die Kuriere und die Briefe abfing, welche Karl den Sieg von Villalar und die rasch darauf folgende Unterwerfung der Comuneros melden sollten, und wenn ihn seine eigenen Agenten in Spanien von der trostlosen Wendung der dortigen Angelegenheiten unterrichteten, so hielt er das natürlich ebenso geheim, als der Kaiser es aller Welt verkündigt haben würde. Aber er wußte ohne Zweifel seit Anfang Mai*),

*) Wenn er Badoer auch erst am 17. Mai davon sagte. Sanuto 30, 201.

daß, wenn er von der spanischen Verwirrung noch irgendwelchen Nutzen ziehen wollte, er keinen Augenblick mehr zögern durfte. Deshalb wurde denn jetzt auch die Operation an den Pyrenäen auf das äußerste beschleunigt. Hatte der Herzog von Najera, der Gouverneur Navarra's, schon am 4. Mai geschrieben, er erwarte jeden Tag den Angriff der Franzosen, ihren Einbruch bei St. Jean Pied de Port, so vergingen nur wenige Tage, bis das wirklich geschah. Die festen Plätze waren so schwach besetzt, die Gesinnung der Einwohner erklärte sich so lebhaft für den jungen Henri d'Albret, daß weder St. Jean einen Widerstand versuchte, noch selbst Pamplona den Franzosen eine ernstliche Schwierigkeit bereitete. Die Stadt kapitulierte ohne weiteres und die Citadelle widerstand dem französischen Geschütz nur einige Tage*).

In dem Augenblicke, wo französische Truppen die Pyrenäen überschritten, war der offene Krieg erklärt. Sobald der Papst die Nachricht davon erhielt, sagte er Gradenigo mit innerer Befriedigung, jetzt würden die Bemühungen Englands, die Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und Frankreich beizulegen, zu nichts mehr führen; die Dinge seien zu weit gekommen**). Es handelte sich nur noch darum, welchem Teile es gelingen sollte, die Schuld des Bruches auf den anderen zu werfen. Was aber auch Barroys und sein König versuchen mochten, um die Stände des Reiches davon zu überzeugen, daß er, an den kriegerischen Unternehmungen Roberts von der Mark und des Herzogs von Geldern durchaus unbeteiligt, vom Kaiser in höchst unmotivierter Weise provoziert worden sei, alle die Briefe des Königs an die Kurfürsten und alle die mündlichen Auseinandersetzungen

---

*) Sandoval 1, 502 f. Sepulveda p. 100 f. Weder der eine noch der andere gibt eine Zeitbestimmung. Am 24. Mai teilte König Franz in Dijon dem englischen Gesandten mit, soeben seien ihm die Schlüssel von Pamplona überbracht worden. Badoer berichtet (Sanuto 30, 221), Pamplona sei am 17. Mai genommen.

**) Gradenigo, Rom den 3. Juni.

seines Gesandten vermochten es nicht zu hindern, daß sich in diesem Konflikt die Stände mehr und mehr zu Gunsten des Kaisers erklärten. Nachdem Barroys die letzten Briefe seines Königs vom 11. Mai den Kurfürsten übergeben und vom Kaiser seine Verabschiedung erbeten hatte, ließ Karl den Kurfürsten am 21. durch ein ausführliches Schreiben seine Rechtfertigung und die Aufforderung zugehen, daß die Stände des Reiches in ihrem Kaiser sich selbst verletzt erklären und in diesem Sinne dem französischen Könige antworten möchten*). Den nächsten Tag lud er dann Barroys zum Abschied ein. Derselbe fand um den Kaiser die sämtlichen Kurfürsten versammelt, vor denen dann Gattinara erklärte, Kaiserliche Majestät bedauere, daß der allerchristlichste König ihn zum Kriege nötige, da er immer die Absicht gehabt, Frieden und Freundschaft mit ihm zu erhalten; da es aber so sei und der Gesandte seinen Abschied fordere, müsse der Kaiser es geschehen lassen. Den Tag darauf teilte Peutinger Contarini mit, wesentlich das gehässige Auftreten Frankreichs habe die schließliche Einigung der Stände mit dem Kaiser befördert, die nun dahin gehe, daß die Stände dem Kaiser nicht nur zugesagt hätten, die verheißenen Streitkräfte ihm nötigenfalls vier oder fünf Monate vor August 1522 zu stellen, oder auch später, wenn das etwa dem Kaiser besser passe, weil er vorher nach Spanien gehen müsse; sie hätten ihm auch für den Fall, daß die Franzosen irgendwie deutsches Gebiet angriffen, ihren Beistand gegen Frankreich zugesagt. Barroys bestätigte diese Mitteilungen Peutinger's im wesentlichen**).

Der Bruch war erklärt und konnte dadurch nicht rückgängig gemacht werden, daß am 23. ein außerordentlicher Gesandter Englands in Worms eintraf und noch denselben Tag beim Kaiser Audienz hatte. Die englische Vermittelung

*) Monum. Habsb. p. 190 ff.

**) Contarini's Bericht vom 24. Mai. Vgl. das Schreiben der Straßburger vom 23. Mai.

konnte die Situation noch für einige Zeit in einer gewissen Zweideutigkeit erhalten, aber den Krieg nicht hindern.

Der Kaiser, rühmte man jetzt bei Hofe, sei von den Ständen des Reiches mehr geehrt worden, als irgend einer seiner Vorgänger seit hundert Jahren. Ueber Regiment, Kammergericht, Landfrieden, vor allem über den Romzug hatte er vom Reichstag unerwartet günstige Beschlüsse erzielt. Jetzt konnte er auch noch seinen Bruder Ferdinand als Statthalter dem Regiment vorsetzen, wovon allerdings schon seit Monaten gesprochen worden war*). In all den Streitfragen mit Lüneburg, Württemberg u. s. w. hatte er thun können, was das Habsburger Interesse verlangte. Da ihm so die Stände gewährt hatten, was er irgend von ihnen zu erlangen hoffen durfte, war denn endlich auch der Augenblick erschienen, um dem Reiche seinen Willen in der Sache Luthers aufzuerlegen.

Die beiden Kurfürsten, welche darin vielleicht noch Schwierigkeiten gemacht hätten, Friedrich von Sachsen und Pfalzgraf Ludwig, hatten Worms bereits am 23. verlassen. Kurfürst Joachim zeigte in dieser religiösen Angelegenheit gern um so größeren Eifer, je weniger er durch seine Beziehungen zu Frankreich den Kaiser sich verpflichtet zu haben hoffen durfte. Der Kurfürst von Mainz war zwar noch immer voll Angst, konnte aber selbstverständlich keinen Widerspruch erheben. Der Kurfürst von Trier hatte die Gründe des Brandenburgers, besonders bereitwillig zu sein. Die meisten Fürsten waren bereits von Worms geschieden. Kurz, jetzt endlich konnte der Kaiser sein Mandat gegen Luther mit der vollen Sicherheit vorbringen, daß ihm niemand widersprechen werde.

Auf den Nachmittag des 25. Mai waren die Stände ins

*) Tunstal schreibt bereits am 22. März, man meine, der Kaiser beabsichtige, Don Fernando (der übrigens erst in der Gegend Kölns angelangt sei) leve governour general in his absence; die Fürsten würden wohl darauf eingehen, weil sie keinem von ihnen diese Stellung gönnten.

Rathaus geladen, um die förmliche Genehmigung der bisher gefaßten Beschlüsse vom Kaiser entgegenzunehmen. Er dankte ihnen für den bewiesenen guten Willen und Gehorsam, bat sie aber wegen einiger noch schwebenden Kleinigkeiten drei oder vier Tage länger zu verweilen. Darauf begleiteten ihn die noch anwesenden Kurfürsten und Fürsten in seine Residenz, wo sie in dem großen Saale die sämtlichen spanischen und italienischen Herren vom kaiserlichen Hofe versammelt fanden. Da traten nun nach vorher getroffener Verabredung die beiden päpstlichen Nuntien vor und überreichten dem Kaiser ein vor drei Tagen eingetroffenes höchst gnädiges Schreiben des Papstes, das er in französischer Uebersetzung bereits mit lebhafter Freude gelesen hatte. Gattinara trug es mit lauter Stimme vor. „Die deutschen Fürsten," schreibt Aleander, „vernahmen es mit großer Aufmerksamkeit, die Italiener und Spanier mit Jubel." Darauf überreichten die Nuntien den vier Kurfürsten die für sie bestimmten päpstlichen Breven, welche sie mit großer Ehrerbietung empfingen. Ein Teil der Fürsten und die fremden Herren scheinen sich jetzt entfernt zu haben. Den vier Kurfürsten aber und den zurückgebliebenen Fürsten zeigte der Kaiser das längst von Aleander ausgearbeitete Mandat und sprach „mit wahrhaft kaiserlicher Autorität": „Dieses ist das Edikt, welches ich in der Lutherschen Sache ausführen lassen will, Ihr werdet es sehen." Dr. Spiegel verlas es. Darauf nahm Kurfürst Joachim das Wort und erklärte im Namen der Stände, das Edikt gefalle ihnen, das sei der Sinn und Beschluß aller Stände des Reiches gewesen, es müsse ohne die geringste Aenderung in Vollzug gesetzt werden. Aleander eilte, sich darüber einen authentischen Akt aufsetzen zu lassen.

Draußen war eine zahlreiche Volksmenge versammelt, die in größter Spannung das Geschehene zu vernehmen erwartete. Denn da der eilige Aleander sein Schriftstück bereits vor längerer Zeit in die Druckerei gegeben, dann aber es hatte

zurückziehen müssen, hatten die Lutheraner gejubelt, der besser unterrichtete Kaiser habe das Mandat gegen Luther zurückgenommen. Jetzt flog die Kunde vom Gegenteil mit Windeseile durch die Stadt, bei den einen Jubel, bei den anderen Entrüstung erweckend.

Den anderen Morgen in frühester Stunde eilte Aleander zu Gattinara, damit der Kaiser das Edikt unterzeichne. Der Kanzler war plötzlich vom Podagra überfallen; Mota übernahm es, die Bitte dem Kaiser vorzutragen. Aber zuerst mußte herkömmlicherweise der Kurfürst von Mainz als Reichserzkanzler unterschreiben; Aleander gab ihm keine Bedenkzeit. Von da ging er in die Kirche. Es war der erste Sonntag Trinitatis. Als Aleander nach der Messe auf den Kaiser zutrat, sagte dieser lächelnd in französischer Sprache: „Ich weiß wohl, Ihr schlaft nicht.“ Dann nahm er mit sichtbarer Freude die Mandate in lateinischer und deutscher Ausfertigung, und mitten in der Kirche, vom Kurfürsten von Mainz, dem Kardinal von Sitten, vielen Fürsten und unzähligem Volk umgeben, unterzeichnete er sie. „Nun,“ sagte er lächelnd zu Aleander, „nun werdet Ihr mit mir zufrieden sein.“ „Sicherlich,“ erwiderte Aleander, „aber noch viel mehr wird der Allerheiligste, der heilige Stuhl und die ganze Christenheit zufrieden sein und Gott danken, daß er einen so guten, so heiligen und frommen Kaiser gegeben hat, den er in diesen seinen heiligen Vorsätzen erhalten und fördern möge, durch welche Eure Majestät ewigen Ruhm und Lohn bei Gott verdient hat“*).

Rom hatte gesiegt. Das Edikt verdammte Luther in so grellen Ausdrücken, wie es von Aleanders Haß zu erwarten war und in der Form, welche die Kurie immer gefordert hatte. Auf Grund der vom heiligen Vater erlassenen Bulle wurde Luther als der böse Feind in Menschengestalt, der einen Haufen alter Ketzereien in eine stinkende Pfütze versammelt,

*) Aleanders ausführlicher Bericht vom 26. Mai. Brieger S. 221 ff.

und neue Gottlosigkeiten hinzu versammelt, der zu Aufruhr, Mord und Brand rufe, alle Gesetze umstürze, ein viehisch Leben lehre, in des Reiches Acht erklärt. Niemand darf ihm Unterkunft oder Nahrung bieten; wer seiner habhaft wird, muß ihn greifen und dem Kaiser ausliefern. Seine Bücher müssen vernichtet werden. Ueberhaupt aber darf im heiligen Reiche kein Buch mehr ohne Einwilligung der geistlichen Obrigkeit gedruckt oder verkauft werden.

Kaiser und Papst.

Der Kaiser hatte dem Papst den größten Dienst geleistet, er hatte ihm, soviel an ihm war, das in seiner Tiefe gegen ihn erregte deutsche Volk unterworfen. Und zwar mit einem schlau berechneten Handstreich. Denn wenn auch der Reichstag, wie sich Luther gestellt hatte, eine Verwerfung seiner Lehre schwerlich abgelehnt hätte, dieses ganz römische Edikt, das „mit einhelligem Rate der Kurfürsten und Stände" und zwar schon am 8. Mai erlassen zu sein behauptete, würde der Reichstag nie genehmigt haben. Nicht den versammelten Ständen, sondern den zufällig beim Kaiser anwesenden Kurfürsten und Fürsten, war es nicht vorgelegt, sondern lediglich vorgelesen worden. Wenn Kurfürst Joachim ohne jede Vollmacht die Zustimmung der Stände erklärte, wenn er behauptete, in diesem Edikt sei die Meinung der Stände getreu ausgedrückt, so war das eine schreiende Unwahrheit, erstaunlich namentlich in der Hinsicht, als mit den Ständen nie ein Wort darüber war geredet worden, daß jetzt das gesamte Schriftwesen deutscher Nation dem Belieben des Klerus sollte unterworfen werden. Wie man auch darüber denken möge, daß diesem am 26. Mai vollzogenen Edikt das Datum des 8. Mai gegeben wurde, des 8. Mai, wo das Luther am 26. April für zwanzig Tage zugesagte sichere Geleit noch längst nicht abgelaufen war, man auch von seiner Ent-

führung in Worms noch keine Ahnung hatte — wie man darüber denken möge, unter allen Umständen war der Schein einer Zustimmung der Stände durch listige Ueberrumpelung gewonnen worden. Und dieser große Sieg Roms wurde, wie Aleander mit dithyrambischem Schwunge verkündet, durchaus der unerschütterlichen Glaubenstreue und Ergebenheit des Kaisers verdankt*).

Wenn man das Dankschreiben liest, welches der Papst am 4. Mai auf die kaiserliche Erklärung vom 19. April erließ, wie er da bekennt, daß des Kaisers Tugend seine Erwartungen weit übertroffen, daß er Karls Ernst, Weisheit und Frömmigkeit bewundern müsse, wie er scheinbar begeistert ausruft: Welche Seelengröße, welche Beharrlichkeit! Gott schütze diesen König! wie er endlich versichert, nichts ersehne er mehr, als daß sich ihm eine Gelegenheit biete, durch irgend eine denkwürdige That sich dankbar zu beweisen**) — wenn man das alles liest und wenn man bedenkt, was der Kaiser in der That für diesen Papst gethan hatte, so kann man fast nicht mehr zweifeln, daß jetzt endlich die aufrichtige Verbindung desselben mit dem Kaiser

---

*) Wenn er in überströmender Freude am 26. Mai „die mehr als menschliche Einsicht und Klugheit" des Kaisers preist, der jetzt, wo er ohne seinen Pädagogen handle, seine volle Ueberlegenheit zeige; wenn er sagt, Gattinara und das Kabinett hätten das Mandat gegen Luther sofort verkünden, der Kaiser aber in seiner größeren Umsicht damit warten wollen, bis alle übrigen Geschäfte mit dem Reichstage erledigt seien, so klingt das wenig wahrscheinlich. Ein so blinder Eifer stimmt durchaus nicht zu dem, was Aleander selbst in allen früheren Briefen von Gattinara's Politik berichtet hat. Es heißt die Haltung des Kaisers, wie sie Aleander von Anfang an bezeugt, wie sie das Schreiben Karls vom 19. April aufs unzweideutigste kundgibt, plötzlich vollkommen verkehren, wenn nun Karl der umsichtige, klug zurückhaltende, Gattinara aber und die anderen Räte die stürmisch vordrängenden gewesen sein sollen. Wir haben Gattinara schon im Herbst 1519 Karl die erstaunlichsten Dinge nachrühmen hören. Es war von ihm sehr weise und edel, wenn er auch jetzt vor den päpstlichen Nuntien alles Verdienst des glücklich erfochtenen Sieges dem Kaiser beilegte, an dessen Fähigkeit ja gerade in Rom noch immer stark gezweifelt wurde.

**) Balan p. 218 f.

über alle Schwierigkeiten gesiegt habe. Und wirklich war ja Leo zuletzt doch einen Augenblick aus seiner diplomatischen Rolle gefallen. Am 8. April mußte Manuel einen Kurier nach Worms schicken, nur um dem Kaiser zu schreiben, der Papst erwarte mit äußerster Ungeduld Nachrichten über Luther, der, wie er meine, schon in Worms sein müsse; er erkläre sich bereit, das Bündnis mit dem Kaiser abzuschließen; er stehe schlecht mit Frankreich. Aber der Papst kehrte sehr rasch zu seiner wahren Politik zurück. Schon am 11. April mußte Manuel berichten, über den Bischof von Zamora habe es „fürchterliche Streitigkeiten" gegeben*). Hätte der Papst nicht wenigstens hierin jetzt dem Kaiser entgegenkommen sollen? Zugleich bemerkte Manuel, er treibe den Vicekönig von Neapel, so sehr er nur könne, seine Truppen und Festungen in guter Ordnung zu halten, was doch nur dann nötig war, wenn er die Verbindung des Papstes mit Frankreich fürchtete. Am 17. wiederholte er, der Papst sei mit den Franzosen durchaus nicht zufrieden, sie gäben ihm auch Ursache dazu; es scheine so ihre Art zu sein, diejenigen zu verletzen, mit denen sie verhandeln. Aber, fuhr er fort, „trotz alledem glaube Eure Hoheit, wenn die Franzosen dem Papst erklären, sie würden ihn gegen Ferrara unterstützen, so werden sie ihn gewinnen"**). Er habe erfahren, daß der Bischof von Pistoja, welcher die Schweizer für den Papst geworben, diejenigen ausgewählt habe, welche Frankreich ergeben seien, in der Meinung, der Papst werde mit dem Kaiser zu thun haben. Am 22. mußte Manuel melden, die Franzosen hätten dem Papste 24000 Dukaten für die Bezahlung der Schweizer gegeben; er fürchte nicht, daß sich der Papst dadurch

---

*) Bergenroth hat Manuels Depeschen vom 11., 14., 17 und 22. April in seinen Calendar nicht aufgenommen. Ich benutze sie nach den Kopien des Brit. Mus. Add. 28572 fol. 268 ff.

**) Pero con todo esto crea V. A. que, si los Franceses cayeran en decir al papa, cuando vinieron estos Suiços, que le querian ayudar contra Ferrara, que le ganaran.

gewinnen lasse, aber der Kaiser müsse seine Entschlüsse rasch fassen, denn der Papst wolle den Aufwand für die Schweizer nicht länger tragen. „Eure Majestät," rief Manuel, „hat Zeit verloren und das ist ein großer Verlust. Sie muß nur noch ans Handeln denken, sonst wird sie Schande und Schaden erleiden." Am Schlusse des Briefes setzte er hinzu: „Soeben habe ich erfahren, daß sie (die Franzosen), dem Papst zukommen lassen, Eure Hoheit werde sich mit Frankreich verständigen. Er ist geneigt, es zu glauben und da könnte es sein, daß er dasselbe thäte." Es sei von der größten Wichtigkeit, daß der Kaiser die Eidgenossen von der Verbindung mit Frankreich abhalte.

Man sieht, Luther ist wieder aus dem Gesichtskreise der päpstlichen Politik verschwunden. Er wird nach dem 8. April von Manuel drei Wochen lang nicht mehr genannt. Da taucht er gegen Ende des Monats doch wieder auf. Der Papst, schreibt Manuel am 27. April, habe ihm sagen lassen, Luther sei schon in Worms, es solle eine Disputation mit ihm stattfinden: das werde der sicherste Weg sein, die Kirche vollständig zu ruinieren. Der Papst, fügte Manuel hinzu, lege der Lutherschen Sache die größte Wichtigkeit bei; es könne von ihm nichts erlangt werden, wenn in diesem Stücke nicht sein Wille geschehe*). Da war nun also doch das Vorgehen Karls gegen Luther die unerläßliche Bedingung des Bündnisses mit dem Papste? Wenn der Kaiser die Ketzerei hätte gewähren lassen, würde das für den Papst jetzt vielleicht ein erhebliches Motiv gewesen sein, sich mit Frankreich zu verbinden. Aber keineswegs war deshalb das energische, vom Papste selbst höchlich gepriesene Auftreten des Kaisers gegen Luther für Leo der entscheidende Grund, ihm jetzt die Hand zu reichen.

Am französischen Hofe war man inzwischen über die wahren Absichten des Papstes ebenso im Unklaren, wie Manuel. Am

*) Aus den Worten, welche Manuel hinzufügt, er bitte den Kaiser, seine Pflicht gegen Gott zu erfüllen, geht deutlich genug hervor, wie sehr hier der glaubenseifrige Spanier mitredete.

17. April hieß es, der Papst wolle die Liga nicht schließen; am nächsten Tage teilte König Franz dem venezianischen Botschafter mit, er habe Briefe vom Papste, wonach derselbe das Bündnis wolle; den folgenden Tag schickte der König Herrn von Gisors nach Rom, um die Sache in Ordnung zu bringen*). In einem etwas anderen Lichte erschien die Lage dem venezianischen Botschafter in Rom. Am 14. suchte er den Papst zu einem Entschlusse zu bringen. Leo wich aus: die Artikel des Vertrages, wie ihn Venedig wolle, müßten erst mit denen, die Frankreich geschickt, verglichen werden. Gradenigo erwiderte: „Heiliger Vater, das können wir sofort thun, es ist ja nur ein kurzes Schriftstück.“ Der Papst meinte, das müsse ganz heimlich geschehen, er sei von hundert Spionen umgeben. Nach einer Weile hieß es, der Abschluß müsse in Frankreich erfolgen. Der Papst hatte sich einmal wieder nach der Villa Magliana zurückgezogen, wo er Konzerte und Komödien aufführen ließ. Dort suchte ihn Gradenigo am 22. April auf. Zuerst sagte ihm der Papst, er habe ihm nichts mitzuteilen; dann aber berichtigte er sich: er habe die Artikel verglichen und Unterschiede darin gefunden; er habe darüber nach Frankreich geschrieben und erwarte die Antwort. Der Papst, bemerkt Gradenigo, zieht die Sache in die Länge. Dann, da er das Gespräch noch einmal auf das Bündnis zu bringen gesucht, habe der Papst mit Erzählungen über Spanien geantwortet, wo es drunter und drüber gehe. Vier Tage darauf suchte Gradenigo den Papst abermals auf. Als er ihn fragte, ob er nichts Neues habe, war die Antwort: Nein. Er erwarte aber seinen Verwandten, Rafael de' Medici aus Deutschland; von dem werde er etwas hören. „Und von der Liga sagte er nichts.“ Da der Kaiser in diesem Jahre gewiß nicht nach Italien komme, wolle der Papst das Bündnis nicht abschließen, sondern sich zwischen den Parteien halten. Einstweilen, schrieb Gradenigo am 1. Mai, suche der

*) Berichte Badoers vom 17., 18. und 19. April.

Papst auf jede Weise Geld zur Bezahlung der Schweizer zusammenzubringen, „so daß man von hier sagen kann: alles ist feil“*).

Am 30. April kam Rafael de' Medici in Rom an, welchen der Kaiser nach dem ersten Verhör Luthers abgeschickt hatte, um endlich, wenn möglich, in die Beziehungen zur Kurie Klarheit zu bringen. In Worms hatte die Nachricht vom Durchmarsch der Schweizer durch die Lombardei die lebhafte Besorgnis geweckt, daß sie der Papst im Einvernehmen mit Frankreich kommen lasse, um sie gegen Neapel zu verwenden**). Welche Aufträge nun Rafael erhielt, läßt sich aus seinen und Manuels Berichten leider nur zum geringen Teile ersehen. Am 26. traf er in Florenz ein, wo er dem Kardinal de' Medici einen Brief Karls überreichte. Zuerst fragte der Kardinal nach Luther, da der Papst ängstlich Nachrichten erwarte, was nach seiner Ankunft in Worms geschehen sei. Rafael erzählte dann von dem Verlauf des ersten Verhörs und von den Maßregeln, welche der Kaiser in Zukunft ergreifen wolle. Der Kardinal war damit sehr zufrieden. Den nächsten Morgen legte ihm Rafael ausführlich den Zweck seiner Sendung dar. Zuerst war der Kardinal davon sehr überrascht. Er drückte sein Erstaunen darüber aus, daß er mit Vorschlägen gekommen sei, auf welche der Papst nie eingehen könne. Darauf entwickelte Rafael eingehend die Gründe, weshalb der Kaiser einen Aufschub von zwei Monaten (für den Beginn des Krieges mit Frankreich) wünsche; derselbe werde für den Papst so vorteilhaft sein, wie für den Kaiser. Nach längerer Erörterung meinte der Kardinal, auf den zweimonatlichen Aufschub werde der Papst vielleicht eingehen, aber mit einem defensiven Bündnis werde er sich nie begnügen***).

*) Depeschen Gradenigo's vom 14., 23., 27. April, 1. Mai bei Sanuto 30, 101 f. 116. 125 f.

**) Corners Schreiben vom 19. April.

***) Schreiben Rafaels, Florenz den 28. April. Bergenroth p. 344 f.

Ehe Rafael den Papst selbst sprechen konnte, war Manuel bei diesem erschienen, um ihm einen Brief Karls zu überreichen, mit dessen Erklärung gegen Luther vom 19. April. Wenige Stunden darauf hatte Graf Carpi mit dem kürzlich angekommenen Herrn von Gisors eine lange Unterredung mit dem Papste. Der ausführliche Bericht Carpi's über dieses merkwürdige Gespräch hat sich erhalten*). Gisors hatte der Papst vorher keine bestimmte Antwort auf die Vorschläge des Königs Franz geben wollen. Jetzt aber äußerte er sich in betreff des mit Frankreich verabredeten Unternehmens „so fest und entschlossen wie nur möglich"**). Unter diesem Unternehmen ist in erster Linie der Angriff auf Neapel zu verstehen. Es handelte sich u. a. darum, die 6000 Schweizer dafür zu gewinnen, Deren Hauptleute hatten aber ausdrücklich schwören müssen, nicht „wider das loblich Hus Oesterrych" zu ziehen und zu handeln.***) Der Papst ließ durch den Bischof von Pistoja darüber mit ihnen verhandeln. Die Hauptleute, sagte der Papst, erklärten, sie könnten nicht ins Königreich Neapel marschieren, da ihnen das von ihren Herren verboten sei, aber wohl könnten sie bis an die Grenze vorrücken. Und einige Hauptleute, fügte der Papst hinzu, erklärten dem Bischof, wenn nur erst einmal Frankreich und der Papst den Krieg angefangen hätten, dann würden sie sich auch nicht genieren. Aber die Ersten wollten sie nicht sein; übrigens fänden sie die Zeit für das Unternehmen gegen Neapel sehr günstig. Unter allen Umständen aber, meinte der Papst, müsse sich König Franz rasch entscheiden, ob sie zusammen die Schweizer unterhalten oder zurücksenden wollten; denn er könne einen solchen Auf-

*) In den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek Anc. F. 3092 fol. 8—10. In demselben Bande auch die weiterhin angeführten Schreiben Carpi's an König Franz.

**) Et quant a leffet des executions des affaires accordez entre vous, schreibt Carpi dem Könige, nous lavons trouve si ferme et bien delibere et resolu, quil ne pourroit estre plus.

***) Eidgenöss. Abschiede IV, 1 A. S. 15.

wand nicht lange tragen. Der Papst war der Meinung, man solle die Schweizer behalten und „das Unternehmen ohne weiteren Aufschub beginnen". Man hatte nämlich lange darüber debattiert, ob der Angriff auf Neapel zweckmäßig sei, ehe Frankreich sein Bündnis mit den Eidgenossen geschlossen habe. König Franz hatte den Wunsch geäußert, daß der Papst zur Beförderung der darauf gerichteten Verhandlungen ein Breve an die Eidgenossen senden möge. Das fand indessen der Papst nicht zweckmäßig; er wolle, sagte er, lieber durch den Bischof von Pistoja dafür wirken lassen. Ganz besonderen Wert legte nun aber der Papst auf den Abschluß der Liga mit Venedig, den er seinerseits, wie wir oben sahen, nach Kräften hintertrieben hatte. Ebenso hatte König Franz den Papst bitten lassen, er möge doch an Heinrich VIII. schreiben und ihn zur gemeinsamen Abwehr des Kaisers auffordern. Das sei, meinte der Papst, jetzt zu spät, da er höre, daß der Kaiser nicht nach Italien, sondern nach Flandern gehen werde. Aber er wolle an den König von England schreiben „und sich über den genannten katholischen König wegen der Lutherschen Ketzerei beschweren"*), und gleiche Klagen an den König von Portugal und die anderen christlichen Fürsten richten. Haben wir nicht eben gehört, daß kurz vor Carpi Manuel beim Papste gewesen und ihm dessen Erklärung vom 19. April mitgeteilt? Der Papst erklärte das sogar am Schlusse des Gesprächs Carpi selbst: Manuel habe ihm einen Brief des Kaisers gezeigt „voller Anerbietungen und guter und großer Worte, durch die er ihm anzeige, daß er den Ketzer Luther verdammt habe". Und trotzdem kann der Papst demselben Carpi wenige Minuten vorher sagen, er werde sich über Karl bei allen Fürsten wegen seines Verfahrens gegen Luther beklagen. Nach dieser erbaulichen Mitteilung folgte die schon früher berichtete Aeußerung des Papstes über den Bischof

*) Et se plaindre dudict Roy Catholicque pour laffaire de Luther heretique, qui sera un point encores davantaige et de plus grande importance que nest de vouloir entrer ledict Catholicque en Italie.

von Zamora, woran er dann ein begeistertes Lob der „wunderbar guten und sehr großen" Vorbereitungen des französischen Königs für den Krieg schloß.

In den nächsten Tagen erschienen die Schweizer Hauptleute in Rom, welche der Papst angeblich gerufen hatte, um mit ihnen über Neapel zu verhandeln. Am 7. Mai erhielt Carpi die Anzeige Lautrecs, daß das Bündnis Frankreichs mit den Eidgenossen abgeschlossen sei. Sofort ging er mit Gisors zum Papste. Dieser empfing sie mit der freudigen Botschaft, der Bischof von Pistoja versichere ihn, die Schweizer hätten sämtlich beschlossen, ohne alle Rücksicht an die Grenze Neapels zu rücken, ein großer Teil derselben, die am besten französisch Gesinnten, würden auch noch viel weiter gehen; sie sehnten sich nach dem Unternehmeu. Da nun Carpi dem Papste die Botschaft Lautrecs mitteilte, war der heilige Vater höchlich erfreut und rief, da die Sachen so stünden, müsse man keine Stunde mehr verlieren, das sei von der höchsten Wichtigkeit*). Da die Eidgenossen ihren Bund mit Frankreich geschlossen, sei kein Zweifel, daß jetzt der ganze von ihm geworbene Haufe sich an dem Angriffe beteiligen werde; König Franz könne sie nun sofort in seinen Sold nehmen. Carpi war nach dieser ja doch ganz unzweideutigen Aeußerung des Papstes voll der allerbesten Hoffnung; er sah die Lage im günstigsten Lichte. Doch mahnte er König Franz zur schleunigsten Erklärung über die Besoldung der Schweizer und das Bündnis mit Venedig**).

Auch am 13. Mai konnte Graf Carpi noch sehr Erfreuliches melden. Die Schweizer Hauptleute, schrieb er, hätten sich allerdings zu nichts mehr herbeigelassen, als daß sie den Papst und den Kirchenstaat gegen jedermann verteidigen würden; sie seien auch bereit, an die Grenze Neapels vorzurücken;

*) Que estant ainsi, il ne se devroit perdre temps une heure a commancer lentreprise. Car cestoit le point de la plus grande importance.

**) Carpi's Schreiben vom 8. Mai.

überschreiten würden sie dieselbe aber erst, wenn sie von ihren Oberen die Erlaubnis dazu erhielten*). Ueber des Königs letzten Brief habe er mit dem Papste noch nicht eingehend reden können, weil derselbe ein kleines Purgirmittel genommen. Aber er könne versichern, daß der heilige Vater fest und unerschütterlich an den mit König Franz getroffenen Abreden halte und gegen ihn so gut gesinnt sei, daß man nichts Besseres wünschen könne**), trotz der etwa von Rafael de' Medici überbrachten Anerbietungen des Kaisers, seiner Verurteilung Luthers und der Praktiken und Schliche Don Manuels, der in Verzweiflung sei, daß er nichts von dem, was er wünsche, erlangen könne, und die Ankunft Rafaels, auf die er große Hoffnungen gesetzt, ihm nichts genutzt habe.

Verzweifelt war nun Manuel gerade nicht, aber verdrießlich genug fand er die Situation in der That. Als Rafael angekommen, schreibt er dem Kaiser am 12. Mai, habe sich der Papst bereit erklärt, das Defensivbündnis abzuschließen; als

---

*) Aus den Schweizer Akten ist über diese Verhandlung des Papstes kein ganz klares Licht zu gewinnen. Fest steht danach, daß der Papst Ende April einen Versuch machte, die Hauptleute dafür zu gewinnen, daß, wenn sie auf dem Gebiete des Kirchenstaates mit den Spaniern in Kampf kämen und Gott ihnen den Sieg gäbe, daß sie dann den geschlagenen Feind aufs neapolitanische Gebiet verfolgten. Die Hauptleute erklärten, sie hätten dazu keine Gewalt und müßten darum an ihre Oberen schreiben (Meldung der Hauptleute, Rimini den 23. April. Eidgen. Absch. IV, 1 A S. 34). Die Eidgenossen erwiderten am 4. Mai auf dieses Schreiben und das entsprechende Gesuch des Bischofs von Pistoja, ihre Knechte sollten nicht über die Grenzen des päpstlichen Gebietes hinaus und namentlich nicht gegen Verbündete geführt werden (ebendas.). Obwohl nun, als die Hauptleute in Rom ankamen, diese Weisung noch nicht dort sein konnte, findet sich doch in den verschiedenen Berichten, welche die Hauptleute während des Mai in die Heimat schickten (Absch. S. 46, Strickler, Aktensammlung 1, 20 ff), nicht die leiseste Spur, daß der Papst in Rom sein früheres Ansinnen wiederholt habe. Ob daraus freilich gefolgert werden darf, daß der Papst auch nicht mit einzelnen Hauptleuten darüber geredet habe?

**) Que nostre tres saint Pere persevere ferme et sans en rien varier es choses accordees entre vous et est de si bon vouloir envers vous, que lon ne pourroit desirer mieulx.

dann aber seiner Forderung gemäß die Artikel aufgesetzt worden, habe er die Sache hinausgeschoben, und als Manuel sich darüber beschwert, habe er peremtorisch erklärt, das defensive Bündnis werde er nicht annehmen, weil ihm dasselbe nachteilig, sei aber zu einem Offensivbündnis mit dem Kaiser und England bereit. In der That habe er dann mit dem Papste die einzelnen Artikel eines solchen Angriffsbündnisses formuliert; man habe sich vollkommen geeinigt, der Papst den Tag zur Unterzeichnung bestimmt. Als er nun aber an diesem Tage zum Papste kam, fing derselbe eine lange Unterredung an, deren Schluß war, er wolle an einem anderen Tage unterzeichnen. Und so schob er die Unterzeichnung einen Tag nach dem anderen hinaus. Bald wurde Manuel klar, daß er seinen Sinn geändert habe, höchst wahrscheinlich aus Schrecken über das Bündnis, welches die Franzosen mit den Schweizern abgeschlossen zu haben behaupteten. In den letzten drei Tagen hatte es Manuel klüger gefunden, den Papst gar nicht zu sehen, weil er fürchtete, es könne einen offenen Bruch geben, aber durch andere Personen die Verhandlungen fortführen lassen. Das Resultat war die Erklärung des Papstes, wenn es wahr sei, daß Frankreich ein Bündnis mit den Eidgenossen abgeschlossen, wolle er den Vertrag nicht unterzeichnen. Manuel fügte hinzu, leider habe der Papst keine große Meinung von des Kaisers Macht*). Dieser müsse ihm daher Angst machen, durch Abschluß des Bündnisses mit England, durch Trennung der Eidgenossen von Frankreich und dadurch, daß er Verhandlungen mit Frankreich anknüpfe und dafür sorge, daß die Nuntien in Frankreich davon erfahren. Er seinerseits habe dem Vicekönig von Neapel geschrieben, er solle seine Armee nahe an die Grenze des Kirchenstaates vorschieben und den

*) Dazu hatte der kürzlich angekommene neue Gesandte Englands das Seinige beigetragen. Wolsey arbeitete überhaupt dem Kaiser in Rom möglichst entgegen, indem er den Papst bat, neutral zu bleiben.

Feinden des Papstes im Königreiche ausgesuchte Freundlichkeit zeigen. Der Kaiser möge den Nuntien erklären, da der Papst das Bündnis nicht unterzeichnen wolle, so werde er auf den allgemeinen Frieden der christlichen Fürsten hinarbeiten. Das werde sicher „ein Floh im Ohr des Papstes sein"*).

Am 15. Mai glaubte Manuel etwas Günstigeres berichten zu können. Der Papst hatte ihn Tags zuvor gebeten, nur noch einige Tage zu warten, bis er positiv wisse, wozu sich die Schweiz gegen Frankreich verpflichtet habe. An eben diesem 14. hatte Carpi, von dem Gradenigo schrieb, ohne seinen Rat thue der Papst nichts, eine lange Unterredung mit ihm über die letzten Briefe des französischen Königs. „Seine Heiligkeit," schreibt Carpi, „hat alles sehr gut gefunden und ist sehr erfreut gewesen, von all den guten Anstalten und Vorkehrungen zu hören, die Ihr auf allen Seiten getroffen habt, um ohne Aufschub zur Ausführung der Unternehmungen zu schreiten, welche Seine Heiligkeit durchgeführt zu sehen wünscht; darin ist er so fest und entschlossen wie möglich." Besonders freue sich der Papst über die gute Antwort in betreff des Bündnisses mit Venedig. Wenn dasselbe abgeschlossen sei, müsse alles sehr gut gehen. Der Papst werde dann sofort alle nötigen Erklärungen geben, „damit Ihr die Reiterei und das Fußvolk, das Ihr im Herzogtum Mailand habt, in Bewegung setzen könnt zur Vereinigung mit den päpstlichen Truppen, welche bereit sein werden, um ins Königreich einzurücken". Auch die vom Papste gedungenen Schweizer würden schon mitmachen, wenn sie sähen, daß es gut gehe; „denn ihre Natur, meinte der Papst, ist so, daß sie gern gewinnen und sich zu denen halten, welche im Vorteil sind". Sie könnten dann wohl jene hinderliche Klausel so auslegen, daß ein Angriff auf Neapel keinen Angriff auf das Haus Oesterreich bedeute, da es kein österreichisches Erbland sei, wohl aber die Kirche eine volles Recht

*) Bergenroth 2, 347 ff.

auf dasselbe habe. Die Schweizer liebten derartige Hinterthüren. Er hoffe, alles werde trefflich gehen.

Darauf begann der Papst von dem zu reden, was ihm Rafael de' Medici überbracht. Der Kaiser habe ihm die schönsten Anerbietungen und die besten Worte und Entschuldigungen geschickt, daß er sich in der Vergangenheit nicht gut aufgeführt habe, in Zukunft aber wolle er sich durchaus vom Rat des Papstes leiten lassen, sich ganz in seine Hand geben; er bitte, daß er ihn wie ein guter Vater aufnehme. Denn er habe beschlossen, Seine Heiligkeit solle ebensowohl das Reich, seine Königreiche und Herrschaften regieren, wie den Papat und den Kirchenstaat. Zum Schlusse bitte er ihn, das defensive Bündnis sofort abzuschließen und ihm die Investitur mit Neapel zu geben. Danach möge ihm der Papst in allen Dingen seine Absichten und Wünsche eröffnen, er werde sie alle ohne Ausnahme erfüllen. Nach den Reden und der Instruktion Rafaels komme es ihm vor, der Kaiser habe andere Dinge im Sinne; da er ihm aber nie etwas habe bewilligen wollen, versuche er es mit der Defensivallianz allein, weil er glaube, die sei am leichtesten zu erreichen. Wenn er, der Papst, auch das abschlage, werde er wohl klar sehen, daß er andere, wichtigere Dinge nicht erlangen könne. Der Papst fuhr fort: da Rafael und Manuel sähen, er wolle mit dem Kaiser nichts abschließen trotz aller seiner Anerbietungen und der Erklärung des katholischen Königs gegen Luther, von der sie ein gewaltiges Aufheben machten, als wäre das ein großes Mysterium von höchster Bedeutung gewesen, wofür der Papst dem katholischen Könige sehr verpflichtet sei, so hätten sie den starken Verdacht gefaßt, daß Seine Heiligkeit böse Absichten habe und zum Angriff auf Neapel neige, aber auf eigene Rechnung, wenn auch mit französischer Unterstützung. Carpi erwiderte auf diese merkwürdige Expektoration des heiligen Vaters, die Demut und Nachgiebigkeit, welche der Kaiser jetzt an den Tag lege, beweise keineswegs, daß derselbe jetzt von besseren Absichten beseelt sei,

sondern nur, daß er von der Not dazu getrieben werde, weil seine Geschäfte überall schlecht gingen, der Bruch mit Frankreich eingetreten sei und er fürchte, daß es mit den Schweizern ihm Neapel nehme.

Am 17. ließ der Papst Carpi abermals rufen. Ueber das zwischen ihnen geführte Gespräch liegt des Grafen Bericht vor, in dem er, wie er sagt, dasselbe „Wort für Wort" wiedergibt. Nach ihrer letzten Unterredung, begann der Papst, sei Manuel zu ihm gekommen und habe ihn auf eine sehr auffallende Art bestürmt: er wolle nicht länger mit Worten hingezogen werden, die ihn wie seinen Herrn täuschten; er wolle „ganz klar" wissen, ob der Papst seines Herrn Forderung (die Investitur mit Neapel und das Defensivbündnis) bewillige; er fordere ein einfaches Ja oder Nein, damit der Kaiser danach seine Entschlüsse fassen könne. Er habe das alles in stolzer Sprache mit sehr bösen Mienen gesagt. Darauf der Papst: über die Investitur wolle er noch nachdenken. Das Bündnis sei, wie er schon zehnmal erklärt, unnötig, da noch die alte mit Maximilian und Ferdinand geschlossene Allianz in Kraft stehe. Manuel: da die Verhandlungen über Neapel schon zwei Jahre gedauert, habe der Papst doch Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken. Papst: über so wichtige Dinge könne man nie genug nachdenken. Uebrigens hoffe er einen allgemeinen Frieden herbeizuführen. Darauf habe denn Manuel gedroht, der Kaiser werde mit Frankreich anknüpfen und das für den Papst üble Folgen haben. Der Papst habe die Miene angenommen, das nicht zu verstehen, sondern gesagt, er könne sich nur darüber freuen, wenn der Kaiser mit Frankreich in guter Freundschaft lebe. Darauf habe Manuel plötzlich den Ton geändert und leise und vertraulich gesagt, es würde für den Papst doch besser sein, wenn er sich mit dem Kaiser zu einem guten, gerechten und verständigen Kriege verbände, der ihm einen sicheren Gewinn brächte. Der Kaiser sei fest entschlossen, mit dem Papste ein Offensivbündnis zu schließen, um die Fran-

zosen aus Italien zu entfernen, den Herzog von Bari oder eine andere dem Papste genehme Persönlichkeit nach Mailand zu setzen, dem Papste Parma und Piacenza mit allen Rechten zu geben, ihn auch sonst in allem, was er wünsche, zu unterstützen. Die Antwort des Papstes habe darauf gelautet: das sei gerade die rechte Zeit, solche Pläne zu machen, wo sich Frankreich mit der Schweiz verbunden, wo er selbst mit Frankreich auf dem besten Fuße stehe und er selbst ihm Parma und Piacenza gegeben habe. Da der Papst auf alle von Manuel weiter vorgebrachten Gründe immer bei derselben Erklärung geblieben sei, habe zuletzt der Spanier in heftigem Zorn gerufen, er wisse alles ganz genau, der Papst hege böse Absichten gegen seinen Herrn, er werde es demselben melden. Damit sei er zornglühend fortgegangen.

Wenn man mit dieser farbenreichen Erzählung des Papstes die Depesche Manuels vom 22. Mai vergleicht, so sieht man wohl, wie erfinderisch die Phantasie Leo's war. Noch deutlicher erhellt das aus dem, was der Papst Carpi noch weiter zu erzählen hatte. Hieronymus Adorno, fuhr er fort, der intime Freund Manuels, habe nach jenem Gespräch an den die Geschäfte führenden Sekretär des Kardinals de' Medici geschrieben: Manuel sei ganz verzweifelt und schicke einen seiner Diener an den Kaiser mit den schlimmsten Depeschen von der Welt. Carpi fährt fort: „Das, sagte der Papst, habe er mir alles mitteilen wollen, damit ich ihm riete und es Euch schriebe und Euch in seinem Namen bäte, da die Sachen soweit gekommen und er fast vor dem offenen Bruche mit diesen Leuten stände, daß Ihr alles beeilt, um zur Ausführung zu kommen, da es nicht länger möglich sei, zu dissimulieren“*). Carpi suchte den Papst damit

*) Vous priant de sa part, puisque les choses estoient jusques la et quil estoit presque a la rompture ouverte avec ces gens, faire dilligentes toutes choses pour venir a lexecution des affaires, puisquilz ne se peuvent plus longuement entretenir en dissimulation et couventure.

zu beruhigen, Manuel habe nur alle Künste aufbieten wollen, um ihn auf die Probe zu stellen. Aber der Papst wußte noch mehr: fast noch mehr als Manuel fürchte er dessen Anhänger an seinem Hofe. Einer derselben habe jenem Sekretär geschrieben: jetzt sei die Zeit gekommen, wo der Papst durch den Kaiser alles erreichen könne, was er wolle; „wenn er die Gelegenheit zu benützen wüßte und dieses gute Kind, den Kaiser, in die Arme nähme, könnte er die ganze Welt regieren; wenn er das aber nicht thäte, würde er es sehr bald bereuen"*). Zum Schlusse bemerkte der Papst, am 15. habe er den Schweizern ihren dritten Sold gezahlt, bis zum 20. müsse er sich entschließen, ob er sie verabschieden wolle; es bringe ihn in die größte Verlegenheit, daß von König Franz noch immer keine Antwort da sei; Carpi möge den Abend doch wieder zu ihm kommen, denn er müsse einen Entschluß fassen.

Wie lange befand er sich schon in dieser peinlichen Lage einen Entschluß fassen zu müssen und nicht zu können! Wir wissen, wie gereizt er längst gegen Frankreich war, von dem er seine großen Dienste nicht genügend anerkannt und belohnt glaubte. Wenn er nun erwog, wie lässig dieses Frankreich die großen Chancen des letzten Jahres gegen den Kaiser ungenutzt gelassen hatte, so konnte er wohl erwarten, daß die Dinge in Zukunft für den Kaiser sich noch günstiger gestalten würden. Die letzten Erfolge desselben am Reichstage kannte er noch nicht; daß er aber das Ereignis von Villalar, den vollständigen Zusammenbruch der Comuneros, diese große Wendung der spanischen Dinge, denen er mit Recht immer die höchste Bedeutung beigelegt hatte, spätestens Mitte Mai

*) Et quil seroit le maistre et celuy qui gouverneroit tout le monde, sil savoit connoitre loccasion et embrassast ce bon enfant lempereur (propres parolles) et ses affaires le recueillant en son sein. Daß der köstliche Ausdruck ce bon enfant lempereur nicht von einem Anhänger des Kaisers stammt, sondern die Schätzung des Papstes ausdrückt, mit dessen Erfindung wir es ja in dieser ganzen Erzählung zu thun haben, wird wohl niemand bezweifeln.

erfahren habe, läßt sich nicht bezweifeln. Wenn nun der Kaiser trotz der spanischen Empörung sich behauptet hatte, wieviel stärker stand er jetzt da! Und da beging Frankreich den Frevel, in seinem Bündnis mit den Eidgenossen den gehaßten Herzog von Ferrara in die Reihe seiner Alliierten aufzunehmen! Das gab, soviel wir sehen können, den Ausschlag. „Die Franzosen," schreibt Manuel am 22. Mai, „haben den Papst dadurch beleidigt, daß sie Ferrara in das Bündnis mit den Schweizern aufgenommen haben." Und Carpi berichtet am 29. Mai, Manuel habe dem Papst eine Abschrift des von Frankreich mit der Schweiz abgeschlossenen Vertrages gezeigt, in den der Herzog von Ferrara aufgenommen sei. Der Papst habe das nicht glauben wollen. Aber seitdem seien mehrere Abschriften des Vertrages nach Rom gekommen, welche mit der von Manuel dem Papste vorgelegten übereinstimmten. Der Papst sei davon sehr peinlich berührt, zumal aus Frankreich so lange keine Briefe gekommen seien. Der Papst sage ihm zwar, er glaube den Abschriften nicht; wenn es sich aber wirklich so verhielte, daß Ferrara in das Bündnis Frankreichs mit der Schweiz aufgenommen sei, so müsse sich der König sehr beeilen, den Papst zufrieden zu stellen.

Es war zu spät. An demselben 29. Mai konnte Manuel die wichtige Nachricht melden, der Papst habe ihm durch Rafael de' Medici den von ihm unterzeichneten Bündnisvertrag geschickt und Giovanni Matheo Ghiberti, jener einflußreiche Sekretär des Kardinal Medici, habe vor seinen Augen das päpstliche Siegel darunter gedrückt. Manuel seinerseits unterzeichnete ein zweites Exemplar mit dem Versprechen, der Kaiser werde die Ratifizierung in fünfundzwanzig Tagen senden. Manuel beschwört den Kaiser um rasche Entscheidung. Die Fürsten, welche große Dinge vollbracht, seien Männer von rascher That gewesen. Wie Rafael de' Medici denselben Tag dem Kaiser schrieb, war der Papst noch immer nicht ohne Bedenken. Er meine, sich durch den Vertrag ganz vom Kaiser abhängig zu

machen, er fürchte, dieser könne ihn betrügen. Er fürchtete vor allem Frankreich. Deshalb drang er in Manuel, der Vertrag müsse geheim gehalten werden, bis die Zeit zum Angriff auf Frankreich gekommen sei. Diesen Angriff ersehnte er mit der größten Ungeduld. Gegen Mailand, äußerte er Manuel Anfang Juni, müsse das Unternehmen sofort begonnen werden. Für einen Handstreich gegen Genua hatte er demselben bereits vor acht Tagen Geld gegeben. Er fühlte sich nicht sicher, ehe der Kaiser vollständig, unwiderruflich mit Frankreich gebrochen. Er drang in ihn, persönlich in Frankreich einzufallen, damit König Franz nicht nach Italien kommen könne, England zu gewinnen und die Eidgenossen durch den Kardinal von Sitten bearbeiten zu lassen.

Der Papst hielt den Abschluß des Vertrages mit dem Kaiser so geheim als möglich. Fast den ganzen Juni hindurch gelang es ihm, Gradenigo zu täuschen. Erst am 28. erklärte er demselben, Frankreich wolle ihm seine Städte nehmen, er werde sich verteidigen und mit dem Kaiser Freundschaft schließen *). Carpi hatte aber alsbald den Umschlag gemerkt oder gar vom Papste erfahren. In Bezug auf Ferrara teilte er durchaus die Empfindungen desselben, da er sich von Herzog Alfons ebenso gekränkt und verkürzt fühlte wie dieser. Man möchte fast meinen, er habe einen Moment für Frankreich nichts mehr thun wollen, sobald er dessen Verbindung mit seinem Feinde erfahren. Denn am 2. Juni finden wir ihn zu unserer großen Ueberraschung im Bade Pozzuoli bei Neapel. Auf Rat der Aerzte, schreibt er dem König, habe er sich dahinbegeben müssen. Spätestens am 31. Mai muß er Rom verlassen haben. Aber schon am 14. Juni ist er wieder dort. Er schreibt an diesem Tage König Franz eine lange Erklärung des unglücklichen Ausganges seiner diplomatischen Campagne. Zu seinem höchsten Erstaunen, beginnt er, habe er erst jetzt

*) Sanuto 30, 322.

des Königs Brief vom 19. Mai erhalten, obwohl das Paket von Mailand ab durch einen seiner Leute besorgt sei und er lange vorher einen Brief der Königin-Mutter von demselben Datum bekommen habe, welcher den ihres Sohnes ankündigte. Obwohl nun die Dinge so übel ständen, daß sich wohl nichts mehr machen lasse, habe er doch nach reiflicher Ueberlegung für das Beste gehalten, dem Papste den Brief mitzuteilen, damit er den guten Willen des Königs sehe, alle mit ihm getroffenen Verabredungen durchaus zu erfüllen. Nachdem er den Brief gelesen, sagte der Papst über den Vertrag mit Venedig: „Wollte Gott, der Vertrag wäre abgeschlossen worden, dann würden die Dinge nicht geworden sein, wie sie sind!" Aber nach seinen Nachrichten aus Venedig hätte er nicht glauben können, daß es dem Könige mit dem Vertrage Ernst sei. Dann gab es eine sehr lange Erörterung über die Besoldung der Schweizer, deren Uebernahme der König ablehnte, weil ihm der Krieg in Navarra und an der flandrischen Grenze so große Kosten verursachte, der doch auch im Interesse des Papstes geführt werde. Das stellte dieser durchaus in Abrede. Was der König über diesen Punkt schreibe, sei überhaupt nichts anderes als eine schlechte Ausrede. Er wisse sehr wohl, wie es eigentlich zusammenhänge; denn verschiedene abgefangene Briefe enthielten den Beweis, daß mehrere Räte des Königs den Bruch mit der Kurie gewünscht hätten.

Der König hatte geschrieben, wenn der Papst von den großen Anerbietungen Manuels geredet, so habe er deren auch erhalten, er sei vom Kaiser sicherlich nicht weniger bestürmt worden, als der Papst. Dieser entgegnete darauf, er habe trotz aller Verlockungen Manuels unerschütterlich Stand gehalten, den König jedesmal von den Anerbietungen seines Gegners unterrichtet. Da er aber die zuverlässige Kunde erhalten, daß man ihn geringschätzig behandle und auf einige kleine Leute (d. h. Ferrara) mehr Rücksicht nehme als auf ihn, da habe er den Entschluß gefaßt, Partei zu nehmen und für

seine Interessen zu sorgen*). Das Gespräch wandte sich jetzt auf die Kaiserwahl, indem der Papst behauptete, er habe nie einen Wunsch des Königs abgelehnt, immer mehr gethan, als derselbe begehrt, so ganz besonders beim Wahlkampfe. Wenn die französischen Agenten mit der Thätigkeit seiner Gesandten nicht ganz zufrieden gewesen wären, so könne sich das nur auf den letzten Moment beziehen, wo doch alles für König Franz verloren gewesen. Uebrigens sei die Absicht des Papstes selbst da noch eine andere gewesen.

Alle Streitigkeiten der letzten Jahre wurden wieder durchgenommen. Zuletzt sagte der Papst: „da niemand wissen kann, wie es sich in Wahrheit mit den Differenzen zwischen dem Könige und mir verhält, so bitte ich Gott, er möge Richter darüber sein.“ Der wisse, wie gute Absichten er stets gegen den König gehegt bis zu dem Augenblick, wo er habe erkennen müssen, daß man ihn getäuscht und gering geschätzt**). Jetzt noch darüber zu disputieren, habe keinen Sinn. Als Carpi einwarf, so weit seien die Dinge doch wohl noch nicht, daß sie sich nicht mehr redressieren ließen, rief der Papst, sie seien nur zu weit. In seiner großen Liebe zum Könige habe er lange, lange gewartet, aber zuletzt habe er es nicht mehr ertragen können. So habe er sich gezwungen gesehen, „sich zum Knechte eines anderen zu machen und sich in seine Hände zu geben, wo er von Herzen Euch angehört habe“; einen Streich der Verzweiflung zu begehen und zu handeln, wie die Franzosen, die gewöhnlich die Vergangenheit vergäßen und nur an die Gegenwart dächten. „Es ist wahr,“ schreibt Carpi, „er schien mir in großem Verdruß und Nachdenken zu sein, in größerem, als ich es je bei ihm bemerkt“. Niemand hätte

*) Mais que voyant certament quon se mocquoit de luy et quil estoit tenu plus compte daucunes petites gens que de luy, il delibera prendre party et pourveoir a ses affaires.

**) que ay congneu que estoye abuse et que lon se mocquoit de moy, dieu men punisse.

im Februar und März eine solche Wendung des Papstes für möglich gehalten.

Denken wir an die Zeit des Wahlkampfes zurück, an die leidenschaftlichen Bemühungen des Papstes, den König von Neapel an der Erlangung der römischen Königswürde zu hindern, so verstehen wir, daß es ihm schwer wurde, den Kaiser jetzt im Besitze Neapels anzuerkennen und ihm seinen Beistand zu leihen, damit er noch mehr das werde, was Leo immer im höchsten Grade gefürchtet hatte. Ein abschließendes Urteil über sein Verfahren wird ja erst dann möglich sein, wenn seine Korrespondenz mit den Nuntien in Frankreich und die Akten der französischen Politik aus diesen Jahren vorliegen, von denen wir bis jetzt so gut wie nichts kennen. Soweit wir aber heute sehen, stand die päpstliche Politik jetzt noch tiefer als vor zwei Jahren. Man kann sagen, der Papst, der sich nur als Herr des Kirchenstaats fühlte, konnte in der That kaum in die Vereinigung der neapolitanischen und römischen Krone willigen. So gut die großen Päpste des Mittelalters als weltliche Gebieter den besten Grund hatten, die Festsetzung der staufischen Kaiser in Unteritalien mit allen Mitteln zu bekämpfen, so folgte auch die weltliche Politik Leo's einer richtigen Fährte, wenn er einen Kaiser, dessen Macht wahrlich an seine größten Vorgänger im Mittelalter erinnerte, nicht als gefährlichen Nachbar dulden wollte. Was hatte ihn jetzt von dieser Linie verdrängt? War etwa Karl Ende Mai 1521 weniger zu fürchten, als im Frühling 1519? Vielmehr stand er jetzt schon in einer Bedeutung da, welche sich damals nicht erwarten ließ. Mit einer merkwürdigen Sicherheit war seine Politik durch die schwierigsten Verwicklungen, durch die peinlichsten Notlagen auf immer das gleiche Ziel wahrhaft kaiserlicher Stellung geleitet worden. Wie es mit den politischen Fähigkeiten des jungen Kaisers bestellt war, konnten damals vielleicht auch scharfsinnige Beobachter noch nicht erraten. Corner verliert in seiner Relation kein Wort über die geistigen Gaben des Kaisers. Wenn ihn der

Papst für ein „gutes Kind" hielt, so meinte er damit vielleicht, daß Karl in seinem katholischen Eifer die politischen Vorteile nicht wahrnehme, wie er könne. Aber diesem Kinde standen Männer zur Seite, vor denen ein Leo wohl Angst haben durfte. Oder hatte ihn je ein Diplomat in die Enge zu treiben verstanden wie Manuel?

Also die weltliche Politik der Kurie, welche von allen kirchlichen Interessen, von allen großen Aufgaben der christlichen Gemeinschaft so vollständig absah wie Leo X. es that, mußte Karl jetzt, wo sie ihm die Hand reichte, viel mehr fürchten als vor zwei Jahren, wo sie ihn leidenschaftlich bekämpfte*). Was den Papst trotz alledem bestimmt haben mag, sich mit dem Kaiser zu verbinden, wird am besten der Wortlaut des Vertrages lehren, welcher das sehr auffallende Datum des 8. Mai trägt, da an diesem Tage, wie die darin übereinstimmenden Berichte Manuels und Carpi's beweisen, der Papst von einem derartigen Akt noch weit entfernt war.

Wie der Vertrag im Druck vorliegt**), beginnt er mit einer langatmigen und pathetischen Erörterung über die Pflicht des Papstes und Kaisers, Frieden und Ruhe in der Christenheit zu erhalten, da Gott sie zu den „höchsten Gewalten" derselben eingesetzt hat, dem sie für ihre Leitung verantwortlich sind. Aber „die zügellose Begierde einiger Fürsten und die Wut, mit der sie ihren besonderen Vorteil verfolgen", hat sie gegen alle guten Ermahnungen taub gemacht, welche Papst und Kaiser, die wahren Häupter der Christenheit, an sie gerichtet, um die vereinigten Kräfte aller christlichen Völker gegen die Türken zu verwenden. Papst und Kaiser für sich haben diese Zuchtlosigkeit nicht bändigen können. Da habe denn der allmächtige Gott in Karl einen Kaiser erhoben, der mit einer Macht, wie sie niemand in vielen Jahrhunderten besessen, mit

*) Vgl. die Ausführungen von Brosch, Geschichte des Kirchenstaats 1, 58.
**) Dumont, Corps diplomatique t. 4 part. 3 p. 98 ff. nach Luenig, Codex Italiae diplom. t. 1 p. 1 col. 167 f.

seiner Seelengröße, Glaubenstreue und Ergebenheit gegen den heiligen apostolischen Stuhl die größte und sicherste Hoffnung auf glückliche Zeiten geweckt. Ihm reicht der Papst zur Herstellung des Friedens, zur Bekämpfung der Irrtümer und zum allgemeinen Krieg gegen die Türken die Hand zu ewiger Freundschaft und unverletzlichem Bündnis.

Wenn aber der allgemeine Friede hergestellt werden soll, müssen die Ursachen des Krieges beseitigt werden, welche sämtlich aus den Verhältnissen Italiens entstanden sind. Einmal handelt es sich um die Begierde der Franzosen, Mailand und Genua zu besitzen und von da aus ganz Italien zu beherrschen; sodann um die dem heiligen Stuhl zugefügten Schädigungen und Kränkungen. Zur Beseitigung dieser beiden Uebelstände, zur Herstellung des allgemeinen Friedens in der Christenheit und ihrer Führung gegen die Türken, haben Papst und Kaiser folgendes Bündnis miteinander geschlossen:

Beide haben dieselben Freunde und Feinde; sie garantieren sich gegenseitig, was sie besitzen und was ihnen rechtmäßig zukommt. Der Kaiser hat beschlossen, Mailand und Genua in den gebührenden Zustand herzustellen, damit er vermöge seiner kaiserlichen Würde als ihr wahrer Herr anerkannt werde. Der Papst wird ihn dabei unterstützen. Beide werden zusammen 16000 Schweizer werben und zur Hälfte die Kosten tragen. Der Kaiser wird sobald als möglich Franz Sforza zum Herzog von Mailand, Antonio Adorno zum Dogen von Genua einsetzen, welche ihn dafür als ihren wahren und obersten Herrn anerkennen und ihm wie dem Papste die angemessenen Kriegskosten (Sforza binnen 4 Monaten nach seiner Einsetzung 150000 Dukaten) zahlen müssen. Der Kaiser wird den Papst in alle rechtmäßigen Besitzungen zurückführen und ihm zunächst, sobald die Franzosen aus Mailand vertrieben sind, wenn sie sich auch noch in einigen Kastellen behaupten, Parma und Piacenza zurückgeben mit Verzicht auf alle Rechte und Ansprüche des Reichs. „Da es klarer als das Licht ist“, daß Ferrara dem heiligen Stuhl

gehört, wird der Kaiser den Papst in der Wiedergewinnung desselben unterstützen. Der dreizehnte Artikel gibt über die Art und Zeit der Kriegführung gegen Ferrara so genaue Bestimmungen, wie sie sich in dem ganzen übrigen Vertrage nicht finden. Der Kaiser übernimmt den Schutz und die Verteidigung des Papstes und des ganzen Hauses Medici, besonders des Vicekanzlers Kardinal de' Medici gegen alle Widersacher. Ebenso wird er Florenz in seine Obhut nehmen und Siena, über das er zwar sich „volles Recht" vorbehält, unter dem Schutze des Papstes und der gegenwärtigen Regierung belassen. Da dem Papste, sagt Artikel 16, viel mehr an den geistlichen Dingen und der Erfüllung seiner Hirtenpflicht liegt, als an den Dingen der Welt, viele aber mit ihrer Verblendung und Bosheit den christlichen Glauben und den heiligen Stuhl antasten, so verspricht der Kaiser, daß er gegen diese Bösen alle seine Macht aufbieten und die dem heiligen Stuhl angethanen Beleidigungen rächen wird, als wären sie ihm selbst widerfahren. Wenn der Kaiser nach Italien kommt, um die Krone zu empfangen, wird ihn der Papst mit aller Gunst und Freigebigkeit aufnehmen. Er wird ihn ebenso mit allen weltlichen und geistlichen Waffen unterstützen, so oft er Krieg gegen Venedig unternimmt. Die Schweiz und England sollen in diesem Bündnis einbegriffen sein. Der Schlußsatz enthält über die Ratifizierung des Vertrages Bestimmungen, welche zeigen, daß dieses der Vertrag ist, welchen Manuel am 29. Mai mit der Unterschrift des Papstes erhielt und seinerseits unterzeichnete.

Mit diesem Vertrage war aber das Resultat der Verhandlungen noch keineswegs erschöpft. Die neapolitanische Frage wurde in einem besonderen Instrumente geregelt, dessen Ausfertigung Manuel am 4. Juni meldete. „Der Papst", schreibt Gradenigo am 29. Juni, „hat Manuel für den Kaiser die ganz unbedingte Investitur mit Neapel verliehen. Der Kaiser wird ihm dafür einen jährlichen Census von 7000 Dukaten zahlen, in Zeiten der Teuerung eine bestimmte Menge Getreide nach

Rom senden und zwei Galeeren für den päpstlichen Dienst rüsten. Diesen Morgen hat der Papst den Pakt durch Annahme des Zelters vollzogen und zwar, ohne die Rechte des Allerchristlichsten, wie das sonst üblich war, vorzubehalten." Außer den 7000 Dukaten für den Papst wurde dem jungen Alessandro, dem Sohne Lorenzo's, ein Grundbesitz in Neapel zugesagt, welcher jährlich 10000 Dukaten abwerfe. Durch anderweitige Abmachung wurde für den Kardinal Medici gesorgt. Heinrich VIII. hatte ihm eben das Bistum Worcester mit 5000 Dukaten Einkünften übertragen. Karl sicherte ihm 10000 Dukaten auf das Erzbistum Toledo zu und das Protektorat über Spanien*).

Vermutlich hatte König Franz dem Papste in Neapel mehr verheißen, als ihm der Kaiser jetzt gab. Wer aber bürgte dafür, daß der König in die Lage kommen werde, sein Wort zu halten? Die 17000 Dukaten, welche der Kaiser versprach, waren sicher. Daß sich Frankreich zur Rückgabe von Parma und Piacenza verstanden habe, ist nicht zu denken. Und nun Ferrara! Auf Ferrara konzentrierte sich seit Jahren, wie wir gesehen haben, die eigentliche Leidenschaft des Papstes. Ferrara war eine Hauptquelle des Zerwürfnisses mit Frankreich. Wie oft auch König Franz die Miene annehmen mochte, hierin dem Papste gefällig zu sein, schließlich entschied er sich für Alfons gegen Leo, darin hauptsächlich von Venedig beeinflußt. Das konnte der Papst nicht verzeihen, weder Frankreich noch Venedig. Die Republik hatte nicht nur Ferrara gegen ihn gedeckt, sondern kürzlich auch dem Herzog von Urbino eine Zuflucht gewährt. Dafür mußte die Signorie gezüchtigt werden. Der Papst versprach, den Kaiser, welcher soeben (3. Mai) seine lange Differenz mit Venedig durch einen Vertrag beigelegt und dafür 20000 Dukaten erhalten hatte, in einem künftigen Kriege gegen Venedig mit allen Mitteln zu unterstützen. Würde endlich Frankreich

---

*) Berichte Manuels vom 4. Juni, 2. und 13. Juli. G. de Leva, Storia documentata di Carlo V. 2, 64.

bereit gewesen sein, seine alte Partei in Florenz dem Hause Medici preiszugeben?

Das Interesse des Hauses Medici hatte vor drei Jahren den Papst in die Arme Frankreichs geführt: dasselbe Interesse verband ihn jetzt mit dem Kaiser. Damals hatten diesen Interessen wichtige Erwägungen der allgemeinen weltlichen Politik der Kurie zur Seite gestanden. Jetzt gewann allerdings der Kirchenstaat auch neben den Medici; die Erwerbung von Parma, Piacenza und Ferrara verlieh ihm eine bedeutsame Ausrundung und Befestigung; er erreichte im Norden fast überall die Po-linie. Aber was bedeutete dieser Gewinn neben dem Ungeheuren, daß der Papst dem Kaiser, den er im unbedingten Besitze Neapels bestätigte, die Hand bot zur völligen Vertreibung der Franzosen aus Italien, zur Einsetzung in die Oberlehnsherrschaft über Mailand und Genua? Leo X. hatte seine Politik von 1518 und 1519 völlig auf den Kopf gestellt, nicht aus weitreichenden Erwägungen des weltlichen Interesses der Kurie, welches der Alleinherrschaft des Kaisers und der Spanier in Italien mit aller Macht entgegenstrebte, sondern aus Verdruß über Fraukreich, aus der „zügellosen Begierde“ nach Ferrara und der „Wut, mit der er seinen besonderen Vorteil“ verfolgte.

Am 31. Mai hatte der Kaiser Worms verlassen. Den Abend kam er, den Rhein hinunterfahrend, in Mainz an. Hier endlich erreichte ihn die Botschaft, daß die Comuneros bei Villalar geschlagen seien, alle Städte bis auf Segovia und Toledo sich unterworfen hätten. Der Connetable hatte einen Ritter mit der Nachricht an den Kaiser geschickt, derselbe war aber in Frankreich festgehalten worden, so daß die wichtigen Posten erst über Antwerpen in des Kaisers Hand kamen. Am 2. Juni erhielt er in Mainz die Nachricht, daß der Graf von Nassau einen festen Platz Roberts von der Mark, Messincourt, genommen habe und daß der anfangs von den Franzosen mit so glänzenden Erfolgen geführte Krieg in Navarra sich bereits

gegen sie gewendet habe. Er hatte eine mehrstündige Besprechung mit Sickingen über Aufstellung eines großen Heeres. Man erzählte von ihm die Aeußerung, entweder werde der König von Frankreich ihn vernichten oder er sich zum Herrn Europa's machen*).

Bis Köln fuhr der Kaiser den Rhein hinab. Auf dem Wege von da nach Brüssel erreichte ihn der Kurier Manuels mit dem Vertrage vom 29. Mai. Für den Kaiser hatte derselbe in jeder Weise den höchsten Wert. Er, der wahrhaft katholische König, der Kaiser im höchsten mittelalterlichen Sinne, konnte seine großen Ziele nur Hand in Hand mit dem Papste erreichen. Daß er ihn nach so langem und schwerem Ringen dem französischen Rivalen entrissen, mußte ihn mit stolzer Zuversicht erfüllen. Und wohin er seine Blicke richtete, auf Spanien, Deutschland, anf die jetzt wieder völlig unterworfenen österreichischen Gebiete, auf Italien, überall hatten die letzten Monate die überraschendsten Erfolge gebracht. Der junge Herr durfte mtt Zuversicht sagen: Plus oultre.

*) Depeschen Contarini's aus Mainz vom 1. und 3. Juni.

Anhang.

Ueber Machiavelli's Principe.

(Zu Seite 324 ff.)

Meine Ansicht über Machiavelli's Principe weicht in wesentlichen Punkten so sehr von der heute fast allgemein herrschenden ab, daß ich die Notwendigkeit empfinde, sie eingehend zu begründen.

Villari führt in seiner Uebersicht über die Litteratur, welche sich an den Principe geknüpft hat, eine wesentlich neue Auffassung desselben mit Recht auf Ranke zurück, welcher sich vor sechzig Jahren in seiner für die historische Wissenschaft überhaupt Epoche machenden Untersuchung über neuere Geschichtschreiber besonders mit dieser Schrift beschäftigte*). Merkwürdigerweise meint er, man habe dabei nur die erste 1824 erschienene Ausgabe der Ranke'schen Abhandlung zu berücksichtigen, da die zweite Ausgabe von 1874 wesentlich unverändert geblieben sei, essendo di pochissimo valore le modificazioni introdottevi. Vermutlich hatte der verdiente Biograph Machiavelli's diese zweite Ausgabe noch nicht gesehen, als er das schrieb, da der erste Blick lehrt, daß Ranke gerade den Abschnitt über den Principe in der zweiten Auflage wesentlich erweitert hat.

Ranke schreibt, nachdem er geschildert, wie Machiavelli durch die Ereignisse des Jahres 1512 seine Stellung in Florenz eingebüßt und ein trauriges, einsames, beschäftigungsloses Leben auf seinem Landsitze geführt: „An den langen Abenden (es war im Dezember 1513) kehrte er jedoch zu den Studien zurück, die ihn

*) Villari, Machiavelli e i suoi tempi 2, 444 ff.

am meisten beschäftigt hatten ... Durchdrungen von dem Unglück, welches die Unsicherheit und Schwäche der Staatsgewalten über das damalige Italien gebracht hatten, suchte er bei den Alten zu erforschen, worauf ihre Handlungsweise und ihre Größe beruht habe. Er fragte sie gleichsam und empfing, wie er erzählt, ihre Antworten. Er ging dabei mit einer Arbeit über das Fürstentum um ...; wie ein Fürstentum erworben, verstärkt und behauptet oder auch verloren werde, das war die vornehmste Frage, die er sich zu beantworten suchte, und zwar geschah das nicht ohne eine auf den Moment bezügliche Absicht." Ranke schildert darauf, wie die Medici gerade damals den Versuch gemacht, ein neues Fürstentum in Florenz zu gründen. Zuerst sei Giuliano, Leo's X. Bruder, der Träger dieser neuen Gewalt gewesen; zunächst habe Machiavelli sein Buch für diesen bestimmt. Darauf aber habe Giuliano Florenz verlassen und Lorenzo, des Papstes Neffe, sei an seine Stelle getreten, den dann Leo zum Generalkapitän von Florenz ernannt. Dieser Lorenzo sei mehr und mehr dahin gekommen, seine Herrschaft auf die Waffen, auf eine starke Miliz zu stützen. An die bedeutende Stellung, welche er dadurch gewonnen, mehr aber noch an die Macht Leo's X. hätten sich dann noch andere Aussichten geknüpft, die „Idee einer Entfernung der Fremden aus Italien: wie ihm (Leo) so vieles andere gelungen war, so hielt man ihn für fähig, Mailand sowohl wie Neapel und die Besitzungen der Kirche und Toskana zu vereinen". Dabei wäre auch dem Neffen des Papstes, Lorenzo, eine große Stellung zugefallen, besonders wenn es ihm gelungen, eine eigene Kriegsmacht aufzustellen. „An diesen Lorenzo nun," fährt Ranke fort, „richtete Machiavell sein Buch über den Fürsten, eben in der Epoche, als alles auf der einen Seite noch mit dem Gefühl des Druckes, dem man unterlag, und auf der anderen mit der Hoffnung, sich desselben auf immer zu entledigen, erfüllt war. Das Buch ist unter dem Gesichtskreis entstanden, der im Jahr 1514 vorwaltete. Noch lebten Maximilian und Ferdinand, noch waren die Franzosen von Italien ausgeschlossen. Aber man trug sich wohl mit dem Gerücht, daß zwischen den großen Mächten eine förmliche Teilung Italiens verabredet werde. Dem setzte sich dann die Hoffnung entgegen, in dem Hause Medici eine Macht entstehen zu sehen, welche die Unabhängigkeit Italiens wiederherzustellen fähig sein würde"*).

*) Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber S. 161 ff.

Vergleichen wir mit dieser Darstellung, was wir von Machiavelli selbst über die Entstehung des Principe wissen. In einem Briefe vom 10. Dezember 1513 an Francesco Vettori, welcher damals Florenz bei der Kurie vertrat, schreibt er: io ho ... ***composto un opuscolo de Principatibus***, dove io mi profondo quanto io posso nelle cogitazioni di questo subietto, disputando che cosa è principato, di quali spezie sono, come e' si acquistano, come e' si mantengono, perchè e' si perdono; e se vi piacque mai alcun mio ghiribizzo, questo non vi dovrebbe dispiacere; e ad un principe, e massime ad un principe nuovo, dovorebbe essere accetto; però io lo indirizzo alla Magnificenza di Giuliano. Filippo Casavechia l'ha visto; vi potrà ragguagliare della cosa in se e de' ragionamenti ho avuti seco, ancorchè tuttavolta io lo ingrasso e ripulisco*). Vettori antwortet darauf am 24. Dezember 1513: Voi mi scrivete ... che havete composta certa opera di stati. Se voi me la manderete, l'harò chara ... et quando l'harò vista, dirò mia oppenione, del presentarla al magnifico Juliano o no, secondo mi parrà. Infolge dieser Zusage sendet Machiavelli einen Teil des Principe an Vettori, der ihm am 18. Januar 1514 schreibt: Ho visto e' capitoli dell' Opera vostra, e mi piacciono oltre a modo; ma se non ho il tutto, non voglio fare iudicio resoluto**).

Diese Aeußerungen Machiavelli's und Vettori's lassen keinen Zweifel darüber, daß der Principe am 10. Dezember 1510 bis auf die letzte Revision vollendet war und daß Machiavelli Anfang Januar 1514 bereits einen Teil der Reinschrift an Vettori schickte. Man kann deshalb nicht mit Ranke sagen: „Das Buch ist unter dem Gesichtskreis entstanden, der im Jahre 1514 vorwaltete." Wenn man nicht folgendes einwenden will, was ja Ranke nahe legt, wenn auch nicht ausspricht: das Buch, welches Machiavelli im Dezember 1513 bereits geschrieben hatte, dachte er Giuliano de' Medici zu widmen; das Buch, welches wir lesen, hat er Lorenzo de' Medici gewidmet. Wenn, was Ranke annimmt, richtig ist, daß der Principe einen bestimmten Moment im Auge hatte, auf eine bestimmte Situation der Medici berechnet war, so muß die Schrift um so mehr wesentliche Veränderungen erfahren haben, als zwischen Giuliano und Lorenzo

*) Opere di Niccolò Machiavelli. Italia 1813. 8, 96.

**) Diese Briefe Vettori's hat zuerst Villari im Anhange zu seinem zweiten Bande S. 533 und 538 mitgeteilt. Ranke kannte sie also noch nicht.

de' Medici eine starke Verschiedenheit des Charakters und Strebens bestand*).

Villari ist der Ansicht, Machiavelli habe geschwankt, ob er Giuliano sein Buch widmen solle, bis dieser im Jahr 1516 gestorben; erst dann habe er es Lorenzo dediziert. Während aber Villari (S. 368) mit recht nachdrücklicher Zustimmung Machiavelli's Brief vom 10. Dezember 1513 über die Entstehung des Principe citiert, entwickelt er wenige Seiten vorher (S. 365) eine ganz entgegengesetzte Meinung. Anfang 1515, sagt er, hätten sich die Medici mit dem Plane getragen, Giuliano zum Herrn von Parma, Piacenza, Modena und Reggio zu machen, ein Plan, über den sich Machiavelli in einem Briefe an Vettori vom 31. Januar 1515 mit Ausführungen geäußert hat, welche allerdings gewisse Grundgedanken des Principe in frappanter Weise wiederholen. Da questa lettera, fährt dann Villari fort, chiaro apparisce che il disegno di fondare uno Stato nuovo in Parma e Modena, o altrove, per darlo a Giuliano, fu il fatto che *suggerì ed ispirò il concetto del Principe*. Also erst die Pläne, welche die Medici zu Anfang des Jahres 1515 hegten, inspirierten Machiavelli zur Abfassung einer Schrift, von welcher er bereits am 10. Dezember 1513 sagt, er habe sie geschrieben. Aber auch diese Meinung, daß eine ganz bestimmte politische Konstellation zu Anfang des Jahres 1515 Machiavelli zur Abfassung seiner Schrift veranlaßt habe, hält Villari nicht fest. Denn nachdem er S. 365, wie oben angeführt, den Principe aus dem Plan der Medici, für Giuliano einen Staat am Po zu schaffen, hat hervorgehen lassen, meint er S. 368 f., aus dem Briefe vom 10. Dezember ergebe sich klar, daß Machiavelli den Principe nicht für die Medici und im Hinblick auf eine bestimmte Situation geschrieben habe, ma solo meditando sulla storia e sulla natura del soggetto che trattava, raccogliendo i resultati della sua lunga esperienza. Quando poi l'ebbe finito, pensò che poteva cavarne partito, dedicandolo ad essi.

Die Argumentation Ranke's steht in einem festeren Zusammenhange, nur daß dieser Zusammenhang entweder zu Machiavelli's Io ho composto vom 10. Dezember 1513 und zu Vettori's Antwort vom 18. Januar 1514 übel paßt, oder daß, wenn wir annehmen, der Lorenzo gewidmete Principe sei ein anderer gewesen

*) Vgl. die Bemerkungen des venezianischen Botschafters bei der Kurie über beide. **Albèri**, Relazioni II, 3, 51.

als der im Dezember 1513 bereits fertige, wir mit ganz anderem Recht und Nachdruck sagen können, der Principe sei aus den Verhältnissen hervorgegangen, wie sie im Januar 1515 bestanden, als, er sei „unter dem Gesichtskreis entstanden, der im Jahre 1514 vorwaltete".

Da wir außer den angeführten Aeußerungen Machiavelli's und Vettori's vom Dezember 1513 und Januar 1514 über das Schicksal des Principe nichts wissen, nicht, wann er ihn Lorenzo de' Medici widmete*), nicht, ob dieser die Widmung annahm, so müssen wir sehen, was wir aus jenen wenigen Worten und der Schrift selbst entnehmen können. Und da scheint denn doch zunächst das sich zu ergeben, daß sie nicht für einen bestimmten politischen Moment, auch nicht eigentlich für die Medici geschrieben, sondern aus einem wesentlich anderen Zusammenhange hervorgegangen sei. Vor allem spricht das Machiavelli selbst in jenem Briefe vom 10. Dezember unzweideutig aus. Er hat sich, sagt er, in die verschiedenen Arten der Fürstenherrschaft vertieft, wie sie erworben, erhalten und verloren wird; einem Fürsten, fährt er fort, besonders einem neuen Fürsten müsse eine derartige Untersuchung angenehm sein; però io lo indirizzo alla Magnificenza di Giuliano. Und weiterhin schreibt er in demselben Briefe, er habe mit seinem Freunde Filippo beraten, ob es zweckmäßig sei, dieses sein Werkchen den Medici zu widmen oder nicht. Die Not seiner Lage treibe ihn dazu, durch die Medici Beschäftigung zu suchen. Wenn sie seine Schrift läsen, würden sie sehen, daß er sich fünfzehn Jahre lang nicht umsonst mit Staatsangelegenheiten beschäftigt habe und daß seine Erfahrungen ihnen nützlich werden könnten. Würde er sich so ausgedrückt haben, wenn er die Schrift für Giuliano geschrieben, mit Bezug auf einen bestimmten Moment für ihn geschrieben hätte? Könnte er jetzt erst

*) Wir werden nur sagen können, daß er die Widmung an ihn geschrieben haben wird, ehe Lorenzo Herzog von Urbino wurde, also vor dem August 1516; denn sonst würde die Anrede wohl nicht einfach lauten: Al magnifico Lorenzo di Piero de' Medici. Uebrigens ist zu bemerken, was dem Fleiße Villari's entging, daß der Kardinal de' Medici am 14. Februar 1515 Giuliano nachdrücklich warnen ließ, Machiavelli in seinen Dienst zu nehmen. Von Florenz sei die Nachricht gekommen, er habe es gethan, aber non è il bisogno suo, nè il nostro. Scriveteli per mia parte, sagte er zu seinem Sekretär Ardinghelli, che io lo conforto ad non si impacciare con Niccolò. (Archiv. stor. it. III, 19, 231.) Im Februar 1515 stand also Giuliano noch an der Spitze von Florenz.

erörtern, ob es wohl passend sei, die Schrift den Medici zu widmen, wenn er sie von vornherein für den praktischen Gebrauch derselben bestimmt hätte? Wenn das der Fall war, mußte er seine Erkundigungen einziehen, ehe er anfing zu schreiben.

Mit diesen Aeußerungen Machiavelli's steht der Inhalt der Schrift selbst in vollster Harmonie. Nirgends nimmt sie auf einen bestimmten politischen Moment Bezug, sagt nirgends, was da nun im einzelnen zu thun sei. Sie hält sich immer im allgemeinen, wenn auch dieses Allgemeine sozusagen die italienische Farbe trägt, den damaligen Zustand Italiens zur Folie hat. Sie vertieft sich in weitläufige Erörterungen über Vorgänge der antiken Geschichte, sie stellt Betrachtungen an über die Politik spanischer und französischer Könige, aus denen ja allerdings ein damals lebender Fürst im allgemeinen viel lernen konnte, welche aber doch auf eine konkrete politische Aktion keinen direkten Bezug hatten. Wie wäre auch Machiavelli in der Einsamkeit des Landlebens, ohne jede genauere Kenntnis von den Absichten und Beziehungen der Medici imstande gewesen, für sie gewissermaßen ein politisches Memoire zu entwerfen, ihnen Ratschläge zu geben, wie das und das bestimmte politische Ziel mit den und den bestimmten politischen Mitteln erreicht werden könne? Machiavelli war in der praktischen Politik erfahren genug, um zu wissen, daß er mit allgemeinen Betrachtungen und historischen Reminiscenzen, wie sie seine Schrift enthielt, nicht auf eine konkrete politische Situation einwirken könne.

Wenn wir uns nun aber weiter in der Schrift umsehen, so geraten wir in einen anderen noch ernsteren Widerstreit mit Ranke. „Machiavelli hat", sagt dieser, „den Principe für Lorenzo abgefaßt: einen Rat, wie er mächtig, wie er der Herr und danach der Befreier von Italien werden könne"*). Das letzte Kapitel spreche diese patriotisch italienische Tendenz ganz unverhohlen aus.

Wir haben in den Briefen Machiavelli's mannigfache Proben, wie er zu der Zeit, als er den Principe schrieb, politische Fragen zu erörtern pflegte, vor allem in jenem ausführlichen Schreiben, mit dem er die Frage Vettori's vom 3. Dezember 1514 beantwortete, wie sich der Papst unter den gegenwärtigen Konjunkturen verhalten solle, wo man einen neuen Angriff der Franzosen auf Italien erwartete**). Auch hier muß Machiavelli, da er von den

*) S. 171.

**) Opere 8, 126 ff.

augenblicklichen Absichten der Mächte nicht genau unterrichtet ist, mit den allgemeinen Ansichten operieren, welche er aus früheren Erfahrungen von ihrer Tendenz und ihrer Macht gewonnen hat; aber diese der praktischen Präcision notwendig ermangelnde Argumentation geht doch den konkreten Anforderungen einer bestimmten Situation ganz anders auf den Grund, als dies im Principe irgendwo auch nur versucht wird. In jenem Schreiben prüft Machiavelli, wie Frankreich, England, Spanien, die Schweiz, der Kaiser, Venedig zu einander stehen, welches wohl ihre Absichten gegeneinander und in betreff Italiens sein mögen, über welche Streitmittel sie voraussichtlich werden verfügen können und was das vermutliche Resultat für den Papst sein wird, wenn er sich mit der einen oder der anderen Partei verbindet. Im Principe findet sich keine Spur einer derartigen Erörterung. Hätte Machiavelli dem Lorenzo de' Medici einen Rat geben wollen, wie er mächtig werden könne, so hätte er ihm darlegen müssen, wie er sich zu den verschiedenen italienischen Staaten, zu Venedig, den Herzögen von Urbino, Ferrara und Mailand, zu Genua, Siena, Mantua, vor allem aber, wie er sich zu Spanien, Frankreich und der Schweiz verhalten solle. Denn wer damals eine italienische Macht aufrichten wollte, der mußte über sein Verhältnis zu den italienischen Nachbarn und den genannten auswärtigen Mächten im klaren sein. Nicht eine einzige dieser Fragen wird im Principe auch nur berührt. Wir wissen genau, welche Chancen sich den Medici damals boten, ihre Macht zu erweitern, und worauf ihre Absichten vornehmlich gerichtet waren. Sie wünschten den Herzog von Urbino zu berauben, was ihnen ja im Sommer 1516 wirklich gelang; sie wünschten dem Herzoge von Ferrara dasselbe Schicksal zu bereiten. Sie warfen begehrliche Blicke auf Siena und Neapel. Wenn Machiavelli Lorenzo de' Medici einen Rat geben wollte, wie er mächtig werden könne, so mußte er ihm auseinandersetzen, wie er den Herzögen von Urbino und Ferrara am besten beikomme, wie er etwa Venedig oder Mailand, wie er vor allem Spanien und die Eidgenossen dafür interessieren könne. Waren diese Erwerbungen gelungen, war das päpstliche oder das mediceische Gebiet bis an den Po erweitert, so ließ sich dann die größte, die eigentlich entscheidende Frage ins Auge fassen, wie Neapel den Spaniern entrissen werden könne.

Wir wissen, daß sich die Gedanken der mediceischen Päpste immer und immer wieder mit Neapel beschäftigt haben. Aber

niemals ist es ihnen in den Sinn gekommen, eine Eroberung Neapels ohne französischen Beistand ins Auge zu fassen. Und dieser französische Beistand war selbstverständlich nicht zu gewinnen, ohne daß Frankreich der entsprechende Lohn in Italien in Aussicht gestellt wurde, ja er war gar nicht möglich, ohne daß Frankreich vorher in Italien wieder festen Fuß gefaßt hatte. Wollten also die Medici mit Frankreichs Hilfe Neapel erwerben, so mußten sie ihm vorher Mailand wieder zu gewinnen behilflich sein. Diese Kombination hat während des Jahres 1515 und dann, wie wir sahen, in den Jahren 1519 bis 1521 langwierige Verhandlungen zwischen der Kurie und König Franz herbeigeführt; sie ist später unter Clemens VII. abermals wiederholt erörtert worden, um dann noch oft wiederzukehren. Aber niemals hat ein Papst die Hand nach Neapel ausstrecken können, ohne sich Frankreichs versichert zu haben.

Wenn also Machiavelli, wie Ranke meint, Lorenzo einen Rat geben wollte, wie er „der Befreier von Italien werden könne", so mußte er ihm vor allen Dingen die Möglichkeit nachweisen, die Spanier aus Unteritalien zu vertreiben, ohne daß sich vorher die Franzosen von neuem in Oberitalien festgesetzt hätten. Wenn Machiavelli im Dezember 1514 für den Papst alle Chancen der auswärtigen Beziehungen möglichst eingehend erörterte, wo es sich nur darum handelte, ein Gutachten darüber abzugeben, wie sich der Papst in einem etwa bevorstehenden Kriege zwischen Frankreich und Spanien verhalten solle, so mußte er natürlich da, wo er, wie Ranke meint, Lorenzo aufrief, Italien von den Barbaren zu befreien, diese Dinge in den Vordergrund der Diskussion rücken. Nun aber finden wir in den ersten fünfundzwanzig Kapiteln des Principe zwar sehr interessante Erörterungen über die auswärtige Politik Ludwigs XII. von Frankreich oder Ferdinands des Katholischen, aber nicht die leiseste Andeutung darüber, wie derjenige, welcher sich zum Herrn und Befreier Italiens erheben sollte, seine Stellung zu den verschiedenen Mächten zu nehmen habe. Seit zwanzig Jahren war keine irgend erhebliche Veränderung in Italien ohne sehr fühlbare Einwirkung des Auslandes eingetreten. Auch Cesare Borgia hätte seine Erfolge niemals ohne den Beistand Frankreichs gewinnen können. Mit diesem Cesare beschäftigt sich Machiavelli auf das eingehendste, da er ihn ja als das beste Muster preist, welches die modernen Zeiten für einen neuen Fürsten darbieten. Er kann nicht umhin zu erwähnen, wie ihm Frankreich bei seinem Unternehmen behilflich gewesen sei. Aber in seinem

Gemälde spielt doch diese Einwirkung Frankreichs eine bescheidenere Rolle, als es in Wirklichkeit der Fall war. Cesare, rühmt Machiavelli, wußte sich auch von Frankreich unabhängig zu machen. Aber er konnte es doch nur mit Hilfe der Spanier. Machiavelli findet in dem gesamten Verhalten Cesare's nur das zu tadeln, daß er nach seines Vaters Tode nicht die Wahl Julius' II. verhindert habe: er hätte die Wahl eines Spaniers durchsetzen müssen. Eines Spaniers! Da Cesare in seinen Augen das Ideal war, dem der neue Fürst nacheifern mußte, so sollte man erwarten, wenn sein neuer Fürst die Aufgabe hatte, Italien zu befreien, Machiavelli würde wenigstens angedeutet haben, wie Cesare dieses große Ziel hätte erreichen können, wenn ihn nicht ein unvorhergesehenes Mißgeschick zu Falle gebracht hätte. Machiavelli berührt diesen Punkt nicht nur nicht, er legt dem Leser nicht einmal den Gedanken nahe, daß Cesare je so Großes habe ins Auge fassen können. Alle seine übrigen Erörterungen sehen vollkommen davon ab, wie der neue Fürst sich im Verhältnis zu den Mächten zu benehmen habe, welche längst die Schicksale Italiens bestimmten. Man sollte meinen, nach seiner Ansicht sei für einen italienischen Fürsten das Ausland gar nicht da. Blickt man dann in seine gleichzeitige Korrespondenz und findet ihn da fast nur mit den Beziehungen Italiens zum Auslande beschäftigt, so wird der Principe geradezu unverständlich, wenn man an der Ansicht festhält, er hätte Lorenzo de' Medici zur Befreiung Italiens aufrufen sollen. Ob irgend jemand, wie Ranke sagt, Leo X. für fähig gehalten habe, „Mailand sowohl wie Neapel und die Besitzungen der Kirche und Toskana zu vereinigen", weiß ich nicht; Machiavelli hing jedenfalls derartigen Träumen nicht nach. Sonst würde er jene oft erwähnte Antwort an Vettori, jenen wirklichen Rat für Leo X. durchaus anders abgefaßt haben.

Aber wir müssen noch weiter gehen. Machiavelli ignoriert im Principe nicht nur die wesentlichste und schwierigste Aufgabe eines Befreiers Italiens; auch seine positiven Lehren haben mit einem „Herrn und Befreier von Italien" nichts zu thun. Der Fürst, den Machiavelli im Auge hat, ist kein großer nationaler Herrscher, sondern ein italienischer Dynast nach der Art jener Zeit, dem es gelungen, sein Gebiet etwas zu vergrößern. Man lese nur das dritte Kapitel, wo Machiavelli von einem Staate spricht, der durch Eroberung eines der gleichen Nationalität angehörenden Gebietes erweitert worden ist. Ein solches Gebiet zu behaupten, sagt er,

ist leicht, besonders wenn es nicht an Freiheit gewöhnt war; „um es sicher zu besitzen, genügt die Ausrottung des Fürstengeschlechtes, dem es früher gehörte". Im fünften Kapitel bespricht er dann, wie mit einem an Freiheit gewöhntem Lande zu verfahren sei. „Wer der Herr einer Stadt wird," sagt er, „welche daran gewöhnt ist, frei zu leben, und sie nicht zerstört, der möge darauf gefaßt sein, von ihr abgethan zu werden." Er führt das weiter aus, wie die Erinnerung an die alte Freiheit das Volk nicht wird zur Ruhe kommen lassen, wie weder die Länge der Zeit noch Wohlthaten imstande sein werden, jene Erinnerung auszulöschen. Wie groß man sich nun auch die Unmenschlichkeit Machiavelli's vorstellen mag, ist es denkbar, daß er diesen Rat einem Manne gegeben haben würde, der nach seiner Ansicht die Aufgabe hatte, sich zum Herrn und Befreier Italiens zu machen? Ueber die Ruinen wie vieler Städte hätte dieses Ungeheuer hinwegschreiten müssen, um ein verwüstetes Italien zu befreien?

Diese Stelle führt uns auf eine weitere Betrachtung. Machiavelli sagt im Eingange des fünften Kapitels, es gebe drei Wege, um neu erworbene Länder zu behaupten, welche daran gewöhnt seien, in Freiheit nach ihren Gesetzen zu leben. Il primo è rovinarli; l'altro andarvi ad abitare personalmente; il terzo lasciarli vivere con le sue leggi, traendone una pensione, e creandovi dentro uno stato di pochi che te lo conservino amico. Für das eine und das andere Verfahren biete die Politik der Spartaner und Römer Beispiele. Die Spartaner hätten, nachdem sie Athen und Theben erobert, dort eine von ihnen abhängige Oligarchie eingesetzt und nichtsdestoweniger beide Städte wieder verloren. Die Römer dagegen hätten, um das Gebiet von Capua, Karthago und Numantia zu behaupten, diese Städte zerstört und dadurch ihren Zweck erreicht. Sie hätten versucht, Griechenland nach Art der Spartaner zu behaupten, indem sie ihm die Freiheit und seine eigentümlichen Gesetze gelassen: es sei ihnen aber nicht gelungen. Sie hätten sich genötigt gesehen, viele Städte in jener Provinz zu zerstören, um sie zu behaupten. „Denn in Wahrheit gibt es keinen anderen sichern Weg als die Zerstörung." Das sind die Erfahrungen, auf welche Machiavelli seine Lehre stützt. Er sieht überhaupt das Altertum als unbedingt maßgebend für die Gegenwart an. Was die Römer in fremden Ländern thaten, mit denen sie keinerlei innere Beziehung verknüpfte, welche ihnen in allem, in Stamm, Sprache, Religion, Bildung, absolut fremd

waren, das stellt Machiavelli seinem Fürsten ohne weiteres als Muster hin. Man hat wohl gesagt, Machiavelli habe das Mittelalter auf dem Gebiete der Politik begraben, die moderne Zeit begründet. In einigen Beziehungen ist das nicht unrichtig. Aber man muß doch die wesentliche Einschränkung hinzufügen: er hat versucht, die moderne Politik schlechthin auf das römische Altertum zu stützen und sie aufzubauen, als wenn die Grundmauern der modernen Welt, das Christentum und die enge Verwandtschaft der civilisierten Nationen, nicht existierten. Er hat kein Bedenken getragen, in seinem so konstruierten abstrakten System in einigen Punkten sogar über die Unmenschlichkeiten hinauszugehen, zu denen selbst die furchtbarsten seiner Zeitgenossen gegriffen. Cesare Borgia hat wohl seine alten Bundesgenossen ermordet, aber doch nie Städte zerstört. Wie abstrakt, ohne Gedanken an unmittelbare Befolgung seiner Lehren, aber Machiavelli räsonniert, tritt hier noch in einer anderen Hinsicht frappant hervor. Wenn er sein Buch für Lorenzo de' Medici als eine praktische Anweisung schrieb, so enthielt dieses fünfte Kapitel nicht mehr und nicht weniger als die Aufforderung an denselben, Florenz zu zerstören. Denn darum zunächst und hauptsächlich handelte es sich doch, zumal im Jahre 1514, für die Medici, sich im Besitze von Florenz zu behaupten, wo die Gewöhnung der Bürger an die Freiheit in der That, wie die Folge lehrte, eine große Schwierigkeit bildete. Wird jemand glauben, der Florentiner Machiavelli hätte im Ernst die Medici zu solcher That ermahnen wollen?

Im achten Kapitel beschäftigt sich Machiavelli mit dem geistlichen Fürstentum, speciell mit dem Papsttum in sehr lehrreicher und geistvoller Weise, die aber dem Verständnis der Schrift wieder eigentümliche Schwierigkeiten bereitet. Wenn er den geistlichen Fürsten nachrühmt: „sie allein haben Staaten und verteidigen sie nicht, sie allein haben Unterthanen und regieren sie nicht"; wenn er meint, diese geistlichen Staaten würden von Gott, nicht von menschlicher Weisheit gelenkt, es würde deshalb anmaßend sein, darüber zu reden, so liegt darin eine so bittere Ironie, daß man nicht recht begreift, wie Machiavelli einen solchen Passus in einer Schrift habe lassen können, mit welcher er sein Glück bei den Medici machen wollte. Außerordentlich schmeichelhaft für Leo X. klingt dagegen der Schluß des Kapitels: er habe den Kirchenstaat in höchster Macht überkommen, und man dürfe hoffen, wenn seine Vorgänger ihn mit den Waffen groß gemacht, daß er ihn mit seiner

Güte und seinen sonstigen unendlichen Tugenden grandissimo e venerando machen werde. Leo also sollte mit der Politik Lorenzo's nichts zu thun haben? Er sollte nur con la bontà ed infinite altre sue virtù walten? Und doch sollte Lorenzo, der in seiner ganzen Existenz von dem Oheim abhing und abhängig blieb, Italien befreien? Lorenzo sollte das thun, und Machiavelli deutet hier, wo er von dem pontificato potentissimo der Medici spricht, nicht einmal an, daß dieser mächtigste Pontifikat Lorenzo eine unvergleichliche Hilfe für sein großes nationales Werk bieten werde?

Ich denke, niemand wird das Gewicht dieser Gründe gegen die von Ranke zuerst aufgestellte und heute zu fast allgemeiner Herrschaft gelangte Auslegung des Principe verkennen. Sie hat in der That nur eine Stütze, das sechsundzwanzigste Kapitel der Schrift. Dieses enthält ja allerdings den unzweideutigen Aufruf zur Befreiung Italiens von der Herrschaft der Barbaren. Sagt es aber auch, wie diese Befreiung herbeigeführt werden könne? Es verweist auf das Beispiel von Moses, Cyrus und Theseus. Diese großen Männer, sagt Machiavelli, hätten der Sklaverei oder der Zerrissenheit ihres Volkes bedurft, um ihre Seelengröße, ihren Heldenmut kundzuthun: Italien seufze unter schwererer Sklaverei als die Juden und Perser, unter ärgerer Zerrissenheit als die Athenienser, es ersehne seinen Befreier. „Ganz Italien," ruft er, „ist voll Verlangen und bereit, einem Banner zu folgen, wenn es nur jemand ergreift." War das wirklich Machiavelli's Ansicht? Am 10. August 1513 hatte er Vettori geschrieben: „Was die Vereinigung (unione) der Italiener angeht, so macht Ihr mich lachen, zuerst, weil hier nie eine Einigkeit für etwas Gutes zustande kommt; und wenn sich selbst die Häupter einigen, so reicht das nicht aus, weil wir keine Soldaten haben, die einen Pfennig wert sind, die Spanier ausgenommen; zweitens, weil die Glieder nie mit den Häuptern einig sind" *). Ganz dieselbe Ansicht von der Unmöglichkeit, die Italiener unter einen Hut zu bringen, spricht er in dem oben erwähnten ausführlichen Schreiben vom Ende Dezember 1514 aus. Und die Geschichte gibt dem, was Machiavelli in diesen Briefen sagt, im größten Umfange recht. Was Machiavelli im sechsundzwanzigsten Kapitel des Principe von dem einmütigen Verlangen Italiens sagt, ist lediglich Phantasie. Wie eine Phantasie

*) Opere 8, 75 f.

nimmt sich überhaupt dieses Kapitel aus, nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Form nach. Während in den übrigen fünfundzwanzig Kapiteln die nüchternste und kälteste Erwägung spricht, wird der Leser hier vom Tone glühender Begeisterung überrascht, aber einer Begeisterung, die, wie das leider so oft ihr Schicksal ist, ganz ins Vage geht. Nur ein einziges Mittel (das er übrigens bereits in den vorzüglichen Kapiteln 12—14 eingehend behandelt hat, ohne da auch nur ahnen zu lassen, daß es zu so großen Dingen bestimmt sei), nur ein einziges Mittel nennt er dem künftigen Befreier Italiens: die Umbildung des Heerwesens. Das war ja freilich der Weg, der zur Befreiung Italiens betreten werden mußte. Aber konnte erwartet werden, daß die fremden Mächte die Heranbildung einer nationalen Armee, welche stark genug sei, gegen sie mit Erfolg aufzutreten, ruhig würden geschehen lassen? Piemont hat den von Machiavelli empfohlenen Weg verfolgt; es hat ihn aber Jahrhunderte hindurch verfolgen müssen, um dann schließlich doch nur durch die außerordentlichste Gunst der europäischen Verhältnisse und einen der größten Staatsmänner der neueren Zeiten sein Ziel zu erreichen, der sich auf ein wirklich in dem Verlangen nach nationaler Unabhängkeit einiges Italien stützte.

Man braucht sich nur den wirklichen Lorenzo de' Medici zu vergegenwärtigen und die wirkliche Politik Leo's X., welche jenen nährte und trug, um den Gedanken zurückzuweisen, daß Machiavelli im Ernst von diesen Medici je einen Heroismus, eine Energie erwartet hätte, wie sie neben vielen anderen Dingen die Befreiung Italiens voraussetzte. Für Lorenzo wie für Leo hat es nie einen Gedanken vom Ausland unabhängiger Politik gegeben. Nachdem sie lange zwischen Spanien und Frankreich geschwankt, ist Lorenzo im Frühling 1518 Satellit Frankreichs geworden und bis an seinen frühen Tod geblieben.

H. Leo hat im Vorwort zu seiner 1826 erschienenen Uebersetzung der Briefe Machiavelli's die Vermutung ausgesprochen, Machiavelli habe seine Schrift, als er den Entschluß gefaßt, sie nicht Giuliano, sondern Lorenzo zu widmen, „einer letzten Durchsicht unterworfen und mit jenem wunderlichen, mit dem übrigen Inhalt wenig zusammenhängenden letzten Kapitel ausgestattet". Welche Umstände Machiavelli veranlaßt haben mögen, diese warme, patriotische Phantasie einem Werke der kältesten und unbarmherzigsten Analyse anzuhängen, wird sich schwerlich je feststellen lassen. Es

kann ja einen Moment gegeben haben, in dem sich Machiavelli von einer so pathetischen Apostrophe eine Wirkung auf Lorenzo oder einen seiner mächtigen Freunde versprach. Wenn irgend ein Stück des ganzen Buches direkt für Lorenzo geschrieben worden ist, so dürfte es dieses Kapitel sein. Mit dem Grundgedanken des Principe hat es nichts zu thun.

Die Meinung Ranke's hat wohl deshalb in unseren Zeiten, welche die wirkliche Befreiung Italiens erlebt, so großes Glück gemacht, weil für uns das letzte Kapitel ein unentbehrliches Requisit ist, um die ganze Schrift zu adeln. Ihre Deduktionen sind uns unerträglich, wenn wir nicht sagen können: alle diese schrecklichen Dinge empfahl Machiavelli, weil er nur durch sie die Befreiung seines Vaterlandes zu erreichen hoffte. Dieses erhabene Ziel macht uns die fürchterlichen Mittel annehmbar, welche Machiavelli seinem Fürsten empfiehlt. Aber unsere Denkweise (es wird das zu oft vergessen) ist von der Machiavelli's und seiner Zeit grundverschieden*). Er empfand kein Bedürfnis, seine Politik durch einen großen patriotischen Zweck zu rechtfertigen. Hätte er es empfunden, so würde er die Beziehung seiner Politik zu diesem Zwecke nicht so sorgfältig versteckt haben, daß sie erst nach dreihundert Jahren entdeckt wurde. Diese Politik war ihm vielmehr das sichere Ergebnis der in seinem Leben gemachten Erfahrungen und seiner Studien des Altertums. Er kannte keinen Fürstenstaat, der nicht auf skrupelloser Anwendung der Gewalt und des Trugs ruhte. Einen auf sittliche Grundlagen gestützten Staat gab es auch für seine Gedanken nicht, da dieselben weder im privaten noch im öffentlichen Leben von sittlichen Geboten wußten. Er brachte in seinem Principe die politische Praxis seiner Zeit ungeschminkt, ja um einige grelle, dem Altertum entlehnte Züge

---

*) Wenn Schirren in einer am 5. März 1878 an der Kieler Universität gehaltenen Rektoratsrede die Behauptung aufgestellt hat, es sei verfehlt, den Principe als Ausgeburt einer bestimmten Zeit aufzufassen, da er sich vielmehr darstelle „als Bild seiner selbst, wie er ist, wie er anders nicht sein kann, wie er sein wird bis ans Ende der Tage", so glaube ich darauf nichts entgegnen zu müssen. Man denke sich nur, Fürst Bismarck, der doch wohl einen neuen Staat gegründet hat, habe 1866 die Dynastien von Hannover, Kurhessen und Nassau ausrotten, Frankfurt zerstören lassen, und man wird wissen, was man von Schirren's sehr zuversichtlich aufgestellter Hypothese zu halten hat.

verschärft, in ein System. Und er glaubte mit dieser ganz nackten Darlegung seines politischen Heidentums bei den Medici Glück zu machen, weil er in ihrem Thun nichts sah, was bei ihnen irgend welche Abneigung gegen sein System voraussetzen ließ. Wenn er sich an Giuliano oder Lorenzo de' Medici adressierte, so verstand es sich für ihn von selbst, daß deren Thun durchaus von der Billigung Leo's X. abhing. Nur durch ihn vermochten sie etwas.